Geschichte

eines

deutschen Steinmetzen

von

Friedrich Beck.

Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde in München.

Literarisch-Artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in München.

1834.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorwort.

Indem die Gesellschaft f. d. A. nachfolgendes poetische Erzeugniß eines ihrer Mitglieder in ihrem Namen der Oeffentlichkeit übergibt, ist sie verpflichtet, zugleich auch von dem Daseyn und Zwecke der Gesellschaft im Allgemeinen öffentliche Kunde zu geben. Dieselbe besteht (laut ihren Satzungen A. 1.) „aus Künstlern und wissenschaftlich gebildeten Männern, welche gemeinschaftlich die Absicht verfolgen, ihre eigne, und überhaupt die Kenntniß der deutschen, und vornehmlich altdeutschen Kunst und Literatur zu erweitern.“

Obwohl zur Erlangung dieser Kenntniß, so wie zur Erweiterung derselben das Sammeln altdeutscher Kunst- und Schriftwerke, deßgleichen solcher neuerer Werke, welche gründliche Bearbeitungen über Gegenstände deutscher Kunst und Alterthumskunde enthalten, für unerläßliche Vorbedingung erachtet wurde,

so schien es doch nicht minder wichtig und bedeutend, durch gesellschaftlichen Verkehr, durch Erörterung tiefeingehender Fragen, durch mündliche Mittheilung der gewonnenen Einsichten und Erfahrungen, und insbesondere durch freie, künstlerische und literarische Hervorbringungen der Mitglieder selbst, jene Kenntniß der germanisch-christlichen Entwicklung wahrhaft lebendig, dem Einzelnen wie dem Ganzen förderlich und fruchtbar zu machen, und zugleich eine einseitig bewahrende, den Besitz überschätzende Richtung abzuwehren.

Möge dieses genügen darzulegen, warum die Herausgabe vorliegender Erzählung, welche großentheils dem geselligen Verbande der Mitglieder und ihrem Ideenaustausche die erste Entstehung dankt, den Zwecken der Gesellschaft für angemessen befunden wurde!

D. G. f. d. A.

Erſtes Capitel.

1.

Wie Theobald zu Meister Ulrich kam.

Es begab ſich vor alten Zeiten, daß zu Köln am Rheine, als man den Dombau daſelbſt begonnen, und der Ruf von ſeiner werdenden Gröſſe und Herrlichkeit ſchon in alle Lande gedrungen war, ein Steinmetz und Werkmeiſter lebte, der Herr Ulrich hieß, und mit Gertrud, ſeiner ehlichen Hausfrau, ein kleines Häuslein bewohnte, das außerhalb des Thores unter ſchattigen Bäumen an einem Wege lag, auf dem die Kaufleute und Pilgrime zogen, ſo aus ſüdlichen Landen nach dieſer hochgelobten und weitgerühmten Stadt gelangten. Nun geſchah es einſtmal an einem ſchönen Abende vor den hohen Pfingſttagen, da man allbereits von gewohnter Arbeit feierte, daß Herr Ulrich noch auf einem Bänklein unter ſeiner Thüre ſaß, und zu eigner Luſt und Ergötzung an hübſchem Bildwerk emſiglich ſchnitzte, als ihn verworrner Stimmen Getöne, kleiner Glocken munteres Schellen, dazwiſchen Hufſchlag und Gewieher mehrerer Roſſe aufzublicken nöthigten und er einen Zug ſtattlicher Kaufherren und ihres Geleites gewahrte, der unweit ſeiner auf dem Wege ſtille

hielt. Als er nun auf die Reden der Fremden achtete, ob ein Unfall sie festhalte, oder seine Hülfe und Belehrung ihnen zu Statten komme, so vermerkte er aus ihren Ausrufungen und verwunderungsvollen Gebärden, daß sie des Anblicks der Stadt genossen, die mit dem schon mächtig hervorragenden Baugerüste des Domes, mit ihren spitzen Thürmen, hohen Dächern, Klostergebäuden, Ringmauern und Thoren, so wie mit dem in der wachsenden Abendstille stärker aufrauschenden Rheinstrome wunderbar zu schauen war. Auch erkannte Herr Ulrich bald den ältesten der Kaufherren, da derselbe schon mehrmals auf seinen Handelsreisen zu Köln verweilt hatte. „Weit bin ich gefahren in alle Welt, sprach dieser, indem er sich zu einem jüngern Gefährten wendete, doch keine Stadt wüßte ich, die sich mit Köln an Reichthum und hoher Würdigkeit vergliche. Sehr erwünscht ist mir, daß mein Geschäfte mich hieher geführt, da mir zugleich vergönnt ist, an der beglückten Stätte, welche die Reste der weisesten Könige verwahrt, andächtigen Gebets zu pflegen, verheißnen Ablaß zu gewinnen, und eine Opfergabe zu reichen, die als geringes Scherflein den Bau des köstlichen Münsters fördere, das Bischof Conradus mit großem Aufwande begonnen, und dessengleichen, wenn es vollbracht wird, die Erde selbst nicht aufzuweisen vermögen wird.“

„Dieß spracht ihr trefflich, Herr Antonio — rief Meister Ulrich, der indessen aufgestanden und dem wälschen Kaufmann grüßend näher getreten war — was auch Köln für Schätze durch seinen Handel häufen mag, so ist es doch erst jener Wunderbau, der wahrhaft den

Ruhm der Stadt für alle Zeiten sichert. Gold und Habe theilt sie mit andern Städten; auch sind es vergänglich wandelbare Güter; doch nach solch kunstreichem Werke wird man weite Reise thun, und sich daran erbauen, so Gott will, bis ans Ende dieser Zeitlichkeit."

Lächelnd erwiederte der Kaufherr: „Allzugeringe, Meister, scheint ihr von irdischem Besitzthum zu denken, und nicht zu beachten, daß jenes Gebäude, dessen Künstlichkeit ich gleichwohl schätze, nicht ohne des Hochstifts und der Gemeine Reichthum, so wie ohne die Menge der Gaben erstehen könnte, die von Kaisern und Königen, weltlichen und geistlichen Fürsten und Herren, von Begüterten und Armen an dieser gesegneten Stätte stündlich fließen. In Irrthum seyd ihr also, wenn euch geringe däucht, was eben diesen Bau erhob, und euch selber Arbeit und Nahrung beut. Ei, wie möget ihr zeitlich Gut so schnöde nennen, da euch doch bekannt, welch köstliche Verehrung an goldenen Gefäßen, unschätzbarem Edelgestein, auch Spezereien der seltensten Art, die heiligen Könige des Morgenlandes, zu deren Preis das Münster man erbaut, dem Christkinde aus fernem Asia gebracht?"

„Nicht also denke ich, entgegnete Herr Ulrich, und Alles nenne ich gut, was Gott erschaffen, wenn es der Mensch nach seinem Willen braucht; dieß aber ist nach meinem Erachten das Wichtigere und Vornehmere hiebei. Nicht mögt ihr mir deßhalb verübeln, wenn mich bedünkt, es stünde kärglich mit dem Domschatze, wäre nicht das gottesfürchtige, andächtige Gemüth, das zu solch erbaulichem Werke gerne zu spen-

den antreibt, und daß selbst dann noch aller Mammon vergeblich in des Pflegers Kasten läge, wenn nicht der künstliche Geist des ersten Werkmeisters gewesen wäre, der dieß Gebäude erfunden, und säuberlich vom Grunde aus aufs Pergament verzeichnete, so daß es selbst nach seinem Tode, wie lange Jahre es immerhin währt, genau nach solchem Riß und scharfer Visirung errichtet werden mag."

Auf diese Rede schwieg der Kaufherr, und sah den Meister bedenklich an, als habe er ihn nur halb begriffen, denn nimmer hatte er bisher gezweifelt, daß sich nicht allwärts und zu jeder Frist Werkleute zu solcher Arbeit fänden, wenn man sie lohnen könne mit gutem Solde. Unmuthig aber ward er, als ein Jüngling aus dem Gefolge, der fast Knabe mehr zu nennen war, und als Diener ein Saumroß am Zügel haltend in der Sprechenden Nähe weilte, zu Herrn Ulrich solchermaßen begann:

„Dank euch, lieber Meister, daß ihr es aussprachet, was ich schon oftmals beim Anblicke künstlichen Bau- oder Bildwerkes und im Verkehre mit andern Menschen heimlich bei mir selber überdachte. Nicht Alles erwirbt man mit Golde, und ein trefflicher Kunstgeist ist keine Waare, so allenthalben zu finden und zu erstehen ist. Will es mir doch beinahe erscheinen, als ob solch erfinderisches Vermögen eine absonderliche Gabe des Himmels sey, nur wenig Sterblichen zu eigenem und fremdem Troste zugetheilt, und als wäre nur jener in Wahrheit hiezu erkoren, der eine gewaltige innere Kraft und Lust zu solch künstlichem Wesen in sich verspürt, nicht aber aus eingebildetem Vorsatze oder

um bloßen Gewinnes willen ſich ihm ergibt. Betrachtet, wie Viele derlei Werk gänzlich mißverſtehen und verkennen, ja wie Manchen aller Sinn dafür gebricht, und ihr Auge blöd ſich zeigt, von jenen nicht zu reden, die alſo thieriſch geſchaffen ſind, daß ſie viel lieber alles Künſtliche mit rohen Händen zerſtörten. Gewiß iſt euch begegnet, daß im Geſpräche das volle Herz euch überging, bis ihr betroffen merktet, des Hörers Geiſt ſey dem verſchloſſen, was als gar begreiflich und einfältiglich euch erſchienen war. Könnte es aber wohl anders ſich verhalten, da gerade hiedurch, daß nicht Jeder ſolch ſinnig Werk vermag, es klar vor Augen liegt, daß man es höher ſchätzen müſſe, als andres, was für des Leibes Bedürfniß oder äußerliche Pracht geſchieht? Seht, dieß iſt's, was mich ſo freudig ergriffen, da ihr es ſagtet, daß an dem Münſter dort euch nicht das Höchſte dünke, was man mit Golde oder Goldeswerth daran erkauft."

Verwundert beſchaute ſich Herr Ulrich den fremden Jüngling, der mit langem blondem Haare, einfachem, faſt ärmlichem Gewande vor ihm ſtand, und mit deſſen kindlich offner Miene ein trüber Zug, der ſeinen Mund umſpielte, in kaum erklärlichem Widerſpruche ſtand. Herzlich erwiederte er jedoch ſeine Rede und ſprach: „Guter Geſelle, es ergötzt mich höchlich, bei deiner großen Jugend ſo richtiges Verſtändniß von jenen Dingen zu finden, die meines Gewerkes und täglichen Mühens ſind. Wenn ich nicht gänzlich irre, ſo haſt du ſelbſt darnach ein mächtiges Verlangen, und wohl gar dich oftmals zur Luſt darin geübt, denn meiſt geſchieht es, daß, wer recht heiße Liebe zu ſolchem

Werke trägt, ſich gerne, wenn auch mit Ungeſchick und irrer Hand, verſucht.“

Schüchtern fragend wandte ſich das Auge des Jünglings dem Kaufherrn zu, der, mürriſch mehr, als gütig, bejahend mit dem Haupte nickte. Freudig lief nun jener zu einem Roſſe, das ſeine kleine Habe trug, doch kehrte er mit zögerndem Schritte wieder, als er dem Meiſter ein Büchlein brachte, geſchmückt mit farbigem Gemählı aus bibliſchen Geſchichten, ringsum Laub- und Aſtgewinde mit Vöglein und Schmetterlingen, auch fremden Thieren, wunderſam verſchlungen; nicht minder brachte er eine Tafel herbei, von Holz geſchnitten, darauf Sant Jörg, der heilige Gottesritter, zu ſchauen war, wie er den grimmen Lindwurm mit dem Speer durchſtößt; golden ſchimmerte die Rüſtung, munter ſchien das Rößlein zu ſpringen, todwund der Drache ſich zu bäumen; auch die Königstochter ſah man fern, im Gebete angſtvoll knieend, die der Graf von Paleſtin durch ſolche That befreite. Noch Andres trug er herzu, was er in müßiger Stunde ſich zur Luſt erſonnen, ohne Lehre, aus eignem Trieb; dann lauſchte er begierig, Lob oder Tadel zu vernehmen, da er zum erſtenmal es wagte, einem Kundigen zu zeigen, was ſeinem innern Drang entquollen war.

Prüfend ſchaute Herr Ulrich Jegliches, ſchnell gewahrend, daß bei aller Unterweiſung Mangel, doch ungewöhnliches Vermögen hier im Verborgnen keime, das der Entfaltung nur bedürfe, um Meiſterliches einſt zu leiſten. Abſeits mit Herrn Antonio ſich wendend ſprach er ernſt und leiſe: „Auf welche Art auch dieſer

Jüngling euch angehöre, so ist es eure Pflicht ihn irgendwo zur Lehre zu geben, daß er dereinst ein Steinmetz, Werkmeister oder Maler werde. Ihr versündigt euch, wenn ihr dieß unterlaßt, und ihn zu Diensten brauchet, die jedweder Andere euch verrichten kann, wenn ihr ihn miethet. Gering, wohl weiß ich es, denkt ihr von meinem Handwerk, da mäßig es gelohnt wird, kein Reichthum, noch übergroße Ehre von den Menschen dabei zu hoffen ist; jedoch erwägt, daß Mancher auch auf solche Art Gott dienen müsse, gleichwie die Vöglein im Walde ihn loben mannigfalt, und nicht mit gleicher Stimme ihn preisen."

Mit Ueberraschung hörte dieß der Kaufherr, und willkommner schien ihm des Meisters Vorschlag, als dieser es erwartet hatte. „Nicht so nahe, sprach er, ist dieser Jüngling mir verbunden, und nicht so brauchbar meinen Diensten, daß ich nicht willig ihn entließe, wenn es sein Bestes fördert. Vernehmt, durch welch sonderlich Ereigniß er zu mir gelangte. Ihr wißt noch, daß fast in jedem dritten Jahre ich von Padóva in deutsche Lande ziehe mit Waare mancher Art, die aus den Morgengegenden Venezia's Schiffe bringen. Beschwerlich ist die Reise und voll Gefahr, da über das Gebirge der Weg mich führt, wo manch Raubschloß droht, manch jäher Hang die Rosse schreckt, die das Gepäcke tragen. Deßhalb bedarf ich stets des Dieners, der rüstig mich begleitet, treu die Habe schützt, und des Gewinnes beim Verkaufe mit Klugheit achtet. Ein langbewährter betrog mich endlich und entfloh. Um für die Zukunft mich vor ähnlichem Verlust zu wahren, beschloß ich im Unmuth, allein des Wegs zu

ziehen, mir selber jegliche Beschwerde aufzuladen. Da geschah's zur Winterzeit in wild einsamer Gegend des Gotthardberges, daß ein Sturm mit Schneegestöber mich überfiel, der Mann und Saumroß zu halten zwang, um in die Tiefe nicht zu stürzen, aus der ein Wildbach dumpfbrausend scholl. Mitten in solcher Schreckniß hör' ich ein kläglich Weinen, und da der Himmel wieder licht ward, die Wolke sich verzog, ersah ich einen Knaben, der auf einem Felsstück am Wege saß, und von Schluchzen unterbrochen brünstiglich zu beten schien. Mitleidig befragt' ich ihn nach seiner Heimath, wie er allein in diese Wildniß gerathe? Doch aus der verwirrten Antwort, den kindischen Begriffen, ward mir nicht mehr bekannt, als daß er einem strengen, wunderlichen Ohm in wälschen Landen entlaufen sey, und nun nicht wisse, wohin er fernerhin sich wende. Da er hungerte und fror, gab ich ihm Speise und Gewand, und ließ ihn dienend mit mir ziehen. Vielleicht, so dachte ich, kann ich ihn seinem Ohme wieder bringen, wenn ich zur Heimath kehre; vergeblich aber war mein Forschen nach diesem oder andern Angehörigen des armen, verwais'ten Knaben. Dennoch scheint er von guter Herkunft; höflich sind seine Sitten; keine niedrige Gesinnung gewahrt' ich je an ihm. Nicht Ungehorsams, nicht schlechter That kann ich ihn zeihen; fromm ist sein Gemüth und willig. Gleichwohl muß ich täglich schier ihn schelten, manchen Verlust erleid' ich durch sein Ungeschick im Handel. Unmöglich ist es, ihn den Menschen mißtrauen zu lehren, ihm den Werth des Geldes einzuschärfen; nimmer ahnt er schlimme Absicht; jeder Klügere bethört ihn leicht.

Wie oft ſchon mahnt' ich ihn, daß, wer die Welt benützen, ſie kennen, wer eignen Vortheil will, erſpähen muß, was andere als Gewinn erachten. Stets zieht ihn vom Wirklichen ein träumeriſches Weſen ab, das ihn verwirrt, zerſtreut. Bleibt ihm ein müß'ger Augenblick, ſo verbringt er ihn, wie ihr es ſelbſt geſehen, ſich verſuchend in Schilderei und Schnitzwerk, ja ſeine einzige Luſt ſcheint dieß zu ſeyn. Als Spiel und Zeitvertreib nur ließ ich es geſchehen, doch glaubt ihr, daß er ſich einſtmal redlich damit nähren könne, ſo ſey es fern, daß ich in ſeinem Glück ihn hemme."

Aufmerkſam hatte Herr Ulrich dieß vernommen, und nach kurzem Ueberlegen ſprach er: „Was ihr gerade mir erzählet, bekräftigt nur noch mehr, was ich bei mir beſchloſſen. Iſt's euch genehm, ſo ſorg' ich ſelbſt für ihn; des Lehrlings bedarf ich eben; bis zur Wanderſchaft ſoll ihm nichts Nöthiges gebrechen; nicht Erſatz verlang' ich, ich glaube ein chriſtlich Werk an ihm zu thun, deß Lohn ich jenſeits ſuche."

So heimlich ſprechend ſchied der Meiſter von dem Kaufherrn, der nunmehr laut zum Aufbruch mahnte, denn ſchon ſchwebte Dämmerung über dem Gefilde, und dunkler lag die Stadt.

Fröhlich bewegte ſich aufs neue bald der Zug, da nach des Tages Mühe Raſt und Bequemlichkeit der Herberge den Reiſenden willkommen war. Theobald aber, des Kaufherrn junger Diener, nicht ahnend was dieſer und Herr Ulrich von ihm geredet, das Saumroß, das ihm vertraut war, führend, ſang, durch den Gedanken, daß er in Kölns Thore zog, und durch den Anblick des Abendſternes, der mit funkelndem

Glanze aus dem tiefen Blau des Himmels trat, innerlichst bewegt, folgendes Lied nach einer frommen Weise halblaut vor sich hin:

Nie konnt ich hören
Von schönern Mähren,
Als wie aus Morgenlande
Drei Könige nach einem Sterne ziehen,
Und hin vor einem Kinde knieen,
Das in dem Stalle lag,
Deß eine Jungfrau pflag,
Die es der Welt zum Heil geboren.

Des Sternes Schimmern,
Der Kronen Flimmern,
Des Kindes göttlich Blicken,
Maria's überselig, holdes Neigen,
Josephi ernstlich tiefes Schweigen,
Muß ich im Geiste sehn,
Als wär' es nah geschehn;
Nicht Wunders mehr kann ich erschauen.

Will oft verzagen
Mein Herz in Klagen,
Erschreckt von Weh und Sünde,
Wird es voll Unruh und erbrauset wilde:
Da tröstest du es, Kindlein milde! —
Nun schenk' uns stille Nacht,
Bis wir am Tag erwacht,
Und dich aufs neu mit Werken loben!

2.

Was sich früherhin mit ihm begeben hatte.

Wie sehr auch Theobalds Gemüth von dem Bedürfniß der Künste erfüllt war, so kam es ihm doch bis auf diese Zeit nicht zu Sinne, nach einem Zustande zu streben, in welchem es ihm vergönnt gewesen wäre, sie ausschließend zu üben. Demuth und Ahnung ihrer höchsten Forderung, geringe Kunde und Schätzung alles bloß Aeußerlichen, dabei dankbare Anhänglichkeit an Herrn Antonio, der in hülfloser Lage sich sein erbarmt hatte, mochten hievon die Ursache gewesen seyn. Fast erschrack er deßhalb eben so sehr, als er sich freute, da dieser ihm entdeckte, welch neue Zukunft sich ihm aufthue, und ihm bedeutete, des Meisters Erbieten nicht zu verschmähen, da er doch zum Kaufmannsstande nimmermehr sich tauglich bezeigen werde. Als er aber in sich ging, und mit Flehen um himmlische Erleuchtung sich erforschte, ob nicht eitle und sündige Begier sich unter seiner Lust an künstlichen Dingen verberge, und er ohne Vorwurf seines Gewissens ihre Bahn verfolgen dürfe, so fand er, daß nicht Eigenwille ihn treibe, sondern sichtbarlich Gottes Hand ihn lenken wolle. Denn mit beinahe schauerlicher Klarheit fiel es ihm nunmehr bei, wie alle Umstände seiner Geburt, seiner dunklen Kindheit und Knabenzeit sich vereinigten, um ihn selber so und nicht anders zu bilden, als er in diesem Augenblicke beschaffen seyn mußte, um den göttlichen Wink zu verstehen und ihm muthig zu folgen. Dachte er doch jetzt lebhaft daran, wie sein erstes, geistiges Erwachen in der tiefen Einsamkeit eines Wald-

gebirges geschah, wo der stete Anblick des geheimniß-vollen, immer wirksamen Lebens der Natur, und die liebende, lehrende Nähe einer frommen, frühverlornen Mutter unauslöschliche Eindrücke des Ewigen und Unvergänglichen in seine junge Seele grub, und wie schon damals seine ursprüngliche Fähigkeit und Neigung, in sichtbaren Gestalten darzustellen, was er in Glaube und Gefühl erfaßt hatte, durch den Anblick bunter Bilder genährt wurde, die in einem Buche, darin vom Leben der Heiligen Gottes viel und schön geschrieben stand, die Mutter zur Lehre und Verkürzung von allem Umgang fern verlebter Tage unzähligemale den Knaben deutend schauen ließ. Schien es ihm nicht jetzo, als ob sie darum in früher Jugend ihm durch den Tod entrissen wurde, und in jener Waldesöde in tiefer Sehnsucht sich verzehrend gestorben sey, damit ihr hohes, stilles Bild sich desto reiner ihm verkläre, und als schützender Engel seine Lebensbahn begleite. Wie hätte er sonst wohl der Versuchung widerstanden, da der finstre Ohm in Wälschland ihn zu sich nahm, und zu alter, heidnischer Kunstart und Denkweise mit Drohung oder Schmeichelwort zu verlocken suchte, bis er entschlossen ihn auf immer floh, eh noch die Netze des Verderbens ihn umstricken konnten? Mußte nicht ferner Antonio der Kaufmann es seyn, der des Verlassenen sich erbarmte, damit in seiner Nähe er die Nichtigkeit vergänglichen Besitzthums schaue, und noch fester an jenen Gütern hange, die keinen Wandel, noch Wechsel kennen? Erschien nicht endlich gerade zu rechter Zeit, unerwartet, als hätte Gott sein Herz zu solcher That gelenkt, Herr Ulrich, um das innerlich

regſame, doch geheim ſich ſelbſt verzehrende Leben nach außen freudig ſchaffend zu entfalten, eh der kalte Hauch einer ihm fremden Welt es allmählich zu erſtarren vermögend geweſen wäre? Seltſam war ihm deßhalb zu Muthe, als er am Nachmittage des hohen Pfingſttages, da der Kaufherr ihn für immer ſeines Dienſtes entlaſſen, ſich nach dem Häuslein des Meiſters vor das Thor begab, und in ein helles, vertäfeltes Gemach eintrat, allwo derſelbe zu Hauſe zu arbeiten pflegte, wenn die Werkhütten des Doms aus irgend einem Grunde geſchloſſen waren. Durch ein geöffnetes Rückfenſter konnte man in ein Wurzgärtlein ſehen, ſo hinter dem Hauſe verzäunet lag, und darüber hin in die friſche, lachende Maiengegend. Schön war es auch, wie durch gemalte Glasſcheiben, in welche die Sonne ſchien, farbige Lichter auf das Sims herniederfielen, auf dem ein Krüglein mit friſchgepflückten Frühlingsblumen lieblichen Wohlgeruch von ſich gab.

Stille war es allwärts, da der Feſttag mühvolle Arbeit ſchweigen hieß; nur der Glocken langſame Feiertöne hallten von den Thürmen näher oder ferner, wie der Hauch der Frühlingswinde ſie trug. Vor Allem aber mochte der Blick auf dem Meiſter ſelber gerne verweilen, deſſen Antlitz von ſolch hoher Freudigkeit und Ruhe leuchtete, daß, wer nach irdiſcher Weiſe dachte, ſicherlich vermuthet hätte, daß ſeine Fröhlichkeit von etwas beſonders Glücklichem und Vortheilhaftem herrühre, ſo ihn betroffen. Nicht alſo war es aber; denn was ihn ergriffen, war des Tages Feier und Bedeutung, da er bei ſich erwog, wie einſt ein neuer, heiligender Geiſt ſich über die Zwölfboten voll

Kraft und Herrlichkeit ergoß, und mit ihm auch gleichsam ein neues Jugend- und Maienleben über die im heidnischen Sündenschlaf erstarrte Erde ergangen war. Es mochte wohl auch deßhalb seyn, daß er den Jüngling mit noch weit traulicherem Gruße empfing, als es zu anderer Zeit geschehen wäre; denn ist nur erst unser Gemüth von einem großen Gedanken wahrhaft erfüllt, so wird es bald auch von warmer Liebe zu den Menschen überfließen. Wie einem Sohne begegnete er ihm also, benahm ihm alle Furcht und Blödigkeit, zeigte ihm Kämmerlein und Schlafstelle, so künftighin sein eigen seyn sollte, und hieß ihn, da es Abend und Essenszeit geworden war, mit Frau Gertrud und ihm selber zu Tische sitzen. Hierauf erkundete er sich nach seiner Abkunft und seinen früheren Schicksalen, und sagte ihm unverhohlen, was Herr Antonio ihm bereits hierüber berichtet habe. Theobald antwortete und erzählte noch manches Andere, dessen er sich dunkel besann, daß es geschehen sey, bevor er nach Wälschland zu dem Oheim gelangte. Seine fernste Erinnerung gehe auf eine Burg zurück, die mitten zwischen hohen Bergen lag. Ein verwirrter Eindruck sey ihm davon geblieben, wie einstmal Nachts ein Getümmel sich erhoben, seine Mutter ihn eilig aus dem Schlafe weckte und ergriff, und nur von einem alten Diener begleitet, in eine Wildniß flüchtete, wo sie fortan einsam wohnte. Heller werde ihm diese Zeit. Im Freien meist mit Blumen, Alpenkräutern, Steinen, an Felsenhängen und klaren, stürzenden Gewässern habe er gespielt, und mit regsamer Vorstellung Alles, was ihn umgab, zu verändern, und mit den mannichfal-

tigſten Gebilden zu erfüllen gewußt, ſo daß ſelbſt der gewohnte Ort ihm ſtets neu erſchienen. Die Vöglein und Thiere im Walde, Bäume und Büſche ſeyen ihm befreundet und bekannt geweſen; ein ſtummes Geſpräch habe er mit den glänzenden Quellen, mit Moos und Felſen, mit Schmetterlingen und ſchwirrenden Käfern, mit Sternen und ziehenden Wolken geführt; ſie hätten ihn, und er ſie hinwiederum verſtanden; eine unendliche Heiterkeit des Daſeyns, wie niemals ſpäterhin, habe er empfunden. Herlindis, ſeine Mutter, ihn ſtets geleitend, lehrend, ängſtlich wahrend, habe oft ein Lied geſungen voll Klage und Hoffnung, das er ſeit Langem, wiewohl vergeblich, ſich zurückzurufen bemüht ſey. Oft habe ſie mit Thränen ihn an ihr Herz gedrückt, mit erhobenen Händen plötzlich in großem Schmerz gebetet. Allmählich habe er aus ihren Worten begriffen, daß ſein Vater ein edler Ritter und mächtiger Kampfheld ſey, ſchon ſeit manchem Jahre aber, ohne wiederzukehren, in fernen Landen und Kriegen weile. Wohl müſſe es die Kunde ſeines Todes geweſen ſeyn, die ihr der Diener brachte, den ſie nach ihm zu forſchen, ausgeſandt; denn ihr bleicher Mund habe von jener Stunde an nicht wieder ſich geröthet, nach wenig Monden auf immer ſich geſchloſſen. Weinend ſey er an dem Grabe geſtanden, das der Köhler ihr bereitete; denn zu ferne lag die geweihte Stätte. Bald hierauf ſey unvermuthet ein fremder Mann in ſchwarzem, faltigem Talar erſchienen, der ſeinen Oheim Hieronymo ſich nannte, und ihn aus dieſer Oede in ſchöne Gegenden und Städte zu führen verſprach. Nach ſchneller Reiſe ſeyen ſie in

Italia's Flur gelangt, durch manche große Stadt gekommen, ohne ſich irgendwo zu verweilen, bis ſie am Meeresufer ein abgelegnes Haus, von ſchönen Gärten umgeben, erreichten, das Hieronymo bewohnte. Unheimlich habe ihm ſein Treiben bald geſchienen; marmorne Götterbilder und Schriften aus uralter Heidenzeit zu ſammeln ſey ſein emſiges Bemühn geweſen; in einem Saale habe er Alles ſorgfältig geordnet, voll Bewundrung hievon, zugleich voll bittrer Schmähung der Gegenwart, mit ernſten Männern, die zuweilen ihn mit großer Heimlichkeit beſuchten, in wunderlich gelehrter Rede ſich beſprochen. Da er des Knaben erfinderiſche Luſt bemerkte, habe er ihn angeleitet, jene marmornen Geſtalten in Thon und feinem Wachſe nachzubilden, und ihn geſcholten, wenn ein ſchreckhaft Grauen bei ihrem Anblick ihn befiel. Durch Spott und Drohung habe Hieronymo alsdann zu tilgen geſucht, was Herlindis von Chriſtenglauben ihm frühzeitig eingepflanzt. Beten habe ſie als Kind ihn ſchon gelehrt, das Heil der Seele über Alles ſchätzen, was dieſem ſchaden könne, mit Abſcheu fliehn. Sündhaft aber ſey ihm allmählich des Oheims ganzes Weſen erſchienen; und als er einſtens gegen das Verbot deſſelben in einem Buche bilderte und las, das aus dem Nachlaß ſeiner Mutter er ſich zugeeignet, darin das Leben frommer Einſiedler, Altväter, Märtyrer und anderer Heiligen geſchildert war, ſo wie es ſich begeben, reich geſchmückt mit Bildern und Conterfeien — ein Mönch, zufällig durch die Wildniß pilgernd, gab es Herlindis zum Geſchenk; ſie ließ auch Theobald zu immer neuer Luſt es ſchauen — da mit Thränen er

dabei

dabei der lieben Mutter dachte, drauf der Ohm ihn überraſchte, und voll Zorn die ſchöngeſchriebnen Blätter zerriß, mit manch gottloſem Wort das Uebrige verbrannte, ſo habe er ſich raſch entſchloſſen, aus ſeiner Nähe für immer zu entfliehn. Leicht ſey ihm dieß geworden, denn oftmals reiſ'te Hieronymo weit umher nach ſeltnen Büchern und altem Steinwerk, das er aus der Erde grub, wo es verſchüttet lag. So habe er eines Morgens ſeine Abweſenheit genützt, und ſey an jenem Tage eilend gegangen, bis die erſchöpfte Kraft ihn zur Ruhe zwang. Wilde Früchte hätten ihn des Tags genährt; in Wäldern ſchlief er Nachts, wenn nicht Mitleid ſich ſein erbarmte. Nicht habe er gewußt, wohin er eigentlich ſich wende; nach den Bergen, ſeiner frühſten Heimath, lenkte unwillkürlich ihn der Schritt. Auf des Gotthards Felſenſtraße ſey es geſchehen, daß Antonio ihn aufgenommen. Nicht Uebles wiſſe er von ihm zu ſagen; dennoch ſey er ſtets, wie ſein Gewerbe, ihm fremd geblieben; nimmer habe er ſich gewöhnt, Vergängliches ſo hoch zu ſchätzen, als Antonio es that. Mit ſtärkrer Macht ſey deßhalb in ſolchem Druck von außen die innre Regſamkeit in ihm erwacht. Sinnend habe er auf des Kaufherrn Fahrten in Kirchen, Kloſterhallen oder Burgen, der Form und Deutung künſtlicher Werke nachgeforſcht, auch ſelber mühſam ſich verſucht, glücklich jeden Meiſter bei ſich geprieſen, der Solches ſchuf, übermenſchlich, heilig ihr Geſchäft genannt, ſüß ihr Leben, wie das der Engel in Lobpreiſung der großen Thaten Gottes, minder fruchtbar nicht, als das der Kündiger des Wortes, da oft das Bild den Gläubigen erhellet, was keine

Rede ihm zu deuten vermag. Gleichwohl habe er es nicht gewagt, der Kunst des Bildens oder Bauens sich völlig zu ergeben, bis Herr Ulrich größre Neigung und Ermuntrung ihm geschenkt, als jemals er verdienen könne.

Dieser bezeigte, als Theobald geendet hatte, viele Verwunderung über diese sonderliche Führung des Himmels, die in seinem Lebenslauf sich offenbare, und daß er, obwohl von ritterlicher und adeliger Herkunft, doch keinen Hang zu einem unstäten, streitbaren und berühmten Leben habe, vielmehr sein Gemüth beschaulich, friedsam, und von den Welthändeln abgekehrt sey, was er ohne Zweifel von Frau Herlindis seiner Mutter geerbt haben möge, da hingegen sein Vater ihm einen entschlossenen und beharrlichen Muth hinterlassen zu haben scheine, was ihm Hoffnung gebe, daß er seinem nunmehr gefaßten Vorsatze in Zukunft nicht wieder abhold werde.

3.

Wie der Meister ihn mit Worten lehrte.

Mehr war es des Meisters Sache, gehauene Steinarbeit zu fertigen, als den eigentlichen Bau der Hauptkirche Kölns zu leiten, wozu andere Werkmeister bestellt waren, welche nach dem, bereits unter dem heiligen Bischof Engelbertus vor manchem Jahre entworfenen, Plane das wunderwürdige Gebäude begonnen hatten. Bald führte daher Theobald als Lehrling

manch guten oder üblen Schlag mit Meißel und Hammer in der Bauhütte des Domes, rings umgeben von ganz oder halbvollendeten Kirchenbildern und schönem Zierrath, aus feinem Sandstein, der zum Schmucke der Hauptthüren und ihrer Gewände dienen sollte. Ueberaus vergnügten Geistes war er aber, wenn ihm anfänglich erlaubt wurde, eine durchbrochene Verzierung, einen Säulenknauf, ein Pflanzen- und Astgewinde oder abenteuerliches Thiergebilde, späterhin auch allmählich menschliche Figuren und einzelne Vorstellungen von Erzvätern, Propheten, Zwölfboten, Heiligen und Engeln nach bestem Vermögen nachzubilden und endlich selber zu erfinden. Ja, bedachte er zuweilen, mit welcher Freiheit er nunmehr ganz den künstlichen Arbeiten sich ergeben durfte, und nur mit großer Kenntniß und Verehrung davon sprechen hörte, so konnte er kaum begreifen, wie er so lange eine ganz entgegengesetzte Beschäftigung bei dem wälschen Kaufmanne zu verrichten im Stande war, und die große Herrlichkeit der Kunst stand alsdann so übermächtig vor ihm, daß ihm alle Zeit, die er nicht ihr zugewendet hatte, verloren schien, und große Muthlosigkeit ihn befiel, wenn er bedachte, was er bereits hätte erlernen können. Mit Schrecken gewahrte er alsdann, daß andere Gesellen und Lehrlinge, die selbst an Jahren jünger waren, ihn an Geschicklichkeit und Handfertigkeit weit übertrafen, so daß vor hastigem Bemühen ihnen gleichzukommen, und den Beifall der Kundigen zu verdienen, nicht selten der Schweiß auf seine Stirne trat, sein Angesicht sich glühend röthete, und eine unsägliche Angst ihm fast die Besinnung raubte. Da

dieß Herr Ulrich einstmal gewahrte, so ermunterte und strafte er ihn mit solchen Worten: „Sey unverzagt, mein Sohn Theobalde, und laß nicht durch ein vorübergehendes Hinderniß dich entmuthigen und die Ruhe deines Gemüthes getrübt werden, ohne welche dein Bemühen allerdings vergeblich seyn würde. Bei deinem ernstlichen Fleiße wirst du bald jene Gewandtheit des Auges und den Gebrauch verschiedener Vortheile erlangen, den du jetzt so heftig zu besitzen wünschest. Größres aber, als dieses, ist schon dein eigen, und nimmer mögest du vor jenem es verkennen. Ich meine die ursprüngliche Erleuchtung, die dich fähig macht, das rechte Wesen aller guten Kunst zu durchdringen. Laß dieses Licht dir fehlen, und rings umgibt dich Oede und finstre Nacht; dein eignes Werk ist fremd und unverständlich dir geworden. Niemand könnte es dir mittheilen; Gott schenkt es wem und wann, in welchem Maß er will. Irrthum und Mühsal des Lebens erhöhen, sichern seine Klarheit. Oft scheint es zu mangeln und ist nur gehemmt; oft bricht es plötzlich hervor, so daß der ganze Mensch von Stunde an sich verwandelt; oft enthüllt es sich langsam, doch nicht minder rein; oft scheint es erstorben, und schlummert nur, um zu neuen Bahnen zu erwachen. Ohne dasselbige aber, glaube mir, ist keine lebendige Erkenntniß, keine fruchtbare Thätigkeit, höchstens ein Ergreifen ihren äußerlichen Zeichen möglich. Du wirst inne geworden seyn, daß ich den Geist meine, der von oben kömmt, und den unsrigen entzündet, und uns die Schrift, die Creatur und unser eigenes Innere verstehen läßt. Siehe, dieser ist es auch, der

dem künſtlichen Bilden und Schaffen den Segen gibt, und wie unvollkommen auch die erſcheinende Geſtaltung deſſen annoch ſeyn mag, was du hervorbringeſt, ſo wird ihm doch nimmermehr einige Wirkſamkeit entgehen, ſintemal es aus deinem eigenſten Bedürfniſſe und inwendiger geiſtigen Erſchauung nach gottgefälliger Weiſe wie aus einem lautern Quell entſprungen iſt. Nicht ſage ich hiemit, daß du nicht eifrig dich bemühen und von Grund aus erlernen ſolleſt, was das Handwerk mit ſich bringt, und durch Uebung oder fremde Unterweiſung dir zu erkunden möglich iſt: denn vielfach liegt hienieden der Geiſt gebunden in den Sinnen; nur mahnen wollte ich dich, daß nicht über ſolchem Trachten nach dem, was irdiſcher Weiſe erreichbar iſt, dieß ſelber dir Endziel und Höchſtes werde, da der böſe Uebermuth des Menſchen leichtlich zu ſolch verderblichem und heidniſchem Wahne ſich neigt. Was du alſo thuſt, das thue zu Gottes Ehre; ſo du jedoch in dir eine Unruhe, wilde Haſt und übergroße Begierde verſpürſt, mit deinem Werke nur den Menſchen oder dir ſelber wohlzugefallen, dann wache, und wehre dich der Verſuchung, lege Hammer und Meißel eiligſt nieder, bis ſie vorüber gegangen, auf daß nicht deine Hand dich zeihe, und dich richte, was du gebildet.

Weiter lehrte er ihn und ſprach: „So haſt du nun ſelber an dir erfahren, wie innig unſer Schaffen und Fühlen verbunden iſt, und das erſtere ſtets in dieſem gegründet ſeyn muß, wenn es nicht als lügenhafter Schein früher oder ſpäter in ſich zerfallen ſoll. Nimmer alſo ſcheide dieſe beiden, und wähne nicht,

daß ein heiliges Bild durch bloße Kunſtfertigkeit dir wahrhaft gelingen könne, wenn nicht dein ganzer Sinn ſich zuvor von ungeordneten und weltlichen Gelüſten gereinigt, und zu geiſtlicher Erhebung und ſtiller Entzückung geſchickt gemacht hat. Du ſollſt auch hieraus erachten, welch ungemein hohem Berufe du dich ergeben, und daß nur aus der Wurzel des rechten Glaubens, demüthiger Selbſtverläugnung, getreuer Liebe, Geduld und Hoffnung ein chriſtlich und löblich Werk der Kunſt, ſey es aufgemauert, gezimmert, in Stein und Holz gemeißelt, gegoſſen, mit Farben gemalt, gewirkt, in Glas geſchmelzt, oder auf welch andere Art es ſey, entſpringen und ſich zu Nutz und Erbauung von jedermänniglich freudig hervorthun möge, daß aber bei jener fehlenden Wurzel alle große Verſtändigkeit und zierliche Meiſterſchaft für nutzlos und überdieß ſchädlich gehalten werden müſſe, da ſie in dieſem Falle nur ſündige Hoffart zeugt und fördert, welche der Urſprung alles Uebels iſt.“

„Von andern Gefahren rede ich noch, auf daß du ſie erkenneſt. Unverborgen iſt dir, daß dem Menſchen insgemein ein Bedürfniß von allerlei ſchönem Bild und Gleichniß angeboren ſey, und er daſſelbige nicht ohne Schaden ſeiner Seele entbehre oder unterdrücke, weßhalb auch unſer Herr und Meiſter, ſo lange er auf Erden wandelte, nicht verſchmähte, Vieles in einem anmuthigen Bildniß und Exempel zu lehren. Vornehmlich aber beſitzen Jene, welche für Andere Solches ſchaffen und erfinden, eine unwiderſtehliche Luſt und kaum erſchöpfliche Gabe, Dinge wie mit leiblichen Sinnen zu ſchauen, die ſich doch nir-

gendwie in ihrer Nähe begeben, noch ſonſt vorhanden waren, und ſie wiſſen auch Andern dieſelben auf dergeſtalt künſtliche und den Augen wohlgefällige Weiſe vorzuſtellen, daß, die dieß nicht können, noch vermögen, billig ſich deſſen höchlich verwundern ſollen. Gleichwohl gereicht dieſe Gabe nicht an und für ſich zum Heile, vielmehr gibt ſie großen Anfechtungen Preis, und in einem Zuſtande, in welchem der creatürliche Sinn ſich ſelber überlaſſen bliebe, müßte ſie ihn nothwendig zur Anbetung des eignen Gebildes und ſeiner ſinnlich vollkommenſten Geſtaltung führen. Dieſem ſchaudervollen Irrthum jedoch entzieht uns die milde Hand des Erlöſers, und ohne ſeine hohe Offenbarung würde die Gabe des ſchönen Bildens, ſo wie jede andere, uns nur zum Gerichte ſeyn, und nimmermehr würden wir ihr rechtes Ziel und höchſtes Gut erkennen. Jedes Abweichen alſo von dem Quell der Wahrheit vernichtet den Werth dieſer Gabe, und nur aus ihm kann ſie ihr volles Leben und ihre tiefſte Bedeutſamkeit ſchöpfen. Höre deßhalb nimmer auf, Chriſto und ſeiner Kirche zu dienen; von daher empfange Weihe, Maß und Ordnung in Allem, was du ſchaffeſt. Nie gelte dir die bloße Form und Geſtaltung mehr als das Weſen, aus dem ſie entſprungen iſt; über ihr ſtehe dir zu allen Zeiten die Seele, der begeiſternde Gedanke, das gläubige Gemüth; nimmer thue, was die Welt begehrt, und nicht ihr Spiegel und Widerſchein, ſondern des Himmelreiches, ſeyen deine Werke!“

Kein Wörtlein von Allem, worüber auf ſolche Weiſe der Meiſter bei ſchicklichen Gelegenheiten ſich verneh-

men ließ, entging Theobalden, und obwohl er Manches erſt in ſpäterer Zeit begriff, und erſt, da er es erlebte, als wahr erkannte, ſo blieb ihm doch ſchon in der Gegenwart ein mächtiger Eindruck, der ſein ganzes Weſen in den dunkelſten Gründen bewegte. Eine unbekannte Welt, eine viel reichere Zukunft ſeiner Entwicklung ahnete er, und in dem verworrnen, gewaltſamen, faſt ſchmerzlichen Bemühen in ſie einzutreten und vorzeitig zu enthüllen, lag eine geheime Seligkeit verborgen, welche er in den Jahren ruhigeren Fortſchrittes mit nichts Aehnlichem zu vergleichen wußte. Unverwandt und kaum zu athmen wagend horchte er alsdann auf Herrn Ulrichs Rede, deſſen ehrwürdiges und gedankenvolles Antlitz, ſchon von manchem Silberhaar umgeben, in jedem Zuge kündete, daß, was er ſprach, Erfahrung und Gewißheit ſeines Innerſten ſey, ſo daß es unmöglich ſchien, nicht eine herzliche Zuverſicht und unbedingtes Vertrauen zu ihm zu gewinnen, wie ernſt und ſtreng auch ſeine Miene demjenigen dünken mochte, der ihn nicht näher kannte. Wem aber dieß zu Theil geworden, der kehrte ſich nicht wieder von ihm ab, ſey es um ſeines ſinnigen Weſens und ehrſamen Wandels willen, ſey es ſeiner mannichfachen Kenntniſſe wegen, die er von Kunſtdingen und ihrer eigentlichen Beſchaffenheit, von göttlicher Schrift und Auslegung, Lebensumſtänden der Heiligen, ſinnbildlichen, kirchlichen Gebräuchen, auch weltlichen Zeitläuften, aus eignem unabläſſigem Nachforſchen oder durch Unterrichtung hiſtoriſcher Chroniken und vornehmlich aus ſeines hochwürdigen Freundes und Oheims, Alberti Magni, ſonderlichem und vertrautem Umgange geſchöpft hatte. Wie

er es zu ſolcher Ehre gebracht, mußte um ſo verwunderlicher erſcheinen, da er einſt als ungelehrter Maurergeſelle in Köln ſich niedergelaſſen, durch eifriges Bemühen und ſtetes Nachdenken aber in der Steinmetzenkunſt ſich ſo treffliches Geſchick erwarb, daß er nicht nur ſelber Meiſter, und in die heimliche Brüderſchaft aufgenommen wurde, welche die Steinmetzen deutſcher Lande, zur Vervolkommnung ihrer Kunſt und deren Unterſcheidung vom Maurerhandwerke, geſchloſſen hatten, ſondern daß er auch von kölniſchen und fremden Meiſtern in weislicher Anordnung gehauener Kirchenverzierungen, darin es ihm Niemand an einſtimmigen Verhältniſſen, anmuthigen und reichen Abwechſelungen, zuvorthat, vielfach zu Rathe gezogen wurde.

4.

Von Albertus Magnus und einem Traumgeſichte Theobalds.

Ungeſtörter Erforſchung göttlicher und Naturgeheimniſſe lebte Albertus, dem die bewundernde Mitwelt den Beinamen des Großen gegeben hatte, in der abgeſchiedenen Stille ſeines Kloſters zu Köln. Weitberühmt war er bereits durch Schrift und Lehre, dabei der Künſte nicht minder aus Neigung kundig, wodurch Herr Ulrich ihm bekannt, und allmählich befreundet worden war. Noch hatte ihn Theobald nicht von Antlitz geſehen, doch mancherlei Seltſames und Unbegreifliches über ihn vernommen, denn wie unbeſcholten auch

ſein übriges Leben erfunden wurde, ſo gingen doch manche Gerüchte, die ihn geheim wohl gar für einen mächtigen Zaubrer gelten ließen. Nicht ohne neubegieriges Grauen begab er ſich deßhalb eines Tages, von dem Meiſter geſandt, nach der Zelle des kunſtverſtändigen Mannes, um demſelben ein Sacramenthäuslein im Entwurfe vorzuzeigen, welches an den Eingang des Chors der von ihm nach eigner Angabe erbauten Kloſterkirche zu ſtehen kommen, und worinnen das Hochwürdigſte als an einem fein und köſtlich gezierten Orte verwahrt werden ſollte. Als ihm der Pförtner geöffnet und Beſcheid gegeben hatte, wo er ihn finden möge, durchwandelte er ſchweigend den langen Kreuzgang, der gegen die Mitte des ringsumſchloſſenen Hofes mit offnen Bogen ſich wölbte, und bei üblem Wetter den Mönchen zum feierlichen Gebetumzuge oder zum Genuß der Kühlung und Friſche in heißen Sommertagen dienlich war. Manch ſchönes Wandgemälde war in hellen Farben dort zu ſchauen, während außen inmitten alter Bäume ein Brünnlein anmuthig rauſchte, Lilien und Nelken in Blumenbeeten duftеten, und blühende Schlinggewächſe die dunklen Mauern und Strebepfeiler ſonnbeglänzt umzogen. Kein Laut des nahen Stadtgewühles ließ ſich hier vernehmen; verhallt war das Geräuſch der Käufer und Verkäufer, der irdiſchen Geſchäftigkeit; doch ernſt ertönte aus dem nahen Chor Orgelton und Geſang der frommen Väter. Nimmer hatte Theobald vorher den Werth beſchaulicher Entſagung auf gleiche Weiſe empfunden; was Alle ſuchen, wenige erlangen, ſchienen Jene ihm erreicht zu haben, die dieſen Ort des Friedens und gottgeweihter Stille

bewohnten, ſo daß er mit Rührung folgende Reimzeilen las, die er zufällig unter einem Bilde erblickt hatte.

Wie kannſt du Andern leben,
Gebricht dir Lebensquell?
Wie Licht und Wärme geben,
Iſt nicht dein Innres hell?
Wie wagſt du auf dich ſchwingen,
Beſchwert von eitlem Tand?
Wie in die Gottheit dringen,
Hält dich der Sünde Band?
Stumm bleiben Gottes Werke
Zu wilder Töne Streit.
Doch reden ſie mit Stärke
Zu dir in Einſamkeit.
Komm, ſitze gleich Marien
Dem Herrn zu Füßen du.
Laß Martha ſich bemühen,
Auch ſie find't ihre Ruh.
Du aber, Freund, erkieſe
Der Sorge beſſres Theil;
Der Engel Brod genieße,
Und ringe nach dem Heil.
Entfliehe dem Getümmel
Der Welt und ihrer Pein;
Führt mancher Pfad zum Himmel,
Soll dieß der Deine ſeyn!

Theobald hatte ſo eben den letzten dieſer Sprüche bei ſich wiederholt, als er ſich umwendend einen Prediger-Mönch von anſehnlicher Geſtalt im ſchwarzen Ordenskleide auf einem nahen Steinſitz beſchäftigt ſah, allerlei Kräuter, die er in dem Gärtlein geleſen haben mochte, zu ordnen und ſorgfältig aufzubewahren, wobei er von Zeit zu Zeit in einem großen Buche nachſchlug

und an den Rand desſelben plötzliche Bemerkungen niederſchrieb. Seine durch den Mangel der Haare noch höher gewölbte Stirne, von Alter und angeſtrengtem Nachdenken gefaltet, die mit tiefem Geiſt erfüllten, glänzenden Augen, und die liebreiche Milde des Mundes, der ſich nur für Lehren hoher Weisheit und Worte des Troſtes wohllautend öffnen zu können ſchien, machten ſein ganzes Aeußeres ſo bedeutſam, daß Theobald vermuthete, es möge dieß Albertus Magnus ſelber ſeyn, wie es auch dem alſo ſich verhielt. Er entſchuldigte ſich daher geziemender Weiſe um ſolcher Störung willen, vermeldete ihm des Meiſters Auftrag, und hörte alsbald auf, ihn für einen durch böſe Schwarzkunſt gefährlichen Mann zu halten, da er ihn vielmehr überaus gottſelig und demüthig von Anſehn und Gebärden fand. Nachdem derſelbe Theobalds Namen und Gewerbe vernommen, hieß er ihn freundlich zu ſeiner Zelle folgen, welche von ſeltſamen Geräthen mancher Art erfüllt war, deſſen er ſich zu mühvoller Erkundigung natürlicher Dinge bediente. Zufällig aufgeſchlagne Bücher mit unbekannten Schriftzeichen, Kreiſen und Figuren, getrocknete Gewächſe, fremde, mißgebildete Thiere, ausländiſche Früchte, zackige Seemuſcheln und flimmernde Geſteine waren dort und da zu ſchauen.

Albertus zögerte hierauf nicht, den ihm überſandten Entwurf eines Sacramenthäusleins zu prüfen, welches, bei dreißig Werkſchuh hoch, in Stein kunſtreich ſollte gehauen werden. In thurmähnlicher, ungemein ſchlanker, zu einer ſchmalen Spitze auslaufender Geſtalt, in den vielfach durchbrochnen Zwiſchenräumen mit den aufrecht ſtehenden Bildniſſen Sanct Dominici, der

Apostel Johannis, Petri und Jakobi, so wie Mariä und des Heilandes geziert, schien es im Innern der Kirche diese selbst und ihre Grundform zu wiederholen. Die Erfindung und Ausführung gehörte größtentheils Theobald an, und Herr Ulrich ward Zeuge von dessen Lobe, da er mittlerweile unvermuthet eintrat, und sich nicht länger enthalten gekonnt hatte zu erkundigen, ob die genannte Arbeit zu seines lieben Herrn und Freundes Alberti Magni Zufriedenheit und Wohlgefallen angefertigt sey. Da nun im verlaufenden Gespräch sich beide, der Meister sowohl als sein Geselle, des geistlichen und gelehrten Mannes Kenntniß und Eifer für Kunstdinge verwunderten, und gerne wissen wollten, wie dieß geschehen und ihm zu Theil geworden sey, so sprach dieser hierauf: „Das geschah auf eine Art, die euch fremd dünken soll, und ich will versuchen, sie euch zu erzählen. Von Jugend auf war meine Wißbegierde groß und übermäßig, und schwere Gefahr hätte ich erlitten auf der Bahn des Irrthums und des Zweifels, wenn nicht Maria, die hochgebenedeyte Jungfrau, alles Truges und Lästrung Feindin, mein Heil und Schutz zu allen Zeiten, mich mit ihrer kräftigen Gnade angesehn, und vor den Fallstricken des listigen Widersachers bewahrt hätte. Oftmals erschien sie mir, und gab mir manch gutes Gebot, und hat mir das erleuchtet aus milder Erbarmung, was dem Verstande ohne Gefährde des Glaubens nicht durchdringlich, noch zu lösen gewesen wäre. Seit langen Jahren aber war mein liebstes Vorhaben, das unermeßliche, von Gottes Allmacht und seinem heiligen Wort Christo erschaffne Naturreich zu erforschen, so weit es uns armen, blödsichtigen Men-

ſchen zuſtände und dienlich wäre; wollt' alſo erkennen die allererſten Stoffe, Urſachen und Gewalten, ſo dieſe ſichtbare Welt regieren; gedachte auch, es ſey das rechte Ziel eines Erkundigers natürlicher Dinge, dieſe ſelbſt dienſtbar und unterthan zu machen, gleichwie ſie es im Paradieſe vor dem Sündenfall geweſen ſind, und hoffte, dieß auf zweierlei Wegen zu erlangen, zum erſten auf dem des Glaubens, Gebets und kräftigen Willens, von dem geſchrieben ſteht, daß er wohl einen Berg von ſeinem Orte hinwegſetzen, und einen heftigen Strom in ſeinem Laufe ſtillen möge; zum zweiten aber auf dem Weg des gewöhnlichen Verſtands und Urtheils, gleichwie der weiſe, heidniſche Meiſter Ariſtoteles gethan, und des Handzeuges und Geräthes, ſo man hiezu erfindet. Noch wußt' ich den dritten Pfad nicht zu nennen, und ſage es nun, wann und wie ich ihn betreten. Einſt ſaß ich im Chore, und war betrübt und unruhig, denn mir mißlang Vieles, daran ich koſtbare Zeit, Geldaufwand und Nachdenken gewendet hatte, verzweifelte auch ſchier meines Beginnens, und meinte es ſey der himmliſche Wille und Wink, ich ſolle mich ſolcher Erkundigung und unnützen Bemühens entſchlagen, that um deßwillen ein Gebet im Stillen, der Tröſtung alsdann geruhig harrend, ſo mir etwa widerführe. Es ward Abend, und die Kirche dämmerte und ward verlaſſen, und indem ich ſo alleine ſaß, und ich die Augen aufhob zu den hohen Pfeilern und übermächtigen Gewölben, und zu den buntgemalten Fenſtern, die im Abendſchein von Farben unſäglich ſchön entbrannten, und zu dem Bildwerk, das allenthalben wie eine Geiſterſchaar hervortrat, und in einer dunklen Sprache, die ich dennoch zu verſtehen

meinte, mich wunderbarlich grüßte und tröſtete, da erkannte ich mit einem Male, was mir mangelte, und ich wußte nun, es laſſe das Verſtändniß der Natur ſich nimmer ohne das der Künſte vom Grunde aus erfaſſen, ſo wie dieſe hinwieder jenes nicht entbehren können. Seit mir dieß klar geworden, fing ich an, die Erzeugniſſe des menſchlichen Kunſttriebes mit weit größerer Liebe zu betrachten, als ehedem, und eine neue Betrachtungsweiſe derſelben hatte ſich mir erſchloſſen. In dem Maße, als ich ſie ergründete, ward auch die Natur mir verſtändlicher, und ich gewahrte, daß der Künſtler dieſelbe nicht minder beherrſche, als Jener, der ſie durch Glaubens- und ſittliche Willenskraft, oder durch Magie zu gewältigen vermag. Denn ſtrebt nicht auch der in Tönen, Worten oder harten Stoffen künſtlich Bildende, jene Herrſchaft mittelbar über den Naturgeiſt wieder zu gewinnen, die einſt unmittelbar zu üben unſern Stammeltern verliehen war? Belebt er nicht das Metall, den ſtarren Stein, den Thon zu tauſend Formen, entwickelt er nicht die Pflanze zu einem höhern Leben, und führt die Thierwelt dienend dem Menſchenkreiſe näher? Verſteht er nicht vor Allem am herrlichſten, die menſchliche Geſtalt ſelbſt zu erheben, alles Körperliche an ihr zu vergeiſtigen, das Unſichtbare ſichtbar zu machen, das Wunderbare durch ein neues Wunder, das Geheimniß durch ein neues Geheimniß zu erklären? Thöricht bedünkte es mich jetzo, nimmer vorher geahnt zu haben, daß, wenn ſelbſt da, wo alle Luſt des Bildens zu erſterben ſcheint, in kalter Winterszeit, die Schneeflocken in zierlichen und mannichfaltigen Formen hernieder fallen, oder an den Fenſtern Eisblumen zuſammenſchießen, und wenn ſelbſt

im dunkelſten Schoß der Erde Kryſtalle in ſtrengen Linien wachſen, der am Sonnenlichte ſich anmuthig entwickelnden Pflanzenwelt und des unbegreiflichen Kunſttriebes mancher Thiere nicht zu gedenken, thöricht bedünkte es mich, nicht geahnt zu haben, daß dieß nicht zufällig und nach blinder Willkür dem alſo ſich füge, vielmehr ein urſprünglicher Drang die Creatur beſeele, auf die ihr vollkommenſte Weiſe ihre Weſenheit nach außen hin zu offenbaren? Wohl möchte man demnach ſagen, alle Natur ſehne ſich Kunſt zu werden, und warum ſollte der Menſch, der doch die Krone der Schöpfung genannt wird, und ihre volle Entfaltung in ſich aufgenommen, nicht auch hierin ihre Krone zu nennen ſeyn? Zwar wird niemals eines ſeiner künſtlichen Werke ſich an Vollendung dem geringſten Naturwerke vergleichen können, und Salomo in aller Herrlichkeit war nicht gekleidet wie eine der Lilien des Feldes, doch erhebt gerade dieſe Unvollendung, welche ja vornehmlich die hohe Freiheit und Entwicklungsfähigkeit der Seele, ſo wie auch ihre Unabhängigkeit von dem äußerlich erſcheinenden Werke beurkundet, die Kunſtthätigkeit des Menſchen in unendlich weitem Abſtande über jene der in viel geringerer Freiheit ſich offenbarenden Naturweſen, welche in ihren Bildungen mit dieſen ſelbſt nothwendig verbunden, und der beſtimmteſten Umgränzung ſich unterworfen zeigen. Wie unfrei und naturgewaltig alſo der Trieb des Kunſtbegabten auch urſprünglich erſcheine, ſo tritt er doch alsdann erſt im Einklang mit unſrer ſittlichen Beſtimmung hervor, wenn er ſich zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt und des höchſten Gegenſtandes, in den er ſich verſenken ſoll, erhoben hat, welcher kein anderer iſt, als Gott ſelbſt,

in dem unergründlichen Geheimniß seiner ewigen Dreieinigkeit, als Vater, Sohn und Geist, und sobald er sich in Liebe diesem hingegeben, bewirkt die Kraft der Liebe, daß all sein Gebildetes dem Urbilde ähnlich und desto vollkommner wird, je inniger sie sich mit demselben vereinigt hat. Gleichwie Christus folglich nur in die Welt trat, und sich ihr unterwarf, um sie zu überwinden, so soll auch der, dem die Gabe des künstlichen Schaffens zu Theil wurde, sich dem Gesetze der Natur nur unterwerfen, um dasselbe durch ein höheres zu beherrschen."

Da Albertus inne hielt, sprach Herr Ulrich: „Wiewohl ihr Vieles dunkel und über meine Fassung geredet habt, so begreife ich doch nunmehr, auf welche Art eine so große Liebe zu den künstlichen Dingen in Euch entstehen mußte. Was ihr aber von dem anfänglich nothwendigen, jedoch allmählich sich selbst und seiner Bestimmung bewußt werdenden Triebe des Bildens und Schaffens bemerktet, so darf ich daran nicht zweifeln, daß es wahr sey, und habe es gar wohl verstanden, dieweil ich es an mir selber in schweren Kämpfen erfuhr. Möchte ich doch wohl jene Zeit des unbewußten Hervorbringens dem stillen Blumendaseyn der Kindheit vergleichen, wo in dämmernder, seliger Traumwelt die Keime des Lebens selbstgenügsam sich entfalten, während das schmerzlichfreudige Erwachen erweiterter Kunstansicht vielmehr die herbe Erprobung der männlichen Jahre ist, wo dem geöffneten Auge nicht nur das plötzlich ferngerückte Eden, sondern selbst die verhüllten Abgründe der Gefahr mit tausend neuen Reizen winken. Hier gilt es aber sich zu entscheiden, und mit Recht findet ihr den höchsten

Werth des Kunstbegabten in seiner sittlichen Befreiung, da derselbe, wie sehr er auch der dunklen, angebornen Fähigkeit bedürfen mag, dennoch, wenn sich diese nicht endlich in freies Wollen verwandeln würde, seines überaus herrlichen und edeln Berufes unwürdig zu nennen wäre."

„Mögen manche dieß letztere verdienen, so doch nicht der Erfinder dieses aus nicht irdischer, sondern himmlischer Begeisterung entsprungenen Werkes, sprach Albertus Magnus, indem er aus einem Kästlein einige Pergamentbogen sorgfältig nahm und ausbreitete, welche eine genaue Nachbildung des ursprünglichen Entwurfes zu dem großen Domgebäude Kölns enthielten, und durch besondere Vergünstigung sein Eigenthum geworden waren." Wohl scheint es — fuhr er fort, während Herr Ulrich und Theobald, ohne die Blicke von dem dargebotenen abzuwenden, seinen Worten mit Anstrengung horchten — „wohl scheint es über menschlichen Muth zu reichen, sich eines so gewaltigen und künstlichen Baues aus eigner Kraft und Wissenschaft zu vermessen, und, wie es von Mund zu Munde berichtet wird, so waren es ja auch die drei heiligen Könige und Magier selbst, die ihre Grabstätte auf solch preiswürdige Art zu erhöhen, in mehrfachen Gesichten und Erscheinungen klärlich befohlen und beschrieben haben. Selig sey noch im Tode jener Werkmeister gepriesen, dem es vergönnt war nach dem Gebot und Auftrag Engelberti, des großen, frommen Bischofes, tausend gläubigen Seelen eine Stätte der Andacht, des Trostes und der Erhebung zu bereiten, dessen überdachten Entwurf zu vollführen sich unzählige Hände Jahrhunderte hindurch freudig bemü-

hen werden, dem alle andern künſtlichen und meiſterlichen Männer nur zu dienen ſcheinen, um ſein Werk im Verlaufe der Zeiten durch trefflich gemalte Altartafeln, gehauene Bilder, köſtliches Geräthe jeder Art, durch Geſang und organiſche Muſica zur größern Ehre Gottes und ſeiner ſichtbaren Kirche würdiglich zu ſchmücken und zu vollenden!“

Albertus ſchwieg; Theobald aber hätte gerne mit überlauter Stimme jenen Ruf: „Selig ſey noch im Tode dieſer Werkmeiſter geprieſen,“ wiederholen mögen, hätte nicht Scheu und allzugroße, innerliche Bewegung ihn daran gehindert. Wie ein Lichtſtrahl durchfuhr es ihn bei dem erſt jetzt ihm völlig zu Theil gewordnen Anblick des Domentwurfes, und den feierlichen Worten des ehrwürdigen Freundes ſeines geliebten Meiſters, daß er in der hohen Baukunſt einſtmal vielleicht Aehnliches zu erreichen berufen ſeyn möchte, und, was er bisher erlernt uud geübt, nur Vorübung eines größern zukünftigen Wirkungskreiſes ſey. Stumm auch vor unausſprechlicher Freude über dieſe neugewonnene Zuverſicht und vermehrte Erkenntniß ſeines Innern, wandelte er mit Herrn Ulrich nach beendigtem Geſchäfte zu dem Häuslein vor dem Thore zurück, wo noch des Nachts, als er ſpät in ſeiner Kammer gedankenvoll nach geſprochnem Gebete entſchlafen war, ſein Sinn ſich unermüdlich mit den Eindrücken des Tages beſchäftigte, ſo daß ihn im Traume bedünkte, als ob eine herrliche Frau ihm erſchiene, die an adeliger Gebärde und ſchweren, prächtigen Gewanden ſchier einer Königin zu vergleichen war. Sie trug in ihrer Linken ein Winkelmaß und einen Zirkel, ſo wie das kleine Muſterbild eines Domes,

zum Zeichen, daß ſie die hohe oder geiſtliche Architektura ſey. Mit milden Blicken trat ſie vor ihn hin, und er glaubte, als ſeine erſte Beſtürzung vorüber war, bevor ſie wieder entſchwand, ſie alſo ſprechen zu hören:

Sey muthig, und vertraue,
Auf Gottes Hülfe baue,
Nicht frommet Zweifel länger dir!
Nicht in der Irre ſchweifen,
Zum ſchönſten Ziele reifen
Sollſt du von nun an für und für!

Den Herrn mit Luſt zu preiſen
In künſtlich neuen Weiſen,
Erſchließe allwärts deinen Blick;
Sieh rings der Schöpfung Fülle:
Im Spiegel ſo enthülle
Dir eignen Schaffens hohes Glück!

Der Himmelsluft Genoſſen
Laß Thürme kühnlich ſproſſen
Aus tiefem Felſengrund empor;
Und Alles web' und lebe;
Regſam Gebilde ſtrebe
Aus jedem kleinſten Ort hervor.

So Erd- als Himmelswunder
Sey deiner Flamme Zunder,
Und nähre deine ſtille Gluth;
Blick' auf zur Gottesſonnen,
Laß aus der Wahrheit Bronnen
Einſtrömen ewig friſche Fluth.

Siehſt du das Kreuz nicht ſtehen
Auf Paradieseshöhen,
Als immergrünen Lebensbaum?
Zu ihm hin ſollſt du wandern
Und rufen auch den Andern,
Die noch umfängt der bange Traum.

Von ſeinen Früchten ſchmecke,
Mit ſeinem Schatten decke
Sich neugeſtärkt die Pilgerſchaar.
Auf ſeiner Zweige Rauſchen
Sollſt du begierig lauſchen,
Sie künden das Geheimniß klar.

Sieh nur der Aeſte Schlingen,
Ihr Sehnen und Durchdringen,
Weit über alles Land;
Aus Einer Wurzel Säften
Erſtarkten ſie zu Kräften
Und breiten aus ſich mancherhand;

Stets anders, ſtets das Gleiche,
Daß nie das Urbild weiche,
Und dennoch wechſle die Geſtalt;
Daß Leben überfließe,
In tauſend Formen ſprieße,
Doch nicht in ſie erſtarre kalt.

Sieh, wie ſein Stamm gewaltig,
Ernſt, rieſenhaft geſtaltig,
Geheime Schauer dir erneut,
Wie ſäuſelnd doch gelinde
Das zarte Aſtgewinde
Durch Anmuth deinen Blick erfreut.

Und Märtyrer und Helden,
Die hohen Auserwählten,
Sie tauchen aus des Laubes Nacht.
Propheten, heil'ge Frauen
Und Englein kannſt du ſchauen
Aufwachſend aus der Blüthen Pracht.

Hörſt du der Orgel Klänge,
Der ſchwebenden Geſänge

Im Tiefſten ſchütternde Gewalt,
Die deiner Sehnſucht Klagen,
Dein Jauchzen und Verzagen,
Des Herzens Herz, dir wiederhallt?

Kannſt du den Wohllaut faſſen,
Der in gezählten Maßen
Dem Aug' ſich, wie dem Ohr erſchleußt?
Kannſt jemals du ergründen,
Daß ſich dreieinig binden
In Schönheit Vater, Sohn und Geiſt?

Wer darf vermeſſen trennen,
Was nur im Einklang kennen
Nie oder völlig wird der Sinn?
Soll Farbe Klang entbehren,
Bild ſich des Worts erwehren,
Wo iſt hier Ende, wo Beginn?

Laß nur dein Herz verſtehen,
Sollſt dann nicht irre gehen.
Zeigt dir auch Niemand Maß, noch Bahn;
Laß nur die Demuth walten,
Laß Liebe nie erkalten,
So ſteigſt du furchtlos himmelan!

Zweites Capitel.

I.

Wie es Theobalden zu Strasburg erging.

Bald hierauf brach eine heftige und lang dauernde Fehde zwischen den mächtigen Geschlechtern Kölns und dem Bischofe Konrad um weltlicher Obmacht willen aus, und brachte den Dombau in bedenkliches Stocken, da oftmals die Stadt mit Heereskraft belagert, ja selbst mit dem Banne zu harter Züchtigung belegt wurde. Viele Werkleute zogen in andere Städte, wo sie ihre Kunst mit minderer Fährlichkeit üben zu können vermeinten, und obwohl Herr Ulrich nicht das Gleiche thun wollte, so befürchtete er doch, daß Theobald einen Nachtheil in guter Uebung und Unterrichtung erleide, und beschloß aus diesem Grund ihn gen Straßburg zu entsenden, allwo man mit unglaublicher Begierde Geld, Gezeug und Steine rüstete, um das Münster unsrer lieben Frauen zum Preise gar neu und köstlich durch einen trefflichen Werkmeister, genannt Erwinus von Steinbach, erbauen zu lassen. Da ohnehin die Zeit gekommen war, daß Theobald sich auf d' Wanderung begeben mußte, und er in wenig Jahren wiederzukehren gedachte, auch Herrn Ulrich in guter

Gesundheit verließ, so begab er sich, mit vielem Dank und Leide scheidend, auf diese Reise, und gelangte ohne ein merkwürdiges Begegniß zu der genannten Stadt. Er miethete sich eine Herberge, und ging, als er des Morgens sich säuberlich gekleidet hatte, nach der Bauhütte des Münsters, um von Meister Erwinus Aufnahme und Arbeit zu erlangen. Als er aus einer Gasse trat, zeigte sich ihm unvermuthet der in vollem Gang begriffene Bau. Der laute Eifer der Werkleute und Fröhner, das Hämmern der Steinmetzen, der Zuruf der Aufseher, das Knarren der Krahne und Winden, an denen die gewaltigen Lasten emporgezogen wurden, tönte in verworrenem Getöse durch einander. Sobald er die Hütte auf dem Maurerhof erreicht hatte, klopfte er nach dem Gebrauche Förderung suchender Wandergesellen dreimal an die Pforte derselben, trat mit der Frage: „Arbeiten Steinmetzen hier?" bedeckten Hauptes ein, und begab sich sogleich wieder vor die Thüre zurück. Kaum hatte man in der Hütte seine Worte vernommen, als Einer der anwesenden Arbeiter sich mit dem Meißel in der Hand zu Theobald vor die Pforte begab, um ihn zu bewillkommnen. Als dieser sich durch den heimlichen Gruß beglaubigt hatte, wurde er in die Hütte eingelassen, in welcher sich die Uebrigen inzwischen versammelt hatten. Sie hatten ihre Schurzfelle aufgerollt, das Haupt bedeckt, und sich in der Form eines Kreuzes aufgestellt. Theobald erkannte den Meister Erwin daran, daß er am äußersten gegen Morgen stand, und den Zollstab in der linken Hand hielt. Der Parlier hatte den seinigen in der Rechten. Er grüßte diese beiden zuerst, sodann die Gesellen

nach der Reihe. Nach dem Gruße bat er den Meiſter um Förderung und Aufnahme, welche ihm auch alſobald zu Theil wurde. Es wurde ihm hierauf als Neueintretenden die Ordnung der Steinmetzen vorgeleſen, die man um Nutz und Nothdurft willen aller Meiſter und Geſellen deutſcher Lande in eine Schrift verfaßt hatte und ſtrenge verwahrt hielt, damit ſie bei ihren Kräften bliebe, und keine Veränderung, noch einen Zuſatz durch fremde Hand erleiden konnte. Nach Herkommen und guter Gewohnheit war darinnen aufgezeichnet, wie ſich die Werkleute in allen Stücken verhalten ſollten, auf daß Fürſten, Herren, Städte, Stifte und Klöſter, die Kirchen, Chöre oder andere große Steinwerke machen wollten, wohl verſorgt würden, auch Zwietracht, Kummer, Koſten und Schaden vermieden, dagegen rechte Freundſchaft, Einhelligkeit und Gehorſam unter denjenigen beſtünde, die der allmächtige Gott gnädiglich begabt habe mit ihrer Kunſt, Gotteshäuſer und andere köſtliche Werke löblich zu bauen, und daran ihre Leibesnahrung ehrlich zu verdienen.

Dieſe Gebote mußte Theobald getreulich zu halten geloben bei dem Evangelienbuche und unter Anrufung St. Johannis des Täufers, des Schutzpatrons der verbrüderten Bauleute. Als er zuletzt noch gefragt worden war, wie ſein heimliches Bauzeichen gemacht werde, an welchem man ihn vollends als wohlerfahrnen Werkmann erkennen konnte, und auch dieſes richtig befunden war, ſo ging er ſammt den Uebrigen an die ihm zugewieſene Arbeit, und ſchuf, was man ihm auftrug, mit ſo vielem Geſchicke, daß Erwinus ihn oftmals mit freundlichen Worten belobte, und ſich näher

erkundigte, wie es ihm früherhin ergangen sey. Theobald hatte vor ihm eine unwillkürliche Ehrfurcht, und doch war sie wieder von anderer Art, als jene, welche Herr Ulrich ihm eingeflößt hatte. Bei diesem — so dünkte es ihn jetzt — war sichtbar gewesen, daß er sein Bestes in schweren Kämpfen errungen und mühevoll durch emsiges Forschen und Sinnen, oder Betrachtung fremder Werke sich angeeignet habe, dagegen bei Erwin schnell bemerklich war, daß er in übermächtig eigner Kraft sich bewege, kaum des Stoffes von außen bedürfe, und seine Gabe mehr zügeln, als nähren und befeuern müsse. Nicht entging demselben Theobalds große Fähigkeit und einfältige Liebe zu den Kunstdingen, und er freute sich, abermals eine beseelte Hand gewonnen zu haben, die bereit war, sein höchst schwieriges Bauwerk zu fördern. Schon hatte er die trefflichsten Arbeiter von nah und ferne an sich gezogen; von Tag zu Tage ging das Gemäuer sichtbarlich auf, und er durfte hoffen, daß sein Geist in seinen jungen Söhnen Hanns und Winhing fortwirken und diese vollbringen würden, was er selber, durch die Kürze der menschlichen Lebensdauer beschränkt, nicht zu vollenden vermögend war. Recht eigentlich schien er zur beharrlichen That, zur Ueberwindung jeden Hindernisses, zu einem alle Beständigkeit und Kühnheit scheinbar übersteigenden Unternehmen geschaffen. Begabt mit großer, körperlicher Stärke, durch keine Schwierigkeit geschreckt, unermüdlich sein Ziel verfolgend, lenkend unzählige Arme durch Wink, Wort und Vorgang, ohne ein äußeres Musterbild aus sich selbst schöpfend die Gesetze ewiger Schönheit, durch demüthigen Glauben vor dem

jähen Fall frevelnden Vermessens bewahrt, war er bei allem Ernst des Strebens zu kindlich frohem Scherzen geneigt und lebte meist heiter und zufrieden, wenn nicht zuweilen ihn betrübte, daß seine furchtlose Offenheit ihm Feinde erwarb, oder seine Mißkennung des eignen Werthes, und geringe Schätzung des zeitlichen Gewinnes, böslistigen Menschen zu üblem Mißbrauch diente, woher es kam, daß Manche ihn für thöricht hielten, da sie nicht einsahen, daß dem auf das Ewige brünstig gerichteten Sinn weltliche Klugheit, nicht Verstand, entschwinde. Spendete er doch den Bedürftigen von seinem Erwerbe nicht selten so reichlich, daß ihm selber das Nöthige zu gebrechen drohte, und Frau Husa, seine Ehewirthin, ihm solch gänzliches Vergessen seiner selbst mit gelinden Worten verweisen mußte. Gleichwohl erfuhr er nie einen empfindlichen Mangel, noch drückende Sorge, lebte vielmehr wohlgemuth sammt all den Seinen, und hatte einen besondern Segen und gedeihlichen Fortgang in allen Dingen, die er sich vorgenommen und auszuführen beschlossen hatte. Da es Abend wurde, lud er Theobalden in sein Hausgärtlein, wo er an schönen Tagen nach der Arbeit auszuruhen und sich zu erholen pflegte. Schon hatte sich daselbst ein munterer Kreis versammelt; Sabina und Isolde, Erwins Töchter, kamen dem Vater und den Brüdern erwartend entgegen, und Frau Husa begrüßte sie mit gewohnter Freude. Ein vielseitiges Gespräch begann; Theobald mußte Manches von Köln und seiner Reise erzählen, und auch seine früheren Schicksale blieben den Theilnehmenden nicht lange verborgen. Diese trauliche Geselligkeit,

dieß aufrichtige Wohlwollen war so herzlich, daß er sich selber kalt und menschenfeindlich dagegen dünkte. Er forschte, woher dieß rühre, und fand, daß er wohl in zu einsam beschaulicher Weise seither zu Köln gelebt habe, fast mehr im Umgang mit Steinbildern und sinnenden Gedanken, denn in reger Theilnahme an menschlichen Zuständen. Er erkannte nun, wie nothwendig uns hinwieder ein anregend hülfreiches, vielfach sich hingebendes Wechselleben sey, damit nicht Erstarrung den nur in sein eigenes Innere Versunkenen beschleiche, und inmitten des Wahnes gesunder Lebensfrische der warme Hauch allbegeisternder Liebe uns entschwinde. Gleichwie aber Erwin selbst durch seine bloße Gegenwart Alles, was ihm nahe kam, unwiderstehlich in die Gewalt seines Geistes zu ziehen vermochte, und Jeder, der von ihr ergriffen wurde, mit Lust sich unterordnend ihr ergab, so fühlte Theobald auch bei den Seinigen in kurzer Zeit sich heimisch, deren Jedes trotz gemeinsamer Aehnlichkeit sich entschieden eigenthümlich zeigte. Dieß fand vorzüglich bei Sabina und Isolde, den Töchtern Erwins, statt, welche beide in eigner Art, mit höchst anziehenden Eigenschaften begabt waren. Sabina, älter als Isolde, doch nicht minder jugendlich blühend, von großer und edler Gestalt, verrieth schon in dem sinnigen Blicke die ihrem Geschlechte selten gewährte Anlage hoher Kunstfertigkeit, welche sie bereits durch mehrere in Stein gehauene Bildwerke zum Erstaunen derjenigen, welche davon wußten, unzweifelhaft bewiesen hatte. Obwohl diese, von häuslich liebevoller Thätigkeit abführende Beschäftigung, dazu helle Verstandeskraft und eine durch an-

gebornen Drang nach Unterrichtung vermehrte Erkenntniß, ihr eine faſt männliche Sinnesart verliehen hatten, ſo wurde doch letztere hinwieder durch ein niemals gewaltſam unterdrücktes, vielmehr nur durch ungewöhnliche Fähigkeiten und Umſtände in ſeinen Aeußerungen bedingtes, nicht minder tiefes als zartes Gemüth auf die mildeſte Weiſe verſöhnt. Unverkennbar ſprach ſich dagegen in Iſolde ohne fremdartige Zuthat die urſprüngliche Güte und Liebe aus, die, ſich ſelbſt nur in Andern fühlend und wiederfindend, ein dunkles, unſcheinbares Daſeyn in der engſten Nähe geliebter Weſen durch die Fülle eines reinen Herzens zur Welt erweitert. An dem Blick der Ihrigen hängend, ſaß ſie anmuthig ſchweigſam an Frau Huſa's mütterliche Geſtalt geſchmiegt, oder diente ſorglich ab- und zugehend und ausrichtend, was ihr von dieſer geheißen wurde, kaum zuweilen einen Antheil nehmend an dem lebhaften Geſpräche ihrer Brüder, Erwins, Theobalds und ihrer Schweſter Sabina, die im Verlaufe der Unterredung auf den Wink ihres Vaters einige in Thon gefertigte Vorbilder mehrerer Steinfiguren vorzeigte, welche ſie unter Erwins Anleitung zur Ausſchmückung einer Seitenpforte des Münſters künſtlich zu meißeln gewillt war. Aufmerkſam hatten ſich Aller Blicke ſo eben auf dieſen Entwurf hingewendet, zu deſſen ſchneller Ueberſicht und gröſſerer Klarheit das Bildwerk in ſeinem Verbande mit dem aus älterer Zeit und Bauart ſtammenden, architektoniſchen Theile dargeſtellt war. Das Portal theilte ſich in zwei gerundete Bogen, auf deren mittlerem Pfeiler Salomo, über ihm der Heiland ſich befand; je drei Apoſtel ſtanden in den Vertie-

fungen nach innen zu; zur Rechten von diesen war einzeln unter einem zierlichen Dächlein das Judenthum in betrübter Frauengestalt verbundnen Auges, mit zerbrochnem Pfeil und Gesetztafeln, zur Linken aber das siegreiche Christenthum als gekrönte hehre Jungfrau mit Kelch und Kreuz zu schauen. Ueber ihr Haupt sollten folgende Worte zu stehen kommen: „Durch Christi Blut überwind' ich dich" dagegen über der Besiegten zu lesen war: „Dasselbig Blut verblendet mich." Die Felder der Rundungen über den beiden Thüren waren bestimmt durch halberhobne Bilder mit dem Tod, Begräbniß, der Himmelfahrt und Krönung Mariä ausgeschmückt zu werden, da zu ihrer preislichen Ehre das Münster seit uraltem Gedenken geweiht und gestiftet wurde. Theobald meinte, seine Verwunderung über die Schönheit, Anordnung und tiefe Bedeutsamkeit dieses künstlichen Werkes nicht genugsam ausdrücken zu können, und selbst da er geschieden war, und einsam auf der Straße wandelte, schwebte ihm noch lange jenes siegreiche Frauengebilde, mit Sabina's und Isolden's Gestalten seltsam sich verwirrend und mischend, vor Augen. Eine unerklärliche Trauer befiel ihn; er gedachte Herrn Ulrichs mit ungewöhnlicher Wehmuth; eine tiefe Sehnsucht nach seinen verstorbenen Eltern ergriff ihn; er besann sich vergeblich, woher dieß rühre. Da tönte es wie mit bekannter, doch ihm unerinnerlicher Stimme und Liedesweise:

Sinnest du, was dein Verlangen,
Was mit Bangen
Dir die öde Brust erfüllt?

Nenne mir, was dein Begehren,
Nicht entbehren
Sollſt du, was dein Sehnen ſtillt.

Iſt es Wald, iſt's grüne Haide,
Tragſt du Leide
Nicht zu ſchau'n vom Berg ins Thal?
Schwing dich über dumpfe Mauer
Ohne Trauer;
Fleuch mit Vöglein allzumal!

Iſt es Gold, Geſtein und Seide,
Augenweide?
Suchſt du hoher Ehren Preis?
Fahre raſch durch Meer und Lande;
Bald zu Hande
Kömmt es dir durch Muth und Fleiß.

Soll ein Bildwerk dir genügen?
Es zu fügen,
Ward dir ſtiller Schöpfergeiſt;
Willſt du Kunde alter Tage?
Nicht verzage,
Horche Sängern, die man preiſ't!

Nichts von Allem, was dich labe!
Höh're Gabe
Schon begehrſt du, höh'res Glück;
Seele ſoll dir angehören;
Aug' ſich nähren
Von dem vollen Gegenblick.

Will nicht Herz ein Herz umfahen?
Kannſt du nahen
Selbſt des Vaters Liebesthron,
Wenn ſich nicht herniederſenket
Mild gedenket
Deiner Noth der treue Sohn?

Sind es nicht der Nacht Gewalten,
Die dich halten,
Quält dich nicht das eigne Seyn?
Doch getrost! Du überwindest,
Wenn du findest,
Was für jetzt und ewig dein!

Und leiser verhallten die Worte:

Es muß die Liebe thronen,
Bald fühlst du ihre Macht;
Schon ist nach ihren Kronen
Dein Sehnen heimlich angefacht.

Du siehst sie siegreich blicken,
Die Zeit der Furcht entschwand;
Bald soll sich dir entrücken
Des Zornes dunkles Zauberland.

Den Kelch willst du erfassen,
Es drückt dich bittre Schuld,
Und alles finstre Hassen
Nimmt hin die süße Gotteshuld.

Dein Auge wird erblinden,
Um neugeschärft zu sehn;
Gesetzes Bande schwinden;
Die Freiheit naht mit sanftem Wehn.

Zum Kreuze willst du dringen,
Der Feind liegt todeswund;
Dich höher aufzuschwingen,
O wärst du gänzlich schon gesund!

Gib froh im Seyn verloren
Dein Seyn zum Opfer hin;
Im Tode neugeboren
Entzündet sich der innre Sinn.

Und fährt mit vollem Leben
In Doppelflammen auf.
Vereint sich zu erheben
Zu immer schönerm Siegeslauf!

2.

Wie Hilarius der Abt mit Erwin Zwiesprache hielt.

Von Tag zu Tage lernte Theobald durch Erwins Anleitung jene Mittel genauer kennen, die den unbegreiflichen Wirkungen, dem herrlichen Eindrucke deutscher Kirchenbauwerke zum Grunde liegen. Allmählich verstand er das Wunder, wie durch wirkliche und scheinbare Höhen, Abnahme und Verdünnungen, Stab- und Laubbekleidung, Spitzgiebel und Bogen, Höhlungen, Ecken und Vorsprünge, durch die reichste Entfaltung einfacher, in sich nothwendiger und doch unendliche Freiheit gestattender Grundverhältnisse, eine auf jedem andern Wege nicht zu erzielende Kühnheit und Leichtigkeit, verbunden mit größter Dauer und Zweckmäßigkeit, erreicht werde, so daß selbst das Steingefüge, welches, dem Gesetze irdischer Schwere angehörend, nur eine ähnliche Kunstform zuzulassen scheint, durch die siegreiche Kraft des jeglichen Stoff bezwingenden Menschengeistes dem Ausdrucke des sehnsüchtigsten, überschwänglichsten Gedankens sich nicht verschließen kann. Gleichwohl versäumte Theobald nicht, auch des Bildhauens in Nebenstunden sich zu befleißigen, und bald galt er als ein trefflicher Geselle hierin bei denen, so um diese Dinge wußten. Deßhalb begab sich nicht lange hierauf Folgendes.

Es lebte dazumal zu Straßburg ein Abt, genannt Hilarius; der war gelehrt, und hielt die Kunst hoch, und war ein Mann von großer Würdigkeit. Er kannte auch Herrn Erwinus gar wohl, und pflegte zu unterschiedlichen Zeiten bei ihm einzukehren, um seine Arbeit zu besehen, und ergötzliche oder auferbauliche Zwiesprache zu halten. Eines Tages nun, als der Meister in seinem hellen Erker, von dem er auf den Marktbrunnen und den Münsterbau sehen konnte, denselben Bau auf ein Pergamentblatt mit genauen Strichen verzeichnete, wie er wäre, wenn er fertig stünde, da trat der Abt ein und sprach: „Ich stör' euch, Meister!" Dieser stand auf, und erwiederte: „Hochwürdiger, Ihr nimmermehr!" grüßte ihn und bot ihm zu sitzen. Bald kam auch Frau Husa mit Sabina herbei, und sie begehrten seinen Segen. Isolde aber setzte ein Krüglein mit gutem Wein, hübschgemalte Kelchgläser und Weißbrod auf einem Zinnteller, dem Gast zu Ehren, auf den Tisch, und schweigsam blieben die Frauen zugegen. Da sah der Abt umher und sprach: „Meister, Ihr seyd der glücklichste Mann, den ich kenne; Ihr dürft Gott danken für die Güte, die er Euch erweis't!" Erwin sprach: „Warum ich so sehr? Dieß ist aller Menschen Pflicht!" Hilarius entgegnete: „Euch hat Gott lieb, da er Euch nicht bloß eigen Haus, Herd und Gewerb, dazu eine treue, kluge Ehewirthin und wohlgezogene Kinder schenkt, sondern Euch überdieß von Geburt an einen gar erfindsamen, künstlichen Sinn verliehen hat, den Niemand erwerben mag, es sey denn, daß er ihm wunderbarlich zugetheilt wurde.

Vergrabt doch ja gewißlich nimmermehr dieß kostbare Pfund, deß Ihr gewürdigt seyd!"

„Dem geschehe, wie Ihr sagt, mit Gottes Hülfe," entgegnete Erwinus, „ich gedenke durch christliche Werke und den Fürspruch des Seligmachers nach diesem Leben das ewige zu gewinnen."

Der Abt sprach: „Hieran zweifelt nicht. Wer christliche Kunst übt, hat nach dieser Zeitlichkeit eine frohe Urständ zu hoffen, und wird reich gelohnt im Himmel. Denn groß ist sein Verdienst, da die wahre Kunst ein Hort und Pfeiler des Glaubens, ein Schild und Schmuck der allgemeinen Kirche ist. Ich sag' Euch, Meister, wenn diese gute Kunst sich wandeln oder enden sollte, so wäre es ein schreckhaft Zeichen vom Nahen des Widerchrists und seines gottlosen Reiches."

Da segnete sich Erwin, und sprach: „Das sey ferne! das verhüte der allmächtige Schöpfer! Kann doch im Bauen keine bessere Art mehr aufkommen, als die wir Zünftige in deutschen Landen und auswärts üben, seit wir des Wälschen aus Hispania und Grácia uns abgethan, an dem ein heidnischer Geruch zu spüren war. Wohl möchte ich diese gute Art einem edlen Fruchtbaum vergleichen; der sproßt aus dem güldnen Kern des wahren Glaubens, und es haben ihn die lieben Deutschen insgemein gepflanzt!" Hilarius sprach: „Schon viele Neuheit haben wir in Art und Tracht aus Paläſtina, Frankreich und Italia zu uns gelangen sehn; wer steht Euch gut, daß nicht dereinst auch hierin ein Wandel sich ereigne?"

Da rief der Meister lachend: „Zur Kurzweil sagt Ihr dieß, Herr Abt, denn wohl wißt Ihr, daß dieß nim-

mer geschehen mag; und wär' es auch einst also, wie sollte mir bangen? Fremd Gewächs muß bald zergehen; die Erde ist ihm zuwider; so nimmt es ein schmählich Ende." Dieß gab der Abt ihm zu, und, auch daß er nur scherzweise so geredet. Dann sagte er noch: „Ich weiß, Meister, Ihr habt viele Dinge zu vollbringen, und Euch gebricht die Zeit zu dem, was ich begehre, doch hör' ich, es sey ein fremder Geselle zu Euch gekommen, genannt Theobaldus von Köln bei dem Rheine; der habe einen trefflichen Verstand zu allerlei schönem Bildwerk; wolltet Ihr nun diesen heißen, zu schaffen, was ich gerne möchte, so sollte es ihm reichlich vergolten seyn!" Erwin sprach: „Was soll's?" Der Abt erwiederte: „Unsrer lieben Frauen, der gnadenreichen Mutter aller Seligkeit, soll das Bild seyn, das ich für mein Kloster stiften will. Und also habe ich mir die Sache erdacht und vorgestellt. Die heilige Gottesmutter mit dem glorwürdigen Jesuskind auf ihrem Schoß möge als eine milde Königin der Seligkeit unter einem kunstvollen Baldachin sitzen, und herrlich und wunderbarlich anzuschauen seyn. Dann muß auch noch auf jeder Seite ein hübsches Englein mit fliegendem Gewande schweben, die sollen eine große, köstliche Krone mit ihren Händen über sie halten, und dieß prächtige Werk, aus Stein gehauen, über einem Pförtlein meiner Kirche, zur Zier und Andacht an der Wand erhöhet werden." Da der Meister ihm dieß treulich verheißen, schied Hilarius der Abt, und es geleitete ihn Erwin mit den Seinen bis vor die Thüre des Hauses, und baten ihn bald wieder zuzusprechen, wenn er dieses Weges käme. Als Theobald vernommen hatte, was

für ein ſchönes Werk ihm geboten ſey, wurde er froh, und hatte doch ein Zagen, ob es ihm gelingen möge. Deßhalb begehrte er, bever er es begann, Erwins Rath, da dieſer auch des Bildhauens wohl kundig war, und es ſelber mit Luſt übte, wenn ihm die Zeit dazu wurde; denn er achtete es ſo wichtig, als den größten Bau, und pflegte oftmals zu ſagen, daß, wie uns das hohe Himmelsgewölb nicht alſo wohl gefiele, wenn nicht mannichfaltig die Creatur ſich unter ihm regte, ſo auch ein Münſter ohne Bildwerk und Schilderei gar todt und öde erſche nen müßte. Hierauf machte Theobald eine Form aus Erden; die zerſchlug er bald, und machte eine friſche, und that dieß mehrmals. Er war aber betrübt, daß er mit allem Fleiß keine rechte Vorſtellung von dem Bilde in ſich gewinnen mochte. Da trug es ſich eines Abends zu, daß Frau Huſa und Iſolde (denn Sabina war noch bei ihren Brüdern in der Bauhütte, und führte emſig den Meißel) in dem Hausgärtlein unter einem alten Ahornbaum ſaßen, und der Kühlung der Luft genoſſen. Luſtſam war dieſer Ort; man ſah den blauen Himmel durch das Gezweige ſcheinen, das mit vielem Laube und moosbewachſenen Aeſten, wenn eine Zugluft es bewegte, einen kühlen und friſchen Waldgeruch von ſich gab; Vöglein flogen von den Dächern herbei und ſangen in ſtiller Weiſe; dazu war es ruhig, und von dem Lärm der Gaſſe gelangten nur verworrene Laute herzu. Als nun die Frauen ſo ſaßen, e lief eine Nachbarin, die durch den offnen Hausgang ihrer erſichtig geworden war, herbei, und bat ſie ihr kleines Kindlein, ſo ſie auf dem Arme trug, zu halten, bis ſie am Marktbrunnen Waſſer eingeſchöpft. Da that dieß Iſolde willig,

and hielt unterweile das ſchöne, lachende Knäblein auf dem Schoße, zart und innig mit ihren Händen umfaßt. Nun war es aber Feierabend geworden, und es traf ſich, daß Theobald gerade von ſeiner Arbeit kam, und zu ihnen trat; da gewahrte er, wie er aus ſeinem tiefen Nachſinnen durch ihren Gruß erweckt wurde, Iſolde mit dem Kindlein ſich gegenüber in ſolcher Klarheit ihres reinen und demüthigen Angeſichts, daß er vermeinte, die milde, wonnigliche Mutter Mariam ſelber zu erſchauen. Kaum vermochte er zu ſprechen; ſeine Unruhe und Ungewißheit war gänzlich verſchwunden; und wie hold auch das Wirkliche ihm entgegentrat, in ſeinem Gemüthe war die unſichtbare Vorſtellung noch weit herrlicher aufgegangen. Iſolden's Bild ſchwand von jener Stunde an nicht mehr aus ſeinen Gedanken, und keine Jungfrau ſchien ihm an Vollkommenheit ſich ihr zu vergleichen. Dieß gereichte ihm bald zur Wonne und zur Sorge; zur Wonne, weil er ſie liebgewann und ſich ihres Anblickes und Grußes freute; zur Sorge, weil er ſich nunmehr viel zu geringe und ſündhaft achtete, um ihre Huld jemals zu verdienen. Denn er fand, daß ſie fromm und verſtändig ſey, und ihren Eltern im Hauſe unterthan, und früh und ſpät emſig diene mit vielem Schaffen, und nicht wiſſe um ihre große Holdſeligkeit, vielmehr für ſich ſelber nicht Luſt, noch Mühe habe, es ſey denn, daß ſie den Ihrigen, und wer es bedurfte, Liebe und Treue erweiſen konnte. So geſchah es alſo nach den verborgnen Rathſchlüſſen Gottes, daß in jenen Tagen Theobald nicht minder, als Iſolde erkannten, ſie ſollten ſich zu einem Herzenstroſt einander finden, und einen Bund ſchließen auf ewiglich. Sie

verſtanden ſich gar bald mit Blicken, ohne lange Worte darüber zu wechſeln, und bargen es noch vor männiglich als eine zarte und heimliche Sache, durch welche ſie mit ſüßen Freuden und wundertiefen Gedanken erfüllt wurden, da es ihnen vorkam, als ob ihr Leben erſt jetzt recht erblüht ſey gleich einem Garten in Maienzeit. Darin war Iſolde zu ſchauen als die junge Roſenblüthe, die ſich aufthut im Sonnenſchein. Der Sonnenſchein war ihre Minne; die ſtrahlte von ihren Augen wieder mit hellem Glanz, und that ihre inwendige Seele auf zu einem neuen und hohen Leben.

3.

Arnolf, ein wälſcher Meiſter, will einen Geſellen aus Straſsburg.

Bald nach dieſen Zeiten, als Erwin eben in unſer Frauen Hauſe ſich befand, woſelbſt die Schaffner und Schreiber über das Einkommen des Münſters beſtellt und wohnhaft waren, begehrte ein wälſcher Kaufherr ſeines Geſpräches. Das Gewerbe, welches derſelbe auszurichten hatte, war ein ehrerbietiger Gruß und geziemendes Erſuchen Herrn Arnolfs aus Florenz, eines wälſchen Baumeiſters und Bildners, daß Erwinus ihm einen klugen, wohlerfahrnen Geſellen aus Straßburg oder ſonſt aus deutſchen Landen nach Italia entſende, ſintemal er eines ſolchen zu einem Bauwerke dringend bedürftig ſey. Er ſolle ehrlich gehalten werden, und keine Reue darob empfinden. Solche Botſchaft und rühmliches Begehren erfreute Erwinum. Sogleich ge-

dachte er Theobalds, theils weil er ihn für den Trefflichsten hielt, um hierinnen dem ausländischen Meister zu willfahren, theils weil er gerne sein Fortkommen förderte. Deßhalb rief er ihn alsogleich, da er abwesend in der Bauhütte sich befand. Unterweile lud der Kaufherr viel Gaben und schöne Kleinode mit seinem Diener vor dem Hause ab, und ließ es auf die Tische breiten, was unsrer lieben Frauen die Städte Florenz und Padova, Meister Arnolf und andre gutherzige, fromme Leute durch ihn überbringen hießen, als da waren: seidne Stoffe, silbernes Altargeräthe, Perlen, Balsam, Myrrh' und Aloë, und andre seltne Waare des Morgenlands und Südlands. Dieß Alles übergab er dem Schaffner als des Münsters eigen Gut und Schmuck. Theobald, der bald darnach in die Stube trat, und von Erwin dem Fremden als derjenige von seinen Gesellen genannt wurde, den er mit ihm nach Italia zu entsenden gedenke, erkannte mit Verwunderung und Freude Herrn Antonio, den eine Handlungsreise abermals nach Deutschland und zufällig nach Straßburg geführt hatte. Sie begrüßten sich wechselseitig mit lauten Ausrufungen, und der Kaufherr erstaunte sehr, seinen vormaligen Diener in verbessertem, zeitlichem Glücke wiederzufinden, da er schon völlig an seiner Tauglichkeit zu irgend einem Geschäfte verzweifelt hatte. Aber auch sein Aeußeres mußte er mit Wohlgefallen verändert sehen. Er war wohlgekleidet, von blühender Farbe, und hatte eine männliche Haltung gewonnen. Seine Miene war heiter, offen und hoffnungsvoll; der trübe Zug um den Mund war verschwunden. Da Theo-

bald den Auftrag vernommen hatte, den ihm Erwin zudachte, so wurde er zwar anfänglich in seinem Gemüthe betroffen und unruhig, da er heimlich schon nicht mehr, sey es für lange oder kurz, aus Straßburg scheiden zu können meinte, und ihm war, als müsse sein Herz alsdann gar bald vergehen vor Gram und Liebessehnen; aber er bezwang sich muthig, da er bedachte, wie die höhere Pflicht ihm gebiete, diese zeitliche Trennung zu ertragen, damit er dann einstmal Isoldens Gunst um so würdiger erscheine. Auch erneute sich seine fast entschlummerte Hoffnung, auf dieser Reise seinen Geburtsort und das Schicksal seiner Eltern auszuforschen. In großer, innrer Erregung besprach er sich mit Herrn Antonio, als dieser gerade ein Schreiben des wälschen Meisters an Erwin bedächtig aus einem seidenen Säckel hervorzulangen im Begriffe war. Auf Erwins Ersuchen trug es derselbe folgendermaßen in deutsche Worte über:

Arnolf der Florentiner grüßt seinen Mitbruder,
Erwin von Steinbach!

„Anton, der Kaufherr, ein Bürger der Stadt Padua, von dem mir Kunde wurde, daß er nach Straßburg ziehe um Handels willen, wird Euch mündlich genau berichten, weßhalb ich aus so weiter Ferne mich an Euch gewendet habe. Euer Ruhm, ehrbarer Meister, ist bis zu uns gedrungen, und sehr muß mich erröthen machen, daß in meinem Vaterlande nicht nur Keiner Euresgleichen, sondern überhaupt ein großer Mangel an sinnreichen und wohlunterrichteten Werkleuten zu finden ist. Zwar bemühe ich mich selber des Besten, als ich vermag, und versuche mich oft in allerhand

neuen Weiſen, da jene, welche wir aus Eurem Vaterlande überkommen, Vielen nicht mehr nach ihrem Sinne ſind, und man ſtets eine Neuheit und Veränderung zu ſchauen begehrt. Ich betrachte daher auch fleißig die uralten Gebäude und Tempelſäulen, ſo aus heidniſchen Zeiten hin und wieder in unſerm Lande übriggeblieben ſind. Sie dünken mich eines zierlichen und fröhlichen Anblickes zu ſeyn, und von einer unübertrefflichen Ebenmäßigkeit der Verhältniſſe. Daſſelbe pflege ich auch an alten, in Stein gehauenen Figuren, welche man zuweilen aus der Erde gräbt, mit nachdenklicher Verwunderung zu bemerken. Sie ſind von ſolcher Vollkommenheit, daß wir gar viel von ihnen zu lernen haben mögen. Wie gütig iſt Gott, daß er ſelbſt Jene, die ihn noch nicht nach der Wahrheit zu erkennen vermochten, mit ſo unglaublichen Gaben und ſolcher Fertigkeit des künſtlichen Bildens in ihrer dunklen Blindheit getröſtet hat! Obwohl ſie aber in künſtlichen Werken vor uns einen Vorzug zu haben ſcheinen, ſo will es mir doch ſchwer gelingen, ihre Weiſe nachzuahmen, und unerklärbar iſt mir, warum dieſelbe mit unſrer jetzigen Art in einem ſo beſondern Widerſpruche ſteht. Faſt muß ich Euch beneiden, daß Euch unmöglich iſt, in eine ähnliche Verwirrung zu gerathen, da ihr die bei uns ehedem blühende Kunſt des alten Roma's und Grácia's wohl nur aus dunklen Sagen kennet! Pilgrime und andere fahrende Leute erzählen mir Unglaubliches von der Größe und Schönheit der Thürme des Münſters, ſo ihr zu Straßburg zu bauen begonnen habt. Wo fandet Ihr nur zu ſolchem Werke das Urbild und Muſter? Ei, lehrt mich,

welches Vortheils und Verfahrens Ihr Euch bedient! Doch ich weiß, als thöricht werdet Ihr dieser Forderung lachen. Beſſer iſt's geſagt: der Wälſche muß des Deutſchen Geiſt und Kühnheit im Bauen weichen! Seltſam iſt dieß, da doch als Bildner mir Vieles wohl gelingt, und in der Kunſt mit Farben auf Holz, Leinwand und Gemäuer heilige Geſchichten vorzuſtellen, ſich hier zu Lande vielbelobte Männer hervorthun, von denen ich nur den weiſen Giottus nennen will. Könnt Ihr mein Bedenken löſen, ſo thut es freundlich; vielleicht daß Ihr es ſagen könnet, was mir in Errichtung von Bauwerken zu einem rechten Aufſchwung und Erfolge hinderlich ſey. Gern möchte ich mündlich mit Euch hievon recht deutlich reden, da ich mit ſchriftlichen Worten nicht Alles, was ich möchte, auszudrücken im Stande bin. Möchte es mir vergönnt ſeyn, Euch einmal in meinem Leben von Angeſicht zu ſchauen; und Euer herrliches, weltberühmtes Münſtergebäude mit Fleiß zu betrachten! Seyd nun Gott befohlen, ehrſamer Mitbruder und Meiſter, und glaubet, daß ich alle Zeit bereit bin, Euch Euren guten Dienſt, den ich ſicher zu erhalten hoffe, hinwieder zu vergelten.“

Folgendes war Erwins Antwort, welche ihm Theobald überbringen ſollte:

Ehrbarer Meiſter und Mitbruder!

„Euerm Begehren habe ich ſogleich willfahrt, wie ja nicht anders es unſre Ordnung und Brüderſchaft gebietet, daß wir nämlich in allen Stücken uns untereinander hülfreich und förderlich ſeyen. Theobald, mein guter Geſelle, wird Euch zu allen Dienſten bereitwillig ſeyn, und ich zweifle nicht, daß Ihr ihn

ehrlich halten, und, wenn seine Arbeit geschehen, mit Fried und Gunst in seine Heimath zurückkehren lasset, damit er wieder nach Straßburg komme, mir zu helfen bei dem Münster, so ich daselbst mit Gottes Hülfe erbaue. Dieß ist ein langsam, mühselig Werk von großer Pracht und vielen Kosten. Man mag wohl über hundert Jahre an einem Thurme bauen; ist auch viel schöne Zierde von gehauenen Steinen daran. Doch soll mich's nicht verdrießen mein Leben lang, da es zu Ehren unsrer lieben Frauen ist; die soll für mich bitten in meinem letzten Stündlein, so hab' ich reichen Lohn für allen Kummer und Beschwerniß. Für Eure gute Meinung und Lobpreisung der Werkleute zu Straßburg und anderwärts in deutschen Landen sey Euch gebührlich gedankt, obwohl Ihr deß zu viel Rühmens macht, und zu geringe von Euch selber redet, da Ihr doch viel schöne Steinwerke in den Städten zu Wälschland hin und her machet, so doch nicht ohne Eure große Kunst und Begabung geschehen würde. Da Ihr jedoch Raths begehret, und im Zweifel stehet über die Art, wie man bauen soll, auf daß es männiglich wohlgefalle, und Ihr davon die Rede habt, so antworte ich darauf nach meinem Verstand, daß Ihr besser führet, nicht auf Jedermanns Geschrei und Willen, Hohn oder Gunst zu achten, nicht wetterwendisch zu seyn, auch mehr Nutz, Lob, Dauer und rechte Heiligkeit eines Kirchenbaues zu ermessen, denn fröhliche Anmuth und Augenlust, so der Heiden Ziel gewesen seyn mag. Zwar mißtraue ich nicht Euern Worten, daß auch dieselbigen viel kunstreiche Meister hatten im Bauen und Bilden, möchte auch selber gerne Wunders halber

ſchauen in Eurem Lande, was man von ſeltſamen Abgöttern, wüſten Mauern und fremdem Geräthe aus uralten Zeiten findet. Nimmer aber macht Ihr mich begreifen, wie es noththue, die Art, ſo wir, denen doch eine viel größere Erleuchtung und beſſere Erkenntniß zu Theil geworden, in chriſtlichen Landen ſeitdem gefunden, um ihretwillen gering zu nennen, zu ſchmähen, oder gar zu vertauſchen; warne Euch daher mit allem Ernſt und wohlgemeintem Nachdruck davon zu laſſen, da ſolch neues, verkehrtes Weſen Euch bei rechtſchaffenen Meiſtern, Parlieren und Geſellen in böſe Nachrede eines ketzeriſchen, verruchten Gemüthes, dem doch nicht alſo iſt, bringen könnte. Hilarius, der Abt, ein gelehrter Mann, mein günſtiger Freund, hat mir jüngſt aus alten Büchern berichtet, wie Chlodovaus, ein König der Franken, an dem Orte, wo nun das Münſter ſteht, ein heidniſches Tempelgebäude zerſtört und vom Grund aus verwüſtet habe. Sollte ich nun deß wohl ein Leidweſen haben? Vielmehr danke ich Pipino, und ſeinem Sohn Carolo Magno, ſo den Chor begonnen, dazu viel Heiligthum und Kleinode geſchenkt haben, daß man es jetzt nach Jahren viel ſchöner und gotteswürdiger mit hohen Thürmen zu erbauen im Stande iſt. In Summa, ſo Ihr bei einem Kirchenbau mit eifrigem Gebet im Geiſt erwäget, daß dieß Gottes Haus werden ſolle, darinnen er hinfort oft in ſichtbarer Geſtalt des Brods und Weins zugegen ſeyn, und in Worten und kräftigen Zeichen ſeine Gnade allen Chriſtenleuten erſcheinen laſſen wolle, ſo werdet Ihr weder lange nach heidniſchen und andern Muſtern umherſuchen, noch ſonſt einen Zweifel und

Herzogen spüren, es sey denn, daß Ihr wahrnehmet, wie gar nichtig, hinfällig und gering aller Menschenhände Werk sey, womit sie ihren Schöpfer und Herrn Himmels und der Erde zu preisen gedenken. Hiemit lebt gesund, ehrbarer Meister Arnolf von Florenz, deutet diese meine Freiheit nicht Uebels, gedenket auch fernerhin mein mit guter Freundschaft und Nachricht, und so Ihr kommen wollt, so wisset, daß ich Euer Wirth bin zu Straßburg in der Stadt, woselbst Euch alle Lieb', Ehr', und Treue erzeigt werden soll, als billig ist unter uns!"

Drittes Capitel.

1.

Von Herrn Bruno, dem Ritter.

Es war noch frühe Morgendämmerung, als Theobald mit Antonio und dessen Diener langsam auf der Heerstraße zu Pferde dahinzog. Sie mochten eine Tagreise von Straßburg entfernt seyn, und waren gerade von ihrer Nachtherberge aufgebrochen. Der Kaufherr redete wenig, und schien an seine Geschäfte und sein Heimathland zu denken, welchem die Fahrt zuging, während Theobald im Geiste Straßburg noch gar nicht verlassen hatte. Ein tiefer Ernst war auf seinen Mienen zu lesen, denen ein wichtiges Ereigniß seines Lebens einen noch entschiedneren Ausdruck gab. Er hatte nämlich kurz vor der Abfahrt sowohl Isolden, als Meister Erwin und Frau Husa seine bisher verschwiegene Herzensneigung offen bekannt, und die treuliche Zusicherung seines vollen Glückes erhalten. Obwohl er schon vorher hieran zu zweifeln keine Ursache fand, so hatte doch die erlangte Gewißheit ihm den Abschied erschwert, ihn heftig aufgeregt und überrascht, so daß noch manche Tagreise verging, ehe er das Erlebte zu fassen und ruhig zu überschauen im Stande war. Klar wurde es

ihm bald, daß sein Leben fortan trotz alles äußerlichen Wechsels und wie mannichfache Zustände es erfahre, ein sehr abgeschlossenes und umgränztes seyn werde, aber eben dieß Gefühl, daß ein ferneres Schwanken und Sehnen unmöglich sey, gab ihm eine vorher nicht gekannte Ruhe und Sicherheit des Daseyns. Es schien ihm, sein ganzes Wesen habe sich erweitert, und gleichsam ein zweites in sich aufgenommen, dessen es zur Ergänzung bedurfte, und ohne welches seine Entwicklung hienieden stets eine geringere und mangelhafte geblieben wäre. Er gewahrte ferner, daß in dem Maße, als sein inneres Auge an Sehkraft und Stärke gewonnen hatte, auch sein Gesichtskreis sich ausgedehnt habe. Eine reichere, unendliche Ferne that sich ihm auf, ohne ihn, wie früherhin, ängstlich zu verwirren, und oftmals mußte er selber insgeheim erstaunen über die Fülle neuer und ungewöhnlicher Gedanken, die in seiner Seele, über die Bilder, die in seiner Vorstellung aufstiegen, ohne daß er von außen irgend eine Veranlassung oder Erregung dazu erhalten hätte. Daß sein Wille kräftiger, reiner, entschiedner geworden sey, daß das Böse in ihm minder mächtig wirke, daß seine Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ein ganz neues Licht gewonnen habe, daran konnte er bei einem vergleichenden Hinblick auf die Vergangenheit nicht länger zweifeln. Auf welche Art jedoch alles dieß so gekommen sey, befremdete ihn keineswegs, und es kam ihm gar nicht zu Sinne, über den eigentlichen Grund dieser plötzlichen Wirkungen nachzudenken, da derselbe nichts Auffallendes für ihn hatte, und es ihm unmöglich gewesen wäre, sich vorzustellen, daß sein Leben einen andern Hergang,

daß

daß ſein Herz eine andere Neigung und Sehnſucht hätte gewinnen können. In ſolcher hin und her wogenden Betrachtung, die ihn lange verhinderte, den Wechſel der Gegend, und was ſonſt die Neugierde Reiſender zu beſchäftigen pflegt, wahrzunehmen, unterbrach ihn der übermächtige Eindruck des Hochgebirges, dem ſie, ſüdwärts ziehend, ſtündlich näher rückten. Schon verlor ſich die Ebene in ſanfte Erhöhungen, waldige Vorberge traten in dunklen Abſtufungen hervor, und hinter ihnen wurde in hellem, bläulichem Dufte die zackige Gipfelreihe einer weit ſich erſtreckenden Bergkette ſichtbar. Ein reißender, ſteinichter Fluß mit hohen Ufern und jähen Abſtürzen rauſchte bald in der Tiefe an den Wandernden vorüber, bald durchſchimmerte er in vielfacher Krümmung die dunkle Ferne. Wenige Schritte veränderten oft die ganze Anſicht, und jede neue bot erhöhte Reize dar. An einem herrlichen Abende gelangten ſie in einen ſchönen Buchenwald, der auf einer Höhe ſich hinzog, und deſſen Zwiſchenräume die Gebirge in ſolcher Nähe ſehen ließen, daß Theobald ſich ſchon ganz in ihre Mitte verſetzt glaubte. Er hatte ſicht leicht eine anziehendere Gegend gefunden. Schlanke, und doch überaus kräftige Bäume, deren Aeſte [illegible] in einer bedeutenden Höhe ſich verzweigten, und in einander zu einem grünen Laubdache verſchlangen, erinnerten ihn an die Schäfte im Innern der Kirchengebäude, die auf ähnliche Art in die Rippen der Kreuzgewölbe auslaufen. Von Zeit zu Zeit lichtete ſich die Holzung, und man gewahrte alsdann mit einem Male zur einen Seite des Weges vom jähen Abhang hinunter den Fluß, der bei der Thalkrümmung gegen einzelne große Felsſtücke anſchäumend vernehmlicher

aus der Tiefe rauschte. Auf den Höhen des gegenüber liegenden Ufers aber erblickte man unvermuthet die ragenden Thürme, Zinnen, Wohngebäude und Ringmauern einer ansehnlichen Burg, die diese Einsamkeit fröhlich belebte, und so oft sie auch in veränderter Richtung gesehen wurde, in einer das Auge ergötzenden Zusammenstimmung mit Fluß, Wald und Gebirge sich darstellte. Sie waren derselben gerade gegenüber, als einige Ritter mit ihrem Jagdgefolge unter den Bäumen hervorkamen, und mit munterm Gesange an ihnen vorüberzogen. Die Worte, die in rascher, muthiger Weise gesungen wurden, lauteten also:

Gesellen, zieht hernieder
Vom Berge in das Thal;
Es senken ihr Gefieder
Die Falken allzumal;
Nun sammelt auch die Rüden,
Und macht die Speere blank;
Nun dürfen wir ermüden,
Da selbst die Sonne sank.

Wir lauschten durch die Zweige;
Es trank der Hirsch am Quell,
Doch bei des Tages Neige
Da floß sein Blut so hell!
Welch lauter Ruf ertönte
Den grünen Forst entlang;
Wie schmetternd rings erdröhnte
Der frohen Hörner Klang!

Am frühen Morgengrauen
Sind wir bald wieder auf,
Und wenden durch die Auen
Den freien Waidmannslauf

Drum laßt die Hörner schallen
Zum letzten Abendgruß,
Und unser Lied verhallen
Weit über Thal und Fluß.

Die Jäger endeten mit lautem Jauchzen, wie es in Berggegenden üblich ist, und thaten sich hiedurch dem Fährmann kund, der sie zur Burg überführen sollte, und bald darauf, ihren Ruf auf gleiche Weise erwiedernd, an der entgegengesetzten Seite des Ufers vom Lande abstieß. Da die Wandernden gleichfalls an dieser Stelle überzusetzen genöthigt waren, und sie für diesen Tag nicht weiter zu ziehen gedachten, so erkundigten sie sich bei einem jungen Waidgesellen, der in hellrothe Farbe gekleidet, mit weißer Schwungfeder auf der grünen Mütze, mit Jagdtasche und Armbrust keck und sorglos daherschritt, wem die Burg gehöre, und ob sie nicht für die Nacht ein gastlich Obdach daselbst finden möchten. Es wurde ihnen erwiedert, daß der Ritter, Herr Bruno geheißen, sie als friedliche, fahrende Leute, die nichts Böses im Sinne hätten, gerne bewirthen, und ohne Gefährde und Nachtheil von hinnen ziehen lassen würde. Da Theobald im Gespräch erwähnte, wohin und um welchen Geschäftes willen er ziehe, so gerieth sein fremder Genosse in gar übergroße Freude, nahm ihn abseits, und begrüßte ihn zu dessen Verwunderung mit dem heimlichen Händedruck und Wortzeichen der verbrüderten Steinmetzen. Er nannte sich Georg Engelberger, war aus Landshut in Bayerland gebürtig, hatte daselbst die Kunst des Bauens, Steinhauens, Bildschnitzens und Malens von einem geschickten Meister erlernt, und auf seiner Wanderschaft

in jener Burg eine Zeit lang Arbeit und Verköstigung gefunden. Da er sein Werk kürzlich vollbracht, so hatte er sich heute zur Erlustigung mit Verlaub der Herren bei ihrem Jagen unter die Reisigen gesellet, da er aus besonderm Hange im Waidwerke und manch andrer ritterlichen Uebung nicht gänzlich unerfahren war. Theobald faßte bald eine Zuneigung zu ihm, da derselbe von edlem und aufgewecktem Gemüthe schien, und in seinen Worten und Gebärden einen beständigen Wechsel von augenblicklich sich erzeugenden, oft sich widersprechenden Gedanken und Gefühlen offenbarte, so daß man sah, es sey in seinem Geiste ein gewaltiges Ringen nach einem ihm noch verschlossenen Lichte, und man sich gerne mit bestem Wissen behülflich zeigen mochte, sein redliches Bemühen nach Klarheit und innerer Zufriedenheit zu unterstützen. Er bewies sich überdieß sehr zutraulich und gefällig, und erwirkte für die Fremden bei ihrer Ankunft auf der Burg sogleich gastliche Aufnahme, Trank, Speise und Lagerstätte, da sie der Erquickung nach langem Ritte bedürftig waren. Am nächsten Morgen nahm Engelberger von Ritter Bruno Urlaub, und bat dagegen die Reisenden, in ihrer Gesellschaft nach Wälschland ziehen zu dürfen, da es ihm daselbst sicherlich nicht an guter Förderung gebrechen würde. Dieß verstatteten sie ihm gerne, wollten jedoch noch vor dem Aufbruch desselben Werk beschauen, da sie hörten, daß er einen schönen Saal im Schlosse aufgemauert, ihn mit Holz zierlich vertäfelt, auch die Wände mit vielen gemalten Figuren, wie es ihm geheißen wurde, ausgeziert habe. Es blieb ihnen unverwehrt, und als sie den Morgenimbiß eingenommen hatten, traten sie ohne

Verzug in das geräumige Gemach, deſſen getäfelte Decke in der Mitte durch einen gleichfalls aus Eichenholz gearbeiteten Schaft unterſtützt wurde, während die Seitenmauern nach dem Willen Herrn Bruno's mit mannichfaltigen Vorſtellungen aus dem ritterlichen Leben bunt bemalt waren. In verſchiednen Feldern ſah man die Wehrhaftmachung der Knappen, den Ritterſchlag, die erſte Ausfahrt, ein feſtliches Turnier und Buhurdiren, und eine wilde Schlacht von morgenländiſchen Pilgern und heidniſchen Sarazenen, nicht ohne mühſeligen Fleiß und lebendige Treue, dargeſtellt. In kleineren Bildern, die als Randverzierung mit vergoldeten Wappenſchildern und Laubwerk anmuthig wechſelten, war die Luſt des Friedens, Minneglück, Sang und Waidwerk, heiter und vielfach verändert, angedeutet, ja ſelbſt Anſichten von Burgen, Seen und Gebirgsgegenden waren in großer Natürlichkeit nachgeahmt. Ueberall war zwar das Beſtreben genauer Nachbildung und Verſinnlichung des Wirklichen, doch ohne Rückſicht auf ſeinen Zuſammenhang mit dem Höheren und Ewigen, ſichtbar. Theobald betrachtete Alles mit Aufmerkſamkeit, und war ſehr verwundert, lauter weltliche Gegenſtände dargeſtellt zu ſehen, da er bisher nur geiſtliche zu ſchauen gewohnt war, oder doch nicht daran gedacht hatte, daß man auch Vorſtellungen aus dem gewöhnlichen Leben ſich zu einer ſelbſtſtändigen Kunſtaufgabe erwählen könne. Lange wußte er, von der Neuheit des Anblickes befremdet, nichts zu ſagen; da aber Georg in ihn drang, ſein Urtheil über dieſe Schildereien nicht zu bergen, es ſey gut oder übel, ſo konnte er ſich nicht enthalten, nach einigem Nachſinnen den

Eindruck, den ſie auf ihn gemacht hatten, ſolchermaßen kund zu geben: „Nicht ſelten habe ich mir im Geiſte vorgeſtellt, wie es wäre, wenn wir plötzlich das verſchiedene Treiben der Menſchen, ihre merkwürdigen Kriegs- und Friedenshändel, Stände, Sitten, Trachten und Beſchäftigungen, auch Wohnplätze und Gegenden in ihrer rechten Natürlichkeit vor uns abgebildet ſehen würden, und ich ſann darüber, es nicht Solches zu größerer Unterrichtung, Abwechslung und Ergötzung dienen möge, als die ſtete Wiederholung derſelben geiſtlichen Gegenſtände, wie wir ſie allenthalben, auch zur Zierde von Burggemächern, von Thoren der Städte und ſtattlichen Wohnhäuſern, abgebildet erblicken. Nun, da ich vor Augen habe, wie Dir, lieber Geſelle und guter Genoſſe Jörg Engelberger aus Landshut, dieſes mit trefflichem Malen und Abſchildern in Farben und Umriſſen gar wohl gelungen iſt, ſo iſt mir vielmehr ſchwer zu begreifen, warum nicht ſchon längſt auch Andere, die dieß vermögen, auf dieſen Gedanken verfallen ſind. Wenn ich aber genau erwäge, wie es komme, daß man wohl eher hundert geiſtliche gemalte Tafeln und Vorſtellungen findet, bevor man darunter eine weltliche erſchauet, ſo ſcheint mir dieß hinwieder ſeine gute Urſache und Nutzbarkeit zu haben, davon wir nicht ungefährlich und unſchädlich ablaſſen mögen. Denn da der Anfang und Urgrund des künſtlichen Malens kein anderer iſt, als die Sehnſucht und Begierde des Menſchen, von demjenigen, was ihm das Liebwertheſte, Theuerſte und Höchſte iſt, ein ſichtbares Abbild zu gewahren, gleichwie wir ja auch wünſchen die Bildniſſe abweſender oder verſtorbener Freunde und Lieben zu beſitzen (nicht als ob ſie uns im

Geiſte minder nahe wären, ſondern weil ſie uns dem leiblichen Daſeyn nach unſichtbar geworden ſind); ſo dünkt mich, ſollten auch die, welche die hohe Kunſt in Wahrheit zu üben berufen ſind, nicht ohne Scheu herniederſteigen von den allerwürdigſten und allerhöchſten Anſchauungen der göttlichen und heiligen Geſchichten zur Darſtellung geringerer, wandelbarer und alltäglicher Dinge; ſie ſollen auch nicht befürchten, die Beſchauer durch die Wiederkehr des Aehnlichen zu ermüden; denn wer ermüdet wohl, das, was er von Herzen ehrt und liebet, ſtetiglich um ſich zu haben und allwärts wieder zu finden?

Lächelnd ſchüttelte der Engelberger das Haupt und ſprach: „Viel leidet, Theobald, mein Werk von deinen Streichen. Wund iſt mein Gemäl, und ſeine Farbe ſchier verblichen, wenn ich nicht eilend Hülfe ihm verſchaffe. So ſtrengen Richter werde ich nimmer finden. Zwar dachte ich vor Kurzem faſt deßgleichen, doch eng wurde mir ums Herz, und weiter ſpannte ich ſeitdem des Geiſtes Flügel, wie Wenigen es auch gefalle. Wer mißt des Schöpfers Werke, und ſcheidet des Bildens Gränze? Gleich ihm ziemt es uns, alles Seyn in Liebe zu umfaſſen. Jeder Grashalm kömmt aus ſeiner Hand; ſein Ebenbild iſt dem geringſten Bettler aufgedrückt; von ſeinen Wundern iſt voll, was als trübes Gewirre der Zeitlichkeit an uns vorübergeht. Wozu bedarf es alſo ungewöhnlichen Gehaltes und heiliger Geſchichten? Nur unſre Schwäche greift darnach, der Bildnergabe Armuth zu verbergen. Wäre unſer Blick erſchloſſen, und könnten wir's in rechter Treue wiedergeben, nicht würden wir nach hohen Gegenſtänden trachten, und bald

geläng' es uns, selbst im Alltäglichsten die Tiefen Gottes zu gewahren!" Unmuthig erwiederte Theobald: „Nun hüte dich vor Stolz, denn stolz sind deine Worte. Allzusehr baueſt du auf Menſchenwitz, und vermiſſeſt dich freventlich Alles, was du willſt, nach Gottes Weiſe ſündelos zu ſchaffen. Hüte dich ſolchen Uebermuths, denn des Verderbers Stricke umfangen uns vielfach. Schwach ſind wir und Schlafes voll; nimmer iſt deſſen zu viel, was uns munter hält. Wer ſtellt ſich mit Wiſſen an eines Abgrunds Rande, es ſey denn, daß er trotze? Einem ſolchen gleichſt du, wenn du läugneſt, daß geiſtliches Gebilde über weltlichem ſey. Mißkenne meine Rede nicht; wohl weiß ich, daß Gottes Geiſt Jegliches heilige; aber eben dieſer iſt es, den ich in dieſen Schildereien miſſe. Unverhohlen rede ich, wie Brüder ſollen. Treu haſt du Wirkliches mit unglaublichem Geſchicke nachgeahmt; doch fern ſteht es von der Engel Wonne!"

Betrübt wurde Georg, da er Theobalds letzte Worte vernahm. Wie kurz ſie auch geſprochen waren, ſo fühlte er ſich doch getroffen, denn mehr war er durch ſeines Verſtandes, als ſeines Herzens Beſchaffenheit zu Irrthümern und böſen Abwegen geneigt. Er ſprach: „Bin ich ſchuldig, ſo iſt's mit mir Herr Bruno, der mir genau des Werkes Art und Inhalt vorſchrieb. Zuwider iſt ihm, was heiliges Gebilde heißt, und nichts gilt ihm höher, denn kühner Muth und Genuß des Augenblicks. Trotz hoher Jahre denkt er des Ewigen noch nicht. Ihm zu gefallen, bemühr' ich mich; drum rechte, ſo du willſt, mit ihm ob dieſes Werkes; denn

ſieh, hier kömmt er, dich und den Kaufherrn zu begrüßen.“

Schon über die Wendeltreppe und den Eſtrich des Vorplatzes hatte man Ritter Bruno's ſchwere Tritte nahen gehört. Im einfachen Hausgewande trat er ein; doch pflegten ihn ein ſtarker Ringelpanzer unter dem Lederrocke, Schwert, Dolch und Sporen niemals zu verlaſſen. Sein Anſehen war rauh und gebieteriſch. Ungebändigte Leidenſchaft hatte ſeine ſonſt edlen und mannhaften Geſichtszüge verwildert. Ohne Theobald anfänglich zu beachten, ging er auf den Kaufherrn zu, und begehrte ſeine Waare zu beſehen, was dieſer ohne Verzug mit vieler Anpreiſung derſelben und gebührlichem Danke für des Ritters Gaſtfreundſchaft und unfeindſelige Geſinnung that; denn nicht ſelten erlitt Antonio auf ſeinen Fahrten von habgierigen Edlen räuberiſche Uebergewalt. Zuletzt, da Herr Bruno den Kram beſehen, und Einiges für ſich erſtanden, gewahrte er Theobald, betrachtete ihn mit großer Aufmerkſamkeit und Verwunderung, erkundigte ſich nach ſeinem Herkommen und Gewerbe, und verſank allmählich in eine ſichtbare Schwermuth und Unruhe. Ferne Erinnerungen ſchienen in ihm aufzuſteigen, und ihn der Gegenwart zu entrücken. Heftig ſchritt er, ohne ſich über den Grund dieſer ungewöhnlichen Bewegung ſeines Innern vernehmlich zu machen, im Saale mit finſterer Stirne auf und nieder, und verließ ihn bald darauf, der Anweſenden nicht weiter achtend, und ſeinen Reiſigen und Knechten Aufbruch zur Eberjagd gebietend, um ſich bei wilder Ergötzung des düſtern Sinnes und ſchwerer Gedanken, die ihn bedrücken mochten, im Freien

zu entschlagen. Nicht lange währte es, so hörte man des Thurmwarts Horn den Auszug künden. Rosse wieherten, Hunde klafften. In Eile rannten die Burgmannen im Hofe hin und her, Jagdgezeuge und Mundvorrath zu rüsten. Dann entfernte sich die Schaar mit lärmendem Gewirre der Stimmen durch den wiederhallenden, gewölbten Thorweg und über die Zugbrücke, worauf alsbald die gewöhnliche Stille im Schlosse wiederum einträt.

2.

Wie Theobald mit Engelberger, seinem neuen Genossen, des Weges gen Mailand fuhr.

Wie befremdlich auch den Reisenden ihres Wirthes plötzlich veränderte Stimmung und unvermuthete Entfernung war, so vergaßen sie doch des rauhen und hochfahrenden Kriegsmannes, so wie seiner weltlichen Kunstliebe gar bald, da der vorrückende Tag sie zur Fortsetzung ihrer Fahrt ermahnte. Georg Engelberger, ihr neuer Gefährte, hatte sich schnell mit dem Nothwendigsten versehen, und war voll unmäßiger Freude über die mannichfaltigen Begegnisse und merkwürdigen Dinge, die sie jenseits der Alpengebirge in südlichen Fluren erleben und schauen würden. Seine Gesellschaft erheiterte Herrn Antonio und Theobald ungemein, da es ihm niemals an muntern Einfällen, klugen Bemerkungen und schönen Mähren gebrach, die er von Sängern und fahrenden Schülern zuweilen er-

lauſchte, und ohne Mühe im Gedächtniſſe zu behalten wußte. So ſchilderte er auch in lebendiger Weiſe ſeine Kindheit und erſte Jugend, wie nämlich ſeine Angehörigen ihn gottesfüchtig erzogen, darauf ihn zu einem zwar geſchickten, doch überaus ſtrengen Meiſter in Koſt und Lernung gegeben, bei welchem er bis zur Wanderung viel harte Zucht und Strafe habe erleiden müſſen, da er ein fröhliches Leben begehrt, auch Spiel, Tanz und weltliche Luſtbarkeit, nicht meiden wollte, ſo daß er, des Zwanges überdrüſſig, den Kunſtdingen wohl auf immer entſagt hätte, wenn nicht Hildegardis, des Meiſters Töchterlein, geweſen wäre, die den Zorn des Vaters gar oft geſtillet, ihn ſelbſt mit mitleidigen oder freundlichen Worten getröſtet und zurechtgewieſen, und ihm ein freiwilliges Vertrauen und herzliches Wohlwollen ohne ſein Verdienſt geſchenkt habe. Daraus ſey unvermerkt ihre beiderſeitige Minne erwachſen, die allein vermögend ſeyn werde, ihn einſt, obwohl er nunmehr die gewünſchte Freiheit genieße, wieder in ſeine Heimath zurückzuführen, und ihn ein einförmiges, in enge Kreiſe beſchränktes Leben aufs neue beginnen zu laſſen. Sie auch ſey es vor Allem, die ihn mahne an jede beſſere Entſchließung und gläubige Erhebung, die in den Kinderjahren das dunkle Kämmerlein des Herzens ſo wunderbar und ſüß erleuchtet, bis größere Erfahrung und Kenntniß des Menſchen und der natürlichen Dinge die Begierde in uns wecke, Alles prüfen und erklären zu wollen; wodurch wir um jene glückſelige Unbefangenheit und Ruhe gar jämmerlich betrogen würden. Obwohl in dieſen und ähnlichen Reden des Engelbergers ſich jederzeit ein ungenügſamer, ins

Weite strebender, und mit sich uneins gewordener Sinn kundgab, so konnte Theobald doch sein gutmüthiges Vertrauen nicht unerwiedert lassen, und gewahrte zugleich mit manchen Fehlern so viele Trefflichkeit an ihm, daß er bald ihn aufrichtig liebgewann, und gedachte, einen Herzensfreund an ihm gefunden zu haben, was ihm bisher noch nicht gelungen war. Daher lernten sich dieselben von Tag zu Tage immer besser kennen, legten alle fremde Zurückhaltung unter sich ab, und selbst ein heftiger Zwist in Worten und Meinungen vermochte sie nicht zu scheiden, welchen Georg nicht selten veranlaßte. Dieses wurde eines Tages besonders ersichtlich, als sie, dem steilen Gotthardberge näher ziehend, über welchen sie nach Italia's Auen gelangen wollten, bei einer ganz einsam auf einem Hügel unter Bäumen stehenden Capelle ausruhten, und während Herr Antonio eines leichten Mittagschlummers genoß, und die Pferde im Grünen weideten, dieselbe genauer untersuchten. Sie gehörte der damals gerade sich umgestaltenden, früheren Bauweise an, und obwohl dieselbe für Theobalden und Georg nichts Neues, noch Auffallendes hatte, so fiel es doch ersterem bei, wie sehr sie sich von der kürzlich erfundenen, und immer weiter sich verbreitenden, unterschieden zeige. Er machte Georg bemerklich, wie trotz der christlichen Bestimmung jene Art ein mit Fremdem und Heidnischem gemischtes Gepräge an sich trage, mehr an der Erde in niedrigen Verhältnissen hafte, als in die Höhe strebe, der schlanken Schäfte entbehre, mit rundbogigen, höchst einfachen Zierden an den Außenseiten sich begnüge, und statt des geistigen Reichthums, der Kühnheit und Freiheit, der sich in den

jetzigen Werken offenbare, vielmehr das erste Bemühen zeige, mit den überlieferten Mitteln heidnischer Kunst, so sehr sie auch der Ueberwindung bedurften, christlichen Anforderungen zu genügen. Auf den schweren Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, und der letzten, verzweifelten Anstrengung der Mächte der Vorwelt, ihr altes Reich zu behaupten, deutete das Bildwerk hin, welches sich an dem Portale eingehauen fand. Ungeheuerliche Thiergestalten und andere, furchtbare, dämonische Gebilde waren im Kampfe mit Menschen dargestellt, welche Schwerter gegen sie zückten, mit ihnen rangen, und bald zu erliegen, bald unter dem Schutze himmlischer Wesen sie zu bezwingen schienen. Dagegen sahen über der Pforte der Heiland, zu seinen Seiten die Zwölfboten, lehrend die Hände erhoben, in unbeweglich ewiger Ruhe, mit überirdisch strengen Mienen auf das gewaltsam gährende Treiben nieder; über dem Sohn des Geistes Bild, die Taube, und im Wolkenkranz des Vaters geheimnißvolles Haupt. Einen nicht minder erhabenen, doch stets wiederkehrenden Ausdruck trugen auch einige gemalte Heiligenbilder, die sich im Innern der Capelle befanden, und auf vergoldetem Grunde nur ein einziges Antlitz oder einzelne Gestalten bedeutsam für sich sprechen ließen, ohne durch Wechselverbindung vielfach handelnder Figuren oder landschaftliche Gegenstände das Auge zu beunruhigen und zu zerstreuen. Als sie sich von jener ehrwürdigen Stätte wieder entfernten, säumte Theobald nicht, Georg die Gedanken mitzutheilen, die sie in ihm erregt hatte, und demselben, unbeschadet seiner Anerkennung des kräftigen Bestrebens, sich von heidnischen Banden loszureißen, das in

der früheren Bau- und Malerkunst sich offenbare, doch auch die Freude zu schildern, die er darüber empfinde, daß jene Kunst nunmehr einen viel höhern, unbegreiflich raschen Aufschwung nehme, und fortwährend sich reiner entwickeln werde, wenn sie ihr inneres Leben sich bewahre, und mehr und mehr die letzte Spur vorchristlicher Vergangenheit aus ihr entschwinde. Georg hatte Theobalden nicht unterbrochen, erwiederte aber, als er geendigt, mit fast spottendem Hohne, daß dieser gepriesene Fortschritt wohl irriger Weise aus der festeren Gestalt und dem Siege des wahren Glaubens über die widerstrebenden Gewalten des Abgrundes, vielmehr auf ganz natürlichem Wege durch die zunehmende Geschicklichkeit der Werkmeister, Steinmetzen und kunstbegabten Männer überhaupt, vornehmlich aber durch den Geldreichthum und die zunehmende Prachtliebe der geistlichen und weltlichen Herren, sonderlich in den grossen Handelsstädten, gar leichtlich erklärt werden könne. Dieß sagte er aber absichtlich mit solch kalten, klugverständigen und nüchternen Worten, daß Theobald, der in warmer Offenheit sein ganzes Herz ihm erschließen zu können gedachte, manchen Tag ein zorniges Verstummen gegen ihn bezeigte, bis Georg ihn wieder sich zu versöhnen im Stande war. Solchermaßen waren sie auf die Höhen des Gebirgsweges gelangt, der an wilden Gewässern sie vor nackten Felswänden und schaurigen Tiefen vorüberführte. Dunkel erinnerte sich Theobald, deutlicher der Kaufherr, jener Stelle, an welcher in wildem Schneegestöber sie sich vormals begegnet. Beide gedachten mit Rührung der wunderbaren Verkettungen menschlichen Schicksals, und wie nahe uns Got-

tes Hand, wenn sie am fernsten scheint. Nach mühevoller Bergfahrt endlich belohnte sie fröhliches Herniedersteigen in des Südens gesegnete Flur. Als Theobald in der wälschen Stadt Mailand angelangt, Ruhe und Muße fand, schrieb er folgende Zeilen an Meister Erwin nach Straßburg:

„Seyd gegrüßt, Herr Erwin, sammt Eurem ganzen Hause! Mit guter Gesundheit, bei der Euch Gott gleichfalls erhalten haben wird, bin ich auf dem Wege nach Florenz in der italischen Stadt Mailand angelangt. Ei, was diese Lande anders sind, denn deutsche! Gar warm weht hie die Luft; süßen Weines trinkt man viel; milder Früchte sind die Büsche voll; Sommerwonne entweichet zu keiner Stunde. Hurtig sind die Leute, und von schneller Zunge; manch Treffliches schaffen sie, so man bei uns nicht siehet. Von Steinwerken aber fand ich keines, das dem Eurigen an Macht und großer Schöne vergleichbar wäre. Schwer ist auch zu meiden, daß in ausländischen Gegenden nicht eine fremde Art sich unter das Bauen mische, so mir übel gefiele, wenn es bei uns geschähe. Den Wälschen jedoch zürne ich deß nicht so heftiglich, denn mich bedünket nun: jeglich Volk hat seine Weise, und lobet Gott mit unterschiedlicher Gabe. Davon zeuget viel hübsches, geistliches Gemál auf Mauern und Tafeln, in allen Städten, dahin ich kam, wovon ich in meinen Sinnen entzücket, und über die Maßen in meinem Geiste erfreut und verwundert wurde, daß es Menschen vergönnt wäre, solche Werke zu vollbringen durch große Frömmigkeit und Erleuchtung ihrer Seelen, und mit Farben abzuschildern, was selber die

Engel im Himmel gelüstet zu schauen. Wie gerne wollte ich, daß mir vergönnt wäre, dieß Alles mit Euch gemeinsam zu betrachten, da mir nicht Lieberes seyn mag, denn von Euch Lehre zu erhalten in allen Stücken rechter Kunst. Mir ist, als ob ich schon viele Jahre von Euch und deutschen Landen entfernt sey, und gar hart weile ich in der Fremde. Niemals hätte ich gedacht, daß es eine so unerklärliche, sonderheitliche Liebe gebe, als wir zu gewissen Menschen tragen, und deren wir uns erst recht bewußt werden, wenn wir mit vielen Andern eine Zeit lang Umgang pflegen. Aber eine solche besondere Zuneigung spüren wir ja auch zu unserm Geburtslande, heimischer Sitte, Rechtsame, Sprache und Kunstart, die gerade für uns ein lieblich und herrlich Ansehen gewinnen, während wohl eben so merkwürdige und treffliche Sachen, die anderswo zu Hause sind, uns billig weder mit gleicher Stärke rühren, noch uns so unentbehrlich zu werden vermögen! Nun aber gehabt Euch wohl, liebwerther Meister, und grüßet Frau Husa, Isolde und Sabina, auch Hans und Winhing, zu tausendmalen!"

Diesem Schreiben fügte er ein schönes Kleinod für Isolden bei, so in einem röthlich glänzenden, in Gold gefaßten Edelsteine bestand, darauf ein von zweien Pfeilen durchschossenes Herz eingeschnitten zu schauen war. Dieß sandte er ihr zu einem Angedenken, und fügte auf ein, am Rande bunt bemaltes Pergamentblättlein folgenden Reimspruch dazu:

Dieß Herz ſo roth,
Mag nicht im Tod
Geſchieden ſeyn,
Iſt mein, wie dein!

Der eine Pfeil',
Da fern ich weil,
Betrübet mich,
Der andre dich.

Frau, biſt du wund,
Bin ich's zur Stund',
So Freud', als Pein
Sey uns gemein!

3.

Was ſich in der Stadt Florentia Gefährliches mit ihnen zugetragen.

In Mailand trennte ſich Antonio der Kaufherr, um auf dem nächſten Wege nach Padua in ſeine Heimath zu gelangen, von den Reiſenden; dieſe aber ſetzten ihre Fahrt ohne Aufenthalt fort, ſo daß ſie die Stadt Florentia in günſtiger Jahreszeit erreichten. Schon von ferne hatte dieſelbe ihre Blicke auf ſich gezogen, da ſie an beiden Ufern des Fluſſes Arno, durch ſteinerne Brücken verbunden, zwiſchen Gärten, Landhäuſern und anmuthigen Rebhügeln, mit Ringmauern, Warten, Kirchen, Klöſtern und Herrenwohnungen ſich ausbreitete, welch letztere überdieß, wegen der oftmaligen, innern Unruhen und Parteikämpfe mit mächtigen Zinnen, ſtarken Grundmauern und feſten Thürmen aus grauen Marmorquadern erbaut, ein burgartiges Anſehen erhielten, und die nach Landesſitte fla-

chen Dächer minder gleichförmig erscheinen ließen. Die Abendkühle hatte nach einem heißen Tage die meisten Bewohner ins Freie gelockt; der Weg war sehr belebt; Kaufleute, Ritter und Pilger zogen aus den Thoren; fröhliche Gesänge und Lautentöne erklangen von fern und nahe, und starke Wohlgerüche von südlichen Blumen und Fruchtgewächsen ergossen sich durch die mildbewegte Luft. Die deutschen Wanderer, bisher in lebhaften Gesprächen begriffen, wurden immer schweigsamer, je näher sie der Stadt kamen, da Jeder sich mit seinen besondern Gedanken, Vorsätzen und Erwartungen beschäftigte. Nichts konnte Theobald willkommner seyn, als ruhige, andauernde Thätigkeit, welche er hier hoffen durfte, und die es ihm möglich machte, die Eindrücke der verschiedenartigsten Gegenstände, welche seit seiner Abfahrt von Straßburg an ihm vorübergeeilt waren, zu ergänzen, auszuscheiden oder in Uebereinstimmung zu bringen. Einfachen Geistern wird es schwer, viele Erscheinungen in kurzen Zwischenräumen in sich aufzunehmen, da jede einzelne hinreicht, sie für lange Zeit zu beschäftigen und zu erfüllen. Die Oberfläche der Dinge, an welcher raschere Seelen ein Genüge finden, beunruhigt oder schreckt sie. Was sie nicht völlig und mit Liebe durchdringen, dient nur sie zu verwirren und ihr Gleichgewicht zu stören. Sie bedürfen keiner ungewöhnlichen Reizungen und Antriebe; recht eigentlich sind sie zum geräuschlosen, künstlerischen Schaffen bestimmt; ihre Welt ist vorzugsweise eine betrachtende, und jener Zustand für sie der förderlichste, der sie am wenigsten zu eingreifendem Handeln auffordert. Ganz verschieden

und beinahe das Gegentheil davon war Georg. Er beſaß ein helles Auge und rege Theilnahme für alles Wirkliche, ſichtbar in Leben und That Erſcheinende, und in ſeinem Wechſel fand er eine beſtändige Ermunterung, die Gabe des lebendigen Nachbildens zu üben, welche ihm in hohem Maße eigen war, und ſeine Angehörigen vermocht hatte, ihn der Bau-, Bildner- und Malerkunſt zu beſtimmen, obwohl dieſelbe ihn bald nicht mehr wahrhaft befriedigte, ſobald ihn ein dunkles Gefühl gewahren ließ, es fehle ihm doch hiezu die beſte Kraft und höchſte Erkenntniß, in deren Vergleich diejenige, welche er beſaß, nur eine vermittelnde war, und ohne welche die innere Anſchauung und freie Entfaltung ewiger Seelengebilde ihm ſtets unerreichbar bleiben mußte. Dadurch wurde er auch verleitet, ſein Mißbehagen durch täuſchende Gründe zu beſchwichtigen, und Vieles, was ihm in unbefangenen Jahren theuerſte Wahrheit war, bloß deßhalb zu bezweifeln, und geringer zu achten, weil er ſich unfähig erkannte, es gleich andern ſeiner Genoſſen in meiſterlichen Werken zu offenbaren. Dieß hätte gar verderblich und zerſtörend auf ihn wirken müſſen, wenn nicht von ſtolzem Verzagen, verwegenem Sinnen und müßigem Weltgenuſſe ihn immer wieder ein jugendlicher Lebensübermuth und ein edles, thatkräftiges Weſen gerettet hätte, das ihm ſchnell die Herzen der Menſchen gewann, oft aber ihn auch in ſchädliche Verirrungen und gefährliche Händel ſtürzte. Davon zeugte ein bedenklicher Vorfall, der ſich bald nach ſeinem Eintritte in die Thore von Florenz begab. Ganz in heitre Gegenwart verloren, ließ er ſo eben nach ſeiner Gewohnheit

die scharfen Blicke nach allen Seiten schweifen, voll neugierigen Ergötzens über das bunte Gewirr des Volks und die Reihen prächtiger Paläste, die der Bewohner Unabhängigkeit, Reichthum und Prachtliebe beurkundeten. Da gewahrte er von ferne, daß sich auf einer Brücke des Arnoflusses zwischen einigen Edelleuten, die zu Pferde, von reichgeschmückten Dienern begleitet, mit schönen Waffen und mannichfaltig zierlichen Gewanden angethan, von fröhlichen Festgelagen in ihre Wohnungen zu kehren und sich zufällig begegnet zu haben schienen, ein lauter Wortwechsel und bald ein offner Kampf entsponnen habe, was dazumal bei der, theils durch langjährige Familienzwiste, theils durch den Streit geistlicher und weltlicher Macht hervorgebrachten Erbitterung der Gemüther in jener Stadt kein ungewöhnliches Ereigniß war. Ohne Theobald davon zu sagen, der gerade bei Vorübergehenden nach Herrn Arnolfs Wohnung sich mit sorgfältigem Bedacht erkundigte, eilte er der Stätte des Getümmels zu, mischte sich unter die Kämpfenden, und leistete, da er wegen der Gefährlichkeit des Reisens mit einem guten Schwerte versehen war, einem jungen Edelmann Hülfe, den er mit großem Muthe gegen eine Uebermacht von Andringenden sich ganz allein vertheidigen sah. Theobald erschrack sehr, als er die Ursache seines plötzlichen Verschwindens bemerkte. Er suchte ihn einzuholen, um ihn zurückzuhalten, oder doch seine Gefahr zu theilen. Vergeblich aber trachtete er ihn unter der Menge des Volkes wieder zu finden, das sich mit unglaublicher Schnelligkeit lärmend und thätlichen Antheil nehmend um die Kämpfenden gesammelt

hatte. Die Nacht wurde dunkler, und die Sturmglocke tönte von dem Palaſt der Signoria. Die ordnungsliebenden Bürger ſchaarten ſich bewaffnet an den beſtimmten Plätzen, und zogen unter der Anführung des Bannerherrn aus, um die Ruheſtörer feſt zu nehmen oder zu verjagen. Die Straßen, welche zur Brücke führten, wurden geſperrt, und erſt ſpät gelang es den Aufruhr zu ſtillen, und den Zuſammenlauf der Menge zu zerſtreuen. Sowohl Georg, als Theobald befanden ſich unter der Zahl der Gefangenen, und wurden des andern Morgens vor die verſammelten Richter geführt. Man hörte die Zeugen; Georg konnte nicht läugnen mit den Waffen in der Hand ergriffen worden zu ſeyn. Beide kehrten voll banger Beſorgniß in ihren Gewahrſam zurück, und warteten, da ſie als Fremde weder Schutz noch Fürſprache zu haben glaubten, nicht ohne Grund eines raſchen und harten Urtheilsſpruches. Deſto freudiger waren ſie überraſcht, als man ſie bald darauf wiederum frei ließ, jedoch mit dem ſtrengen Bedeuten, ſich künftighin jeder Theilnahme an ſolchen Zwiſtigkeiten zu enthalten. Sie begaben ſich unverzüglich nach Meiſter Arnolfs Wohnung, der erſt ſpäter ſich daſelbſt einfand. Er war ein Mann von vorgerückten Jahren, offnen und wohlwollenden Mienen, und nach Sitte der Zeit mit einem enganliegenden, durch einen Gürtel feſtgehaltenen Rock aus ſtarkem Scharlachtuch, mit faltigem, langem Ueberkleid und ſchlichter Kappe eigenthümlich und würdig gekleidet. Er grüßte die deutſchen Geſellen wie Bekannte bei ihren Namen, und fragte Georg lächelnd, ob ſich ſein Muth nun abgekühlt habe, oder

ob er gesonnen sey, die Sache jener vornehmen und reichen Familie, welcher der Jüngling angehörte, den er so rüstig vertheidigt hatte, auch fernerhin mit dem Schwerte zu verfechten? Georg erröthete, und entschuldigte sich mit der Begierde, die er empfand, dem Bedrängten zu helfen, abgesehen von jeder Parteiliebe oder Abneigung, welche ihm so fremd sey, als die Stadt selbst, welche er zum erstenmale betrete. Arnolf erwiederte, daß er dieß nicht bezweifle, und erklärte ihm, wie er sich eben dieses Grundes bedient habe, um ihm die Freiheit zu verschaffen, und ihn für dießmal einer strengen Ahndung zu entziehen. Er selbst habe sich unter der Schaar der ruhestiftenden Bürger, als Georg gefangen wurde, in seiner und Theobalds Nähe zufällig befunden, aus ihrer Aussprache und Kleidung erkannt, daß sie ohne böswillige Absicht unter die Kämpfenden gerathen seyen, und hierauf, da er ihre Namen und das Vorhaben ihrer Reise erfahren, sich dringend bei den Vorstehern des Gerichtes für sie verwendet, und auch die Freilassung beider durch seine Bürgschaft alsogleich erwirkt.

4.

Wie Theobald seinem Oheim Hieronymo wieder begegnete.

Theobalds Hülfe kam Meister Arnolf, dem der Bau einer großen Hauptkirche und viele andere Werke übertragen waren, trefflich zu Statten. Auch Georg beschäftigte er reichlich. So lebten sie fortan in erfolg-

reicher Thätigkeit bei demſelben, und obwohl er ſich von der Anſicht, die chriſtlich-deutſche Weiſe durch Einmiſchung vorchriſtlicher Formen verſchönern und verbeſſern zu wollen, trotz Erwins ſchriftlicher Mahnung und Theobalds entſchiedner Einſprache, nicht zu befreien vermochte, ſo ließ er doch letzteren unbeengt ſeine eigene Bahn verfolgen, ſobald er gewahrte, daß er vergeblich ihn für ſeine ſeltſame und irrige Meinung zu gewinnen ſuche. Deſto beſſer gelang es ihm mit Georg, der in den heidniſchen Baudenkmalen und Steinbildern, welche man dazumal wieder aufzuſuchen und hochzuſchätzen angefangen hatte, ſchnell entdeckte, was er ſelber zu leiſten im Stande war, und ſie deßhalb begierig als Lehre und Maßſtab ergriff. Daher ereignete ſich, daß einſt Herr Arnolfo, der eines Geſchäftes wegen ſich nach der unſern gelegenen Stadt Piſa begeben mußte, denſelben und auch Theobald mit ſich nahm, um ihnen diejenigen Alterthümer zu zeigen, welche die zur See und im Handel mächtigen Piſaner aus Griechenland und andern fernen Gegenden auf Meerſchiffen in ihre Heimath geführt, und ihr zu Lob und Zierde theils in dem Dome angebracht, theils auf dem zunächſt gelegenen, das Campo Santo geheißenen Begräbnißplatze aufgeſtellt hatten, welcher erſt kürzlich mit ſchönen, gedeckten Hallen erbaut worden war, und deſſen innere Wände gerade durch den florentiniſchen Maler Giotto auf Begehren des Rathes und der Bürger mit geiſtlichen Vorſtellungen zur Betrachtung und zum Troſte Jener, ſo an dieſem ernſten Orte nachdenklich oder betrübt wandeln und ſich verweilen würden, geſchmückt zu werden begannen. Sie trafen auch wirklich den genannten, an

Jahren noch jungen, an Ruhme aber schon hochbelob-ten Meister mitten in seinem Vorhaben begriffen, wie er nämlich auf einem Gerüste saß, und ohne nur auf-zublicken, eifrig damit beschäftigt war, die Leiden und Prüfungen des frommen Gottesknechtes Hiob als ein lehrreiches Gleichniß irdischer Nichtigkeit und himm-lischer Ohmacht auf eine ergreifend natürliche, und doch großartig edle Weise mit Pinsel und Farbe an das Ge-mäuer abzuschildern. Neben ihm saß sein Freund Dante Alighierius, der ihn besucht hatte, ein gleichfalls noch junger Florentiner aus angesehenem Hause, der nebst tiefer Wissenschaft, adeliger Sitte und großer Kunst-liebe das seltene Vermögen des schönen Dichtens durch wohlklingende und bildliche Reime besaß, und mit ver-nehmlicher Stimme und lebhaften Mienen ihm den An-fang eines großen Liedes vorlas, in welchem er eine geheimnißvolle Fahrt durch die wunderbar schrecklichen, oder unaussprechlich herrlichen Aufenthaltsorte der aus diesem Leben in das jenseitige Abgeschiedenen, so wie ihre Bestrafung, Läuterung und Belohnung je nach ihren Werken zu beschreiben sich vorgenommen hatte. Aus dem Dome wurden in Zwischenräumen großer Stille heilige Gesänge hörbar, und erhöhten den Eindruck der Worte des Dichters, denen Arnolf, Theobald und Georg unbemerkt sich nähernd lauschten, da sie fürchte-ten, durch plötzliches Erscheinen ihn zu stören. In süßem Wohllaut, voll tiefen Sinnes floß das Lied dahin, mit ihm schien in geistigerer Anmuth Giotto's Pinsel sich zu bewegen. Freiere Erhebung hatte Theobald noch nicht empfunden, in reinerer Verklärung des Höchsten Ebenbild, die Menschenseele, nicht in der Kunst erschaut.

Eine höhere Welt des Glaubens öffnete ſich ihm; ein neuer Fortſchritt des innern Lebens wurde ihm zu Theil. Zum Klange wurde ihm des Bildes Umriß und Farbe, zur Geſtalt des Dichters Wort, zur Gedankenfülle des Domes feierlicher Sang. Doch mitten in ſolch überſchwänglichem Genuſſe fiel es mächtig ihm aufs Herz, wie nur dann das Schöne uns zum Himmel ziehe, wenn es dienſtbar iſt der lautern Gottesliebe, und nicht für ſich begehrt wird, ſondern darum, weil es Mittel iſt der Beſſerung und Andacht; und brünſtiger, als jemals, erſchloß ſein Wille ſich dem Vorſatz, aller Sehnſucht Ruhe nur in dem zu finden, der allein die Luſt der Sinnen zu heiligen vermag. Dante ſchwieg, und Arnolfo trat lautgrüßend näher. Erfreut ſtiegen jene vom Gerüſte; Giotto ließ für dieſen Tag die Arbeit ruhen. Auf und nieder im Geſpräche gingen ſie; die jungen Männer waren ſchnell befreundet. Kindlich munter weilte in ihrer Mitte der bejahrte Meiſter. Dann des Verſprechens eingedenk, führte er Georg und Theobald zu ſchönen Marmorſärgen, die in der Halle ſtanden, meiſterlichen Werken des grauen Alterthums. Mit erhobner Arbeit waren ſie geziert; Jagd und Kampfſpiel, ausgelaſſene Züge des Weingotts ſah man abgebildet. Heitere Erinnerung des Lebens mußte Jenen des Todes Schrecken mildern, welchen ſein Stachel nicht gebrochen war, und noch verhüllt das Jenſeits lag. Da Alle die kunſtfertige Vollendung dieſer Werke laut zu rühmen ſich nicht enthielten, ſprach Arnolfo:

„Ungleich Schöneres als dieſes ſah ich einſtmals unſern dieſer Stadt, und gerne hätte ich den Anblick Euch gegönnt. Es ſind nun viele Jahre, daß eines Tages ein

Fremder in meine Werkſtatt trat, der in ſchwarzem Faltenkleid und Käpplein einem Lehrer an hoher Schule und Meiſter der freien Künſte glich. Als ich ihn mit Höflichkeit begrüßte, und ſein Begehren wiſſen wollte, fragte er, ob ich geneigt ſey, ihm für guten Lohn, ſo lang es mir gefiele, in Bildnerarbeit mich dienſtlich zu erweiſen. Er beſitze manch heidniſch Steinwerk, ſo er allmählich geſammelt, und da es durch der Zeiten Unbill vielfach beſchädigt und verſtümmelt ſey, ſo wünſche er daſſelbige im Geiſte derer, die es ſchufen, ergänzt und hergeſtellt zu ſchauen. Unbedenklich ging ich den Vorſchlag ein, in Hoffnung meine Kenntniß durch Betrachtung ſeltner Muſter zu erhöhen. Mit jeglichem Bedarf und Werkzeug ausgerüſtet, reiſ'te ich mit ihm hieher. Einſam und unſcheinbar zwiſchen Feldern und Büſchen lag ſein Wohnhaus, wo er manch Denkmal entfernter Vorwelt bewahrte, und geheim und hoch hielt. Nach ſeiner Weiſung mußte ich das Mangelnde erſetzen, Schadhaftes zu beſſern ſuchen. Viel iſt, was ich von guter Lehre ihm danke, und zufrieden des doppelten Gewinnes verließ ich ihn. Manches Jahr nachher, da ich zum andernmal hiehergelangte, wollt' ich gerne ihn wieder ſehn. Da erfuhr ich, er ſey nach fernen Landen über Meer gefahren, und verſchloſſen fand ich ſeines Hauſes Thüre. Seitdem nun hört' ich zwar, er ſey zurückgekehrt mit neuen Schätzen alter Kunſt; doch nicht ward mir Muße, ihn nochmals zu beſuchen. Wie aber gefällt Euch, dieß nunmehr in fröhlicher Gemeinſchaft zu vollbringen? Der Tag iſt ſonnig und ladt ins Freie. Nicht gereuen ſoll Euch Zeit, noch Mühe. Des Pfades, dem wir folgen müſſen, entſinne ich mich gut. Schat-

tig durch Gebüsche leitet er an kühlen Mauern hin, bis er ins Weite führt, und nicht gedenk' ich sein zu fehlen."

Bereit erklärte Jeder sich zu diesem Gange, und voran als Führer schritt Arnolfo. Schon befanden sie sich fern der Stadt, als sie ein Haus mit einem Thurm gewahrten, düster und scheinbar unbewohnten Ansehns, das Arnolfo als das rechte sogleich erkannte. Er begehrte Einlaß; zögernd öffnete ein Diener, Name und Geschäft erkundend, um es seinem Herrn zu melden. Bald darauf kam dieser selbst, von solchem Aeußern, wie der Meister es beschrieben. Diesem bot er zum Willkomm die Hand; mißtrauisch und forschend betrachtete sein kluger Blick die Uebrigen, gleich einem, der gewohnt ist, durch Geistesschärfe schnell der Menschen Innerstes zu schauen, oder den das Leben und besondere Erfahrung Vorsicht lehrte. Dann, als er in den unbefangenen Mienen nur die Begierde las, die eigne Kenntniß zu erweitern, und arglos des Schönen sich zu freuen, erhellte sich sein Antlitz, und er berichtete, wie eine Reise nach dem fernen Grácia ihm wohl geglückt, und er nach langem, mühseligem Bestreben, alte Bildnerwerke aufzusuchen, nach unerwartet günstigem Erfolge wiederkehrte. Hierauf mit Schlüsseln, die er beständig bei sich trug, öffnete er die schwere Eisenthüre eines runden Thurmgemachs, welches hell, geräumig und hochgewölbt, ihm zu geistig ungestörter Forschung diente, sey es in sinnenden Gedanken, Abfassung gelehrter Werke, oder Betrachtung der alten Steinbilder, Waffen, Münzen, Opfergeräthe und Inschriften, so er aus heidnischer Vorzeit allmählich gesammelt hatte. Die Eintretenden blieben nicht lange ungewiß, was sie zuerst beschauen

sollten, da mehrere in Marmor gehauene Göttergestalten, einst Gegenstände anbetend heiliger Verehrung, ihre Blicke vor Allem in Anspruch nahmen. Unbekleidet waren sie, oder wenig nur verhüllt; ihren vollen Zauber übte des Körpers Schönheit; kein Theil desselben entbehrte warmen Lebens. Ruhe athmeten die Mienen, irdische Befriedigung und Vollgenuß des eignen Daseyns, wie es Göttern ziemte, die den Sterblichen an Macht, gleichwie an Schwäche, übertrafen. Aber wenn die äußere und innere Bezwingung des Stoffes zu freudigem Erstaunen hinriß, so mußte zum tiefsten Mitleid der Gedanke rühren, daß dieß das Höchste sey, was kunstbegabte Andacht schuf, eh' sich der Gnaden Fülle auf des Menschen Geist ergoß, und ihm die Decke von den Augen nahm, die ihn den Strahl der Wahrheit vordem nur schwach erkennen ließ. Doch gerade jenes bessere Licht schien dem Besitzer dieser Werke zu mangeln, da er also sprach:

„Wackrer Arnolf, und Ihr andern jungen Freunde, die Ihr insgesammt Euch edler Kunst ergeben, wie wird Euch, wenn Ihr diese Meisterschaft erwäget, und sie mit dem vergleichet, was man heutzutage als trefflich preiset? Ist Euch nicht zu Muthe, als ob mit diesen Steinen alles Herrliche und Schöne, das goldne Alter der Welt und der Menschheit Jugendleben auf immer in den dunklen Schoß der Erde gesunken sey, und ohne sie nicht einmal die Kunde davon geblieben wäre, wie weit wir, gleichwie in den meisten, so in den künstlichen Dingen im Laufe unglücklicher und von schädlichen Irrthümern befangener Zeiten zurückgeschritten sind? Denn laßt es uns gestehen, so lange wir der Gegenwart nicht zu entfliehen suchen,

und jene große Vergangenheit uns zum Vorbild nehmen, wird unſer Beſtreben nur Stückwerk bleiben, ſey es im Leben, Wiſſen oder Können. Zwar iſt der Quell geſunder Tüchtigkeit und Weisheit in traurigem Ruin verſchüttet; doch nur an uns liegt es, die Trümmer hinwegzuräumen. Ihr bewundert dieſe Formen, dieſe heitre Götter- und Heldenwelt, in welcher alles Menſchliche zum höchſten Ziele, zur mannichfaltigſten Entfaltung verklärt erſcheint; Ihr beneidet wohl im Stillen jene hochbeglückten Meiſter, deren reinem Schönheitsſinne nichts Widerſtrebendes, ſo Auge, als Gefühl Verletzendes, als Gegenſtand geboten ward, wie es Euch nur allzuoft beſchränkend und hemmend in freiem Aufſchwung lähmt; aber ſagt, was hindert, daß Ihr nicht jenes wunderbare Fabelland aufs neue betretet, und neben chriſtlichen Geſchichten, die Euch unbenommen verbleiben ſollen, auch jene reichen Dichtungen benützet, und ſie dem Volk in Stein und Farbe zeiget? Wann endlich werdet Ihr vielſeitig Euch nach jeder Richtung mit Freiheit hinbewegen, wann des beſchränkten Kreiſes müde ſeyn? Rufen doch die Stimmen der Vergangenheit laut und immer lauter in das trübe Gähren der Gegenwart! Sind Euch nicht bereits die Forſcher der Schrift vorangeeilt, indem ſie mit Begierde, wie Andere nach Gold und Edelſteinen, ſo nach den Büchern der Alten greifen, und die Sänger unſrer Tage ſich nicht länger mehr entblöden, ſo ſie von holder Frauenliebe in Reimen reden, vom heidniſchen Liebesgotte Amor in neuer, gefällig anmuthiger Weiſe, des Liedes höhern Beiſtand und begeiſterte Entzückung zu erflehen? Oder wo ſind Ritter nicht und edle Herren an Höfen und

in Städten viele, die nicht des Mahles und Trunkes gern vergessen, um aus der Sänger Munde die neue Sage zu vernehmen, wie Frau Dido, die Königin, von Aenneas, dem Trojanerfürsten, ihrem Buhlen, ungetreu verlassen ward, und was sich Anderes mit ihm begeben auf langer Meerfahrt, wovon der römische Poet Virgilius ein meisterhaftes Lied gesungen, wie Euch, Herr Dante, gar wohl bekannt; denn man rühmt Euch als kundig des Alterthums, und als einen weisen Dichter, der nicht Regel, noch strenge Kunst verschmäht, gleichwie Homerus, Ovidius und Lucanus sie geübt, nach deren Lorber Ihr ringet!"

Dante sprach: „Ferne sey es, daß ich nicht erkennen sollte, wie mit großen Gaben und Tugenden mancher Art sich das alte Roma und Grecia hervorgethan, und nicht selten wunderbarliche Hülfe von Gott in bedenklichen Gefahren augenscheinlich erhalten hat. So gestehe ich auch zu, daß in Allem, was die natürliche Erkenntniß und Fähigkeit betrifft, uns unter den Heidenvölkern nicht Wenige zu nachahmungswürdigen Mustern dienen sollen, sey es in der hohen Tochter des Himmels Philosophia, darinnen der größte Meister Aristoteles gewesen, sey es in Poesia oder Rhetorika, als deren ruhmgekrönte Häupter Maro und Tullius alle andern überragen. Gleicherweise soll auch Phidias ein unnachahmlicher Bildner, Zeuxis und Apelles aber jeder ein trefflicher Maler gewesen seyn. Dieß zu läugnen, schiene mir thöricht; thörichter noch den Ruhm der Heiden darum verkürzen zu wollen, weil sie, durch die Erbsünde von Gott gewendet, ihn ohne seine Offenbarung im Fleische nicht nach der vollen Wahrheit erkennen,

ſich immer weiter von ihm entfernen, und zu falſchen Göttern, unter deren Geſtalt der Satan ſie verblendete, ſich wenden mußten. Oder hätten wir an ihrer Stelle wohl nicht das Gleiche gethan? Alles aber hat ſich für uns geändert, als welche Chriſti Tod aus Banden der Finſterniß und des Wahnes mit theurem Blute erlöſet hat, für welche dieſe Bilder, vor denen ſchuldlos einſt manch gläubig Herz in Andacht ſchlug, zu ſtummen Götzen geworden ſind, und welchen Vieles zur ſchweren Sünde gerechnet werden mag, was der ewige Richter denen vergeben wird, die nicht wußten, was ſie gethan. Dieß ſollte uns bewegen, die größte Vorſicht zu gebrauchen in der Nachahmung und Erforſchung, ſo wie auch in der Bewunderung alles deſſen, was aus jenen Zeiten auf uns gekommen iſt, auf daß nicht abermals aus ſolchem Anlaß der Dämon unſer Auge verfinſtere, ſich in unſre Herzen ſchleiche, und uns die Erkenntniß des einzig wahren Gottes aufs neue durch jene Täuſchungen raube, mit welchen er die Heiden bethörte. Wenn alſo auch mit noch ſo ſtarken Reizen die Geiſtes- und künſtlichen Werke der Alten uns ergreifen, wenn wir auch noch ſo ſehr an Weisheit, Tapferkeit, Klugheit und Standhaftigkeit, an feinem Gefühle für das Schöne und Zweckmäßige uns von ihnen übertroffen glauben, ſo ſoll uns doch dieß nicht zu falſcher Nachahmung verleiten, noch zu dem Glauben, als ſey der natürliche Weg, auf dem ſie, was menſchliche Kraft nur immer aus ſich ſelber vermag, erreichten, dem, freilich den Sinnen und der Eigenliebe minder behaglichen, königlichen Wege des Kreuzes und der übernatürlichen Gnade, noch auch die Früchte des erſtern den Früchten

des letzteren vorzuziehen. Was aber die heidnische Fabellehre betrifft, in so ferne Ihr sie als einen vortheilhaften Stoff der bildlichen Kunst benützt zu sehen wünschet, so werde ich nicht läugnen, daß ich selber mich gerne zuweilen in meinen Reimen derselben als eines dienenden Mittels in tiefer Unterordnung bediene, doch sie gleich Euch den Kunstbegabten als einen eigentlichen Gegenstand der Darstellung zu empfehlen und anzupreisen, würde ich ein höchliches und, wie mich dünket, gerechtes Bedenken tragen. Denn da nicht zu bezweifeln ist, daß jene Geschichten für uns ihr glaub- und verehrungswürdiges Ansehen verloren haben, welches sie ehedem zu einem Gegenstande der Kunst mit Recht erhob, diese aber eines geglaubten, innigst verehrten und geliebten, ja angebeteten und durchaus für den Künstler und den Beschauer wahrhaftigen Urbildes schlechterdings benöthiget ist, wenn sie nicht in verderblicher und nichtiger Weise dem Lügengeiste dienen will, da sie doch im Gegentheile nur im Dienste Christi und seiner heiligen Kirche erscheinen sollte, so muß ich Eure Meinung als eine irrthümliche geradezu verwerfen, und Euch bescheidenlich warnen vor der unbedingten und schrankenlosen Bewunderung, welche Ihr diesen und andern Werken der Vorwelt schenket, da sie Euch zu verleiten scheint, die Gegenwart gänzlich zu mißkennen, und Euch vergessen läßt, wie gefährlich es wäre, die heidnischen Fabelgeschichten in bildlichen Werken vorzustellen, in Erwägung, daß sie großentheils aus Vorspiegelungen unreiner Geister hervorgegangen, alle sichtbaren Formen jedoch nur Abdrücke unsichtbarer, und von denselben nicht zu trennen sind.“

„Gut

„Gut ſagſt du dieß, nahm Giotto hier das Wort, und hiedurch ſcheinet mir erklärlich, wie wir nicht befürchten ſollen, es hänge die Schönheit von äußerlichen Dingen ab, auch etwa hierinnen nicht Grund, noch Zwang gewahren dürfen, uns den, wenn auch verlockenden und ſinnvollen Götterſagen der heidniſchen Vorwelt zuzuwenden. Nicht ſogleich bedachte ich, wie die ſichtbare Welt an ſich weder ſchön, noch häßlich ſey, und daß ſie beides erſt durch ihren Bezug auf die unſichtbare werde. Dieſe findet aber der Kunſtbegabte nicht außer, ſondern in ſich durch göttliche Erleuchtung. Alles Unwahre iſt ſomit geſtaltlos, und alles Unſittliche häßlich, wie ſcharfgeſtaltet, oder wie ſchön gebildet es auch dem bloß ſinnlichen Auge erſcheinet. Stets muß ſich darum die äußere Welt ſelbſt in dem Begabteſten nur als halt- und verſtandloſes Gewirre wiederſpiegeln, ſo lange ihre geiſtige, urbildliche Form ihm nicht erſchloſſen iſt. Keiner aber begreift und erkennt dieſe, als wer von ihr erkannt und begriffen iſt. Iſt doch alle Kunſt, alles Schaffen Liebe, völliges Ergeben an den Gegenſtand, nicht an den ſichtbaren (dieſer tritt erſt als Folge hervor), ſondern an den unſichtbaren, dem innern Sinne nah lebendigen! So zieht der Geiſt des Künſtlers den Geiſt des Bildes, das er ſchaffen will, an ſich, in göttlicher oder unheiliger Liebe, und nicht frei mag er ſich halten vom Einfluſſe geheimer, höherer Kräfte und Weſenheiten. Stets wird der Fürſt dieſer Welt ihn umlauern, in ſein geiſtiges Auge ſich drängen, um ſich in demſelben abzubilden, und ihn zu vermögen, auch Andere durch das Geſchaffene zu verblenden. Aber auch die himmliſchen Gewalten werden nicht ermüden, ihm

entgegen zu kommen, sein Flehen zu hören, sein Bemühen zu unterstützen, und sich ihm sichtbar darzustellen. Wird es ihnen gelingen, so wird ihm das Böse nur mehr als häßliche Ungestalt, nicht in den täuschenden Formen sinnlicher Schönheit erscheinen können. Ihr Abweg wird ihm ferne bleiben, und an ihrer Stelle das Sittlich-Schöne, höher und reiner als es heidnischen Bildnern jemals sich zu offenbaren vermochte, mit unendlichem Reichthume und unsäglicher Anmuth, vom Glanze ewiger Wahrheit umstrahlt, sich vor ihm aufthun!"

„Wenn Ihr auch mir verstattet, in einfachen Worten auszudrücken, was ich denke — rief Theobald, der dem Gange der Unterredung mit warmer Theilnahme gefolgt war — was ist es Anderes, als daß uns als unbestreitbar gilt, es stehe die christliche Kunst in solcher Höhe des Vorzugs über der heidnischen, als das Christenthum selbst über dem Heidenthume steht, und es lasse sich hiedurch jede zweifelhafte oder verworrene Frage lösen? Wer aber dafür hält, es möge die Kunst als ein von dem Glauben Getrenntes, das Schöne als ein von dem Wahren Unabhängiges gedacht werden, oder wer wohl gar diesem selber untreu geworden ist, den möchte freilich dasjenige, was Ihr, edler Giotto, so eben geredet, nicht davon ablenken können, diese Bilder, die vor uns stehen, und denen wir die verdiente Anerkennung, insoferne sie das Werk menschlicher Hände sind, nicht versagen, für die Blüthe und den Gipfel des künstlichen Schaffens überhaupt zu erklären, und sie zum Maßstabe auch desjenigen zu machen, was in jetzigen Tagen Preiswürdiges und Herrliches durch christliche Meister aller Orten entstehet, wofür Dank, Ehre und ewiges

rohlocken dem allein gebühret, der zwar zu keinen Zei=
n sich gänzlich unbezeugt gelassen, doch nur einmal und
r immer seinen eingebornen Sohn in diese hülfebe=
ärftige Welt gesandt, sie hiedurch vom Grunde aus in
ben, Wissen und Kunst erneuert, zum Bessern um=
staltet, und die völlige Wiederkehr heidnischer Lehre,
rt und Sitte für immerdar unmöglich gemacht hat."

Theobald hatte diese Worte mit so nachdrücklicher
nd bewegter Stimme gesprochen, daß eine augenblick=
he allgemeine Stille eintrat, in welcher ein Jeder die
ngeregten Betrachtungen bei sich theils zu wiederholen,
eils fortzusetzen schien. Der Herr des Hauses aber,
m die bedenkliche Wendung des Gespräches immer we=
ger gefallen mochte, wollte dasselbe gerade auf minder
ichtige Dinge hinlenken, als Theobald, ohne darauf
achten und mit steigender Lebhaftigkeit also weiter
hr: „Nicht zum erstenmale geschieht es, daß mir der
nblick heidnischer Götterbilder zu Theil wird; nicht
u, noch ungewöhnlich ist mir das Gefühl, welches sie
meinem Innern erregen, und ich muß hieraus mit
n so völligerem Rechte auf seine Untrüglichkeit schließen.
ne geheime Scheu, die ich in ihrer Nähe empfinde,
es Ahnen einer nicht bloß menschlichen Thätigkeit, die
nen das Daseyn gab, den entschiednen Drang, mich
er verlockenden Gewalt zu entziehen und zu wider=
en, der mich bei größerer Reife der Jahre und Er=
ntnisse erfüllt, entsinne ich mich schon einmal als
abe in ganz ähnlicher Umgebung mit gleicher, ja mit
l reinerer, unmittelbar wirkender Stärke verspürt zu
ben. Euch, Herr Arnolf, und auch Dir, Georg,
es bekannt, daß ich in früher Jugend mich schon in

wälschen Landen befunden, dieselben aber, da mich mein Oheim, Herr Jeronymo geheißen, zur Nachahmung ähnlicher Steinbildnisse von Abgöttern verleiten wollte, verlassen und erst kürzlich wieder betreten habe. Wie seltsam muß es mir nun seyn, mich nach so vielen Lebens Erfahrungen, nach dem Zwischenraume ganz anderer Verhältnisse, in die Zustände meiner Kindheit, in die auffallendste Aehnlichkeit ihrer äußerlichen Umgebung zurückversetzt zu sehen, und bei diesem täuschenden Spiele der Erinnerungen zu gewahren, daß vielleicht meine Klarheit über den innigen Zusammenhang des künstlichen Schaffens mit Natur und Glauben seitdem zugenommen, und sich oftmals umgewandelt, die ursprüngliche Anschauung und Empfindung jedoch, welche sich keine Rechenschaft zu geben vermag, und das Rechte, ohne es zu wissen, sogar gewaltsam ergreift, das Widrige aber zurückstößt, schon dazumal dieselbe gewesen sey, wie in dem jetzigen Augenblicke! Doch es ist kein bloßes Spiel der Sinne! Ich erkenne mich in diesen Räumen wieder, je länger ich in ihnen verweile, und wie durch Morgennebel Wälder, Berge und Felsen dem Wanderer allmählich sichtbar werden, so steigen die Bilder der Vergangenheit in meiner Vorstellung empor. Diese Gestalten sind es, die ich bald mit kindischer Neugier, bald mit furchtsam plötzlichem Grauen betrachtete; in diesem Thurmgemache saß ich tagelang einsam in bildender Geschäftigkeit, während stumm und doch wie geisterhaft belebt, diese Götter und Helden, diese Geräthe, Gefäße, verrosteten Waffen und Bücher mich umgaben, und durch das hohe Bogenfenster in Staub und farbigen Scheiben der letzte Abendstrahl der

Sonne niederglänzte. Hier war es, wo, wenn das Gefühl der Verlaſſenheit und Sehnſucht nach beſſerer Lehre mich am ſchmerzlichſten erfaßte, ein Buch mit bunten Bildern von den Geſchichten und Wundern heiliger Einſiedler und Bekenner, ſo um Chriſti willen den Tod gelitten, und den Satan geflohen, welches einſtens meiner Mutter, Frau Herlindis, Eigenthum geweſen, mich zu großem Gottvertrauen und wunderbarer Stärke ermunterte, ſo daß ich, als gewaltſam ſolches der ſtrenge Ohm mir zu verwehren, und mich zur alleinigen Bewunderung heidniſcher Bildwerke zu nöthigen gedachte, gar ohne Furcht, und vorſichtiges Bedenken mich jähen Entſchluſſes von hinnen entfernte, und in die weite Welt begab. Ja, Ihr ſeyd es ſelbſt, Oheim Hieronymo, den ich hier wieder finde und herzlich begrüße; denn wenn auch Alles mich trügen würde, ſo täuſchet mich doch Eure Rede nicht, noch Eure Sinnesart, an welcher ich zuerſt Euch wieder erkannte, da Eure Züge durch die Länge der Zeit mir ſo fremde geworden ſind, als die meinigen es für Euch zu ſeyn ſcheinen. Zürnet nicht ob meines einſtigen Ungehorſams; denn Ihr ſehet nun wohl, daß es eine höhere Schickung war, ſo ich einſtmal Euch entflohen bin! Wie geſchähe es auch ſonſt, daß ich jetzo ohne Schande, Schmach, noch Reue, vielmehr fröhlichen Gewiſſens und nicht unrühmlichen Lobes in der Kunſt zu bauen und den Meißel und Hammer zu führen, wozu Ihr mich ſelber beſtimmen wolltet, Euch unvermuthet abermals vor Augen trete?“

„So wäret Ihr wirklich Theobald?“ rief Hieronymo (denn er war es in der That); doch wie kann ich — ſo fuhr er fort — noch länger ein Bedenken hierüber

hegen, da Niemand jene Dinge wiſſen oder ſagen könnte, die Ihr ſo eben geoffenbart. Du biſt meines Bruders Sohn, du biſt Theobald, den ich längſt verloren glaubte, deſſen Tod ich beweinte, da ich dein unerwartetes Verſchwinden mir nicht zu erklären vermochte, und vergebens den heimlich Entflohenen zu erkunden trachtete. Doppelt willkommen biſt du nun. Das Vergangene ſey vergeſſen; jede feindliche Geſinnung, welche der Zwieſpalt der Meinungen nicht ſelten erregt, ſchwinde aus unſern Herzen, und nur die Freude erfülle ſie, daß wir uns nach ſo manchen Erlebniſſen in dieſem Gemache wiederfinden. Wie du faſt zum Manne gereift biſt, und manche Begriffe der Jugend abgelegt haſt, ſo bin auch ich gealtert, und erkenne den Irrthum, der mich dazumal verleitete, deine Neigungen zu hindern und deine Entwicklung wider die angeborne Naturanlage eigenmächtig in entgegengeſetzten Richtungen fördern zu wollen. Freier und duldſamer wurde ſeither mein Gemüth. Ich ſehe nun wohl, daß Keiner mehr werde, als er zu werden vermag, und hat er nur dieſe Aufgabe gelöſet, er ſicher in ſeiner Weiſe Nutzbares, Rühmliches, ja Unübertreffliches wirket oder hervorbringt. Jegliches zu würdigen und an ſeiner Stelle zu ſehen, gelingt nur wenigen Geiſtern; und betrübt es mich auch, dir den ſicherſten Pfad zu den reinſten Höhen der Kunſt nicht weiſen zu können, ſo werde ich doch nicht zagen, daß du früher oder ſpäter dahin gelangeſt, indem ich gewahre, wie entſchiednen Muthes du eine, wenn auch ſcheinbar völlig von jener ablenkende, Bahn verfolgeſt.“

Nach dieſen Worten umſchloß und küßte er Theobald auf ſo einnehmende und freundliche Art, daß dieſer

ein größeres Zutrauen zu ihm gewann, und ſich in der Stille wunderte, wie er ihn einſtmal ſo ſehr gefürchtet, und vielleicht allzu Böſes von ihm gedacht habe. Auch die übrigen verſetzte dieſer Vorfall in eine heitere Stimmung, und lenkte ihre Theilnahme ganz auf die beſondern Schickſale Theobalds hin. Er wurde durch vielfache Fragen aufgefordert, von ſeiner Lebensgeſchichte ſo viel zu erzählen, als nothwendig war, den Zuſammenhang der gegenwärtigen Begebenheit klar zu erfaſſen; bald aber drang er ſelbſt in ſeinen Oheim Hieronymo, ihm die Dunkelheiten zu erhellen, welche über ſeiner Herkunft ſchwebten, und deren Löſung er von ihm hoffte. Dieſer verſprach es, und Theobald blieb, als der einbrechende Abend die Gefährten zur Rückkehr in die Stadt gemahnt, auf ſeine gaſtliche Ladung und dringendes Zureden, für dieſe Nacht in ſeinem Hauſe.

Viertes Capitel.

1.

Hieronymo gibt Theobald geheime Kunde von seiner Herkunft.

Als nach dem Mahle Theobald und Hieronymo allein bei einander saßen, und jener von seinen Fragen, ob sein Vater vielleicht noch lebe, wer und wo er sey, weßhalb seine Mutter in jene Einöde geflohen, und manches Andere zu erforschen nicht abließ, so antwortete derselbe mit schwerem Seufzen: „Wie drängest du so ungestüm, dasjenige zu erkundigen, was vielleicht besser dir immerdar verschwiegen geblieben wäre! Allzu zeitig erfährst du das mannichfache Unglück unsres Hauses, und nicht wird dich hiefür die Kunde, noch Gewißheit trösten, daß du einem edlen Geschlechte deinen Ursprung dankest, so seit uralten Zeiten auf seiner Stammburg mitten in den Gebirgen, wo helvetische von wälschen Landen sich scheiden, in Macht und Ehren gesessen. Doch wüste und kaum dem Wanderer bemerklich liegt die Stätte deiner Geburt und meiner Jugend; in großem Leide und Jammer ist deine Mutter verschieden; dein Vater, wenn nicht seitdem ihr nachgefolgt, in finstrer Weltentsagung und Menschenscheu, womit er Gott zu dienen meint,

nach unbekannten Wildniſſen geflüchtet. Du ſelbſt, der letzte Sproſſe, ohne Erbe, noch Heimath, unkundig ritterlicher Künſte, wirſt, ſo wie das Schickſal dich gebildet, ein friedlich Bürgerthum dem Glanz der Ahnen vorziehn, deiner Rechte freiwillig dich begeben. Und was ſage ich von mir, dem kaum nach allen Stürmen des Lebens ein Ruheort gegönnt ſcheint, und unabläſſig Gefahr von den Feinden des Lichtes und der Freiheit des Gedankens drohet? Denn auf daß du Alles vernehmeſt, ſo wiſſe, daß ich und dein Vater, die Söhne Herrn Berchtolds, eines an jenen Marken gebietenden Grafen, gar frühzeitig uns in Neigung und Wohnorten geſchieden, da dein Vater, Baldwin geheißen, ſchon als Knabe zu ritterlicher Uebung hohe Luſt bezeigte, und, wie es auch geſchah, ein wackrer Kampfheld zu werden verſprach, weßhalb ihm als dem Aelteren das beſte Gut zu eigen verblieb. Mich aber trieb es bald, in Büchern und durch kluge Forſchung, aller Dinge Urgrund zu entdecken, den Thaten und Geſchichten Jener, ſo vor uns gelebt, mit Eifer nachzuſpüren, in Glaubensdingen ſchwere Zweifel mir zu löſen. Nicht erfreut' es mich, ein Roß zu tummeln, den Speer zu ſchwingen und das Schwert mit kühnem Arm zu führen. Mißachtet wurde ich, da Berchtold und Baldwin dieß gewahrten. Bald nährte ſich Unfriede in der Brüder Herzen, der mit uns aufwuchs, und den ſpätere Jahre nicht vertilgten. Nach hohen Schulen zog ich, dem Sitz der Weisheit dieſer Zeiten, ſobald es mir verſtattet war. Nicht ahnt' ich damals, woher dem Sinn Erleuchtung kommen würde; in todten Formeln erborgten Wiſſens, in inhaltloſem Wörterkram glaubt' ich mein Heil gefunden.

So ward ich ein Meiſter der freien Künſte zu Paris; doch die freie, wahre Kunſt ſchloß ſich erſt ſpät mir auf. Ariſtoteles, der mir die Waffe gab, des Kirchenglaubens ſchwerſte Sätze zu verfechten, befreite mich zuerſt aus ſeiner finſtern Macht. Mein Auge wurde hell, ſobald ich es zu öffnen wagte. Was alte Weltweisheit gelehrt, erforſcht' ich unabläſſig; verwundrungsvoll entdeckt' ich in der Heiden Schriften die Fülle der Erkenntniß, und wie zu allen Zeiten, unter allen Völkern der Höchſte ſich geoffenbart, wenn auch mannichfach die äußerliche Art ihn zu verehren und zu benennen war. Farbe ſah ich, wo andre Licht erblickten, Wahrheit im Gewand der Dichtung, wo andere ein Werk des Böſen zu erſchauen wähnten. Mächtig trieb es mich, die Binde von ihrem Aug' zu löſen; nicht unterdrücken mochte ich der beſſern Einſicht freudiges Gefühl. Offen bekämpfte ich, was ich für Irrthum hielt, mit Schrift und Rede, ahnend die Verfolgung, die ich bald erleiden würde. Nicht blieb ſie aus; unchriſtlich irriger Geſinnung ward ich bezüchtigt. Vergebens drang ich darauf, mich aus der Schrift zu widerlegen, mit Gründen der Vernunft mich zu belehren. Statt aller Antwort wurde Drohung mir zu Theil, Gewalt ſtatt Ueberzeugung. Von Stadt zu Stadt ward ich zu fliehn genöthigt; in Feſſeln oft lag ich gebunden; dem Flammentod entrann ich kaum. So ließ ich endlich in dieſer Stadt mich nieder, fern dem Heimathlande, und lebe einſam und ungekannt ſeit manchen Jahren hier, jedem öffentlich gelehrten Zwiſt entſagend, mich erfreuend ſtiller Muße und des Sammelns alter Werke aus ſchönern, glücklicheren Zeiten. Da brachte ein Zufall (denn längſt waren wir

uns fremd und fern geworden) ein Gerücht von meines Bruders Tode zu meiner Kunde. In Paläſtina — ſo hieß es — ſey auf einer Kreuzfahrt im Kampfe ſchwer verwundet und gefangen er umgekommen. Dieſe Nachricht traf mich ſchmerzlich; Reue empfand ich nun ob des Zwiſtes unſrer Jugend und meines Mangels an brüderlichem Sinne. Solches bewog mich, nach ſeiner Burg zu reiſen, da ich wußte, daß ſein Ehgemahl dort weile. Sie zu tröſten gedachte ich in ihrem Jammer, ihr und ihren Kindlein, ſo ſie deren hätte, mich hülfreich zu bezeigen. Aber wie vermöcht' ich meinen Schrecken, meinen Schauer zu beſchreiben, da ich an der Stelle unſerer Stammburg öd verbrannte Trümmer finde, unbewohnt die Gegend, Spuren rings verheerender Gewalt der Waffen und der Flammen? Als ich beſtürzt unſchlüſſig durch die Thore hin und wieder gehe, im ſtillen, grasbewachſenen Burghof weile, wo als Knabe ich oft geſpielt, über halbzerſtörte Wendelſteige der Thürme innern Raum betrete und von den Zinnen niederſehe, gewahr' ich einen Mann mit grauem Haar und kummervollem Antlitz, der nach Knappenart gekleidet, an einer abgelegenen Ecke den aufgehäuften Schutt mit Karſt und Schaufel hinwegzuſchaffen ſich bemühte. Seltſam war mir ſein Beginnen; Aufſchluß deß, was hier ſich Trauriges, mir Unerklärliches begeben, hofft' ich von ihm. Da ich raſch ihm nahte, ſtand er beſtürzt. Doch bald erkannte ich freudig ihn, er mich; Conrad war es, ein treuer Diener unſers Hauſes, den ich und Baldwin oft zur Jagd geleitet, der manche Armbruſt uns geſchnitzt, manch wundervolle Mähre uns erzählt am langen Winterabend,

wenn wir um des Herdes kniſternd Feuer ſaßen. Da er mein Verlangen ſah, gebot er ſchweigend mir ihm nachzufolgen. Durch düſtre Wälder ſchritten wir den Berg entlang, auf kaum betretenen Pfaden. Als es Abend wurde, erreichten wir ein enges Thal, in deſſen Mitte auf grüner Wieſe eine Köhlerhütte lag. Nicht ferne ſtieg eines Meilers Rauch empor; rings erhob ſich ſchroff umſchließend Fels und Holzung. In der Thüre ſtand ein blondgelockter Knabe; ſcheu betrachtet er zur Seite mich, ungewohnt des Fremden Anblick. Conrad ſprach: „Dieß iſt Theobald, Herrn Baldwins einzig Söhnlein, ſo Frau Herlindis, ſeine Ehewirthin, ihm, nicht lange, ehvor er über's Meer ins Heidenland gezogen, auf ſeinem Schloß geboren. Des Grafen Rückkehr harrte ſie vergeblich. Ihr kennt ſein Ende durch der Pilger Mund. Herlindis ſtarb von Gram verzehrt. Hier iſt ihr Grab!“ Hohe Gräſer und Waldesblumen umſpielten vom Wind bewegt den kleinen Hügel, den am grünen Abhang ein hölzern Kreuz bezeichnete. Manche Thräne rollte des Alten Wange nieder, da er weiter fuhr: „Wie Ihr mich traft, war ich bemüht ein Käſtlein aufzufinden, ſo ich eilfertig vor der Herrin Flucht in eines Kellers Raum geborgen. Tief verſchüttet liegt es durch der Mauern Sturz. Aus den Kleinoden, die es bewahrt, gedacht' ich eine Summe zu erlöſen, damit ich friſten könne des verwaiſ'ten Kindes Leben, oder Freunde ihm erwerben an des Kaiſers Hof, die ſeiner ſich erbarmen, und es zu einem edlen Rittersmanne auferzögen, gleichwie ſein Vater war.“ Ich erwiederte: „Unſicher des Erfolgs iſt dein Begi[illegible]en; der Knab' iſt mein. Sey

unbesorgt; er zieht mit mir.“ Nur mit Zögern und Leide trennte sich von dir der treue Knappe und überließ dich meiner Obhut. Den Köhler beschenkt' ich, wie er es verdiente; viel mußt' er von Herlindis mir berichten, wie seine Einfalt es vermochte. Willig hatte er sie aufgenommen und ihren Aufenthalt vor Jedermänniglich verborgen. Folgendes that mir hierüber Conrad kund. Bald nach Herrn Baldwins Ausfahrt sey ein nächtlich jäher Ueberfall von einem unbekannten Feind auf seine Burg geschehen. Im tiefen Dunkel habe man auf Leitern anfänglich einzudringen versucht auf jener Seite, wo Frau Herlindis schlief. Sie geräuschlos hinwegzuführen, sey anfänglich der Verruchten Plan gewesen. Doch da ein Wächter der Stimmen Flüstern hörte, der Nachtgestalten heimlich Treiben wahrnahm, und mit lautem Hülfruf Alles in der Burg vom Schlafe weckte, sprang eine Schaar von Reisigen hervor, zerbrach die Thore mit lautem Schlag der Aexte, warf Feuerbrände in die Ställe, zwang zum Weichen durch Uebermacht das kleine Häuflein der Getreuen (die größere Zahl war ihrem Herrn auf seiner Reise in die Heidenschaft gefolgt) und verfolgte von Gang zu Gang, von Thür' zu Thüre sie im innern Burgraum, bis sie todtwund darniedersanken, oder sich ergaben. Schon waren die Verwegnen, an ihrer Spitze ein stattlich hoher, kühner Ritter mit verschlossenem Eisenhelm, Herlindis Kammer nahe, schon stürmten sie die Pforte, welche Conrad von innen kräftiglich zu wahren suchte, als deine Mutter, von dem jähen Schreck sich fassend, dich das Knäblein schnell der Wieg entreißend und dem Diener bedeutend, der

Feinde Andrang, wenn auch nur für kurze Augenblicke, abzuwehren, durch geheim verborgne Thüren und Wendelsteige ins Freie noch entkam, wo Nacht und Wald sie vor Verfolgung schützte. Conrad aber that, wie ihm geheißen war, und rettete, da Widerstand nicht länger möglich war, durch einen kecken Sprung vom Fenster mit wunderbarem Glück sein Leben. Dann die edle Frau ereilend, geleitet er sie bis zur Köhlerhütte, wo sie ermattet, doch ungefährlich ruhte. Sicher däuchte sie der Ort, und nicht wagte sie von ihm sich wieder zu entfernen, da wie ein Schreckbild das Gedächtniß jener Nacht sie stets umschwebte, und sie von Tag zu Tag des Gatten Rückkunft harrte. Doch ein schleichend Uebel hatte sie ergriffen; nur um des Kindes willen schien sie noch zu leben; ein linder Tod nahm sie hinweg aus aller Pein der Erde." — „Und mein Vater?" — sprach tief erschüttert Theobald. — „Er kehrte aus Palästina wieder, bald nach deiner heimlichen Entweichung aus meinem Hause. Fälschlich hielt man ihn gestorben an schweren Wunden, die er empfing in einer Schlacht. Mitleidig hatten die Feinde, als sie Spur des Lebens in ihm fanden, ihn gepflegt; doch erst spät gelang es ihm, nach langem Sklavendienste zu entfliehn. Wie er die Heimath getroffen, ist dir nur allzuwohl bekannt. Racheglühend suchte er anfänglich den Thäter zu entdecken; keines Feindes war er sich bewußt; arglos war sein Sinn, und ohne Groll, noch Tücke. So geschah es, daß jenes nächtlichen Verbrechens Urheber sich dem Auge strafender Gerechtigkeit entzog bis diese Stunde. Doch nicht lange war Baldwin erstem Zorngefühle unterthan.

Stärker faßte ihn der Schmerz des unersetzlichen Verlustes, Reue über eigene Schuld, da er sich anklagen mußte, nicht Gottesfurcht, noch andere Noth, nur leidig selbische Begierde nach kühnem Abenteuer und Mangel häuslich liebevollen Sinnes habe ihn getrieben, sein Weib und Kind, sonst seines Lebens Freude, schutzentblößt zurückzulassen. Denn nicht geschehen konnte, was geschah, so er anwesend blieb. In solcher Stimmung, umgewandt sein Innres von frohem Thatenmuth zu bittrer Verachtung alles Zeitlichen, war er allein um dich besorgt. Mit Conrad, der ihm kundthat, wo du seyest, zog er hieher. Einen Abgeschiedenen wähnt' ich zu schauen, da der Todtgeglaubte vom Rosse stieg, sich meinen Bruder Baldwin nannte, und hastig nach dir dem Söhnlein fragte, das er nun selber zu erziehen gedenke. Bestürzt war ich ob solcher Forderung; nicht fühlt' ich frei von aller Schuld mich; deine Flucht ihm zu berichten, wagt' ich nicht. Da er in mich drang, ich zögernd, ängstlich auswich, Antwort ihm zu geben, auf sein Forschen, ob auch du vielleicht für ihn verloren, düster schwieg, bezweifelte er nicht länger mehr, daß ich das Schlimmste ihm zu künden mich bedenke, und brach des nächsten Morgens frühe heimlich auf, entschlossen seines Lebens Rest, da nichts ihn an die Menschen weiter band, entfernt von ihnen, der Sünden strenger Büßung und Gottes Dienst zu widmen, dessen er im Lärm der Kriegesfahrten selten nur gedacht. Der treue Conrad theilte sein Geschick. Nahe Herlindis Grab erbauten sie sich eine Hütte; ihr frommer Wandel wurde durch des Köhlers Mund in jener Gegend bald verbreitet. So erfuhr auch ich Bald-

win's seltsame, mitleidwerthe Lebensänderung. Ihn durch Bitten, durch Gründe der Welt, der thätigen Geselligkeit zurückzugeben, ihm zu entdecken, daß nicht alle Hoffnung deines Wiedersehens entschwunden sey, eilte ich zu seiner Klause. Umsonst; zu sehr schon war sein Blick umdüstert von Schwermuth und finsterm Wahn. Weit entfernt, daß ich zur Rückkehr an bewohnte Orte ihn bewegen konnte, verließ er jene Oede, da zu nah den Menschen und leicht zugänglich störendem Besuche sie ihn dünkte. Tiefer in die Wildniß begab er sich, und nicht hörte Jemand mehr von ihm, noch seinem Schicksal!" —

Geendet hatte Hieronymo; spät war die Stunde; er ging zur Ruhe. Theobald, wechselnder Gefühle bald der Freude, bald erneuten Schmerzens, voll, genoß des Schlafes nicht, unruhig auf seinem Lager sinnend, wie er ehestens Florenz verlassen, seinen Vater im Gebirge wiederfinden möge, so wie auch seiner Mutter Frau Herlindis Grab, und was von ihrem und seiner frühesten Jugend Angedenken ihm etwa sonst noch Theuerwerthes und Trauriges übrig geblieben war.

2.

Wie Herr Ulrich nach dem Grale zieht.

Meister Arnolf, dem Theobald bei ihrer Rückkehr von Pisa nach Florenz entdeckt hatte, warum er seine Heimfahrt in deutsche Lande baldigst anzutreten begehre, konnte, wie ungerne er ihn auch von sich ließ, doch seinen Wünschen nicht entgegenseyn, da jedenfalls die Frist, für welche sich derselbe zu seinem Dienst verpflichtet hatte,

in Kurzem abgelaufen, und die ihm übertragene Arbeit der Vollendung nahe war. Eines Abends saß Letzterer, des angestrengten Tagewerkes müde, Ruhe und Kühlung suchend, in dem kleinen Hof des Hauses, welcher durch künstlich verbreitetes Laub eines, in Mitte des Raumes an einem hölzernen Schafte sich emporschlingenden, mächtigen Rebstockes, völlig überdeckt, mit seinem sonniggrünen Dache, mit seinen glatten Steinsitzen, plätschernden Marmorbrunnen, und den auf dem reinlichen Boden hin und wieder wankenden Schatten der unter der Last reifender Trauben sich neigenden und von sanften Lufthauchen bewegten Blätter und Ranken, zu heiterem Verweilen im Gespräche, oder auch zu nachdenklicher Stille einlud. Theobald dachte gerade an Straßburg, und stellte sich seine Rückkunft dahin in fröhlichen Bildern vor, als ein ältlicher Pilgrim eintrat, nach ihm fragte, und sobald er seines Namens und Geschäftes versichert war, ihm berichtete, daß er so eben aus jener Stadt nach weiter Reise hieher gelange, und ihm ein Schreiben von Meister Erwin zu überbringen habe, als welcher ihm Solches aufgetragen, da er vernommen, daß seine Pilgerfahrt ihn auch gen Florentia führe. Theobald, der sich vor Freude über diese unvermuthete Kunde kaum zu lassen wußte, bat den Pilgrim, Obdach und Lagerstätte, so lange es ihm gefiele, mit ihm zu theilen, nahm ihm den langen Stab, daran sein Trinkgefäß befestigt war, dazu auch seine Reisetasche ab, die ihn beschwerte, hieß ihn sich setzen, und enteilte, um schleunigst mit dunkelrothem Weine und saftig kühlen Früchten zurückzukehren, welche er dem alten Manne zu willkommner Labung darbot,

und hierauf sich neben ihn gesellte, seiner Zeitung und Botschaft begierig harrend. Der Pilgrim reichte ihm auch bald ein beschriebenes Blättlein dar, darauf mit kurzen Worten Herr Erwin sein und all der Seinen Wohlbefinden und inniglichen Grüßen, so wie auch den Empfang der frühern Zuschrift und sein gewisses Hoffen melden, Theobald in Kurzem wieder bei sich zu haben, da er ihn gar hart vermisse. Dieser überlas die ihm über Alles theuern Zeilen zu wiederholtenmalen, und befragte überdieß den Pilgrim um Jegliches, was er von seinem Aufenthalte zu Straßburg zu erzählen wußte. Endlich sprach der Pilgersmann: „Junger Geselle, ich sehe wohl, daß dieß ein Meister ist, den Ihr mit Recht hochhaltet, und der Euch ohne Zweifel vielerlei Gutes erzeigt hat; aber mich dünket hiebei, Ihr sollet auch desjenigen nicht allzusehr vergessen, der euch vor diesem aufgenommen und gelehret hat; ich meine nämlich Herrn Ulrich den Alten von Köln bei dem Rheine, der mir gar wohl bekannt ist, und von dem ich erfahren, daß er Euch, wenn auch seit Jahren ferne, noch immer mit gleich gutwilligem Herzen zugethan verblieb!" Kaum hatte der Pilgrim diese Worte ausgeredet, als Theobald ihn mit raschen Blicken ins Auge faßte, dann aber mit lautem Freudenrufe und häufigen Thränen ihn mit beiden Armen umschloß, ohne ein Mehreres hervorzubringen, als: „O Herr Ulrich, Herr Ulrich, lieber Meister, so seyd ihr es wirklich, und es ist gewißlich wahr, daß Ihr es selber seyd, und in der wälschen Stadt Florentia als ein Pilgrim hier neben mir sitzet? O redet, wie es Euch zeither ergangen, auf daß ich es um so sicherer glaube, denn nicht begreife ich,

weßhalb Ihr in Euren hochbetagten Jahren Euch so weiten und mühseligen Weges in fremde Lande unterwunden habet!“ Seltsam lächelnd erwiederte Ulrich: „Sind doch anderer Dinge noch weit mehrere, die wir viel weniger begreifen, und welche deßhalb nicht minder in unzweifelhafter Wirklichkeit vorhanden sind. Freilich hätte ich nimmermehr gedacht, dich auf solche Weise wiederzusehen, als du aus meinem Häuslein vor dem Thore zu Köln dich auf die Wanderung gen Straßburg begeben, noch hätte ich dazumal ahnen mögen, daß mein Gebein in ausländischer Erde ruhen müsse. Da ich dir aber nichts von Allem zu verschweigen brauche, was mich zu solcher Reise und Pilgrimschaft getrieben, so sey dir hiemit kund gethan, was irgendwie mich betroffen, seitdem du mich verließest. War es schon nach deinem Abzuge schweigsam in meiner Herberge geworden, und wollte Manches nicht mehr so munter von Statten gehen, als ehevor, so wurde es doch nicht lange darauf um Vieles schweigsamer und stiller dortselbst, sintemal ein gar düstrer Gast, der Tod, darinnen seine Wohnung aufschlug, und mir nach kurzen Siechtagen mein trautes Ehgemahl, Frau Gertruden (welche Gott selig habe ewiglich), zu großem Jammer und Wehe daraus entführte. Hiemit gab er aber sich nicht zufrieden, sondern er nahte sich auch nach geringer Weile meinem hochwürdigen Freunde und günstigen Herrn, Alberto Magno, welches dieser, da er eines Tages, wie er gewohnt war, vor vielen Zuhörenden öffentlich sprach und lehrte, plötzlich des Gedächtnisses ermangelnd und in seinem Vortrage innehaltend, mit groser Ruhe und Gewißheit vorhergesagt, worauf er Allen wohl zu leben

geheißen, und von ihnen unter lautem Wehklagen begleitet, sich von dem Lehrstuhle herabbegeben, auch forthin des Lesens und Schreibens ein Ende gemacht. Nachdem er solchergestalt alle zeitlichen Dinge bei Seite gelegt, gedachte er nur mehr Gottes und sein selbst, besuchte jeden Tag sein eigenes Grab, und verrichtete für sich wie für einen Todten noch bei seinen Lebzeiten die für die Verstorbenen bestimmten Gebete. Unter solchen Uebungen gab er zuletzt, in seiner Zelle sitzend und von dem Kreise seiner trauernden Ordensbrüder umgeben, unter den Thränen, und gleichsam in der Umarmung Aller, auf das sanfteste seinen Geist auf.“

Als Theobald seinen aufrichtigen Antheil an diesen ihm unverhofften, betrüblichen Ereignissen kundgegeben, fuhr Ulrich weiter:

„Nach solchem Verluste lebte ich anfänglich in großer Verwirrung und Verzagtheit des Gemüthes, so daß es mich verdroß, die tägliche Nahrung zu nehmen, eine Arbeit zu verrichten, mit den Leuten Gespräches zu pflegen, ja des Lebens selber mich fernerhin zu unterwinden; konnte auch durch kein Gebet, noch innerliches Seufzen zu Stärke und Kraft gelangen, mein schweres Leiden, wie einem Christen ziemlich, in demüthiger Freudigkeit zu ertragen. So geschah es, daß ich eines Feierabends gedachte, ob ich etwa durch fleißiges Lesen in etlichen geschriebenen, mit schönen Hauptbuchstaben und fröhlichen Randbildern gezierten Historienbüchern, als woran ich auch sonsten ein großes Wohlgefallen gefunden, mir einen bessern Muth erwürbe, und meiner Betrübniß eine Zeit lang mich entschlüge. Da fand ich eine Mähre, die hatte ich nimmer ehevor vernommen, von

einem Könige in Hiſpania, der alſo fromm und ritterlich geweſen, daß Gott in unfürdenklichen Zeiten ihn und ſeine Nachkommen erkürete, ſammt andern tugendlichen und mannlichen Helden des Reiches zu hüten auf Erden, daraus ſein milder Sohn Fleiſches und Blutes wunderbare Speiſe den Jüngern allen vor ſeinem bittern Kreuzestode ausgeſpendet. Denſelbigen König hieß Gott mit Engelhülfe (nicht hätten Menſchenhände es vermocht) ein ohne Maßen köſtlich und löblich Münſter bauen, das Heiligthum zu wahren, in Waldes-Mitte, auf hohem Berge, wie ſchön nicht irgendwo ein Bau erfunden wurde, ſey es der zu Köln am Rheine, ſey es der zu Straßburg, oder in andern deutſchen und wälſchen Städten, wiewohl die Steinwerke alle, ſo man preislich nennet, nach jenes erſten und trefflichſten Urbild und Muſter geſchaffen ſind. Lange Jahre habe daſſelbe alſo in dem großen Walde zu Hiſpania geſtanden, darinnen es Niemand finden mochte aus anderer, denn himmliſcher Kraft und Berufung, bis es zuletzt um der Menſchen zunehmender Sündhaftigkeit willen von Engelhänden nach dem fernen Lande India getragen wurde, woſelbſt es bis zu dieſer Stunde befindlich doch noch verborgener als ehevor, und um Vieles ſchwerlicher zu erkunden iſt. Dieſe Geſchichten erregten mir ſogleich, da ich ſie las, ein nachdenkliches Ergötzen, bald aber gedachte ich ihrer nicht weiter mehr. So vergingen etliche Tage; da geſchah es, daß ich Nachts ein Traumgeſicht hatte, als ſtünde ich an eines Waldes Rande, und ſähe das ſchöne Münſter wieder, gerade ſo beſchaffen, wie ich es in dem Buche beſchrieben geleſen, mit vielen überaus hohen Thürmen,

Fenstern und Thoren, daran rothen Goldes und kostbaren Gesteines eine unglaubliche Pracht, und hernieder tönte tiefer Glocken gewaltiger Klang. Hierauf trat aus dem mittelsten Thore mit vielen Rittern ein greiser König, dem des Kelches Obhut vertraut war. Der winkte mir freundlich zu nahen, und inwendig Jegliches zu beschauen; dieß that ich mit Lust und Furcht. Da sah ich an Schäften und Kreuzgewölben so hohe Wunderkunst, daß ich erachte, es mögen die Steinmetzen des heiligen, römischen Reiches insgesammt in allen Jahren nicht so Künstliches zu ersinnen, noch zu fügen. Zudem, wohin man blickte, war Alles gegossen und gehauen von Bildwerkes überreicher Zierde. Unser Heiland und Seligmacher, am Kreuzesholz erhöhet, dabei Maria, seine Mutter, und Johannes in Klage stehend, die waren in rechter Wahrheit abgebildet, so daß ich weinend als ein Sünder niedersank, Barmherzigkeit mir zu erflehen. Ich wähne auch, daß man auf Erde nicht Farbe finde, in der an allen Wänden gleich einem Paradiesesgarten Gemähl erblühete von geistlichen Vorstellungen und Bildnissen der Erzväter, Weissagen, Zwölfboten, Beichtiger, heiligen Ritter und Jungfrauen, gleichwie kein Meister jemals sie abzuschildern vermag. Noch Andres wollt' ich näher mir beschauen von Gefäßen, die mit Balsam brennend in den Chören hingen, von Engeln, die goldne Kronen hielten, darauf es schimmerte von Lichtern ohne Zahl, von Sonne, Mond und Sternen, die auf dem blauen Deckengrunde künstlich leuchteten und wandelten, von dem krystallnen Boden, unter dem des Meeres Wun-

derthiere sich zu regen schienen, von Gestühl und goldnem Laubwerk, das mit süßem Klingen sich bewegte — doch während von der Ueberschwänglichkeit des Anblicks die Sinne sich verwirrten, Alles kreisend sich um mich bewegte, unmerklich in Dunkelheit sich hüllte, erwachte ich tief athmend, und mit Mühe besann ich langsam mich der Gegenwart. Von dieser Zeit an hatte ich noch oftmals dasselbe nächtliche Gesicht; ja selbst am Tage erschien es mir nicht selten ohne meinen Willen, zu jeder Stunde, an jedwedem Ort. Meiner Hand entsank alsdann der Meißel; ging ich des Weges, so mußt' ich stillestehn, denn erblödet war des Leibes Auge, so lange der Geist das Unaussprechliche erschaute. Obwohl ich, sehr beunruhigt durch dieses Zustands Seltsamkeit und in allem Thun gehindert, mich dieser Bilder und Gedanken als eitlen Blendwerks zu entschlagen suchte, so kehrten sie doch stets aufs neue wieder, bis ich nach ernster Prüfung und Erholung geistlichen Gewissensrathes zu meiner Seele Heil und Frieden mich entschloß, der unerklärlichen Begierde zu gehorchen, und, wie ungewiß auch der Erfolg beschaffen sey, mich auf eine Reise nach jenem Wunderdom in India, oder doch, so jenen zu erreichen mir unmöglich, nach dem gepriesenen Lande, wo unser Herr für uns gelitten und gestorben, in Pilgrims Weise zu begeben. Da meine Ehe mit keinen Kindern gesegnet war, ich auch sonst mich keiner Pflicht besann, die mich zu bleiben nöthigte, so löst'e ich aus dem Verkaufe meines Häusleins und Eigenthums, was zu geringer Zehrung ich bedurfte, machte den versammelten Werkleuten der Hütte zu Köln mit ehrlichem Abschiede mein Vorhaben zu wissen, und

begab mich nach Straßburg, um dich noch einmal zu sehen, und dort zu hören, wie es dir erginge. Da vernahm ich von Meister Erwin, daß du nach Wälschland und hieher gezogen, und da ich durch Florentia gelangen mußte, und es mein Vorsatz ist, bevor ich meine Fahrt nach Palästina und India beginne, die uralte, heilige Stadt Rom und ihre Gotteshäuser zu besuchen, auch Segen und Ablaß des Oberhauptes der Christenheit mir zu gewinnen, so ist es mir vergönnt, dich, theuerster Theobalde, in diesem Leben zum letztenmale zu begrüßen, da ich nicht hoffen darf, vor meinem Ende die Heimathlande nochmals zu erschauen!"

Auf diese Rede wußte Theobald nicht sogleich, was er erwiedern sollte, da zweifelnde Verwunderung, Schmerz und Sorge in ihm kämpften, und er bald befürchtete, es möchten jene schweren Verluste Herrn Ulrichs Geist verwirrt, und ihn mit einem, wenn gleich schönen, doch krankhaften Wahne befangen haben, bald wieder die ganze Sache sich ihm als glaubhaft und nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegend darstellte, so daß er nur daran dachte, welchen Gefahren und Mühseligkeiten sein alter, herzlieber Meister bei weiterer Fortsetzung seines Weges sicherlich unterliegen müsse. Diese Sorgen offenbarte er ihm endlich, indem er ihm zuerst bemerklich machte, wie manches scheinbar Wahrhaftige in alten Geschichten und Reimen der Sänger enthalten sey, was doch nur entweder zur Ergötzung und Lehre klüglich ersonnen, oder, wenn es auch wirklich sich begeben, durch die Länge der Zeiten seine ursprüngliche Gestaltung verloren, und ein fabelhaftes Gewand überkommen habe.

Sodann schilderte er ihm auch mit lebhaften Farben alle Beschwernisse einer Meeresreise, die grausame Wildheit der heidnischen Sarazenen, die unfruchtbare Oede brennender Sandwüsten, der Löwen, Tigerthiere und Schlangen heiße Wuth, seine gänzliche Unkunde des Weges, die Gebrechlichkeit seines ruhe- und hülfebedürftigen Alters, und was ihm außer diesem zu Sinne kam, wovon er vermeinte, daß es ihn rühren und bewegen solle, von seinem Willen und Vorsatze abzulassen. Herr Ulrich dagegen erwiederte ihm mit freundlicher Ruhe und klarer Besonnenheit, die nicht die mindeste Verwirrung seiner Begriffe gewahren ließ, daß er alle diese Zweifel und Bedenken selber bereits sich ernstlich vorgehalten habe, dieselben aber durch stärkere Gegengründe in ihm überwältigt worden seyen. Als solche nannte er die übereinstimmenden Nachrichten vieler Geschichtbücher, geschriebener Lieder und mündlicher Ueberlieferungen von dem Vorhandenseyn des erwähnten wunderbaren Münsterbaues, so daß man sogar ein Gotteshaus in Frankreich mit Namen wisse, welches nach seinem Muster erbaut worden sey. Aber noch vielmehr vertraue er dem unwiderstehlichen, schon in früheren Zeiten stets von ihm genährten Gedanken, der ihn die Meinung für thöricht achten lassen, als hätten sinnende, kluge Meister die tiefen Grundgesetze und geheimen Regeln der hohen, geistlichen Architektura aus ihrem eigenen Verstande geschöpft, da doch ihre schwache Menschenkraft ohne himmlische Belehrung und ein sichtbares, irgendwo befindliches Vorbild, dieß nimmermehr vermocht hätte. Er erinnerte hiebei Theobald an sein

eigenes, merkwürdiges Traumgesicht, so er vor mehreren Jahren zu Köln nach einem Besuche bei Alberto Magno gehabt hatte, und in welchem eine seltsame Aehnlichkeit mit dem von ihm bereits Erzählten verborgen lag. Dann wieder beschrieb er die Herrlichkeit seines Reisezieles, sein freudiges Gottvertrauen, und seine fast übernatürlich zu nennende, verjüngte Kraft, die ihn belebe, und ihn keine Beschwerniß, Gefährlichkeit, noch Länge des Weges achten lasse, mit solch inniger Heiterkeit und zuversichtlicher Hoffnung, daß Theobald ihm nichts weiter mehr zu entgegnen wußte, und wohl gerne, von gleicher Sehnsucht ergriffen, mit ihm gezogen wäre, wenn nicht warme Bande des Lebens ihn an die Heimath gefesselt hätten. Da trotz aller seiner Bitten Herr Ulrich gewillt war, des nächsten Morgens wieder aufzubrechen, um seine Reise fortzusetzen, so gab er ihm das Geleite, und sagte ihm endlich mit tiefer Betrübniß das letzte Lebewohl, worauf Herr Ulrich, ihn liebevoll damit tröstend, daß wir einst Alle uns zu unzertrennlicher Gemeinschaft wiederfinden würden, unermüdet rüstig, und wie von höheren, geisterhaften Gewalten immer weiter in die unbekannte Ferne hinausgezogen, an seinem Pilgerstabe kräftiglich dahinschritt, bis er zuletzt am Eingang eines dunklen Waldes den thränenfeuchten Blicken Theobalds, die ihm, so lange es möglich war, von einer Höhe des Weges folgten, für immerdar entschwand.

Univ.-Bibl. München

3.

Von Theobalds und Georgs Heimkehr in deutsche Lande.

Wer hat wohl jemals den Wechsel des irdischen und himmlischen Wollens in uns, wer die höchst verschiedenen Wirkungen des natürlichen und übernatürlichen Lichtes wahrgenommen, ohne die Gewißheit des zuweilen in stärkerem Maße sichtbar werdenden Eingreifens einer höheren, außer uns liegenden unerforschlichen Willenskraft zu erlangen? Wem hat es sich nicht irgend einmal im Laufe seines Lebens als Wahrheit aufgedrängt, daß keine angeborne Anlage, keine erworbene Fertigkeit, noch erlangte Kenntniß, kein Forschen, noch Unternehmen uns wahrhaft fördere, sobald wir des Standes der Gnade, der unmittelbar mitwirkenden, göttlichen Hülfe entbehren? Gleichwohl mag uns auch ohne sie scheinbar Vieles wohl gelingen; ja die heidnische Vorzeit beweiset es durch die auf uns gekommenen Werke ihrer Weltweisen, Volksredner, Dichter und künstlichen Männer recht augenscheinlich, daß gerade dann das natürliche Vermögen sich am lebendigsten entfalte, und das äußerlich Vollendetste, in den Augen der Welt Unübertrefflichste zu Tage bringe, wenn dieß Vermögen in dem stärkern Lichte und der leitenden Gewalt der Gnade und übernatürlichen Offenbarung keine Beschränkung seiner Freiheit und unbedingten Richtung nach dem Naturziele findet, in welchem es befriedigt und selbstgenugsam ruht. — Mit diesen Betrachtungen beschäftigte sich Theobald kurz vor seiner Abreise von Florenz, da höchst schmerzliche Erfahrungen ihn dazu nöthigten. Schon früher nämlich hatte er bemerkt,

welch tiefen Eindruck die alt heidnischen Kunstwerke, Arnolfo's und Hieronymo's zu ihrer Nachahmung aneifernde Rede, und das unter dem warmen, südlichen Himmel zu Genüssen mannichfacher Art einladende, sich ungebundener, als in der Heimath, bewegende Leben, auf seinen deutschen Gefährten und sehr lieben, jüngeren Freund, Georg Engelberger geäußert hatten. Hatte aber dieser schon bei ihrem vormaligen Gespräche über den Gegenstand der bildlichen Darstellung überhaupt, eine Ueberschätzung der schöpferischen Geisteskraft und Verkennung jener Schranken gezeigt, deren sie unerläßlich bedarf, um sich nicht, des leitenden Gestirnes beraubt, in die endlose Leere zu verlieren, oder, nirgends ein Höheres gewahrend, sich selbst zu vergöttern, so mußte dieß noch um Vieles mehr der Fall seyn, seit er in dem wirklichen Daseyn von Vorbildern eines, wie er wähnte, über dem christlichen stehenden Schönheitssinnes, seine Ansicht bestätigt zu finden glaubte. Diese Ansicht ging aber nur allzubald auf die nachtheiligste Weise in ihm auf alles Andere über, was durch innere nothwendige Verbindung mit ihm zusammenhängt, und vergeblich suchte Theobald den Irrenden zurückzuhalten und zu leiten. Denn nicht lange blieb er dabei stehen, Ausdruck und Haltung heidnischer Götterbilder auf die Darstellung von Heiligen, ja auf Christus und Maria selber überzutragen. Der Beschränkung müde, versuchte er sich bald in selbstständigen Gegenständen der alten Fabelwelt, und fand durch den Reiz der Neuheit und eine überwiegend irdische Richtung, welche durch gelehrte Deutungen und sinnbildliche Auslegung

chon dazumal Manche zu rechtfertigen geneigt waren, so reichbelohnte Aufträge seiner Arbeit im Bildnerfache, von Seite mehrerer reichen Bürger zu Florenz, daß er seine bisherige, einfache Lebensart verlassen, und es in Aufwand, Kleidung und Sitte den jungen Edlen der Stadt gleichzuthun vermochte, deren Umgang er suchte, und an deren Zwistigkeiten und wechselnden Parteiansichten er seit jenem Vorfall an der Arnobrücke fortwährend lebhaften Antheil nahm. Einst riß ihn sein Ungestüm abermals zu thätiger Theilnahme an einem dieser unruhigen Auftritte hin, und der härtesten Strafe gewärtig entfloh er aus der Stadt, ohne Theobalden darüber etwas kund zu thun, gegen den er ein kaltes und trotziges, beinahe feindliches Benehmen beobachtet hatte, seitdem derselbe nicht abließ, ihm Grund und Folge seiner gänzlich veränderten Sinnes- und Lebensweise mit strenger Offenheit vorzuhalten, und auf ihre Aenderung und Besserung zu dringen. Georgs Abfall und Entweichung, so wie Herrn Ulrichs betrübliches Scheiden bewirkten, daß Theobald nicht mit so frohem Gemüthe die Thore, Thürme und Prachtgebäude der herrlichen Florentia hinter sich immer ferner entschwinden sah, als es wohl sonst bei der ehrenvollen Beendigung seines Herrn Arnolfo geleisteten Beistandes, bei dem Bewußtseyn erhöhter Kraft und Erfahrung und der nahen Aussicht hätte seyn können, alles ihm Theure nach langer Entbehrung wieder zu besitzen, und sich seiner zu erfreu'n. Ein neues Mißgeschick beraubte ihn jedoch unerwartet auch dieser Hoffnung für längere Zeit. Schon war er nämlich, den Weisungen seines Oheims Hieronymo gemäß, bei welchem

er ſich in Piſa noch einmal ſorgfältigſt nach der Lage der zerſtörten, väterlichen Burg erkundigt hatte, durch die Ebenen und an den ſchönen Seen des nördlichen Wälſchlands, dem Alpengebirge näher gezogen, als er ſammt andern Reiſenden, mit denen er ſich zu größerer Sicherheit und gemeinſamer Abwehr der in jenen kriegeriſchen Zeiten häufig verübten räuberiſchen Anfälle verbunden hatte, durch einen Hinterhalt beuteluſtiger Ritter nahe unter der ſtarken Felſenburg derſelben überfallen, und in Gefangenſchaft gehalten wurde. Seine Genoſſen, lombardiſche Handelsleute, vermochten durch beträchtliches Löſegeld ſich nicht lange darauf zu befreien; ihm ſelbſt jedoch, deſſen Unvermögen, ein Gleiches zu thun, glaubhaft war, wurde, ſobald man erfuhr, welcher Kunſt er mächtig ſey, milde Behandlung und endliche Freilaſſung von dem übermüthigen, Geſetz und Sitte verhöhnenden Burgherrn nur unter dem Bedinge zugeſagt, daß er die Aufführung eines zur Verwahrung der Gefangenen und der räuberiſch geſammelten Schätze beſtimmten Thurmes in Mitte der Feſte übernehme, und die eidliche Verſicherung gebe, vor Beendigung des Werkes dieſelbe nicht zu verlaſſen. Theobald jedoch wies dieſe Zumuthung mit Verachtung von ſich, und zog ſich hiedurch den Zorn des aufgebrachten Ritters in ſolchem Maße zu, daß ſeine ſtrenge Haft ſich nicht nur verlängerte, ſondern auch von Tag zu Tag, durch Entziehung des Nöthigſten unleidlich wurde, und ſelbſt ſeine Geſundheit gefährdete, ohne daß er Mittel finden konnte, ſeine Noth und Hülfloſigkeit ihm befreundeten Weſen mitzutheilen, der ſchmerzhaften Ungeduld über die

unerwartet unterbrochne und verzögerte Rückfahrt nicht zu gedenken. Wie dankbar und gerührt pries er deßhalb des Himmels Fügung, als ihm von dorther Beistand zu Theil wurde, von wo er sie jetzt am wenigsten zu erhalten hoffen durfte — von seinem Freunde Georg! Dieser war nämlich bald nach seinem Entweichen aus Florenz in bitteres Elend gerathen, und bereute nunmehr, da jede äußere Verlockung von ihm gewichen war, und seine ursprüngliche Trefflichkeit in voller Stärke wieder hervortrat, die früheren Verirrungen so lebhaft, daß es sein erstes Bedürfniß wurde, sich mit Theobald zu versöhnen, ihn aufzusuchen, und ihm den veränderten Zustand seines Gemüthes zu entdecken. Er eilte heimlich nach Florenz zurück, und folgte ihm, sobald er seine Abreise erfahren, auf dem Fuße nach, bis in der Nähe jener Burg jede Spur von ihm entschwand. Die Wahrscheinlichkeit, daß Wegelagerer ihn beraubt, getödtet, oder zur Erpressung eines Lösegeldes ihn festgehalten, wurde zur Gewißheit, als Georg sich gewandt und listig Eingang in die Burg verschaffte, und unter manchem Vorwand selbst Zutritt zu Theobald erhielt. Nach wechselseitigem Verständnisse und mancherlei Gefahr, entdeckt zu werden, gelang ihm seine Befreiung, und beide setzten nunmehr ihre Reise gemeinsam fort, bis Georg, der nach Landshut in seine Vaterstadt zurückkehren wollte, eines andern Weges zu ziehen genöthigt war. Da sie nun noch einmal vor einer Herberge im Freien recht traulich bei einander weilten, erzählten sie davon, wie sie bei Ritter Bruno sich zum erstenmale begegnet und Brüderschaft

geſchloſſen hatten, und wie alsdann gleich einem feindlichen und ſchadenfrohen Weſen die fremde, heidniſche Kunſt zwiſchen ſie getreten, und Zwiſt und Verwirrung unter ihnen geſtiftet habe, nun aber dieſe zauberhafte Verblendung gewichen ſey, und die Heimath mit unendlicher Sehnſucht wie eine Mutter ihren Kindlein ihnen zurufe und zu kommen winke. Da ſprach auch Theobald davon, wie in ſeiner Haft, da man begehrte, daß er ſeine künſtliche Gabe zu einem ſündhaften Zwecke verwende, vornehmlich das Andenken an die vier heiligen Steinmetzen Severus, Severinus, Karpophorus und Victorinus, die man die Gekrönten nennt, ihn ſtandhaft erhalten habe, ſo unter dem heidniſchen Kaiſer Diocletiano zu Rom den Märtyrertod in dem Fluſſe Tiberis gelitten, als ſie ſich, dem wahren Glauben zugethan, weigerten, dem Abgotte Apollo ein Tempelgebäude zu errichten; Georg aber gelobte, ſeinem Freunde mit groſſer Reue und Rührung ihr Beiſpiel fortan beſtändig vor Augen zu haben, auf daß ihn nimmermehr der Verſucher überwinde, wie es bereits geſchehen, und er nicht ablaſſe ſeine künſtliche Gabe allein zur Ehre des wahren Gottes zu gebrauchen. Sodann verſprachen ſie ſich mit herzlichem Handſchlage bis zu ihrem Wiederſehen treuliches Gedächtniß ihrer bisherigen Genoſſen- und Wanderſchaft, und ſchlugen von nun an geſchiedene Pfade ein.

4.

Wie Theobald Baldwin, seinen Vater, fand.

Zu diesen Zeiten lebte in einsamer Hütte des Gebirgs, nahe an stürzendem Berggewässer, Graf Baldwin, mit ihm Conrad, vormals sein Diener, jetzt Genosse ihm und Bruder. Bedürfniß der Seele, nicht Wahn und Geisteshochmuth, noch Haß der Menschheit, wie Hieronymo es nannte, hatte ihn zu solchem Schritt vermocht. Was er suchte, fand er — jene Stimmung zum Gefühl der Gottesnähe, die, je näher uns des Lebens Ende, und je bittrer die Erfahrung des Vergänglichen, wir desto bleibender zu machen suchen. Nicht entschwand die Liebe seinem Herzen; doch die Welt zu meiden, in Abgeschiedenheit den wunden Geist zu heilen, schien ihm Pflicht. Kein Tag verstrich, daß er der Seinen nicht im Gebet, wie im Gespräch, gedachte, freudig harrend der Stunde, wo ihm vergönnt seyn werde, den Frühenteilten nachzufolgen. Nicht ahnte er, daß noch hienieden des Sohnes Wiedersehn der Gütigste der Väter ihm zubereitet. — Eines Tages, da er unfern der Hütte im Walde betrachtend wandelte, geschah es, daß tiefes Seufzen, vermischt mit Klagetönen, aus der Wildniß Gründen zu ihm drang. Er eilte zu der Stelle; ein Jüngling lag in äußerster Ermattung, Speise und Obdach flehend. Ohne zu forschen, was ihn hieher geführt, war Baldwin schnell ihm hülfreich, erquickte den Halbverschmachteten, und hatte die Freude, ihn allmählich hergestellt, zu seiner Zelle zu geleiten. Hier trat Conrad den Nahenden mit theilnehmender Verwunderung entgegen, denn seit sie hier lebten,

war kein menſchlich Weſen in ihre Wüſte eingedrungen. Er erkannte Theobald, derſelbe ihn, und ſo den Vater in dem Greis, der ihn gerettet. Die Nacht war eingebrochen; der engen Hütte Raum umſchloß am Feuer des niedern Herds die Glücklichen. Mit der Frage des Zweifels wechſelte der Jubel der Gewiſſheit. Doch nur wenig ſprach der alte Vater im Uebermaß der frohen Ueberraſchung; ſeine Lippe bewegte ſich im ſtillen Lobe deß, der dieſe Stunde ihm geſchenkt. Heiterkeit umglänzte ſein Antlitz, wie milder Sonnenſchein des Herbſtes; er, einſt ſo ungeſtüm und heftiger Begierde voll, war nun ein Bild des Friedens. Viel dagegen hatte Theobald zu ſagen. Mangelhafter Kunde folgend erſtieg er der nächſten Berge Gipfel, ſobald er des Köhlers Hütte und der Mutter Grab gefunden. Unerfahren ſolcher Reiſe hatte er mit Lebensmitteln ſich nur für wenig Tage vorgeſorgt; nirgends fand er auf den Höh'n ein menſchlich Weſen. Der Hirten Wohnungen traf er bereits verlaſſen; ſammt den Heerden zogen ſie, ſo oft das Jahr ſich neigte, den mildern Ebnen zu. Ohne Pfad durchirrte er die düſtern Wälder; oft hemmte ein Abgrund, jäh ſich öffnend, oft ein Gießbach ſchäumend ſeinen Weg, oft ſtarrte eine Felswand unerſteiglich ihm entgegen. Von jeder Spitze des Geſteins, vom Wipfel hoher Bäume, die er mit Gefahr erkletterte, ſpähte ſein forſchend Auge weit umher, des Vaters erſehnte Zelle zu erblicken. Traurig ließ er ab, wenn ringsum unbewohnte Oede, ſo weit die Blicke reichten, ihn ſchauerlich umgab. Seine Kräfte ſchwanden; kein Obdach, keine Speiſe labte den Erſchöpften; nur ſchnelle Rückkehr blieb ihm als Letztes übrig. Doch

hier, da er am fernſten ſich wähnte, war er am nächſten ſeines Wunſches Ziel. Was ſonſt ſich noch mit ihm bis jenen Augenblick begeben, wie er zu Köln und Straßburg die Bau- und Bilderkunſt erlernt, in Piſa Hieronymo gefunden, erzählte er nach aller Wahrheit aufs genaueſte. Nicht verſchwieg er, was ihn nach Straßburg gerne wiederkehren heiße. Er bekannte, daß nichts zu ſeinem Glück ihm fehle, als daß Baldwin ihm geſtatte, ſein Alter durch Erfüllung aller Kindespflichten zu verſüßen, die zu üben er bisher gehindert war. Sein dringend Flehen überwand des Greiſen Scheu, die Welt noch einmal zu betreten. Kein Gelübde band ihn; doch ſchwer fiel ihm, die Stätte zu verlaſſen, in die er einſt mit ſeinem Grame ſich geflüchtet. Conrad rüſtete zur letzten Ausfahrt; die Freude verjüngte ſeine Kräfte. Da geſchah es, daß Baldwin Tages vorher, eh ſie zu zieh'n gedachten, noch einmal in ſeinem Gärtlein weilte, welches er, nah der Hütte, mit eignen Händen ſich gepflanzt. Wie er nun ſo mit ernſtem Antlitz, auf dem ein ſchwer erworbner Friede zu leſen war, hinaus ſah in die abendliche Gegend, ſang er mit nur wenig zitternder Stimme recht aus innerem Herzensbedürfniß nachſtehendes Lied:

Der Fels ragt ſtumm empor,
Es rauſcht vom Tannenhügel,
Aus dem Geklüft hervor
Schwingt leis der Aar den Flügel.
Dumpf ſchäumt des Baches Fall.
Die feuchten Nebel ſteigen:
Die Sonne will ſich neigen.
Und tiefe Ruh' iſt überall!

Zum klaren Himmelsdach
Der Berge Gipfel dringen;
Noch tönet mannichfach
Vom Wald der Vöglein singen.
Ich bin alleine hier,
Von allen Menschen ferne,
Bald leuchten alle Sterne
Mit stillem Glanze über mir!

Nach schwerer Pilgerfahrt
Fühl' ich der Heimath Nähe,
Seit ich das Ziel gewahrt,
Ist mir so fremd und wehe;
Wann tönet mir dein Ruf,
Wann wirst du mich befreien,
Und meine Hülle erneuen,
O Herr, der sie zum Tode schuf?

Es schwand so Leid als Lust,
Vergangen ist mein Leben;
Kein Wunsch mehr in der Brust;
Dahin ist Kraft und Streben!
Bald schlummert mein Gebein;
Laß, Vater, ohne Klage,
An des Gerichtes Tage
Zu deiner Wonne mich erstanden seyn!

Theobald konnte sich nicht länger des Ausbruches seiner Wehmuth enthalten; mit häufigen Thränen umschloß und küßte er nach dem Schluß dieser Worte seinen Vater Baldwin, und wußte sich lange gar nicht mehr zu fassen. Seine im Gebirg verlebte Jugend stand so lebhaft vor ihm, daß seine Sinne sich verwirrten, und er, die Gegenwart gänzlich vergessend, wie in einem innern Gesichte seine Mutter neben ihm und seinem Vater sitzen sah. Ihre Farbe war bleich, und ihre Miene von

einem unaussprechlichen Lichte verklärt. Sie schien reden zu wollen, aber er verstand nur ihre liebevollen Blicke. Das Lied hatte sie herbeigezogen, sie hatte es oft in ihrer Verlassenheit gesungen. Sie setzte dasselbe weiter fort, und sang von dem Zustande der seligen Geister, und der Gewißheit des Wiedersehns der Frommen nach dem Tode. Endlich verschwand sie eben so plötzlich, als sie erschienen, nachdem sie Baldwins und Theobalds Stirne mit einem leisen Kusse berührt, dessen Hauch derselbe zu fühlen meinte. Er rief laut ihren Namen, und erwachte wie aus einem Traume. Baldwin fragte, was ihm zugestoßen, und zweifelte nicht an der Wahrheit des von ihm Geschauten, da ihm selbst schon Aehnliches begegnet war. Erst jetzt erfuhr Theobald von ihm, daß Herlindis obiges Lied oftmals, da sie in der Wildniß bei dem Köhler lebte, todesbang gesungen, daß Baldwin es von Conrad erlernt, der es aus ihrem Munde vernommen und im Gedächtniß treuer als Theobald bewahrt hatte, dem nur eine ungewisse Erinnerung davon geblieben war.

5.

Wie Ritter Bruno ein Mönch geworden.

Noch lag Dunkel auf den nebelverhüllten Thalgründen, und nur die höchsten, schneebedeckten Häupter der in vielfachen Abstufungen sich erhebenden Bergreihe waren von der aufsteigenden Sonne geröthet, als Baldwin, Theobald und Conrad bereits reisefertig vor der Hütte standen, und aus dem allmählich sich aufklärenden Blau

des Himmels einen der Wanderung günſtigen, heitern Herbſttag vorausverkündeten. Kalte Morgenlüfte ſtrichen ihnen entgegen, als ſie hart an dem Rande eines über Geſtein klar und raſch hineilenden Baches, der ſie begleitete, thalwärts herniederſtiegen. Oft waren ſie genöthigt, ſich wechſelſeitig zu unterſtützen, ſich zuzurufen, oder ſtille zu ſtehen, um nicht unvorſichtig einem Abgrunde zu nahen. Theobald jedoch hatte durch mehrtägiges Umherſtreifen die Geſtalt, Senkung und Verbindung des Gebirgszuges genau kennen gelernt, und ſo konnte er ſich nunmehr als Führer hülfreich erweiſen. Baldwin, der durch die gänzliche Umwandlung und Erneuerung ſeines Innern, durch Alter und lange Zurückgezogenheit von menſchlichem Umgange jene kindliche Einfalt erlangt hatte, welche Denen, die ihren Grund nicht ahnen, als blöder, oder ſtumpfer Sinn erſcheint, wandelte mit gefalteten Händen, wie in ſtetem Gebete, geſenkten Hauptes heiter lächelnd ihm nach; den Zug beſchloß Conrad, der, von dem Augenblicklichen am meiſten noch befangen, ſorglich alle Bedürfniſſe und zufällige oder nothwendige Beſchwerniß des Weges bedachte. Nach mancher Anſtrengung waren ſie von den ſteilſten Höhen hinabgeſtiegen; die Felſen wurden minder ſchroff und kahl; reichliches Moos, Gebüſche, verwitterte Stämme und Epheu-Ranken überkleideten vielfärbig die ſtarren Maſſen; Laubgehölze drängte ſich zwiſchen den einförmigen Tannenwaldungen hervor, und wärmere Lüfte erfüllten die noch immer mit ſanftem Grün bedeckten, in mannichfaltigen Schwingungen ſich niederſenkenden Vorberge und Hügel. Zerſtreute Hütten der Berghirten kündeten die Nähe bewohn-

ter Gegenden; einzelne Capellen und Wegkreuze luden die Wanderer ein, von Zeit zu Zeit andächtig zu verweilen. Sie hatten nunmehr einen steinichten Pfad gefunden, der von einer Alpenmatte niederführte, und sie gewahrten unter sich, immer noch in beträchtlicher Ferne, durch die herbstlich gelichteten Stämme und Zweige den Schimmer eines Sees, dessen Fläche sie bald darauf abwechselnd, bald mehr, bald minder, je nach den Krümmungen des Pfades, hervortreten sahen. Schon stand die Sonne über ihrem Scheitel, und Baldwin bedurfte, seit Langem solcher Beschwerde ungewohnt, der Ruhe und Erquickung, als den Wandrern jenseits des Gewässers einer Kirche Thurm nebst einem wohnlichen Gebäude sichtbar ward. Durch kurze Rast gestärkt, beschleunigten sie ihre Schritte; längs des Sees Ufern wallten schweigsam sie dahin. Von dem Kloster, dem sie nahten, tönte des Abendglöckleins heller Klang. Lange war es, daß Baldwin keiner Glocke Schall vernommen, lange, daß er der Gläubigen Gemeinschaft sich entzogen. Um so stärker ergriff ihn jetzt die Sehnsucht nach geweihter Stätte, nach dem lauten Wort des Heiles, nach dem Mahl der Liebe. Eine Thräne entfloß dem Aug' des Greisen; Theobald verstand sie und theilte sein Gefühl. Nächtlich Schweigen lag auf den Bergen und des Sees Spiegel, als sich den Müden die Pforte gastlich öffnete. Ein Bruder hieß freundlich sie willkommen. Als sie gebetet und geruht, wusch ein zweiter den Wanderern die Füße, ein dritter kam und reichte Speise, andre führten die Gesättigten zum Lager, mit Friedensworten scheidend, die schon beim Eintritt segnend sie begrüßt. Noch war es frühester Morgen,

und Baldwin, der nach seinem Wunsch allein in einer Zelle schlief, vom Schlummer kaum erwacht, da trat ein Mönch zu ihm nach leisem Klopfen ein, und setzte sich zu seinem Haupte schweigend an das Lager. Baldwin, der im Gebet ihn lange glaubte, hörte endlich ihn tief erseufzen, sah ihn das Antlitz mit beiden Händen in äußerster Bewegung des Gemüths verhüllen. Theilnehmend forschte er daher nach seines Kommens Grund, ob sein Gespräch er wünsche, welchen Dienst, welch eine Hülfe er verlange, welch Unglück er beweine. So rasch es seine Jahre ihm verstatteten, erhob er sich von seiner Ruhestätte, und suchte durch Trostesworte dem Schwerbekümmerten die Last der Seele zu erleichtern. Endlich sprach derselbe: „Nicht erkanntest du mich, Baldwin, doch ich dich. Jugendfreunde waren wir. Einst hieß die Welt mich Ritter Bruno. Herlindis war dein und meiner Wünsche Ziel. Tief verbarg sich meine Neigung vor deinen Blicken, als ich von ihr geliebt dich sah. Seit jener Stunde sahn wir uns nicht wieder; doch meine Leidenschaft war nicht erloschen. Deine Pilgerfahrt, die ich erfuhr, erweckte sträflich neue Hoffnung. In dunkler Nacht beschloß ich jähen Ueberfall der Burg, dein Liebstes dir zu rauben. Es mißlang; der Knechte Zorn entzündete der Flamme Gluth. Von Scham und Grimm verzehrt, eilt' ich zurück, die Unthat künstlich bergend. Mit tausend Qualen verfolgte mich der schweren Schuld Bewußtseyn. Einst traf es sich, daß Theobald, ein fremder Jüngling, mir vor Augen trat. Er war dein Ebenbild. Wenig Fragen ließen mir keinen Zweifel übrig. Ich entfloh dem Anblick, der das Gedächtniß jener dunklen Zeiten mir er-

neute. Immer ſtärker, nagender ward das Gefühl der innerſten Zerfallenheit mit dem, vor deſſen Strafgericht allein ich bebte, da kein Erdenrichter zu ſchrecken mich vermocht. Nicht länger zerſtreute Jagd, Gelag und Fehde den düſtern Sinn. Klar wurde mir dieß Eine: meine Seele finde Ruhe nimmer, bevor ich Gott verſöhnt, dem wieder mich zu nahen mein brünſtiges Verlangen war. Nach eines Prieſters Rath erbaute ich dieß Kloſter; es nahm mich auf zu jedem Werke ſtrenger Büßung. Die ſtrengſte ſollte ich durch dich erfahren. Kein Zufall führte dich hieher! Vergilt was ich geübt; nicht darf ich Milde fordern!“ —

Alſo hatte Bruno, oft von des Augenblickes Uebermacht gehemmt, geſprochen, Baldwin ſchweigend ihn vernommen. Erinnerungsſchmerz durchſchnitt ihn bei Herlindis Angedenken. Alles Wehe ſeines Lebens brach noch einmal in friſchen Wunden blutend auf. Regungen, die er ſchon längſt entſchlafen glaubte, erwachten neu. Des Haſſes feindlich wilde Kraft durchzuckte ihn. Zu vergeben hieß ihn des Heilands Stimme; ſein Herz dem Ruf der Gnade zu verſchließen, trieb ihn die Natur. Doch vorüber ging die Stunde der Verſuchung. Nach heißem Flehn, daß alle Bitterkeit aus ſeiner Bruſt entweiche, nur Liebe, auch des Feindes, ſie erfülle, erhob er ſich geſtärkt. Aus ſeinem Munde tönte der Verſöhnung ſanftes Wort. Bruno ſchied getröſtet, Baldwin freudig. Von beiden war der Erde letzte, trübe Laſt gewälzt.

6.

Wie Theobald wieder nach Straſsburg kam.

Mit gröſserer Bequemlichkeit als bisher ſetzten die Wanderer von hier aus auf gebahnten Wegen durch bewohnte Gegenden die Reiſe fort, und trachteten ohne Aufenthalt in nächſter Richtung zu ihrem Ziele zu gelangen. Theobald hatte Muſse und Drang genug, Baldwin ſeine Beſtrebungen, erlebten Zuſtände und Hoffnungen für die Zukunft mitzutheilen, gleichwie hinwieder dieſer ſein langgewohntes Schweigen brach, und die ihm in der Einſamkeit unbewuſst aufgegangenen Anſichten über viele, ihm vorher gleichgültig oder unverſtändlich geweſene Dinge in Worten kundgab. So hatte er auch bald des Sohnes unwiderſtehliche Liebe zum künſtlichen Bilden, inſonderheit zur edlen Steinmetzenkunſt mit Freude wahrgenommen, und obwohl er vor ſeinem Einſiedlerleben als tapfrer Kriegsheld beſſer die Trefflichkeit und Güte eines Schwertes oder Streitroſſes, denn eines reichgezierten, kühnen Münſterbaues zu beurtheilen gelernt, ſo war ihm doch das eigentliche Weſen künſtlicher Hervorbringungen nicht verborgen geblieben. Die Erleuchtung ſeines Geiſtes durch Umwandlung und Wiedergeburt ſeines Innern hatte ihm auch hiefür den Blick geöffnet. Liebevoll beſprach er ſich mit Theobald über Zweck und Schöpfung ſolcher Werke, und ſuchte ſtets ihn zur letzten, höchſten Anſicht zurückzuführen, die dieſer durch ſeine bisherigen Erfahrungen auch gröſstentheils ſchon zum Bewuſstſeyn in ſich erhoben hatte. So waren ſie endlich unvermerkt den Rheinfluſs hinab der Stadt Straſsburg näher

gekommen, und betraten dieſelbe auch wirklich eines Abends in ſpäter Stunde zu unendlicher Freude Theobalds, der ſchon von Ferne das Münſter mit lautem Jubelruf begrüßt hatte. Gerne wäre er ſogleich in Erwins Haus geeilt, um den Meiſter und die Seinigen noch an dem Tage ſeiner Ankunft aufzuſuchen, aber ſchon war es ſtille in den Straßen, jede Thüre geſchloſſen, Alles ſchien bereits zu ruhen, und nur aus den Herbergen ſchimmerte noch zuweilen ein ſpärliches Licht. In eine ſolche begaben ſich daher auch die Wanderer nach kurzem Beſinnen für dieſe Nacht, und überließen ſich, ſobald ſie ein Lager erhalten, ermüdet, doch mit der frohen Gewißheit, das Ziel ihrer Anſtrengung erreicht zu haben, unbeſorgt dem Schlummer. Wenige Stunden nach Mitternacht aber weckte ſie der Ton der Feuerglocke, und eine plötzlich ſich verbreitende Helle ließ ſie auf die Nähe eines heftigen Brandes ſchließen. Erſchreckt eilte Theobald ans Fenſter, und gewahrte bald, daß die Flamme, zwar von ihrem Aufenthalt entfernt, doch unweit des Münſterbaues, wo nicht in dieſem ſelbſt, ausgebrochen ſey. Er beruhigte Baldwin und Conrad, bat ſie, die Herberge nicht zu verlaſſen, und verſicherte ſie, ſobald er über Größe und Umfang der Gefahr an Ort und Stelle Erkundigung eingezogen, wieder ſchleunigſt zurückkehren zu wollen. Angſtvoll, daß des Meiſters Haus bedroht ſeyn möge, ſuchte er auf dem kürzeſten Wege daſſelbe zu erreichen. Er fand es unverletzt, und drängte ſich daher, ohne es zu betreten, durch die hin und wieder eilende, mannichfach beſchäftigte Volksmenge zu der eigentlichen Stelle der verheerenden Feuers-

gluth — dem Münſter, deſſen bereits vorgerückter Bau zunächſt rettender Hülfe bedürftig war. Wie Theobald von Umſtehenden erfuhr, hatte unbemerkt ein Seil des Krahnes ſich entzündet, und fortglimmend das Baugerüſt ergriffen. Die Bühne entbrannte ſchnell; ſelbſt gehauenes Steinwerk zerſprang von der gewaltigen Hitze. Gänzliche Zerſtörung deſſen, was kunſtbegabter Fleiß in langen Jahren ſchuf, war nicht minder zu befürchten, denn des Werkes Rückgang, vielleicht für immer, in Folge dieſes Unglücks. Erwin, der bei der erſten Schreckenskunde herzugeeilt war, leitete mit größter Thätigkeit und Beſonnenheit die Anſtalten, welche man zur Bewahrung der noch unverſehrten Theile des Münſters und der Nebengebäude traf, und Theobald gelangte endlich mit vieler Mühe bis zu ihm, Mit wenig Worten, doch mit deſto wärmerm Händedruck und vielſagenden Blicken begrüßte ihn der überraſchte Meiſter. Er hatte nicht Muße, ſich auszuſprechen; doch auf ſeinen Mienen las Theobald, was Erwins Bruſt bewegte. Es war nicht Furcht, noch gewöhnlicher Schmerz über den Untergang des mühevollen Werkes, einſt ſeines Namens Denkmal. Es war die tiefere Trauer über die Vergänglichkeit und Zerſtörlichkeit deſſen, womit in zeitlichen Formen der Menſch den ewigen Gedanken zu binden wähnt, getrieben von dunklem Verlangen, ſchon hienieden jenen Zuſtand zu verwirklichen, der eine Verheißung der fernſten Zukunft iſt — die bleibende, ſichtbare Darſtellung der unſichtbaren, geiſtigen Welt. Daß aber dieß letzte ihm nicht entſchwinde, kein Sturm, noch Ungewitter, kein Blitzſtrahl ſie zerſchmettre, kein roher Sinn vernichte, keines

Feuers

Feuers Gluth verzehre, war sein Trost und seine Zuversicht inmitten des lauten Schalles der stürzenden Gesteine, die kunstvoll seine Hand gefügt. Stets weilend, wo Rath und That am nöthigsten, sich selbst vergessend, hier warnend, dort ermunternd und gebietend, gelang es ihm, des Elementes blinde Kraft allmählich zu bezähmen. Rüstig standen Hans und Winhing, die Söhne, dem Vater bei. Theobald wich nicht von seiner Seite, angstvoll um ihn bekümmert. Der Ausgang bewährte seine Sorge. Denn als sie, während aus dem Schutt nur schwach zuweilen mehr die Flamme loderte, den innern Raum betraten, die Größe der Verwüstung und des Schadens überschauten, als sie ermaßen, welchen Aufwand an Zeit und Mitteln die Erneuung des schweren Bau's erfordre, und was noch etwa zu benützen, was als verloren zu betrachten sey, da stürzte unvermuthet, eh' sie zu fliehn vermochten, ein Theil des Mauerwerkes und Gebälkes über sie hernieder, und nur mit Mühe gelang es der jugendlichen Stärke Theobalds von Erwins Haupt die Last durch eine rasche Wendung zu entfernen. Er selbst sank schwer getroffen zur Erde nieder. Als sein Bewußtseyn langsam wiederkehrte, fand er sich auf weichem Lager in reinlichem Gemache. Dämmernd Licht fiel durch die Scheiben; häusliches Geräthe füllte wohnlich der Wände Raum; dazwischen manch christlich Bildwerk, daran das Aug' sich laben mochte. Er wußte nicht, wie er hieher gekommen, noch welch ein Ort dieß sey, obwohl er dunkel sich entsann, daß er ihn einstmal wohlgekannt. Trübe war sein Blick und ungewiß; er fühlte sich ermattet und erkrankt.

heftig ſchmerzte ihn die Stirne; ſeine Wange glühte von Fieberhitze. Seltſam Gebilde zog raſch an ihm vorüber. Bald däuchte ihn, daß er durch dunkle Höhlen wandre, fern dem Licht der Sonne, von wildem Ungethüm verfolgt, den Ausgang ängſtlich ſuchend. Bald wurde er, aus dieſem Leben abgeſchieden, nach oben ſanft emporgetragen. Zagend trat er in des Himmels Hallen, der als ein großer, wundervoller Dom ſich unabſehbar öffnete, und in ſüßen Klängen vernahm er der Engel feierliche Chöre. In abgebrochner, irrer Rede that ſich ſein waches Träumen kund. Lichte Augenblicke lieſen, was ihn umgab, ihn ſelten nur erkennen. Flüſternde Geſtalten gingen ab und zu. Vor allen war es eine, die oftmals liebevoll beſorgt ihm nahte, ſeine Hand erfaßte, theilnehmend nach ſeinem Zuſtand ihn befragte, durch tauſend kleine Dienſte ihn erleichterte, oft mit Thränen über ihn gebeugt auf ſeinen Athem lauſchte, deren Stimme, deren treues Aug' ſein Herz durchdrang, ſein Leiden milderte — Iſolde. Des Vergangnen ſich zu entſinnen, der langen Trennung zu gedenken, war er unfähig. Ihm war, als ſey ſie ſtets wie jetzt, ihm freundlich nah geweſen, als habe ihre Neigung ſich jederzeit ſo unverhüllt geoffenbart, und nichts Beſondres, noch Ungewohntes ſey geſchehen. Unauflöslich war ſein ganzes Seyn dem ihrigen verbunden. Sobald die heftigſte Gewalt des Fiebers ihn verlaſſen, gedachte er des Vaters Baldwin, und ſeine erſte Frage war nach ihm. Man hieß ihn ruhig ſeyn ob ſeines Schickſals. Doch erſt, da man den Greis zu ihm geführt, er wohlbehalten ihn erblickte, ſchwand ſeine Furcht, daß ihm

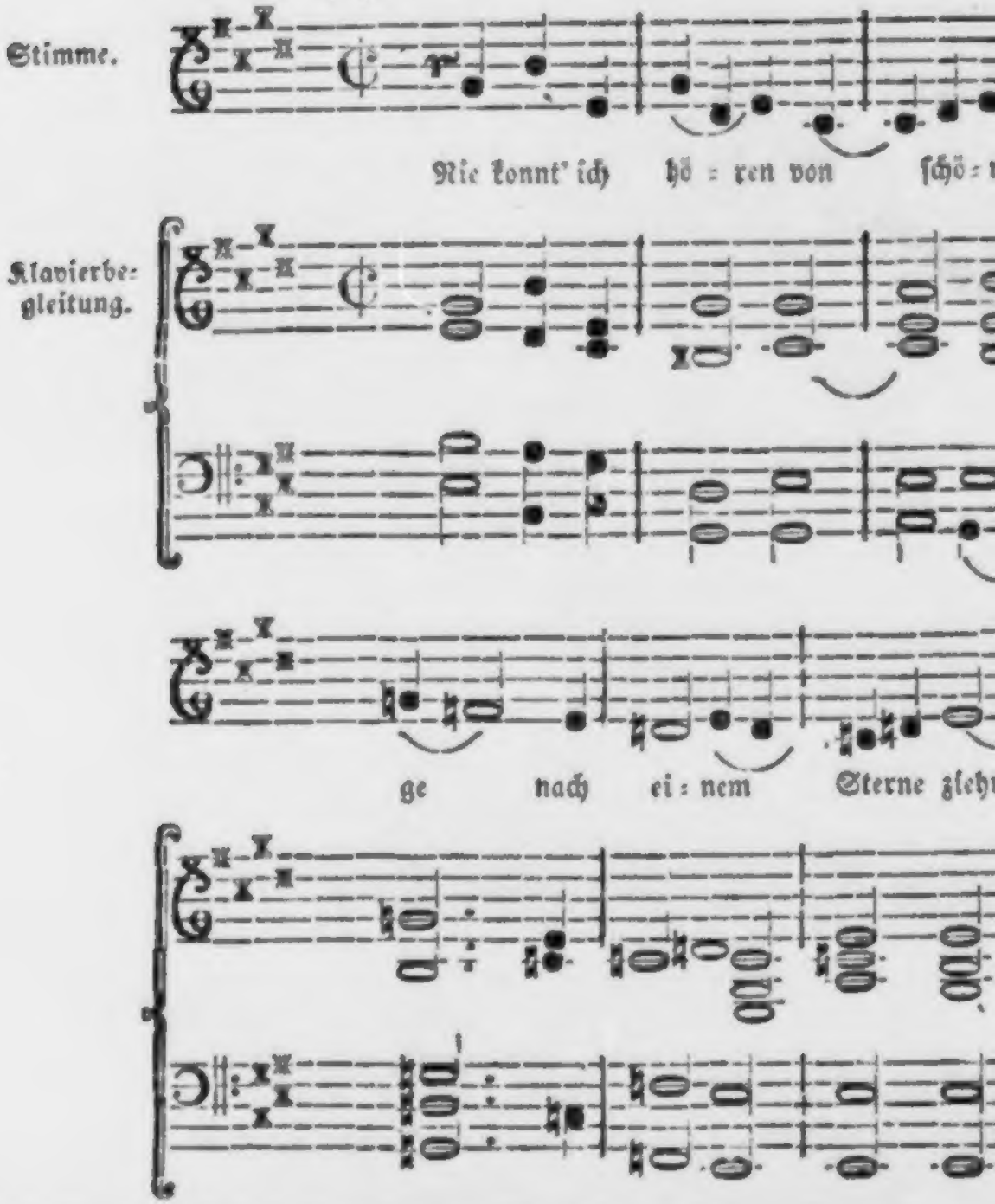
ein Uebles widerfahren. Erwin hatte ſogleich ihn gaſtlich aufgenommen. Seinen Eintritt ſchien Segen zu begleiten. Zum Leben wandte ſich von jener Stunde Theobalds Erkrankung, die ſchon zum Tode ſich geneigt. Er genas; die Wunde heilte. Seine Jugend, der Liebe Pflege, hatten ihn gerettet. Zu neuer Thätigkeit war er erſtanden; unter Erwins und ſeiner Hand erhob ſich das Münſter herrlicher, als es zuvor geweſen, aus des Brandes Schutt. Zugleich mit Erwins älterm, kunſtbegabtem Sohne, Hans, ließ Theobald zu Straßburg ſich als Meiſter häuslich nieder; ſein ehlich Bündniß mit Iſolde ſegnete Hilarius, der Abt. Zufrieden und in ungetrübter Heiterkeit verlebte er manch frohes Jahr. Doch betrübte ihn nicht ſelten Herrn Ulrichs Angedenken, den er für todt erachtete. Da geſchah es, daß er eines Tages mit Erwin, Sabina und Iſolde vor die Thore ſammt vielem andern Volke ging, um einen Zug von edlen Herrn und Rittern zu beſchauen, der, aus Paläſtina kehrend, im Freien unter Zelten auf einer grünen Wieſe mit reicher Pracht und Fröhlichkeit zu kurzem Aufenthalte ſich gelagert. Manch neue Mähre wußten die Pilger zu erzählen; vor andern aber war es eine, ſo mit Begierde Theobald vernahm. Nachdem ſie nämlich die erſehnte Gottesſtadt Jeruſalem bereits erreicht, und wiederum verlaſſen, überfiel ſie mit Uebermacht aus einem Hinterhalte eine räuberiſche Horde beuteluſtiger Araber, und ſchleppte ſie bis in das Innre des Landes gefangen fort. Viel duldeten ſie hier, bis einſt ein armer Pilgersmann erſchien, der ihre Sprache redete, und ſich den Meiſter Ulrich von Köln am Rheine

nannte. Niemand hielt ihn an; er hatte kein Beſitzthum, als ſein Kleid, ſein Trinkgefäß und ſeinen Stab. Selbſt die Sarazenen betrachteten den frommen Alten mit ſcheuer Ehrfurcht, und auf ſeine Bitten gaben ſie die Ritter frei. Dunkel und ſeltſam waren oftmals ſeine Reden. Er ſprach von einem Gotteshaus im fernen India, dahin er walle; Engelhände hätten es erbaut; niemand wiſſe ſeine Stätte genau; ob er des Anblicks um ſeiner Sünde willen theilhaftig werden könne, ſey ungewiß. In alten Büchern habe er davon geleſen. Seit dieſer Zeit befinde er ſich auf der Wanderſchaft. Gott habe ihn ſeither bei Tag und Nacht geſtärkt, beſchützt, geführt; ſo es ſein Wille, werde er das Ziel erreichen. Sie baten ihn, mit ihnen zu ziehen, ſie nicht wieder zu verlaſſen; doch nichts vermochte ihn zu halten. Er ſchied, getrieben von raſtlos geheimnißvoller Sehnſucht, fernhin nach unbekannten Landen. Die Befreiten aber hieß er, ſo ſie in die Heimath glücklich kehrten, einen jungen Steinmetz grüßen, Theobald von Köln genannt; vielleicht daß ſie zu Straßburg in der Stadt ihn finden möchten. — Da Theobald dieß hörte, trat er herzu, und that ſich ihnen kund. Deß ward große Freude unter Allen, und endete ſich dieſer Tag gar ernſt und deutſam, daß ſie noch lange nachher ſein gedachten, und Gottes Wege prieſen, wie ſo mannichfach und wunderbar ſie uns durch dieſe Erdennacht zu ihm geleiten.

Zwei Lieder zur Geschichte eines de

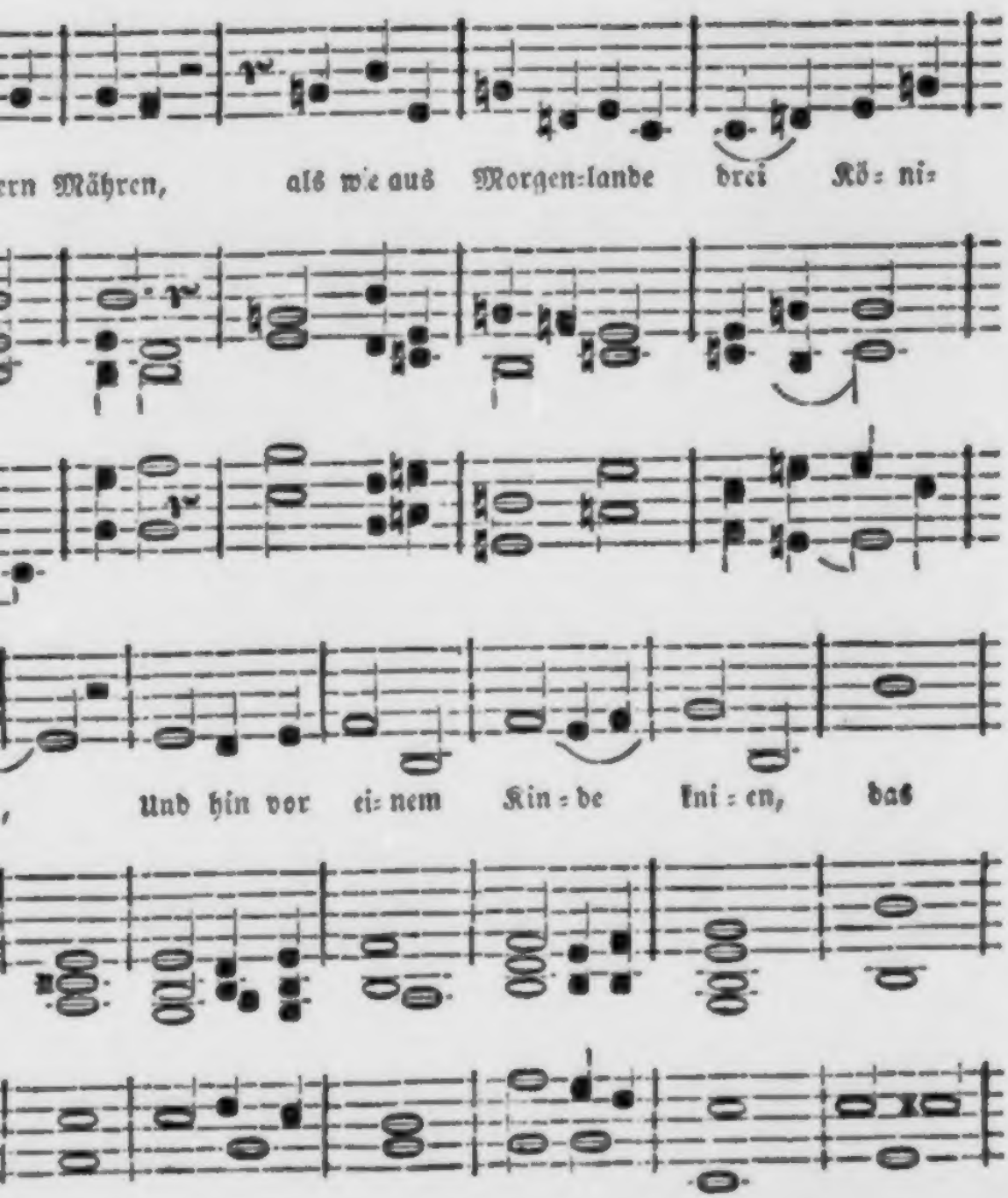
Komponirt von Fu

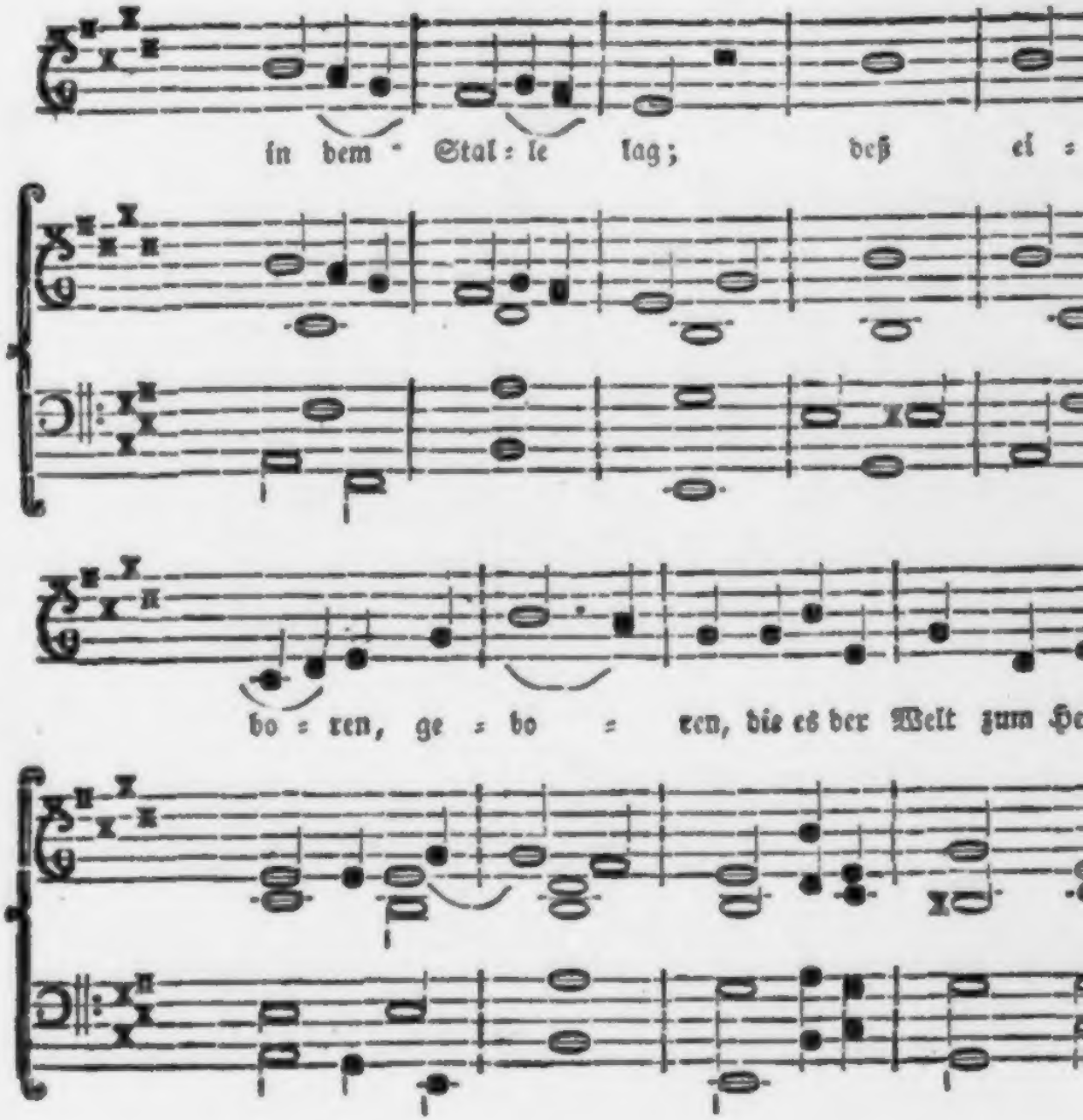
I. al pag. 10.

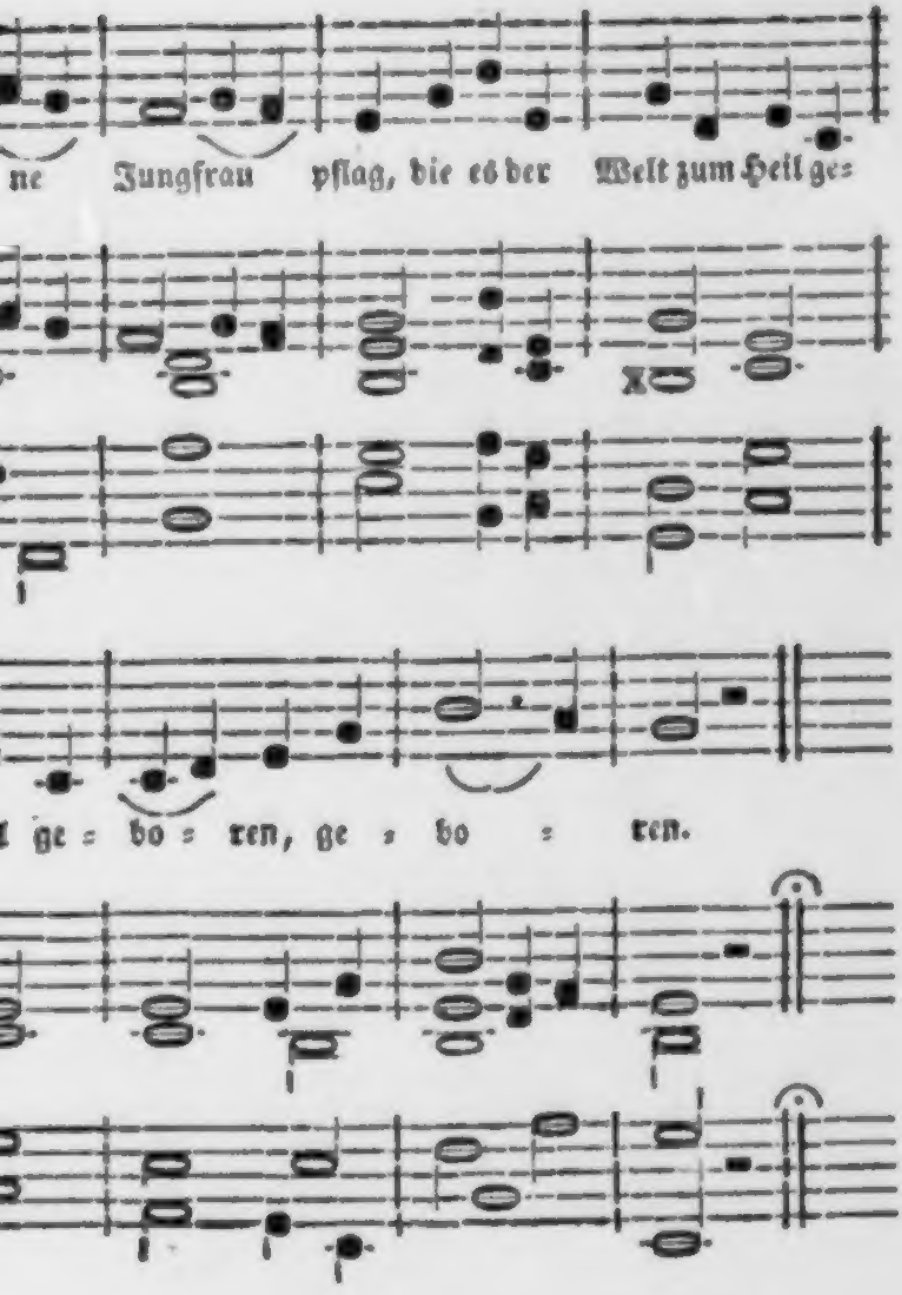


utſchen Steinmetzen von Fr. Beck.

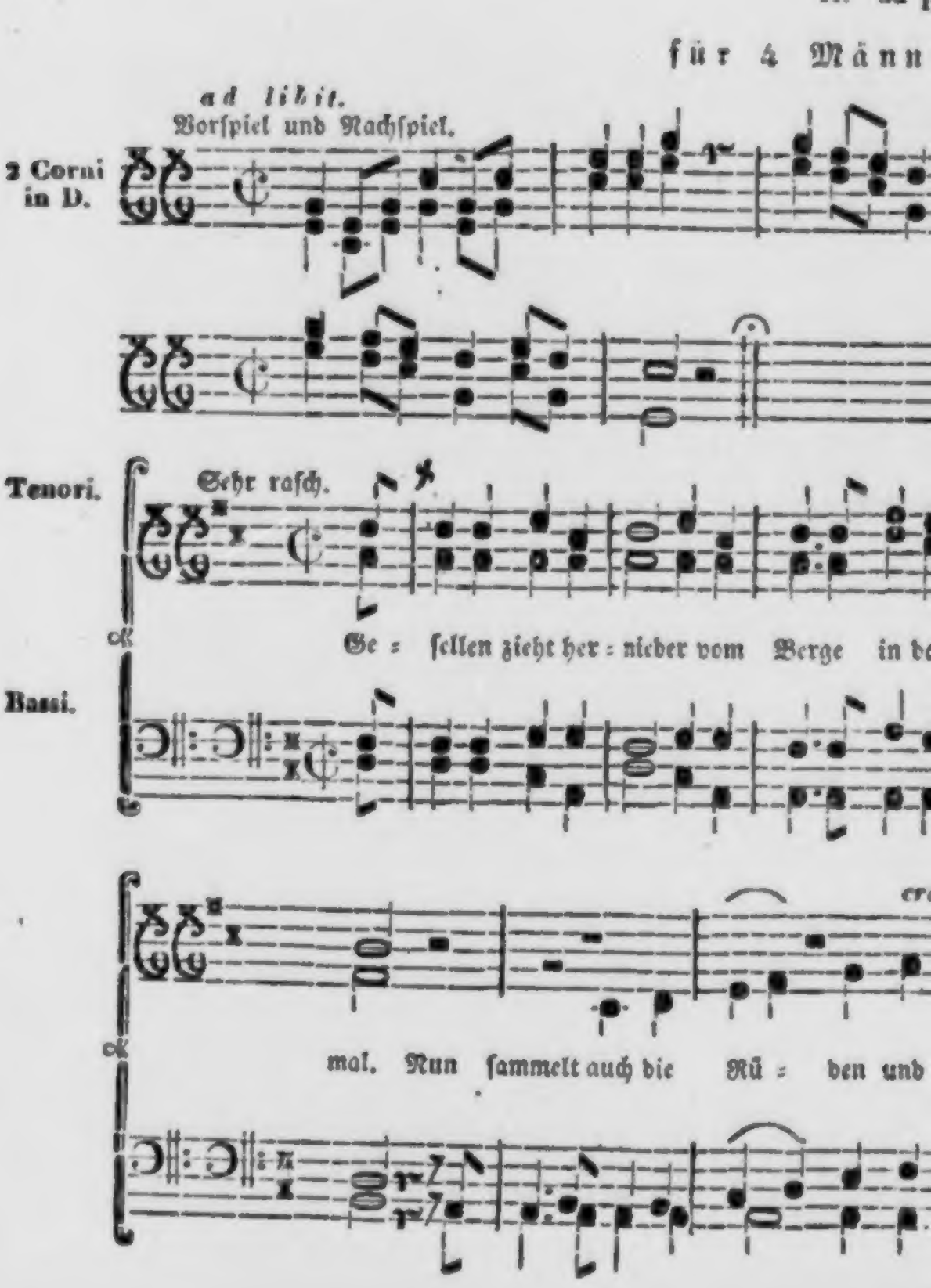
anz Gf. v. Pocci.



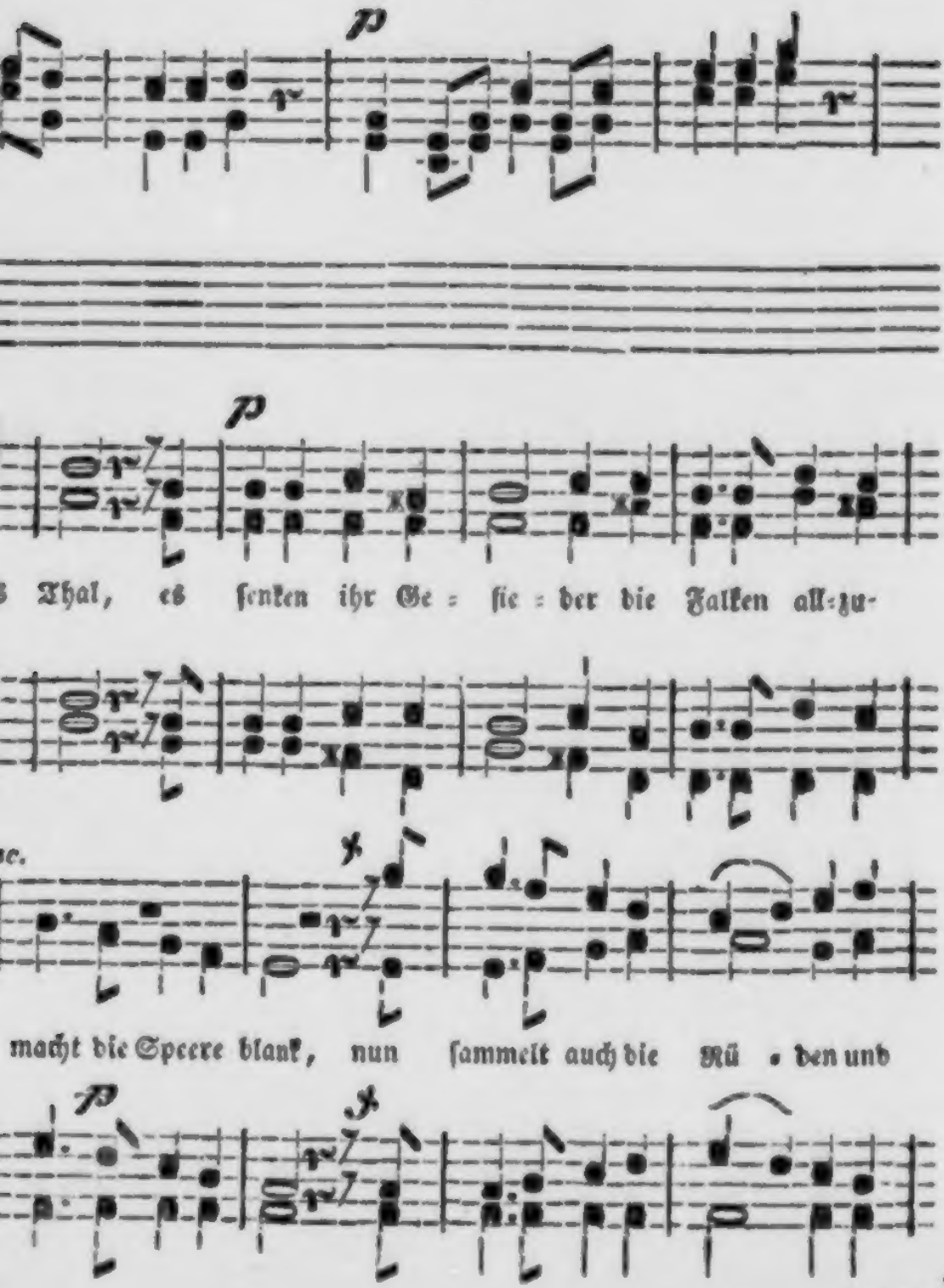

in dem Stal: le lag; deß ei =
bo = ren, ge = bo = ren, die es der Welt zum He

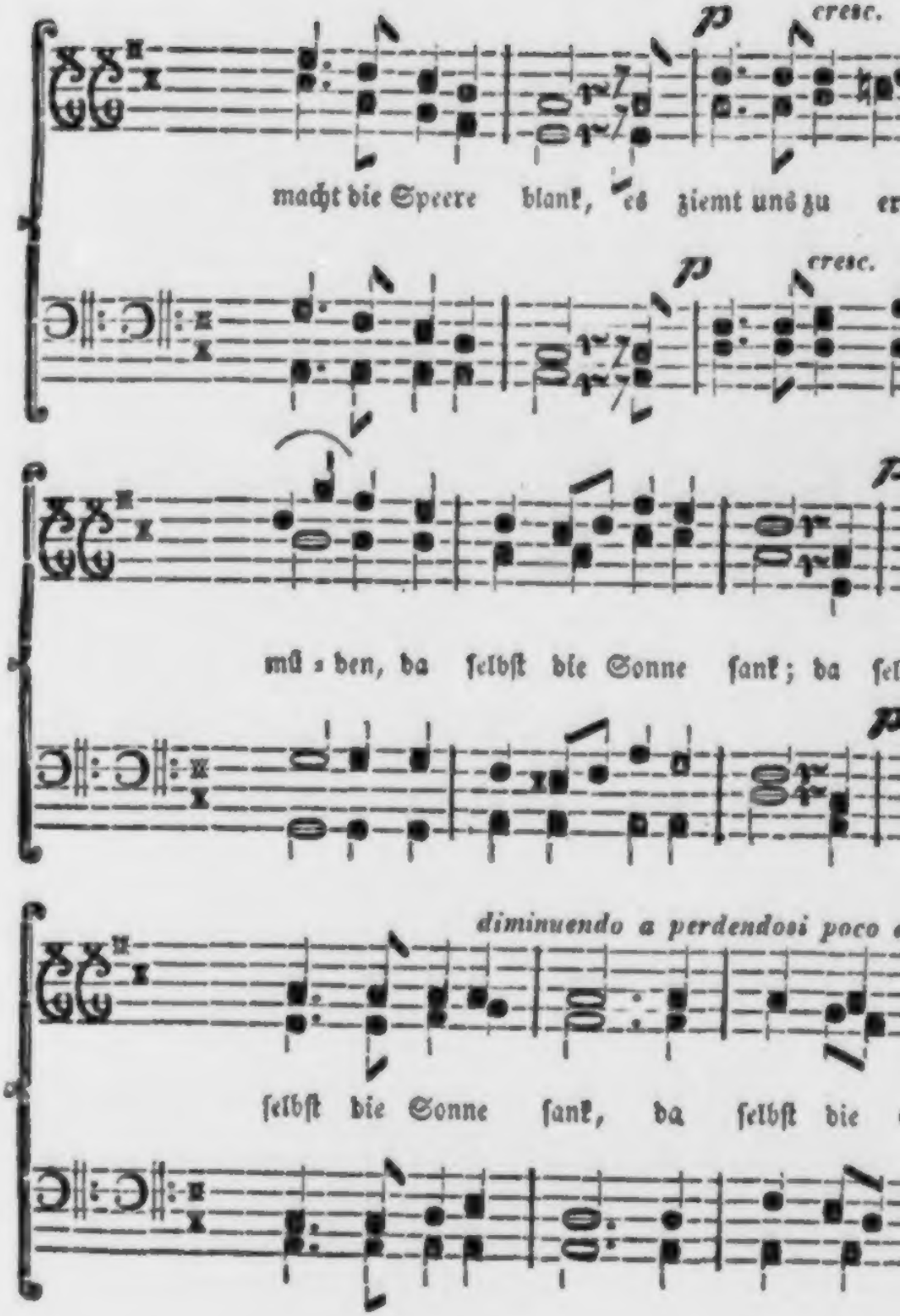

ne Jungfrau pflag, die es der Welt zum Heil ge=
l ge = bo = ren, ge = bo = ren.

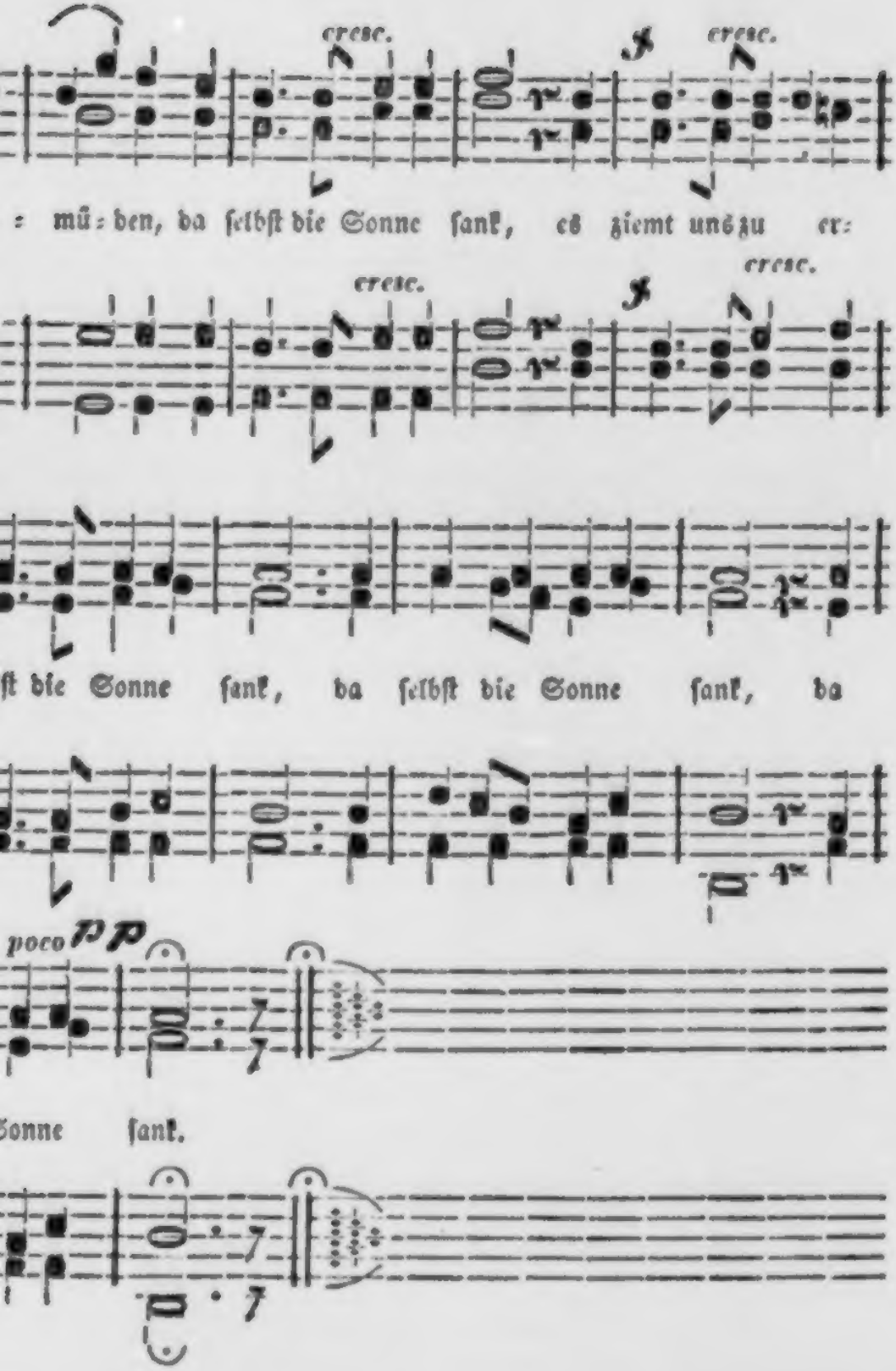
für 4 Männ

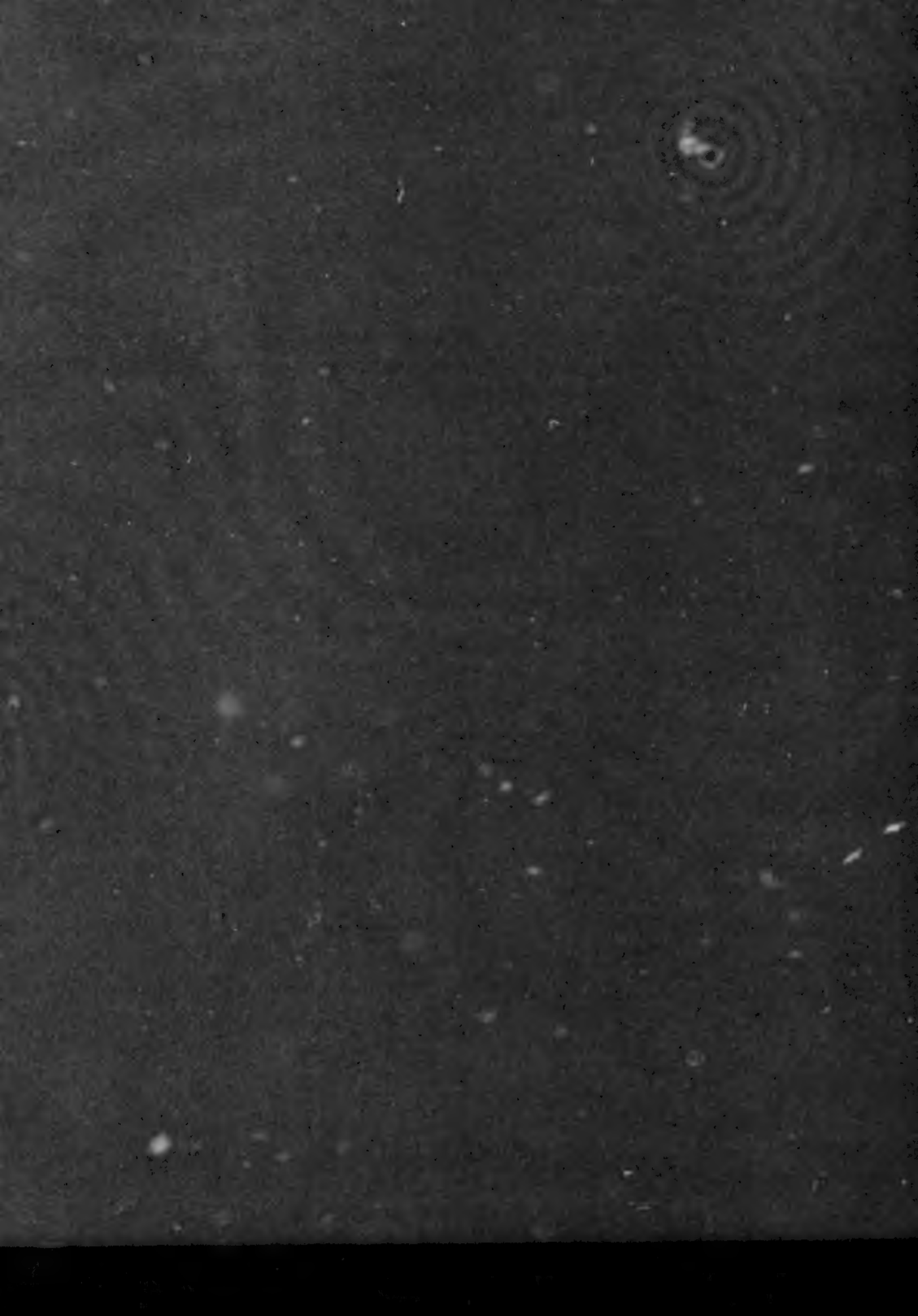

ad libit.
Vorſpiel und Nachſpiel.
2 Corni in D.
Tenori.
Sehr raſch.
Ge = ſellen zieht her = nieder vom Berge in de
Bassi.
cr
mal. Nun ſammelt auch die Rü = den und

r ſt i m m e n.


p
Thal, es ſenken ihr Ge = ſie = der die Falken all=zu-
macht die Speere blank, nun ſammelt auch die Mü = den und


p
cresc.
macht die Speere blank, es ziemt uns zu
p
cresc.
mü - den, da ſelbſt die Sonne ſank; da
diminuendo a perdendosi poco
ſelbſt die Sonne ſank, da ſelbſt die


cresc.
cresc.
: mü: den, da ſelbſt die Sonne ſank, es ziemt uns zu er:
cresc.
cresc.
ſt die Sonne ſank, da ſelbſt die Sonne ſank, da
poco pp
Sonne ſank.



Kindermährchen

von

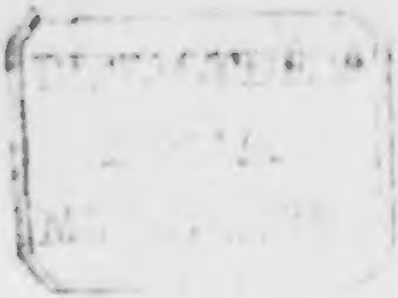
Albert Ludwig Grimm.

Dritte vermehrte Auflage.

Mit Bildern von Fr. v. Pocci.

Frankfurt a. M.

Bei Heinr. Ludwig Brönner.



MÜNCHEN

An Eltern und Erzieher.

Zur ersten Auflage.

Ich übergebe Euch hier eine Jugendschrift mit dem Wunsche, daß sie Euch willkommen seyn möge. Gleichwohl geschieht es mit einiger Verzagtheit, gleich dem Wanderer, der sicher nicht mit zuversichtlicher Ruhe einen Weg gehet, auf dem er so viele irre gegangen weiß, die vor ihm diese Straße gewandelt. Möge ich wenigstens von der richtigen Straße nicht zu ferne

ſeyn, wie die Meiſten, die ſich mit Jugend-ſchriftſtellerei befaſſen.

Was man gewöhnlich gegen Kindermährchen ſagt und ſagen kann — ich weiß es ſchon. Aber dennoch ſteht meine Ueberzeugung feſt, daß die Jugend Mährchen haben muß. Mährchen-Poeſie iſt, möchte ich ſagen, die Poeſie der Kindheit, des poetiſchen Lebensalters. Das Intereſſe, das Kinder daran nehmen, iſt Beweis dafür. Und ich möchte behaupten, daß ein Mährchen von dem Aſchenpittchen, dem Lebkuchenhäuschen, dem Schneewittchen u. d. gl. eben ſo gut (wo nicht beſſer) in eine gute Erziehung eingreifet, als die hundert und aber hundert geglätteten Erzählungen von dem eiteln Julchen, dem wilden Lorchen, dem leichtſinnigen Karl, dem gutherzigen

Lottchen, und wie ſie ſonſt betitelt ſeyn mögen.

Darum übergebe ich Euch Mährchen; und übergebe ſie Euch, weil ich ſie lieber in Euern, als der Kinder, Händen wüßte; weil ich wünſchte, daß Ihr in den Abendſtunden — (nur für den Abend iſt das Mährchen) — das Vorleſen übernähmet. In dem häuslichen Kreiſe unſers verdienſtvollen deutſchen Pädagogen, des Hrn. Kirchenraths Schwarz, wo auch das Mährchen nicht unter die Contrebande in der Erziehung gerechnet iſt, wird es ſo behandelt, und dort überzeugte ich mich von dem Vortheile, den dieſe Behandlungsart gewährt.

Beſonders Euch ſeyen dieſe Blätter geweiht, Ihr Mütter! beſonders dir, glückliche Mutter acht blühender Kinder, die du in mütterlicher

Bruſt noch rein bewahreſt ein Herz aus den Tagen der goldenen Kindheit. Mögen ſie dir, mögen ſie jeder Mutter, die ſie benutzt, eine ſtillerfreuliche Abendunterhaltung für die Kinder gewähren.

Ob ich den rechten Ton getroffen habe? — Ich wünſche es, ich hoffe es. Ich nahm wenigſtens kein Stück auf, das nicht vorher die Probe beſtanden, das ich nicht mehrmals in einem zahlreichen Kinderkreiſe erzählt, oder vorgeleſen, und das den Kindern nicht gefallen hätte. Ein einziges nehme ich davon aus. — Mögen die Kunſtrichter meine Fehler und Irrungen mit freundlicher Zurechtweiſung andeuten, — mit Danke werde ich ſie erkennen, und bei einem vielleicht folgenden Bändchen benutzen.

Das Mährchen vom Schneewittchen iſt nach einem unter mancherlei ſtarken Abweichungen bekannten Volksmährchen dieſes Namens, aber nach eigener Umformung bearbeitet. So auch das zweite „Hanns Dudeldee.“ Die Fabeln „von treuer Freundſchaft,“ „der zornige Löwe,“ und einige des Anhangs „Nr. VII. kleinere Mährchen, Fabeln und Parabeln“ ſind nach Pilpai's oder Bidpai's (Bilbaos, wie es in der von mir benutzten Ausgabe einer Ueberſetzung wenn ich nicht irre, von 1538, heißt,) Unterweiſung der alten weiſen Meiſter. Die drei Königsſöhne“ ſind durch eine Erinnerung an ein ähnliches Volksmährchen veranlaßt; „die drei Königstöchter oder der Stein Opal“ und die Mährchen und Parabeln des Anhangs gehören mir ganz an.

So nehmet ſie denn hin, dieſe Blätter, meiner Muſe Frucht, meiner Muſe Schooßkind, und nochmals: mögen ſie Euch willkommen ſeyn.

Zur zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, welche der ersten Auflage bei allen ihren Mängeln zu Theile geworden ist, machte indessen der Verlagshandlung diese zweite Ausgabe nothwendig. Und mit herzlicher Freude übernahm ich die Durchsicht derselben.

Wer dieſe Mährchen lieb gewonnen hatte, wird ſie hier wieder alle finden. Ich betrachtete ſie als ein dem Publikum gehöriges Eigenthum, auf welches ich kein unumſchränktes Recht mehr habe. Darum erlaube ich mir bei der Durchſicht weder eines derſelben ganz auszulaſſen, noch irgend eines mit einem neuen zu vertauſchen.

Die meiſten Veränderungen hat das dramatiſirte Mährchen, Schneewittchen erhalten. In der erſten Geſtalt, worin es erſchien, war Vieles gar nicht vorbereitet, Manches kaum angedeutet, und eine Eigenthümlichkeit des unter dieſem Namen bekannten Volksmährchens ganz übergangen. Der zwiſchen dem erſten und letzten eingeſchobene neue Akt wird, wenn er auch

an sich keinen andern Werth hätte, für keine unnütze Zugabe erklärt werden, da er allen jenen Mängeln abhilft. Alle übrigen Zusätze an diesem und den andern Mährchen sind, wenn schon von geringerem Umfange, doch alle sehr wesentlich.

Schließlich finde ich mich veranlaßt, noch ausdrücklich zu bemerken, daß diese wenigen Bogen nur eine Schrift für Kinder seyn sollen, und auf jedes andere Verdienst, möge es auch Namen haben, welchen es wolle, ganz und gar verzichten. Daß ich jenen Zweck, Kindern eine angenehme Abendunterhaltung zu verschaffen, nicht gänzlich verfehlt habe, davon hat mich zu meiner Freude mehrfache Erfahrung überzeugt.

Meinen Beurtheilern in öffentlichen Blättern ſage ich für ihre nachſichtigen Urtheile aufrichtigen Dank, und bitte ſie auch bei dieſer Auflage um freundliche Zurechtweiſung, wo ich vom rechten Pfade abgeirrt bin.

Weinheim an der Bergſtraße im Herbſtmonat 1816.

Zur dritten Auflage.

Diese Mährchen haben sich in der großen Masse von Kinderschriften, die seitdem erschienen, und deren Mehrzahl auch wieder untergegangen ist, seit ihrem ersten Erscheinen doch immer erhalten, und manches Kinderherz hat sich derselben erfreut.

Die Verlagshandlung wünschte deßhalb, eine neue Auflage zu veranstalten, und ich habe gerne die Durchsicht übernommen, verbessert, was mir einer Verbesserung bedürftig

ſchien, auch ein neues Mährchen „von Thädel, dem kleinen Schneiderlein, genannt Tauſendſaſa“ hinzugefügt.

Einen ſchönen Schmuck hat das Büchlein durch die ſinnig und geiſtreich gezeichneten Bilder erhalten, welche wir der freundlichen Gefälligkeit des Grafen Franz von Pocci zu verdanken haben.

Möge dem Ganzen abermals eine freundliche Aufnahme zu Theil werden.

Weinheim den 31. Oktober 1839.

A. L. Grimm.

Inhalt.

		Seite
I.	Schneewittchen. Ein Mährchen.....	1
II.	Hanns Dudeldee. Ein Mährchen.....	105
III.	Von treuer Freundschaft. Eine Fabel...	123
IV.	Der zornige Löwe. Eine Fabel.....	131
V.	Die drei Königssöhne. Ein Mährchen..	141
VI.	Die drei Königstöchter, oder der Stein Opal. Ein Mährchen	163
VII.	Das Mährchen von Thäddel, dem kleinen Schneiderlein	193
VIII.	Kleinere Mährchen, Fabeln und Parabeln.	
	1. Das Wasserhuhn	209
	2. Der Affe.....	293

Seite

3. Sokrates 295
4. Die Elephanten und die Hasen 298
5. Der Fuchs und der Hahn 303
6. Die Goldfischlein 306
7. Der Affe und die Schildkröte 312
8. Luftschlösser 319
9. Der Schutzengel 321

I.

Das Mährchen

vom

Schneewittchen.

Personen.

Der König.
Die Königin.
Schneewittchen, des Königs rechte Tochter, der Königin Stieftochter.
Adelheide, der Königin rechte Tochter, des Königs Stieftochter.
Franz und Peter, Jäger.
Minister und Räthe.
Gärtner.
Zwergenkönig nebst sechs andern Zwergen.
Drei Genien.
Höhlenfrau.
Der schöne Prinz.
Sein Kämmerling.
Bote.
Mehrere Diener.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

(Zimmer im Palaſt.)

König und Königin.

Königin.

Ja, ja, mein König, mein Gemahl,
Verſchwiegen hätt' ich's Euch ſo gern,
Wie Eure Tochter ſchon ſo früh
Vom Weg des Guten abgekommen,
Um Euch den Kummer zu erſparen.
Doch ſchlimmer wird's mit jedem Tag.
Ihr müßt recht ernſtlich ſie beſtrafen.
Denkt nur! ein Beiſpiel will ich Euch
Erzählen, das mir ihre Bosheit
Recht offenbarte.

König.

Ach, mein Kind!

Königin.

Ja wohl, es ſchmerzt mich auch, daß ſie
Den beſten Vater alſo kränkt.
Denn höret, wie ſie gottlos iſt:
Im Garten ging ich heute früh,
Und als ich um die Ecke dort
Nach jener dunkeln Laube bog,
In der wir noch vor wenig Tagen
Jüngſt Euern Namenstag begangen,
Da ſeh' ich noch Schneewittchen ſpringen,
Und ſeh' am Boden etwas liegen.
Doch als ich näher kam, ſo lagen
Die ſchönen Blumentöpfe all'
Zertrümmert da, und all die Blumen
Geknickt, die wir an jenem Tag'
Für Euch dort aufgeſtellt, und die
Euch, wie Ihr ſagt, ſo ſehr gefreut.

König.

O, kann denn ſolch' ein boshaft Herz
In dieſer ſchönen Hülle wohnen?

Königin.

Das iſt ihr Unglück eben, daß
Sie ſolche außerordentliche,
So wunderbare Schönheit hat.

Denn von der Wiege hat ihr schon
Drum alle Welt gehuldiget.
So ward ihr Sinn schon früh verkehrt.
Die Eitelkeit wuchs immer mehr,
Und weil Ihr jüngst, nach meinem Rath,
Sie schmältet, sinnt sie schon auf Rache.

König.

Doch wär' es möglich, daß sie nur
Den äußern Schein hat gegen sich.
Ein And'rer hat vielleicht die That,
Die uns von ihr zu kommen scheint,
Aus böser Neigung gegen mich
Verübet; oder wenn mein Kind,
Schneewittchen, sie beging, so that
Sie es nicht grad aus bösem Sinn,
Vielleicht mit unvorsicht'ger Hand.

Königin.

Ja, ja, beschönigt nur die That!
So wird sie selber sagen, wenn
Ihr sie darob befragt.

König.

Ich will
Sie selbst einmal darum befragen.
Man bringe sie zu mir.

Königin.

Sie sitzt

Bei meiner Tochter Adelheid.
Zwar ungern lass' ich sie bei ihr,
Weil man im Sprichwort sagt: Es steckt
Ein fauler Apfel selbst die guten,
Gesunden Aepfel an; nicht aber
Im Gegentheil; ein frischer Apfel
Macht nie den faulen mehr gesund.
Und doch lass' ich sie oft bei ihr;
Denn nicht als Stiefkind halt ich sie.
Noch mehr beinah thu' ich an ihr,
Als ich an meiner Tochter thu'.

(Im Abgehen.)

Ich will sie gleich herunter schicken.

(ab.)

König

allein.

O, Kind, was machst du mir für Jammer!
Ich liebe dich so sehr: du bist
So theuer meinem freudeleeren,
Gepreßten Herzen! — Ach und sollt'
Ich solches Herzeleid an dir
Erleben, daß du boshaft wärst? —
Und doch? — kaum kann ich solches glauben,

Wenn ich sie sehe, diese Züge,
So ähnlich ihrer sel'gen Mutter.

Schneewittchen
kommt zur Thüre herein.

König.

Dort kommt sie jetzt! — Wie sich mein Herz
Bewegt! — wie es so rasch dem guten,
Geliebten Bild entgegenstrebt!
O nein! Der Engel hat kein Falsch.
Mein Kind!

Schneewittchen.

Mein Vater!

König.

Sprich, wie geht dir's?

Schneewittchen
an seinem Halse.

O, lieber Vater, mir geht's gut;
Ich war auch heute schon im — —

König.

Nun?
Was stockst du? warum schweigst du denn
So plötzlich still?

Schneewittchen.

Im Garten war ich,
Und hab' dir einen Roſenſtock
Gepflanzet. — Ach! —

König.

Was iſt denn das?
Was ſeufzeſt du denn ſo, mein Kind?

Schneewittchen.

Ach, Vater, — ach! — im Garten iſt —
Ich habe — ach, ich war —

König.

Nun, nun?
Was ſprichſt du denn nicht frei heraus?

Schneewittchen.

Ich will dirs ſagen, wenn du mir
Verſprichſt, nicht bös zu ſeyn darum.

König.

Wenn es nichts Böſes iſt, mein Kind,
So will —

Schneewittchen.

Ach nein, aus böſem Willen
Geſchah es nicht, mein Vater, nein!
Ich war im Garten dieſen Morgen;
Da wurden deine Lieblingsblumen
Aus Unvorſichtigkeit, mein Vater,
Aus bloßer Unbedachtſamkeit
Vom Brett herabgeworfen.

König.

Wohl,
Das weiß ich ſchon, und der Verdacht
Ruht ganz auf dir, du hätteſt es
Mit Fleiß gethan.

Schneewittchen.

Ich hätt's gethan?
Mit Fleiß? Ach nein, es war allein
Aus Ungeſchick, aus Unbedacht.

Königin, kommt mit Adelheid.

Königin.

Nun, mein Gemahl?

König.

Sie that es blos
Aus Ungeschick, aus Unbedacht.

Königin.

Was? Unbedacht? das mache mir
Nicht weiß, Schneewittchen! denn ein Brett
Mit vier und zwanzig Blumentöpfen,
Das noch dazu so sicher stand,
Aus bloßer Ungeschicklichkeit
Auf einmal umzuwerfen, sieh,
Das ist unmöglich; und dazu
Bist du doch sonst stets so geschickt!
Ei, ei, Schneewittchen!

König.

O, mein Kind,
Schneewittchen, warum bist du nicht
Aufrichtig, wie du ehmals warst?

Königin.

So sprich, was du dagegen weißt.

Schneewittchen

dem König und der Königin um den Hals fallend.

O Mutter, — Vater, — lasset dieß,
Und fraget mich nicht weiter mehr;

Nur glaubt's mir, daß ich ſchuldlos bin.
Ich bins, wahrhaftig! ja, ich bin's.

König
zur Königin.

So laſſen wir's.

Königin.

Was? laſſen? jetzt?
Da ſie dazu noch fälſchlich ſchwört?
Ei, ei, das Schwören kommt dir ja
So gar zu leicht!

Schneewittchen.

Es fällt mir leicht,
Weil ich mich wirklich ſchuldlos weiß.
— O, glaub es, Vater! ſieh ich bin
Im Innern auch ſo rein, und mein
Gewiſſen iſt ſo weiß, als meine
Schneeweiße Haut.

Adelheid.

Ei, ei, du thuſt
Auch gar zu dick mit deiner Haut,
Als gäb' es niemand mehr, der auch
So eine weiße hätt', als du.

Schneewittchen.

So, Adelheid? vergiltſt du ſo?

Königin.

Ja, ja, die Adelheid hat recht.
Du biſt ein eingebildet Ding,
Ein naſeweiſes eitles Kind,
Das nur mit äußrer Schönheit prunkt.

zum König.

Da ſeht Ihr's nun, mein Herr Gemahl,
Wie tief ſie ſchon geſunken iſt.
Zuerſt begeht ſie Fehler, und
Mit Vorſatz, läugnet dieſe dann,
Und prahlt, und iſt noch ſtolz ſogar
Auf ihre weiße Haut, und meint,
Um dieſer willen ſollte man
Die Bosheit gar am Ende ihr
Noch überſehn!

König.

Ei, pfui, mein Kind!

Schneewittchen.

O, mein geliebter Vater! nein
Gewiß, gewiß, ich bin unſchuldig.

Diener

tritt auf.

Der Gärtner Ihro Majeſtät
Iſt da; er bittet um Gehör.

Adelheid.

Mir wird ſo übel, liebe Mutter,
O, laß mich auf mein Zimmer bringen.

König.

Dort auf den Sopha ſetze dich,
Du liebe Adelheid.

Adelheid.

O nein!
Will h'nauf nach meinem Zimmer gehn.

König.

Nein, nein, mein Kind, du ſcheineſt mir
Zu ſehr erhizt, die Wangen glüh'n
Dir ja wie Kohlen, darum halte
Dich ruhig.

Er führt ſie hin.

Diener.

Soll der Gärtner denn
Herein? Befehlen's Ihro Majeſtät?

König.

So bring ihn denn.

Diener

ab.

Adelheid.

O Mutter, Mutter,
Ach! mir wird gar zu weh.

Schneewittchen

hält ihr das Haupt.

Wie ist's?

Adelheid

windet sich los.

Geh, laß mich, laß mich, daß du nicht
Die schöne weiße Haut verderbest.

Königin.

Es wär' ja gar zu Schad' dafür.

Sie ist mit Adelheid beschäftigt, hört aber auf alles.

Gärtner

tritt ein.

Ihr' Majestät, ein Unglück ist
Mir heut' an Dero Lieblingsblumen
Geschehn, doch ohne meine Schuld.

König.

Gut, alter Jakob, gut. Ich weiß
Es schon. Ich wollte nur, du wärst
Es, der es that, gern wollt'
Ich dir verzeihen.

Gärtner.

Nein, bei Gott!
Das wollt' ich nicht! 's ist aber doch
Bei meiner Treu nicht schön für 'ne
Prinzessin. Wär's denn nur Gott'swill',
Und wär's aus Unglück g'scheh'n! doch so!
Denn anders kann ich's wohl nicht heißen,
Als bösen, bitterbösen Muthwill'.

Königin.

Siehst du, Schneewittchen? hörst du nun?
Von solchen Leuten mußt du dir
Jetzt schon so was gefallen lassen.

Gärtner.

Wie? was? o nein, Schneewittchen nicht.
Der Engel? Nein! bei Gott, auf Händen
Sollt' man ihn tragen. — Ja, werd' mir
Nur roth! — Mein Gott, ich alter Narr!
Verzeiht mir nur: ich mein' halt immer,

Wenn ich den lieben Engel seh',
Ich müßt' ihn dutzen, wie mein leiblich,
Mein eigen Kind. — Nein sie ist's nicht!
Die andere, die größre ist's,
Prinzessin Adelheide war's.

König.

O Gott, ich athme wieder frei.

Königin.

Was, Adelheide? nein, das lügt
Ihr, alter Sünder! Nimmermehr!

Gärtner.

Ein alter Sünder bin ich, leider Gott!
Und Sünder sind wir Menschen all'.
Doch niemal hab' ich Böses noch
'nem Menschen nachgeredet, sey's
Denn, daß ich ihn 'mit bessern konnt,
Und wenn es wirklich auch so war.
Drum sagt ich's jetzt auch grad' so 'raus.

Königin.

Das müßt Ihr ihr beweisen können.

Adelheid.

Gehört? — beweisen sollt Ihr mir's!

Gärtner.

Beweisen? ja, potz Blut! das hätt'
Ich schier vergessen.

König.

Nun? wie steht's?

Gärtner.

Prinzessin, hier das Strumpfband habt
Ihr in dem Laufen heut' verloren.

übergibt es ihr.

Als ihr mich kommen hörtet mit
Dem lieben Engel dort.

Adelheid lau[illegible] ab, die Königin ihr nach.

König.

So wärst
Du schuldlos denn? Warum verhehltest
Du aber Adelheidens That?

Schneewittchen.

Ich sah die Blumentöpfe liegen,
Und lief ihr nach, und holt' sie ein.
Da fiel sie mir um meinen Hals,
Und weinte bitterlich, und bat,
Ich sollt' es doch nicht sagen, denn

Unmuthig wäre ſie geweſen.
Nun es geſchehen ſey, reue ſie's.
Und ich verſprach's ihr, nichts zu ſagen,
Denn, dacht ich da, wer weiß, was ihr
Begegnet iſt?

König.

Und den Verdacht
Nahmſt du auf dich? — O Engel, komm,
Komm an mein Herz.

Schneewittchen

auf ſeinem Schooße.

Mein lieber Vater!

Gärtner.

Ja, ja, Ihr hohe Majeſtät,
Ein Engel Gottes iſt das Kind,
Und Wunder müſſen ſeinetwegen
In unſerm Lande noch geſchehen.

Zweite Scene.

(Garten.)

(Abends, Mondschein.)

Königin, Franz.

Nun, hast du mich verstanden, Franz?

Franz.

Ja, Ihro Majestät. Sobald
Schneewittchen diesen Abend in
Den Garten kommt, schleich ich mich gleich
Mit meinem Peter nach; und wenn
Sie recht im Spiel und im Gesang
Vertieft, vergessen da sitzt, brechen
Wir aus dem Hinterhalt hervor,
Und führen sie hinaus in'n Wald,
Und werfen sie in'n Schlangenbrunnen.

Adelheid

kommt gelaufen

O Mutter, Mutter, hilf!

Königin.

Was ist's?

Adelheid.

Ach, nichts! ich war noch halb im Traum,
War in der Laube eingeſchlafen,
Da hatt' ich einen böſen Traum.

Königin.

Kind, geh, und lege dich zur Ruh.

Adelheid.

Ich gehe ſchon. Gut Nacht.

ab.

Königin.

Schlaf wohl,
Und hüte dich vor böſen Träumen!

Adelheid

kommt wieder.

Zeig deine Hand, ob's wahr iſt auch,
Daß es ein Traum nur war. Zeig her!

Königin

hält ihr die Hände hin.

Was haſt du denn? Hier ſind ſie: Nun?

Adelheid.

Denk, liebe Mutter, denke nur!
Mir träumte, deine Hand ſey roth:

Ganz blutig, Mutter, war die Hand.
Da grauste mir gar sehr vor dir,
Ich wollte wegsehn. Aber, ach!
Da stand ein häßlich, schwarzbraun Weib,
Das lachte mit verzerrten Mienen,
Und nickt mir garstig freundlich zu,
Und sprach, indem sie auf dich wies:
„Die ist schon mein, krieg auch noch dich."
Gut Nacht!

ab.

Königin.

Gut Nacht. Was war denn das?
Einfältig Mädchen! nicht wahr, Franz? — —
— Doch, Franz, mir fällt was anders ein. —
Komm hier herein, ich höre Tritte;
Schneewittchen kommt da schon gegangen.
Komm, laß uns diesen Weg einschlagen.
Hier will ich dir den Plan dann sagen.

Beide ab.

Schneewittchen.

Ah, 's ist schön kühl, und auch so hell;
Ich hab' doch halber Furcht; weiß nicht
Warum. Wär' heut' so gern im Haus

Geblieben; doch der Vater will
Sein Leiblied hören. Wohl, hier ſetz
Ich mich auf dieſe Bank. Von hier
Aus hört er's noch am beſten drüben.

Greift einige Akkorde auf der Zither.

He, Vater, hörſt Du's auch da drüben?

König

drüben aus dem Fenſter.

Ja ja, mein Kind, recht hell und voll
Trägt mir die Luft die Töne 'rüber.

Schneewittchen

ſpielt und ſingt dazu.

Der Morgen ſteigt ſo ſchön,
So hell und gülden auf,
Und über Waldes Höhn,
Kommt Sonne klar herauf.

Da ſproßt es in dem Thal,
Die Wieſe ſteht ſo grün,
Und Blümlein ohne Zahl
Im Sonnenſchein erblühn.

Und jedes Blümlein mild
Hebt ſich zum Licht empor,
Und ſanften Auges Bild,
Lacht hold daraus hervor.

Doch kommt der Abend grau,
Birgt Sonne ihr Geſicht,
Quillt ſtiller Thränen Thau
Aus Blumenäugleins Licht.

Und Blümlein neigt das Haupt
Und trauert eine Nacht,
Weil ihm das Licht geraubt,
Das ihm in's Herz gelacht.

„Was trauerſt du, mein Herz?
„Was quillſt du, Thräne, mild?
„Mich qäult des Blümleins Schmerz,
„Bin ſelbſt des Blümleins Bild.

„Es neigt ſich ſtill mein Haupt,
„Denn meiner Sonne Schein
„Ward mir ſo früh geraubt,
„Mein holdes Mütterlein."

Greift noch einige Akkorde.

König
von drüben.

Recht ſchön! ich danke dir mein Kind.
Du haſt mir ordentlich das Herz
Durch dieſes ſchöne Lied erquickt.
Doch gute Nacht, mein Kind.

Gut' Nacht.

für ſich.

Ich bleibe noch, und ſinge noch,
Der Abend iſt ſo gar zu ſchön.

ſpielt und ſingt noch.

Dort, über jenen Tannen,
Da ſtehn zwei goldene Stern'.
Der eine ziehet von dannen,
Der andere hielt ihn ſo gern.

Und Mitternacht kam ſtille.
Da träumts dem König ſchwer,
Als wenn zum Abſchiedsgruße
Sein Kind noch bei ihm wär'.

„Ach, Tochter, liebe Tochter,
„Was willſt verlaſſen mich?"
„Leb wohl, herzlieber Vater!
„Und weine nicht um mich.

„Ich will dich nicht verlaſſen,
„Herzlieber Vater mein,
„Mich reißt Gewalt von hinnen
„Leb' wohl, es muß ſo ſeyn."

„Reißt dich Gewalt von hinnen,
„Muß ich in Trauern ſtehn
„Wohl an dem frühen Morgen
„Die Sterne all vergehn.“

Und als der König fraget,
„Wo iſt mein' Tochter ſchön?“
Sein Stern war untergangen,
Die Tochter nicht zu ſeh'n.

Die Tochter nicht zu finden,
Wohl über Berg und Thal.
Da liefen ſeine Thränen,
Ja Thränen allzumal.

Dort, über jenen Tannen,
Da ſteht der Stern allein;
Der eine ging von dannen,
Und kehret nimmer heim.

Wohl in der ſtillen Laube
Der König ſitzt allein — —

Franz und Peter

fallen über Schneewittchen her, und führen ſie weg.

Schneewittchen.

Ei, böſer Mann, was habt ihr mich

Erſchreckt, was wollt ihr denn mit mir?
Was fällt euch ein? O laßt mich los!

Franz.

Peter! geſchwind, Peter! ſtopft ihr ein Tuch in's Maul! Sie ſchreit uns ja ſonſt, und drüben im Schloſſe regt ſich's noch.

Peter

thut's, Schneewittchen ſträubt ſich. Sie reißen ſie mit Gewalt nach.

Ja ſtell dich nur, wir bringen dich doch fort.

ab.

Der König.

Ich habe Lärmen da gehört; —
Es iſt doch nichts, denn alles iſt
Ja ruhig hier. — Schneewittchen, ſcheints,
Iſt weggegangen. — Ach, ich weiß
Nicht, wie mir iſt. Mir dünket alles
So traurig. Bang, beklommen ſchlägt
Das Herz mir, und die Augen ſtehn
Mir ſchon den ganzen Tag voll Thränen,
Als müßt ich weinen, und ich weiß
Doch nicht warum. Soll's Ahnung ſeyn,

So muß ein großes Unglück mir
Bevorstehn. Doch was es auch sey,
Ich will es tragen. Bin ich nicht
Schon überschwenglich durch mein Kind
Gesegnet, das so engelfromm,
Als wär' es von dem Himmel mir
Geschenkt? — Doch spät schon däucht es mir.
Muß doch hineingehn jetzt, denn Morgen
Gibt's wieder viele hundert Sorgen,
Die meines Staates Wohl bezwecken,
Und früh mich aus dem Schlummer wecken.

geht ab.

Dritte Scene.

(Wald.)

(Mitternacht.)

Schneewittchen, Franz, Peter.

ruhend.

Peter.

Wo sollen wir sie denn eigentlich hin bringen?
Auf den gläsernen Berg? Dafür bedank ich mich;

der iſt gar glatt. Da iſt mir meine Naſe viel zu lieb. Und wer weiß denn auch, wer auf dem Berg hauſ't. Man könnte am Ende uns ſelbſt für den Braten nehmen, den ſie da kriegen ſollen.

Franz.

Da könnteſt du's auch oft verſuchen, bis es dir einmal glückte, hinauf zu kommen. Den haben wohl ſchon Viele erſteigen wollen; wenn ſie aber ein Paar Schritte hinauf kamen, ſo mußten ſie gewöhnlich wieder Extrapoſt auf Händen und Füßen hinter ſich herunter fahren.

Peter.

Wer wohnt denn d'rauf?

Franz.

Man weiß es nicht beſtimmt. Es ſollen ſieben Zwerge droben wohnen; ob's aber gute oder böſe Geiſter ſind, das weiß ich nicht. Doch ſollen ſie außerordentlich mächtig ſeyn, und deßwegen hat jedermann ungeheuern Reſpekt vor ihnen.

Schneewittchen

mit gebundenen Händen und verſtopftem Munde fällt vor ihnen auf die Knie.

Sieh, ſieh, Peter! mach' ihr doch das Tuch einmal los, daß ſie ſagen kann, was ſie will.

Peter

indem er das Tuch abbindet.

's ist mein Seel Schad' um sie, es ist ein schmuckes Mädel, und sieht aus, als ob's kein Wasser trüb machen könnte, hat's auch gewiß nicht verschuldet, daß so mit ihm umgegangen wird.

Schneewittchen.

O Peter, habt Barmherzigkeit,
Laßt mir das Tuch doch von dem Mund,
Denn ich ersticke sonst.

Franz.

Ja, wenn
Du aber schreist, bist du des Todes.
Sieh, dieß Jagdmesser stoß ich dir
Beim ersten Laute durch dein Herz.

Schneewittchen.

Gewähret mir nur eine Bitte:
Sagt, wo ihr mich hinbringen wollt.

Franz.

Die Königin trug uns auf, wir sollten dich dort, wo der Wald noch dichter ist, als hier, in den Brunnen werfen, der der Schlangenbrunnen heißt.

Schneewittchen
weint.

Was hab' ich denn gethan? O, ſagt,
Womit hab' ich denn ſolche Strafe
Verdient? Ich weiß von keiner Schuld,
Die gar ſo unverzeihlich wäre,
Daß ich den Tod darum verdient.
Und wär' es auch, warum denn führt
Ihr mich ſo heimlich fort zur Strafe?

Peter.

Wahr iſt's, 's iſt Schad' fürs Kind. Hör',
Franz —

Franz.

Pfui! ſchämſt dich nicht? Weils Mädel ein wennig flennt, willſt gleich ſchon Mitleid mit ihr haben! Was liegt daran! 's iſt's Erſte nicht, das wir unſerer Herrſchaft, der Königin, von der Art thun.

Peter.

Aber ſo ein junges Blut, ſo unſchuldig.

Schneewittchen.

O, Franz, habt Mitleid! ſeht, ich will
Auch alle Tage für Euch beten.

Franz.

Ei was, brauch dein Gebet nicht. Deine Stiefmutter zahlt beſſer, mit klingender Münze. Das kann ich beſſer brauchen. — Was iſt denn das? was kommt dort durch den Wald her mit Fackeln?

Peter.

Nun ja! (ſpringt auf.) Jetzt, Franz, jetzt gilts zu laufen, ſonſt gut' Nacht!

Franz.

Was iſt's? — So ſchlagen alle Wetter drein! es ſind die ſieben Zwerge!

Peter
ſpringt fort.

Ich lauf'.

Franz.

Ich bleibe auch nicht länger. Müſſen denn die grad kommen? — Schneewittchen, gib mir ein Stück von deinem Kleid.

Schneewittchen.

Wozu? ach Gott, warum? — Was willſt —

Franz

reißt ihr ein Stück los.

Nur her!

läuft ab.

Schneewittchen.

Ach böse Mutter, du, wie viel
Haſt du mir Böſes angethan,
Und wie viel Böſes meinem Vater?
Nun mußt du gar von ihm mich trennen.
Mein Leben wollteſt du mir nehmen.
Ach, gerne hätt' ichs ja gelaſſen,
Wenn's ihn nur glücklich machen würde,
Den guten, lieben Herzensvater,
Der mir ſo viel Gutes that,
Der mich ſo lieb hat. Reicher Himmel!
Wie wird er aber morgen jammern,
Wenn er mich ſucht, und nicht mehr findet.
O, Vater, Vater! wer wird dir
Dein Lieblingslied jetzt ſpielen? wer
Mit dir von meiner erſten, guten,
Verſtorb[illegible] Mutter reden? wer
Die Falten dir von deiner Stirne
Wegküſſen? — Armer, armer Vater!

(Weint heftig.)

Was wird aus mir jetzt werden? ach,
Da kommen nun die sieben Zwerge,
Und ich kann nicht mehr weiter kommen,
Hab mir die Füße wund gelaufen.

Vierte Scene.

(Zimmer im Schloße des Königs.)

Zwei Diener
stellen Stühle und Tische in Ordnung.

Erster Diener.

Bald schnür' ich meinen Ranzen und laufe, so weit mich meine Füße tragen.

Zweiter Diener.

Es ist auch, meiner Treu! zu arg.

Erster Diener.

Es wird mir leid thun, unsern guten Herrn zu verlassen; aber die Frau Königin, die macht's doch auch gar zu arg.

Zweiter Diener.

Man meint, es ſey ein Stück vom Böſen im Hauſe, ſeit die hier iſt. Da war doch die vorige Königin eine ganz andere Herrſchaft.

Erſter Diener.

Das weiß Gott. Aber die — Ei: „Ich wollte „lieber bei einem Drachen wohnen, als bei einem „böſen Weibe.“ Sieh, das ſteht in der Bibel, und das fällt mir halt immer ein, wenn ich an ſie denke.

Zweiter Diener.

Die vorige war ein wahrer Engel, aber das ſchöne Schneewittchen wird gerade ſo.

Erſter Diener.

Poz! da fällt mir ein, man weiß heute nicht, wo es hingekommen iſt. Ihre Amme ſucht ſie ſchon ſeit Sonnenaufgang.

Zweiter Diener.

Was? — O hör', wenn das iſt, weiß ich nicht, was ich denken ſoll. Ich hab' ſo meine Vermuthung darüber. Die Königin war ihr immer ſo aufſäßig; weißt du? —

Erſter Diener.

Du haſt Recht. Das wär' aber doch ganz abſcheulich.

Zweiter Diener.

Weiß es der König ſchon?

Erſter Diener.

Ach Gott, der gute Herr dauert mich nur. Nein, ich glaube, nicht.

Zweiter Diener.

Dort kommt er.

Erſter Diener.

Komm, wir gehen.

ab.

Zweiter Diener.

Muß erſt noch fragen, ob die Majeſtät nichts zu befehlen hat.

König
kommt.

Gott ſchenk dir einen guten Tag,
Mein treuer Diener!

Diener.

Und befiehlt
Mein König ſeinem Diener nichts?

König.

Geh doch, und rufe mir ſogleich
Mein Kind Schneewittchen zu mir her.

Diener
für ſich.

Ja, wenn es da iſt, thu' ich's gern,
Ich will gleich ſelber nach ihm ſehn.

ab.

König.

Das liebe Kind! heut blieb es aus.
Sonſt bringt es mir doch jedesmal
Den Morgengruß. Ich hab ihm hier
Zwei neue, goldne Ohrgehänge,
Armſpangen und ein gülden Kreuz,
Mit edelm Diamant beſetzt,
Und einen reichen Fingerring,

Den Trauring ihrer seel'gen Mutter.
Den soll es mir von nun an tragen.
Wie wird es sich darüber freuen!
Ach, es verdient die Freude wohl,
Es macht auch mir ja viele Freude,
Und nun, bei seiner zweiten Mutter
Hat's eben nicht die besten Tage.

Amme Schneewittchens.

Ihr' Majestät —

König.

Was giebt's? Schneewittchen
Ist, hoff' ich, doch nicht krank geworden?

Amme.

Es ist mir bang, Ihro Majestät! Gestern war mir nicht ganz wohl; ich legte mich bei guter Zeit, doch Schneewittchen sagte, sie solle Ihro Majestät noch im Garten ein Lieblingslied spielen, und diesen Morgen, wie ich, sie zu wecken, an ihr Bettchen kam, weil sie mir über die gewöhnliche Zeit ausblieb, da waren die Kissen noch frisch geschüttelt, und Schneewittchen laß ich suchen überall, und suche selbst im ganzen Schloß, im Garten, aber nirgends kann ich es erfragen.

König.

Schneewittchen fort? — was? — hör' ich recht?

Amme.

Es iſt nicht anders, Ihro Majeſtät,
Doch hoffen wir, ſie noch zu finden.

König.

O Gott, ich bin zum Kummer nur
Auf dieſe Welt geboren worden?
Mein Kind, mein einzig frommes Kind
Iſt fort! — o ſaget, fand man keine —
Gar keine Spur? Sind Boten fort?
Nach allen Seiten ſchicke man.

Amme.

Es iſt geſchehn, acht Boten ſandt'
Ich aus; ſechs kamen ſchon zurück,
Ganz hoffnungslos und ohne Spur.

König.

Mein Kind! mein einzig geliebtes,
Geliebtes Kind! O wärſt du nicht
So fromm, ſo ſchön, ich würde dich
Viel eher dann noch miſſen können. —
Das beſte Kleinod meines Reichs
Iſt mir mit dir dahin gegangen.

Amme.

O, Majeſtät! ich will zwar ſchweigen.
Doch ſo viel muß ich Euch nur ſagen:
Es gibt gar böſe Leute jetzt
In Eurem eig'nen Schloſſe hier.

König.

Mein Kind, mein Kind! mein liebſtes Kind!

Diener

kommt.

Die beiden Jäger Franz und Peter ſind im Vorſaal, bitten um Gehör.

König.

Nichts iſt mir wichtig mehr, ich kann
Sie jetzt nicht hören; ſchick ſie weg.

Diener.

Doch, doch, mein Herr, ſie bringen, wie ſie ſagen, Nachricht von Schneewittchen.

König.

Wie? von Schneewittchen? eilig ſollen
Sie kommen; bring ſie ſchnell herein.

Diener

ab.

König.

So lebt ſie doch, iſt nicht auf immer
Entriſſen meinem Vaterherzen.

Amme.

Gott Lob und Dank! ich hatte mir ſchon das Allerärgſte vorgeſtellt. Gott ſey es tauſendmal gedankt!

Franz und Peter
kommen.

König.

O, Himmelsboten, ſeid mir beide
Willkommen! ſprecht, wo iſt es denn,
Das liebe Kind? — —

Franz und Peter
ſchweigen.

König.

Was ſchweigt Ihr denn?
Ihr ſeht mir ernſt, unruhig, aus.
O, Gott, mir ahnt nichts Gutes! — Sprecht,
Was bringet ihr für Botſchaft denn?

Franz.

Wir gingen heut, wie's halt Gebrauch
Bei uns Waidmännern iſt, noch vor
Der Morgendämm'rung in den Forſt,
'nen ſchönen Sechzehnender zu
Erjagen. Wie ich dann beim Brunnen
Dort ſteh', wohin mich meine Färthe,
Die ich verfolget, hin gelockt, —

König.

Sieh meine Angſt: erzähle ſchnell!

Franz.

Nun ja, da hör' ich ein Geſchrei,
Ich eile hin, und ſeh' wie eben
Zwei Wölf' an einem Kinde freſſen;
Die Beine waren weggefreſſen,
Und eben —

Franz.

Ach, und dieſes war
Schneewittchen?

Franz.

Laut rief es mir zu,
Ich ſollte doch ſchnell fliehen vor

Den Wölfen, daß sie mich nicht auch
Zerrissen.

König.

Ja, das war sie, — noch
Im Tod' um and'rer Wohl besorgt.
Und Ihr? Ihr liefst? ihr feiger Mann?

Franz.

Ich lief nicht, nein, ich blieb. Verdammt
Mich nicht, mein König, vor der Zeit.
Ich schoß, allein ich streifte nur
Den einen, und dem andern schoß
Ich mit derselben Kugel fein
Ohrläppchen durch. Da rannt' er auf
Mich dar. Mit knapper Noth entrann
Ich. Als ich drauf mit frisch gelad'nem
Gewehr zurücke kehrte, waren
Die Wölfe mit dem Kind verschwunden.
Ob sie es aufgefressen, weiß
Ich nicht, nur dieses Stückchen fand
Ich noch von seinem Rocke dort.

bringt es hervor.

Amme.

Das ist ein Stück von ihrem Kleid,
Das sie noch gestern angehabt.

Königin, Adelheid
kommen eilend.

Königin.

Iſt's wahr, was mir der Diener ſagt?
Schneewittchen ſey —

Amme.

Ihr ſeht es wohl,
Hochedle Frau! Von Wölfen wurde
Das gute Kind zerriſſen; hier
Iſt noch ein Stück von ſeinem Kleid.

Königin.

Ganz von mir bin ich, Herr Gemahl,
Schneewittchen todt? ich kanns nicht faſſen.

Adelheid.

's iſt Schad' um die ſchneeweiße Haut.

Königin.

O ſagt, aus Eurem Munde muß
Ich's hören, todt iſt Euer Kind?

König
mit tiefem Schmerz

Iſt todt!

Königin.

Der Schrecken greift mich an; —
Ich weiß mir gar nicht mehr zu helfen, —
Mein Schmerz iſt groß, ich kann noch gar
Nicht weinen. — Könnt' ich nur erſt Thränen
Hervor aus meinen Augen bringen,
Daß ſie mein Herz erleichterten!

Adelheid.

Ja, es iſt traurig, ja ich kann
Auch noch nicht weinen, lieber Vater!

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

(Auf dem gläſernen Berge.)

(Freier Platz vor dem Schloſſe der ſieben Zwerge. In der Mitte des Platzes ſteht ein Springbrunnen, von Bäumen beſchattet. Das Zwergenſchloß iſt prachtvoll erbaut und ſehr geräumig, jedoch in verhältnißmäßiger Größe zu den Zwergen. Schloß und Brunnen und Bäume, alles iſt von Glas, hat aber ſeine natürliche Farbe.)

Schneewittchen und die ſieben Zwerge kommen durch die Luft. Schneewittchen ſitzt in einem goldenen Wagen, der von ſechs ſchneeweißen Schwänen gezogen wird. Vor dem Wagen her reitet der Zwergenkönig auf einem Schwane; hinter dem Wagen reiten die übrigen Zwerge, ebenfalls auf Schwänen. Sie laſſen ſich auf dem freien Platz nieder; die Zwerge ſteigen ab, und helfen Schneewittchen aus dem Wagen ſteigen. Der Wagen und die Schwäne verſchwinden.

Zwergenkönig.

Wir haben dich, Schneewittchen, nun
Gerettet vor der neidiſchen
Gemahlin deines Vaters. Sicher
Kannſt du in unſerm Schloſſe wohnen.
Sie wird ſich nicht gelüſten laſſen,
Dich jetzt noch weiter zu verfolgen.
Sie kann nicht wiſſen, daß du hier
Bei uns nun auf dem Glasberg biſt.
Und weiß ſie's auch, ſo wagt ſie's nicht,
Herauf zu wollen; wagt ſie's aber,
Dann kann ſie nicht den Berg erſteigen,
Der rings umher von Glaſe iſt.

Schneewittchen.

Wie möcht' ich Euch von Herzen danken!

Zwergenkönig.

Du wirſt zwar Langeweile haben
Auf unſerm einſam ſtillen Schloſſe.
Dann wir ſind ſelten nur zu Hauſe.
Wir müſſen immer weit umher
Im Lande ziehn, und Hilfe bringen,
Wo man die Unſchuld unterdrückt,
Und frommen Menſchen Böſes thut.

Schneewittchen.

Mir wird die Zeit nie lange werden;
Und würde sie einmal mir lange,
So hab' ich ja noch meine Zitter.
Ich spiele Vaters Leiblied dann,
Und denk an ihn, — — und —

Zwergenkönig.

Nun, und was?

Schneewittchen
weinerlich.

Ich muß es nur gestehn, es thut
Mir herzlich leid, daß ich ihn nun
Vielleicht in langer, langer Zeit
Nicht wieder sehn kann, und da werde
Ich wohl, wie jetzt, auch weinen müssen,
So oft ich künftig an ihn denke.

(Sie weint sehr.)

Die Zwerge
durcheinander.

O stille! lieb Schneewittchen, stille!
Wir haben dich ja lieb, du Gutchen!
Thut leid uns, wenn du weinst. Nicht weinen!

Zwergenkönig.

Thut nichts, du gutes, frommes Kind,
Wenn du auch manchmal weinen mußt
Beim Angedenken deines Vaters —
Doch wein auch nicht zu viel! Du lebst,
Er lebt ja noch; ihr seht euch wieder.
Und wenn du lieb, recht lieb seyn willst,
So zeig uns oft ein froh Gesicht.

Schneewittchen
lacht wieder.

Ich will's, ich will's! Ihr seid mir ja
So gut!

Zwergenkönig.

Geh nun in's Schloß, mein Kind.
Es soll dir hier an gar nichts fehlen;
Und nicht an Speise, nicht an Trank,
Noch sonst an einem Dinge sollst
Du Mangel leiden, was du brauchst.
Auch trag ich als Geschäft dir auf,
Mehr zur Zerstreuung, als zur Pflicht,
Daß du für unsern Haushalt sorgest,
Und uns bewirthest, wenn wir kommen,
Uns unser Tischchen niedlich deckest,
Hübsch unsre Tellerchen uns stellest,

Und unſre goldnen Becherlein
Recht rein und blinkend uns erhältſt,
Uns unſre ſieben Bettchen rüſteſt,
Und was der kleinen Sorgen mehr.

Schneewittchen.

Ich will für alles pünktlich ſorgen.

Zwergenkönig.

Was du zu allem dem bedarfſt,
Wirſt du im Schloſſe reichlich finden.
Doch ſollt' es dir an etwas fehlen,
So merke dir nur dieſen Spruch:

„Ihr Zwerglein, ihr Zwerge
„Vom gläſernen Berge!
„Eins muß ich noch miſſen,
„Und kann's nicht entbehren.
„Ihr werdet's ſchon wiſſen,
„Das müßt ihr beſcheeren."

Sobald du dieſen Spruch geſprochen,
Wirſt du erhalten, was dir fehlt.

Schneewittchen.

Ihr ſorget ja ſo ſehr für mich.
Wo hab' ich das um euch verdient?

Zwergenkönig.

Ich bin der König aller Zwerge,
Mein Name lautet Katalum.
Und dieſen Namen rufe nur,
Wenn du in Noth gerathen ſollteſt.
Doch ruf ihn ja nie ohne Noth,
Daß du mich nicht in wichtigern
Geſchäften ſtöreſt um geringer
Und kleiner Urſach willen. — Nun,
Leb wohl!

Schneewittchen.

Ihr wollt ſchon von mir gehn?

Zwergenkönig.

Wir müſſen, denn uns ruft die Pflicht.

Schneewittchen.

Müßt ihr ſchon wieder jemand helfen?

Zwergenkönig.

Der ſchöne Prinz iſt krank, der Sohn
Des Nachbarkönigs deines Vaters.

Schneewittchen.

Ach, das iſt der wohl gar, mit dem
Ich oft geſpielt in Vaters Garten,

Da wir noch kleine Kinder waren,
Der mir die Blumen half begießen,
Und einem armen Knaben einſt
Sein eigen Kleid vom Leibe ſchenkte.

Zwergenkönig.

Es iſt derſelbe den du meinſt.

Schneewittchen.

O, hilf ihm ja, dem guten Prinzen!
Was fehlt ihm denn? wie ward er krank?

Zwergenkönig.

Wir haben eine ſtarke Feindin,
Die bös iſt, und nur Böſes thut,
Und eben darum auch uns haßt,
Weil wir den Guten gerne helfen.

Schneewittchen.

Ja, ja, ſo ſoll es Leute geben.
Mir hat die Amme ſo erzählt
Von einer ſchwarzen Höhlenfrau,
Die man die Schlangenmutter nennt.

Zwergenkönig.

Und eben dieſe Höhlenfrau,
Die Schlangenmutter, hat den Prinzen

Nur weil er ſchön, beſonders aber
Weil er ſo gut iſt und ſo fromm,
Von einer Schlange ſtechen laſſen
(Denn alle Schlangen dienen ihr),
Daß er gewiß des Todes wäre,
Wenn ich ihm nicht zu helfen eilte.

Schneewittchen.

O, gehet denn, und helft ihm eilig,
Daß er nicht ſtirbt noch, eh ihr kommt.

Zwergenkönig
zu den Zwergen.

Ihr Zwerge kommt! Die Unſchuld leidet!
Kommt, laßt uns helfen in der Noth.
(zu Schneewittchen.)
Leb wohl!

(Die Schwäne kommen geflogen, die Zwerge beſteigen ſie, und rufen Schneewittchen zu.)

Die Zwerge.

Leb wohl, fromm Gutchen, du!
Leb wohl, du ſchneeweiß Tauſendſchön!

(Die Schwäne fliegen mit ihnen fort.)

Schneewittchen
nachrufend.

Lebt wohl, lebt wohl, ihr guten Zwerge!

(Sie geht ab in das Schloß.)

Zweite Scene.

(Saal im Zwergenschlosse.)

Schneewittchen

hereintretend.

Ei, ei, wie schön! wie herrlich hier!
Viel schöner, als in Vaters Schloß!
Wie man's in Träumen oftmals sieht!
Es ist auch alles, wie geträumt:
Ich wohne auf dem Glasberg jetzt,
Von dem die Amme mir so oft
In Mährchen sprach, und bin sogar
In einem goldnen Schwanenwagen
Hoch in der Luft hierher gebracht.
Und hui! wie flog der schnell dahin!
Im Augenblicke waren mir
Der Heimath Berge schnell entschwunden,
Und eh ich wußte, wie es kam,
War ich, so schnell die Fahrt auch ging,
Doch sanft hier auf den Berg gestellt!

(Sie schweigt sinnend still.)

Wie wunderbar! Jetzt wär' ich todt. —
Sie hätten's wohl gethan, und mich
Geworfen in den Schlangenbrunnen,

Da mußten mich die Zwerge retten,
Die guten Zwerge! wie ſie mich
So freundlich tröſteten, und dann
Mich in den Schwanenwagen brachten,
Und ſorgten, daß ich ſicher ſäße,
Daß mich der Schwindel nicht erfaßte.

(Sie ſchweigt abermals.)

Nun aber bin ich ganz allein!
Getrennt von meinem guten Vater,
Deß ganzes Herz an mir gehangen. —
Und der muß auch allein nun ſitzen,
Und mich betrauern, als geſtorben!
Und um ſich hat er keine Seele,
Die ſeinen Schmerz ihm tragen helfen,
Die ſeine Thränen theilen könnte.
Denn mich hat nicht die Königin,
Noch Adelheide je geliebt.
Sie hätten mich ſonſt dort gelaſſen,
Und nicht vom Vaterhaus vertrieben,
Um mich zu tödten in dem Brunnen.
O, Königin! o, Adelheide!
Wie habt ihr euch an mir verſündigt! —
Doch, immerhin! ja, ich vergebe
Von Herzen, was ihr mir gethan.
Der Vater ſagt' es mir ja oft,
Wenn er um meine Mutter weinte,

Zuweilen würden gute Menſchen
Mit ſchweren Leiden heimgeſucht,
Und ſo geprüft, ob ſie auch dann
Noch gut und fromm ergeben blieben,
Ob ihre Tugend auch recht feſt,
In ihres Herzens Tiefe wohne.
Und jenen geh' es ewig wohl,
Die ſich bewährt in ſolcher Prüfung,
Und ſie mit gottergebnem Herzen,
Und mit ſtandhaftem Muth ertragen.
Solch eine Prüfung wird das ſeyn,
Die mir der Himmel aufgelegt.
Ja, ja, ſo iſt's! ich merk' es wohl!
Darum vergeb ich euch von Herzen,
Der Himmel hat's durch euch geſchickt.
Du aber, du, lieb Mütterlein!
Wollſt immer ſchirmend um mich ſeyn,
Wollſt tröſtend zu mir nieder ſehn!
Hilf deinem armen Kinde!
Bewahr mich rein von Sünde!
Laß mich die Prüfung treu beſtehn,
Ich blieb ſo gern ja immer fromm,
Daß ich zu dir in'n Himmel komm!

(Sie geht mit gefalteten Händen ab.)

Dritte Scene.

(Zimmer im Schloſſe des Königs.)

Königin, Adelheid.

Königin

hängt einen Spiegel an die Wand.

Sieh, liebes Kind, der Wunderſpiegel
Iſt ein Geſchenk der Höhlenfrau,
Von der ich dir ſchon oft erzählt,
Sie haßt die andern Menſchen zwar,
Doch dir und mir iſt ſie recht gut,
Und wird uns helfen, wo ſie kann.
Sie weiß der Zauberkünſte viel,
Und hat dem Spiegel ſo die Kraft
Gegeben, daß er ſagen kann,
Wenn man ihn fragt, wer auf der Welt
Der Schönen Allerſchönſte iſt.
Bisher hielt ich ihn dir verborgen,
Zumal, ſo lang Schneewittchen lebte.
Mir ſelber ſchien ſie niemals ſchön,
Doch alle Leute rühmten's ja,
Sie wäre weit und breit die Schönſte.
Da hätte wohl der Spiegel auch
Geſprochen, wie die Leute ſprechen.

Auch warst bisher du noch ein Kind.
Doch heute bist du sechzehn Jahr,
Und weißt der Schönheit Werth zu schätzen.
Auch ist Schneewittchen lang schon todt,
Und hindert nun nicht länger mehr,
Daß du die Allerschönste bist.

Adelheid.

Ja, Mutter, ja! das will ich auch,
Die Allerschönste will ich seyn,
Die auf der ganzen Erde lebt.

Königin.

Zumal, es ist ein Bote heut
Vom schönen Prinzen angekommen.
Ich soll dein Konterfey ihm schicken.
Und so, wie er dein Bild verlangt,
Ließ er von allen Königstöchtern
Sich Bilder bringen. Aber die,
Hat er beschlossen, zur Gemahlin
Zu wählen, die am schönsten ist.
Und darum möcht' ich doppelt nun,
Daß du die Schönste wärst von Allen.

Adelheid.

Ei, Mutter, laß die Malerkünstler
Mein Bild denn malen, schöner noch,
Als mein Gesicht in Wahrheit ist.

Königin.

Das wollt' ich schon, doch geht es nicht.
Die Maler sind darin gar eigen,
Zumal die guten. Allen bot
Ich Gold in Menge, doch sie sprachen:
„Die Kunst darf nicht betrügen wollen,
„Sonst hat sie ihren Werth verloren!"
Und wandten sich mit Stolz von mir.

Adelheid.

Ach, Mutter, liebe Mutter, hilf,
Daß mich der schöne Prinz ihm zur
Gemahlin wählt.

Königin.

Drum bracht' ich eben
Den Spiegel jetzt. Wir fragen ihn,
Wer auf der Welt die Schönste sey
Von allen, allen Königinen;
Und nennt er eine andre dann,
Als dich, so will ich auch schon sorgen,
Daß mir die starke Höhlenfrau
Sie aus dem Wege räumen hilft,
(Das thut sie gern!) und so dann jede,
Bis du die Allerschönste bist
Von allen, die noch übrig sind. —

Verſuch es denn, und frag den Spiegel.
Doch dieſen Reimen mußt du ſagen,
Indem du dich darin betrachteſt,
Dafern du Antwort haben willſt:
„Du Spieglein, Spieglein an der Wand,
„Sag an, ſofern es dir bekannt,
„Wer iſt dik Schönſt' im ganzen Land?"

Adelheid.

Ich bin begierig, wen er nennt.

(Sie ſieht in den Spiegel und ſpricht:)

Du Spieglein, Spieglein an der Wand,
Sag an, ſofern es dir bekannt,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?

Der Spiegel
ſpricht:

Die Königin iſt ſchön, und doch
Iſt Adelheid viel ſchöner noch.
Am allerſchönſten aber iſt
Schneewittchen, wie ihr ſelber wißt.
Es wohnt noch auf dem gläſernen Berge,
Dort pflegen es die ſieben Zwerge.

Adelheid
weint vor Zorn.

Königin.

Wie? hört' ich recht? Schneewittchen lebt?
Und bei den ſieben Zwergen gar?

Adelheid

weinend.

O, Mutter, mach, daß ich die Schönſte
Von allen doch im Lande bleibe!
Ach, wäre nur Schneewittchen todt!

Königin.

So haben mich die Waidgeſellen
Betrogen, die ich mir gedungen!
Wenn's nur nicht auf dem Glasberg wär'!
Doch, ſey nur ruhig, Adelheide,
Ich will ſchon helfen, ſey nur ruhig!
Ich gehe hin zur Höhlenfau.
Schneewittchen ſoll nicht lang mehr leben,
Und dir der Schönheit Vorzug rauben.

(Sie geht ab, Adelheide folgt ihr.)

Vierte Scene.

(Im Schloſſe des ſchönen Prinzen.)

Der ſchöne Prinz und ſein Kämmerling.

Der ſchöne Prinz.

Wie viele Bilder ſind jetzt da?

Kämmerling.

Es ſind in Allem jetzt neun hundert
Und acht und neunzig erſt, mein Prinz.

Der ſchöne Prinz.

Ich hab ſie alle nach und nach,
So wie man mir die Bilder brachte,
Betrachtet und genau geprüft.
Doch unter allen iſt noch keines,
Das mir ſo recht gefallen hätte.

Ein Diener
kommt.

So eben kommt der Bote wieder, den Ihr zu dem alten König ſchicktet, deſſen Reich an Euer Reich angränzet. Er bringt das Bild der Prinzeſſin Adelheid mit, und rühmt es ſehr. Es ſey

eins der allerſchönſten, ſagt er, unter allen bisher geſammelten.

Der ſchöne Prinz.

Bring ihn herein!

Diener

ab.

Der ſchöne Prinz.

Ja, wenn Schneewittchen
Noch lebte! die ward weit gerühmt
Um ihrer Wunderſchönheit willen.
Als kleines Kind ſpielt' ich vor dem
Gar oft mit ihr in ihrem Garten.
Ja, ihre Schönheit war ein Bild
Nur ihrer tugendhaften Seele.
So muß die wahre Schönheit ſeyn,
Und fromme Herzensreinheit muß
Sich in den Zügen offenbaren,
Dann erſt iſt Schönheit wahre Schönheit.

Der Bote

kommt.

Hier iſt Prinzeſſin Adelheidens Bild.

Der ſchöne Prinz.

Nimm's, Kämmerling, und ſtell es auf.

Kämmerling

nimmt es ihm ab, ſchlägt die Decke auf, darein es gehüllt war, und ſtellt es auf gegen das Licht.

Das iſt das ſchönſte noch von allen
Neunhundert neun und neunzig nun.

Bote.

Das muß Euch gefallen, mein Prinz. Das iſt doch gewiß eine Schönheit von einer Prinzeſſin, die ihres Gleichen nicht hat.

Der ſchöne Prinz

betrachtet es flüchtig.

Schon gut! Nimm's nun, und trag es hin,
Und wirf's nur in die Rumpelkammer
Zu all dem andern Quark von Bildern.

Bote.

Hat es nicht Euern Beifall? Es iſt doch, dünkt mir, ein gar ſchön' Prinzeſſengeſicht.

Der ſchöne Prinz.

Du ſprichſt, wie du's verſtehſt!
Was hilft die ſchöne Larve? Sieh,
Betrachte nur die Augen recht.
Das iſt ein neidiſch boshaft Herz,
Das dieſe Augen dir verrathen,

Die aus den Augenwinkeln ſchielen.
Solch ein Geſicht iſt aber weit
Von wahrer Schönheit noch entfernt,
Wo ſolche Fehler ſich verrathen. —
Nimm's, nimms, ich kann es nun nicht länger
Mehr vor mir ſehn. Fort, fort mit ihm!

Kämmerling.

Ja, Ihr verſteht es, Prinz! habt Recht.
Ich ſah's nicht gleich beim erſten Blick,
Die Augen ſchielen ganz entſetzlich.

Bote

hat das Bild genommen.

Hm, hm! für ſcheel hätt' ich ſie doch nicht angeſehen. 's muß aber doch ſo ſeyn, weil Ihr es ſagt. Unſer eins kann eben oft nicht ſeinen eigenen Augen trauen.

(ab mit dem Bilde.)

Der ſchöne Prinz.

Neun hundert neun und neunzig nun!
Noch eines fehlt, dann ſind es tauſend.
Doch ſchwerlich wird das Tauſend voll;
Denn weiter weiß ich keinen König
Mehr auf der großen, weiten Erde,
Der eine Tochter hat, von der
Ich jetzt das Bild auch noch nicht hätte.

Diener

kommt.

Mein edler Prinz! drauſſen iſt ein klein, klein Bürſchlein, das ein verdecktes Gemälde unter dem Arm trägt, und auf dem Kopf eine goldene Krone hat. Es ſagt, es hätte noch ein Bild von einer Königstochter.

Der ſchöne Prinz.

Laß ihn ſogleich zu mir herein.

Diener.

Ich glaube, er hält ſich ſelber für einen König, denn er befahl mir gar gewaltig ſtreng, ich ſollte ihn melden. Und wahrſcheinlich bringt er das Bild von ſeiner eigenen Tochter. Wenn die ihm aber nur ein Bißchen ähnlich iſt, dann mag das ein ſauberes Bild ſeyn.

Der ſchöne Prinz.

Und was bewegt dich, dieß zu glauben?

Diener.

Ach, mein Himmel! Das Kerlchen iſt ſo erſchrecklich klein, daß es mir zwiſchen den Beinen durchlaufen kann, ohne ſich zu bücken. Dabei iſt ſein Kopf ſo breit, und die Augen ſind ſo klein,

und der Mund iſt ſo groß. Wenn's nicht doch gutmüthig und ernſthaft dabei ausſähe, es wär' ein Ding zum Entſetzen.

Der ſchöne Prinz.

Geh hin, und laß es nur herein.

Diener

ab.

Kämmerling

So wird das Tauſend doch noch voll.

Der ſchöne Prinz.

Ich bin begierig, was er bringt.

Zwergenkönig

kommt.

Zu meinem Schloß iſt zwar die Kunde
Von deinem Vorſatz nicht gekommen,
Wie du von allen Königstöchtern
Zur Königin und zur Gemahlin
Die Allerſchönſte wählen willſt.
Denn unzugänglich iſt mein Schloß
Für alle Menſchen deiner Art.
Doch weiß ich, daß du ſchon die Bilder
Der Königstöchter aller Reiche

Dir bringen laſſen, aber keine
Dir noch gefallen hat von allen,
Drum bring ich noch ein Bildniß dir
Von einer Königstochter her,
Die meine Pflegetochter iſt.
Betrachte ſelber nun das Bild.
Vielleicht gefällt ſie dir vor allen.
Ich weiß es, daß ſie dir gefällt.
Und ich allein kann ſie dir geben.

(Er ſtellt ſich auf einen Stuhl, und ſtellt das Bild auf.)

Der ſchöne Prinz
ſchnell.

Schneewittchen!

(Er beſinnt ſich einen Augenblick.)

Nein! doch, nein! das nicht.
Die iſt ja lange ſchon geſtorben.
Doch ja! die iſt die ſchönſte weit,
Sie mag nun heißen, wie ſie will.
Der ſchöne Körper iſt ein Bild
Nun einer weit, weit ſchönern Seele,
Die in ihm wohnt. Ja, dieſe muß
Ich wählen, keine andre ſonſt.
O, ſage mir auch ihren Namen.

Zwergenkönig.

Schneewittchen.

Der ſchöne Prinz.

Wie? Schneewittchen?

Zwergenkönig.

Ja!

Daß ſie noch lebt, das glaube mir.
Wie Alles kam, ſollſt du erfahren.
Von heute über ſieben Wochen
Erſcheine du im Feſtgepränge
Von Rittern und des Reiches Großen
Begleitet, bei Schneewittchens Vater,
Um die Vermählung dort zu feiern.
Laß mich für alles Andre ſorgen.

(Er geht ab.)

Der ſchöne Prinz.

Ha, träum' ich? wach ich? Welches Glück!
Nein, nein, ich wache! Hier das Bild
Das ſteht doch wirklich vor mir da.
Es iſt kein Traum, doch höh're Macht
Wirkt hier mit unſichtbarer Hand,
Und was ich möglich nie gedacht,
Das bringt ſie leicht und ſchnell zu Stand.

(ab, der Kämmerling ihm nach.)

Fünfte Scene.

(Wohnung der Höhlenfrau.)

(Eine ſchwarze Berghöhle ohne Fenſteröffnung, feucht und dunkig. In der Mitte brennt ein blaues Feuer, auf welchem ein großer Keſſel ſteht. Umher ſtecken in den Steinritzen fünf erloſchene Fackeln, und in den Spalten ſteht wunderliches veraltetes Geräthe.)

Die Höhlenfrau

ſteht hinter dem Keſſel und rührt darinnen.

Will Schlangen kochen, Schlangen kochen,
Recht viele giftig böſe Schlangen,
Und dann ſie zu den Menſchen ſchicken,
Daß ſie die Menſchen beißen, plagen. —
Heiß ihnen ja doch immer nur
Die Schlangenmutter. Gut, wills ſeyn!
Will rechte Schlangenmutter ſeyn,
Viel Brut ausbrüten ihnen, Brut!

(halb ſingend mit heiſerer Stimme:)

Miſch, miſch dich recht, du Zauberbrei;
Koch, koch, du Giftkraut mancherlei,
Geſucht in feuchter Mitternacht
Wenn Mondlicht bleich durch Wolken lacht,
Geſeyet unter Zauberſprüchen,
Gekräftiget von ſchweren Flüchen!

(Sie hält den Rührlöffel in die Höhe.)

Gut, gut, — nun bald, nun bald genug!
Nur noch den letzten Zauberſpruch.

(Sie legt den Rührlöffel wieder hinein, und ſpricht das Feuer an.)

Nun, Feuer, brenn in lichter Lohe,
Klein Flämmlein, werde Flamme, hohe,
Schlagt in den Keſſel Flammen, Flammen!
Gerinne, Giftbrei, ſchnell zuſammen,
Daß nach dem letzten Zauberſegen,
Sich neue Schlangen drinnen regen.

(Die Flammen ſchlagen ziſchend in den Keſſel, ſie geht rings um, und rühret während ſie den Zauberſegen ſpricht.)

Giftwurz, Schwarzbeer, Schlangenkraut,
Gut zum Zaubertrank gebraut,
Schnell gerinne, ſchnell gerinne,
Neues Leben nun gewinne!
Pflanzenleben — halbes Leben!
Will dir ganzes Leben geben.
Wohl! nun iſt der Zauber gut;
Komm hervor, du Schlangenbrut!

(Sie ſchöpft mit dem Löffel eine große Menge kleiner Schlangen aus dem Keſſel nach und nach auf den Boden. Die neuen Schlangen kriechen überall herum.)

Ei, viel! ei, viel! groß Menge, Menge!

Muß nun ſie giftig, zornig machen,
Daß recht ſie Menſchen haſſen lernen.

(zu den Schlangen, ſpottend)

Sagt, welch ein Brauch?
Woher? Woher?
Was? auf dem Bauch
Geht ihr einher?
Steht auf die Beine!
Wie? habt ihr keine?

(Die Schlangen heben die Häupter gegen ſie auf und ziſchen.)

Weiß wohl, wohl weiß
Im Paradeiß
Schon habt's verſehn;
Jetzt iſt's geſchehn!
— Müßt's rächen, rächen;
Mit gift'gem Zahn
Die Menſchen ſtechen;
Sind Schuld daran!

(Die Schlangen heben die Häupter wieder in die Höhe und ziſchen.)

Nun, Schlänglein, Schlänglein, ſchlängelt euch!
Fort Schlangenbrut! entſleuch! entſleuch!

(Sie winkt mit dem Beſſel gegen den Ausgang der Höhle und alle Schlangen fahren ziſchend hinaus.)

's iſt Mitternacht jetzt, feucht und kühl,
Schläft Alles jetzt auf ſeinem Pfühl.
Auch Keſſel auf die Seite nun!
Schlaft Flammen ein, dürft auch jetzt ruhn!

(die Flammen löſchen, der Keſſel wird von unſichtbarer Hand auf die Seite geſchoben.)

An euch nun iſt's, Nachtfackeln, wacht,
Mir leuchtet in der Höhle Nacht.

(Die fünf Fackeln entzünden ſich und erleuchten die Höhle.)

Es naht ſich jemand meiner Höhle,
Merk's ſchon an meinen Fackellichtern,
Die flackern unſtät hin und her.

(Sie ruft zur Höhle hinaus:)

Herein! herein, wer es auch ſey.
Der Eingang ſteht hier jedem frei!

Die Königin

kommt herein, und neigt ſich tief, indem ſie der Höhlenfrau die ſchwarzen Hände küßt.

Höhlenfrau.

Biſt du's? Weiß wohl, weiß, was du willſt.
Soll Krankheit bringen und den Tod
Schneewittchen auf dem Gläſerberge!
— Schwarz Höhlenweib iſt mächtig zwar,
Kann viel, was Menſchen gar nicht können;

Doch Alles nicht! nicht Alles noch.
Kann helfen nicht! mußt selbst dir helfen.
Darf auf den Glasberg nicht hinauf,
Die sieben Zwerge können mehr.
Sind mächtiger als Höhlenweib.!

Königin
auf den Knieen.

O, hilf mir diesesmal nur noch!
Sonst wird Schneewittchen die Gemahlin
Des schönen Prinzen. — Könnt ich denn
Nicht selber auf den Glasberg steigen
Es umzubringen? Seht ich möchte,
Daß Adelheid die Schönste wäre,
Und sie der schöne Prinz erwählte.

Höhlenfrau.

Weiß Alles, alles, alles schon!
Will selbst, daß Adelheid ihn kriegt,
Soll ihm viel Uebels thun, ihn plagen!
Bin feind ihm, haß ihn, haß ihn sehr.
— Kannst steigen auf den Glasberg nicht,
Ist glatt das Glas, mußt rutschen, glitschen.

Königin.

Hilf du mir auf den Glasberg denn,
Daß wir Schneewittchen nur verderben!

Höhlenfrau

bringt ein Paar Schuhe aus der Ecke.

Zieh an, zieh an! ſind Pechſchuh das!
Kannſt ſteigen mit! Pech klebt am Glas.

Königin

zieht die Schuhe an.

Habt Dank, das iſt ja ganz vortrefflich.

Höhlenfrau.

Mußt dich verſtellen auch, hörſt du?
Sie kennt dich ſonſt, und traut dir nicht.
Wart, wart!

(Sie bringt eine Schüſſel und deckt ſie auf.)

Da, iß! Das wird dich gleich
In andere Geſtalt verwandeln,
Die bleibt, ſo lang's im Magen iſt.

Königin.

Was iſt es denn?

Höhlenfrau.

Iſt Schlangenfleiſch,
Iſt weich und zart; verſuchs einmal!

Königin.

Wie? Schlangenfleich?

Höhlenfrau.

Ja, Schlangenfleisch.

Königin.

Und das macht andere Gestalt?

Höhlenfrau.

Legt's Schlänglein auch die Haut ja ab,
Und kriecht verneut durch Gras und Laub.

Königin.

Mir eckelt vor dem Schlangenfleisch.

Höhlenfrau.

Biſt's nicht gewohnt. Schling nur hinunter
Den erſten Biſſen, und der zweite
Glitſcht leicht, wie's Schlänglein ſelbſt, hinab.

Königin
iſt ein Stück.

Es ſchmeckt nicht ganz ſo ſchlecht, als ich
Mir's dachte.

(Sie iſt mehr.)

Höhlenfrau.

Gelt?

Königin.

Es ſchmeckt ſo übel nicht

(Sie iſt noch ein Stück.)

Höhlenfrau.

Iß nur!

Königin

eſſend.

Es ſchmeckt recht gut ſogar.

Höhlenfrau

nickt ihr zu.

Nun hier den letzten Biſſen noch.

Königin

iſt ihn.

Es ſchmeckt vortrefflich, ſag ich dir.

(Indem ſie den letzten Biſſen hinunter ſchluckt, ſteht ſie in einer neuern viel jüngern Geſtalt da.)

Was iſt denn das?

Höhlenfrau.

Biſt jetzt verwandelt.

Jetzt ſchnell, weil's noch im Magen iſt.

(Sie gibt ihr ein Körbchen.)

Nimm's Feigenkörblein da auch mit.

Giftfeigen liegen drin. Will auf

Dem Weg dir ſagen, wie du's machſt.
Komm, trag dich ſchnell zum Glasberg hin,
Doch ſteigen mußt du ſelber dann.
Komm, huckepack! ſitz auf, ſitz auf!

Königin

ſetzt ſich ihr auf den buckeligen Rücken.

Höhlenfrau

ſetzt ſich reitend auf eine Ofengabel

Auf, Rößlein, auf! durch's Nachtkühl fort!
Schnell hin! ſchnell hin! du weißt den Ort.

(Sie fliegt mit der Königin auf der Ofengabel hinaus, die Fackeln verlöſchen.)

Dritter Akt.

Erſte Scene.

(Auf dem gläſernen Berge. Zimmer im Schloſſe der Königin.)

Schneewittchen und Königin noch verwandelt in eine andere ſchöne Frau.

Schneewittchen.

Ja, ſeht, ſo fanden mich die Zwerge,
Und nahmen mich mit ſich hieher.
Ich war ein Kind noch dazumal,
Kaum zehn, eilf Jahre hatt' ich erſt.
Jetzt bin ich ſechzehn nächſtens alt.

Königin.

Und ſeitdem lebet Ihr nun hier?

Schneewittchen.

Nicht einen Schritt ſetzt' ich hinab.
Ich weiß gar nicht mehr, wie es wohl
In einem Land ausſehen mag,
Wo nicht das Land von Glaſe iſt.

Königin.

Ging's Euch denn gut hier auf dem Berg,
Und ſehntet Ihr Euch nie zurück?

Schneewittchen.

Was man zum Glück des Lebens nur
Kann zählen, alles hatt' ich hier
In vollem Maaße. Aber doch,
Wenn ich ſo manchmal Abends ganz
Allein dort in dem Garten ſaß,
Hinüber nach den Bergen ſah,
Die von der Abendſonne roth
Beſchienen ſtanden, dann erwachten
In meinem Herzen bald auf's neu
Die Bilder der Vergangenheit,
Die mir Erinn'rung hold und ſchön
Zurücke rief. Im Geiſte ſah
Ich noch die wohlbekannten Säle,
Das hohe Schloß, die breiten Stufen,
Den friſchen Brunnen in dem Hofe,

Den ſchönen Garten, und die hohen
Belaubten Gänge; ſah die ſtillen
Verſchwieg'nen Lauben, und die kühlen
Verbog'nen Grotten, und den See,
Den ich ſo oft im Kahn durchſchnitt.
Und immer ſchwoll das Herz mir auf
Bei dieſen wohlbekannten Bildern;
Und ein geheimes Heimweh lebte
Mir dann in meinem Herzen auf.

Königin.

Gern will ich, edle Jungfrau, Euch
Dieß glauben, denn die Heimath zieht
Den Menſchen immer freundlich an.
Kein Land bedünket uns ſo ſchön,
Ja, milder ſcheint uns die Sonne
An keinem Orte; friſcher grünt
Uns keine Au', kein Waſſer rauſcht
So lieblich, als der Heimath Quell.

Schneewittchen.

Doch kommt der ſtille Mond herauf
Und ſcheinet durch die grünen Zweige,
Und denk' ich jener jammervollen
Verwünſchten Nacht, die mich vom Herzen
Des beſten aller Väter riß;

Dann wandelt dieſes Heimweh ſich
In bange Schwermuth, tiefe Trauer;
Dann ſteht er vor mir, wie er ſich
Abhärmt um ſein verlornes Kind.

Königin.

Doch nahet ja nun bald die Zeit,
Da mit dem ſchönen Prinzen Ihr,
Wie ich gehört, vermählet werdet.

Schneewittchen.

Ja bald; und dann kann ich ja auch
Den armen Vater wieder tröſten.

Königin.

Wie freu' ich mich, daß Euch dies Glück
Vergönnt wird.

Schneewittchen.

O, Ihr ſeid ſehr gut!

Königin

bringt einige Feigen heraus.

Ja, doppelt muß es mich erfreun.
Der ſchöne Prinz iſt ja mein Herr.
Und der gerade hat mich her
Zu Euch geſandt. Hier ſchickt er Euch

Ein Obſt, das Ihr wohl ſchwerlich, ſeit
Ihr hier auf dieſem Berge wohnt,
Gekoſtet habt.

Schneewittchen.

Ei, ſchöne Feigen,
Wie ſie in Vaters Garten wachſen.

Königin.

Verſuchet nur die edle Frucht,
Sie iſt ſo lieblich wohl, als jene.

Schneewittchen
iſt eine Feige.

Wie gut! als wären ſie gereifet
An den Geländen unſers Gartens.

Königin.

Mich freut's, wenn ſie Euch nur behagen,
Prinzeſſin. Nehmt auch dieſe noch.

Schneewittchen
iſt noch eine.

Was iſt denn das? Ich ſeh' nichts mehr!
Mir iſt ſo matt, — mich brennt ſo ſehr.

Königin.

Geht, leget Euch auf Euer Bett.
Vielleicht wirds' dort ein wenig beſſer.

Schneewittchen.

Ich geh, und folge Euerm Rath.

ab.

Königin.

Ja, geh nur hin, dir wird wohl beſſer,
So, daß dir nimmer wehe wird. —
Nun, eitles Mädchen, nun iſt's doch
Mit deiner Schönheit auch vorbei. —
Doch ich muß eilen jetzt und gehn,
Sonſt möchten mir die Zwerge kommen
Und mich als Königin erkennen;
Das wäre mir nicht ſehr erwünſcht.

ab.

Schneewittchen

kommt zurück.

O Schmerzen, Schmerzen ohne Ende!
Ha, lauter Kohlen brennen mir
Im Eingeweide. Wehe, weh!
Mit Meſſern ſchneidet mich's im Leib.
O, Zwergenkönig Katalum!

Sinkt todt nieder.

Der Zwergenkönig

erſcheint.

Was rufſt du mir?

Sieht in den Zauberſpiegel.

Du biſt vergiftet?
Ich ſeh' es hier in meinem Spiegel.
Erwecken will ich dich gleich wieder.

Betet:

König bin ich zwar, doch größer
Biſt du, Vater aller Leben.
Wundervolle Kräfte haſt du
Mir in meine Hand gegeben.
Brauch' ich ſie zu guten Zwecken,
Haſt du Wirkung mir verheißen;
Laß es mir diesmal gelingen.
Wolle mir doch Huld erweißen:
Schicke mir die ſtarken Geiſter!
Amen, amen, großer Meiſter.

Beſchwört:

Nike, Nabi,
Zocko, Dabi!
Erdengeiſter, ſtarke, ſtarke,
Die ihr lebt vom Felſenmarke,
Die ihr wohnt im Erdenkern,
Höret, höret euern Herrn!

Starke Geiſter,
Hört den Meiſter!
Steiget aus der Erden Tiefe,
Hängt um euch des Lebens Eimer.
Nike, Nabi,
Zocko, Dabi!
Starke Geiſter,
Hört den Meiſter!
Bringt Schneewittchen neues Leben.
Bringt es mit euch aus der Tiefe.
In der Tiefe wohnt das Leben.
Aus der Tiefe kommen Quellen,
Aus der Tiefe keimen Pflanzen,
Bäume ſaugen aus der Erde
Grauer Tiefe neues Leben;
Stimmen kommen aus der Tiefe;
In der Tiefe wohnen Geiſter.
Heimlich ruhet in der Tiefe
Eine neue Welt voll Wunder.
Leben wohnet in der Tiefe.
Bringet mit des Lebens Eimer.
Hört, ich ruf zum letztenmale:
Starke Geiſter,
Hört den Meiſter!

Er ſchlägt viermal mit ſeinem Stäbchen auf die Erde.

Stimmen
aus der Tiefe.

Wer rufet?

Zwergenkönig.
Katalum, der Meiſter!

Stimmen
aus der Tiefe.

Was ſollen wir bei dir, o Herr?

Zwergenkönig.

Schneewittchen neues Leben bringen.

Vier Erdmännlein
kommen aus dem Boden, umgehen Schneewittchen viermal, beſprengen ſie aus einer Urne, und verſinken.

Schneewittchen
richtet ſich auf.

Wo bin ich?

Zwergenkönig.

Todt biſt du geweſen,
Ich habe dich durch Geiſtermacht
Ins Leben wieder rückgerufen.

Schneewittchen.

Ich war in wundervollen Auen,
Durch goldne Thore ging ich ein;
Die Sterne konnt' ich um mich schauen,
Die wirbelnd sich im Tanze reihn.
Den Himmel sah ich nicht, den blauen,
Nur Sternenglanz und Sonnenschein.
Gleich Stimmen aus der Engel Chore,
Drang Wohllaut mir zu meinem Ohre.

Von Engeln sah ich mich umflogen,
Und wallend durch ein Blumenmeer;
Und rings um diese Auen zogen
Sich Regenbogenfarben her.
Die Brunnen sprangen hoch im Bogen,
Und streuten Kühle um mich her,
Sie wölbten sich zu hohen Gängen,
Durchrauscht von wundervollen Klangen.

In Klang und Farben war ein Streben:
In Farben regte sich Getön',
Und zarter Klänge sanftes Leben
Strebt' sich zur Farbe zu erhöhn;
Und eins vom andern so umgeben,
War jedes immer doppelt schön.
Aus einer und derselben Quelle
Strömt' Wohllauts Klang und Farbenhelle.

Doch eh' ich noch mich recht besonnen,
Was dieß für eine Wunderwelt
Voll Schönheit und voll neuer Wonnen,
Von Stern- und Sonnenglanz erhellt,
Wo Licht und Ton, in Eins zerronnen,
Den Sinnen all zugleich gefällt, —
Erlosch die Glanzwelt schon allmählig,
Erwacht' ich, noch vom Traume seelig.

Sechs Zwerge bringen die Königin.

Einer.

Komm, komm.

Ein anderer.

Nun, sträube dich nur nicht.

Zwergenkönig.

Was habt ihr hier mit diesem Weib?
Wer bringt denn die zu uns herauf,
Die kaum mehr würdig ist, daß sie
Die Gottessonne nur bescheint?

Einer der Zwerge.

Sie selber war so frech.

Ein anderer.

Betrug
Hat sie gebraucht, heraufzukommen,
Die Sohlen sich mit Pech geschmiert.

Zwergenkönig.

sieht in seinem Spiegel.

Du hast Schneewittchen mir vergiftet.

Königin.

Ich? wie —

Zwergenkönig.

Ja du. Mein Spiegel trügt
Mich nicht. Du bist Schneewittchens böse
Stiefmutter.

Schneewittchen.

Was? ist meine Mutter?

Zwergenkönig.

Dich decken deine Zaubermittel
Nicht mehr. Ich seh' es wohl, wie du
Vom Höhlenweib, durch Schlangenfleisch
Dich also zu verwandeln lerntest.
Doch sieh, wie ich dich jetzt entlarve:

Rührt sie mit seinem Stab an.

„Was du gewesen, werde wieder."

Königin.

steht in ihrer wahren Gestalt.

O, König! seid barmherzig doch.

Zwergenkönig.

Auf, auf, ihr lieben Zwerge all!
Was Wichtig's will ich heut verrichten.
Schneewittchen nehmt, und dieses Weib,
Und führt sie durch die Luft mir nach.
Schneewittchen, heute sollst du noch
Zu deinem Vater wieder kommen,
Und ihr, o böses Weib, ihr werdet
Nun auch hinkommen, wo ihr hin
Gehört.

Königin.

O habt Barmherzigkeit!

Zwergenkönig.

Nichts, nichts! so große Sünde darf
An dir nicht ungestrafet bleiben.

Zweite Scene.

(Zimmer in des Königs Palaſt.)

König.

Sechs Jahre ſind es heute ſchon.
Mein Kummer, dacht' ich, ſollte mich
So lange nicht mehr leben laſſen.
Auf ſiebzig hab' ich's nun gebracht,
Und keine waren mir ſo ganz
An Freuden leer, als dieſe letzten.
O, wär' es mir vergönnt, daß ich
Doch bald auch weggenommen würde
Von dieſer jammervollen Erde.
Mein Kind, mein Kind! wie hatt' ich einſt
Schon große Plane mir gemacht.

Diener

kommt mit angſtverſtörten Mienen.

Mein König!

König.

Nun, was iſt dir denn
Begegnet? Im Geſichte ſteht
Der Schrecken dir ja abgemalt.

Diener

Das glaub' ich gern! Ich kann auch kaum noch Worte finden, Euch zu sagen, was mich so in Schrecken setzte.

König.

So sammle dich ein wenig erst,
Dann sage, was es Schrecklichs gibt.

Diener.

Wir haben bei uns ein Mährchen von den sieben Zwergen, und ich glaubte immer, das sey nur so erdacht. Da steh' ich aber eben in dem Hof, und denk' an nichts. Auf einmal steht ein Männlein bei mir, kaum einer Elle hoch, mit einer Krone und einem langen weißen Barte, und einem Stöcklein in den Händen; kurz, leibhaftig wie mir meine Mutter in dem Mährchen den Zwergenkönig beschrieben hat. Und der will nun durchaus zu Eurer Majestät. Er wolle, sagt er, eine wundervolle Nachricht bringen, die große Freude machen würde.

König.

Und darum bist du so erschrocken?
Komm, komm! ich geh ihm selbst entgegen.
Vielleicht — ach! wenn mein Kind noch lebte!
Warum schlägt mir das Herz so laut? —

Er bringe, ſagt er, groſse Freude?
Ach, eine Freude kenn' ich nur,
Auf die ich immer, immer hoffe,
Wenn ſie mir gleich unmöglich ſcheint.
Komm, komm, zu hören, was er bringt!

(ab mit dem Diener.)

Dritte Scene.

(Garten.)

Schneewittchen.

Hier war's, auf dieſer Bank, wo ich
Zum letztenmale noch geſeſſen;
Wo ich zum letztenmale ihm
In ſtiller Nacht ein Lied geſpielt.
Hier will ich auch zum erſtenmal
Ihn wieder und das Vaterhaus
Begrüßen. Komm', o meine Zitter!
Wie oft hab' ich zu deinem Klange
Mein ſtilles Heimweh ausgeſeufzt.
Dem Schmerze tönteſt du entgegen,
Antworte auch dem Freudenklange.

Sie greift einige Akkorde, dann ſpielt ſie und ſingt:

Sey willkommen, Luft der Heimath,
Sey willkomm, du Himmel klar.
Seyd willkommen, fromme Thierlein,
Du, o frohe Vögelſchaar.

Du, o wohlbekannter Garten,
Sey willkomm viel tauſendmal;
Bäume, die ſo freundlich ſchatten,
Und ihr Büſche allzumal.

Dunkle Lauben, kühle Gänge,
Friſcher Brunnen, klarer Teich,
Du, o friſches, grünes Wäldchen,
Tauſendmal begrüß' ich euch.

Ach, ich kenn' ich kenn' euch immer,
Bin auch fromm noch immerdar.
Ihr ſeid immer noch dieſelben,
Ich dieſelbe, die ich war.

Ach ja, dieß freut mich alles ſehr;
Doch kann ich kaum mich noch enthalten,
Dem Vater an das Herz zu eilen,
Die kummervollen Züge ihm
Von ſeinen Wangen wegzuküſſen.
Wie wird er ſich, der Gute, freuen,

Wenn er das lang verlorne Kind
Nun endlich wieder um ſich ſieht.
Es iſt mir alles noch bekannt,
Und neu erſcheint mir Vieles doch;
Allein warum, das weiß ich nicht.

Sie bleiben lange aus, die Zwerge.
Will doch einſtweilen hin zur Laube,
Die meines Vaters Lieblingslaube
Geweſen, ob ſich nichts verändert.
Du, meine Zitter, machſt indeſſen
Hier auf der Bank nur liegen bleiben.

ab.

Gärtner

kommend.

Hab' da ſo etwas ſingen hören,
Es war mir ein bekannter Ton.
Ei ſieh, da liegt die Zitter ja,
Auf der Schneewittchen ſonſt geſpielt.
Was? — ei unmöglich! — beinah hätt'
Ich mich getäuſcht. — Und doch! — dort geht
Sie ja! — das muß Schneewittchen ſeyn.
Ich ruf' ihr halt! es iſt ihr Gang. —

Ruft:

Schneewittchen! — Wahrlich, ſie guckt um!
Sie iſt's! jetzt, alter Jakob, lauf',
Und reich' zum Willkomm ihr die Hand.

(Eilig ab.)

Adelheid, Franz und Peter.

Adelheid.

Schnell, ſchnell, jetzt, Franz und Peter, ſchnell!
Macht euch davon, ſo weit ihr könnt.
Da habt ihr Gold von meiner Mutter.

Franz.

Was gibt es denn, Prinzeſſin? ſprecht.

Peter.

Warum? was gibt's?

Adelheid.

Groß Unglück iſt
Begegnet meiner Mutter heute.
Die Höhlenfrau hat's mir verkündet,

Die ihr geholfen auf den Berg,
Den gläſernen, und alles, was
Sich mit Schneewittchen zugetragen,
Iſt nun am Tag.

Peter.

Wie? Eure Mutter —

Adelheid.

Nun ja! nur fort!

Franz.

Da dürfen wir
Nun freilich nimmer länger ſäumen.
Komm, Peter, fort!

Peter.

Wohin?

Adelheid.

Nur fort!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Franz und Peter.

Behüt' Euch Gott! Prinzessin.

Beide ab.

Adelheid.

Nein.

Das thut er nicht, ich weiß es schon,
Um meiner Mutter Sünde willen
Kann er's nicht thun! — Ha, Mutter, du,
Du hast zum Neide mich gewöhnt,
Zur Bosheit mich verleitet, du!

ab.

König, Zwergenkönig.

Zwergenkönig.

Hier liegt noch ihre Zitter; hier
Erwarte sie, ich will sie rufen,
Sie ist in deiner Lieblingslaube.

König.

O laß mich! laß mich! nein ich muß
Entgegen ihr, sie selbst aufsuchen,

Um früher ſie an's Herz zu ſchließen.
O, welche Freude ward mir noch
Verſpart auf meine alten Tage!

(Im Abgehen.)

Schneewittchen, ach, Schneewittchen! ſieh,
Da bin ich ja! Schneewittchen, komm!

Vierte Scene.

(Palaſt.)

Im Audienzſaale des Königs.

Der König auf dem Throne, Räthe und Miniſter um ihn her in einem Kreiſe, der Zwergenkönig in der Mitte nebſt der Königin und Adelheid; Schneewittchen auf dem Throne neben dem Könige.

König.

Gehört habt ihr nun alle, was
Die Königin, mein ehliches Gemahl,

Verſchuldet hat. Nun frag' ich euch,
Welch eine Strafe ſie verdient,
Nebſt ihrer Tochter Adelheid,
Um derentwillen ſie Schneewittchen,
Die Unſchuld ſelber, ſo bedrängte.
So ſprecht denn, was euch euer Herz
Eingibt, und was beſtehet mit
Den Rechten. Denn, was ungerecht,
Das bleibe ferne von dem Richter. —

(Tiefe Stille.)

Zwergenkönig.

Sie ſchweigen all'. So warte denn,
Bis auch die beiden Henkersknechte
Noch da ſind, die in allen ihren
Verruchten Thaten ihr geholfen,
Die ſich durch Gold verblenden ließen;
Dann will ich ſelbſt ihr Urtheil ſprechen.

Königin.

auf den Knien.

O, habt Barmherzigkeit mit mir.

Nur diesesmal vergebt mir noch!
Schneewittchen! bitte du für mich.

Schneewittchen.

Vergebt ihr, wie auch ich vergebe.
Auch du, o Katalum! Vielleicht
Kann sie sich bessern.

Zwergenkönig.

Nein, Schneewittchen.
Wenn wir ihr alle auch vergeben,
Und du, o Engel, dennoch kann
Ihr nimmermehr vergeben werden.
Das Recht, das fordert ihre Strafe.

Franz und Peter von sechs Zwergen geführt.

Einer der Zwerge.

Da ist der Franz und Peter.

Ein anderes.

Hier.

Sie beide haben wir im Walde
Auf ihrer Flucht erhascht.

Zwergenkönig.

So höret,
Wozu ich jedes jetzt verdamme:
Die Königin soll neun und neunzig
Mal neun und neunzig Jahre lang
In meinem Schloß in einem Sarg
Von Glase ohne Leben liegen;
Und Adelheide soll als Spiegel,
So lange noch Schneewittchen lebt,
Ihr dienen, und dann jedesmal,
Wann sich Schneewittchen drin betrachtet,
Soll sie die Schönheit ihr beneiden.
Ihr, Franz und Peter, sollt als Wölfe
Stets hungerig den Wald durchstreifen,
Doch niemals was zu fressen finden,
Und das so lange, bis ein Jäger
Euch beide einst auf einmal trifft.

Sonſt mag euch aber jeder Schuß
Unſchädlich ſeyn, und dräng' er auch
Bis tief in eures Herzens Mitte.

Königin, Adelheid, Franz und Peter.

Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!

Schneewittchen.

Vergebt! vergebt!

Königin.

Barmherzigkeit!

Zwergenkönig.

Nein! keine Gnade wird euch mehr.
Ihr habt noch mehr verdient, als dieß.
Die Menſchen hätten euch verzieh'n,
Aus Schwachheit hätten ſie's gethan;
Die Geiſter folgen nur dem Rechte.
Dieß merket euch. Wenn Menſchen auch
Das Böſe, das ihr thut, nicht ſehn,
So ſieht es doch der Herr des Himmels.

Sehn's Menſchen auch mit Nachſicht an,
Und wollen auch zum Böſen ſchweigen,
So läßt doch Gott die Strafe dann
Von ſeinem Himmel niederſteigen.

(Die Königin ſinkt in einen gläſernen Sarg, welchen die Zwerge mitgebracht haben; Adelheid wird zu einem Spiegel, und Franz und Peter verwandeln ſich in Wölfe, und rennen mit einander hinaus.)

(Der Vorhang fällt.)

II.

Das Mährchen

vom

Hanns Dudeldee.

Es iſt nun ſchon lang her, wohl viel hundert Jahre; da lebte ein Fiſcher mit ſeiner Frau, der hieß Dudeldee. Sie waren aber ſo arm, daß ſie kein ordentlich Haus hatten, ſondern in einer bretternen Hütte wohnten, und nicht einmal ein Fenſter daran hatten; ſie ſchauten durch die Aſtlöcher hinaus. Dudeldee war doch zufrieden; ſeine Frau war aber nicht zufrieden. Sie wünſchte ſich bald das, bald jenes, und quälte immer ihren Mann, weil er ihr's nicht geben konnte.

Da ſchwieg aber Dudeldee gewöhnlich, und dachte nur bei ſich: „Wär' ich nur reich!" oder: „wär' nur Alles gleich da, wie ich's wünſche!"

Einmal ſtand er Abends mit ſeiner Frau vor der Hausthüre, und ſie ſahen umher in der Nachbarſchaft. Da ſtanden etliche ſchöne Bauershäuſer. Da ſagte ſeine Frau zu ihm: „Ja, wenn wir nur ſo

eine Hütte hätten, wie die ſchlechteſte unter dieſen Nachbarshäuſern. Wir könnten ſie wohl noch kriegen, aber du biſt zu faul, du magſt nicht arbeiten, wie andere Leute arbeiten."

Aber Dudeldee fragte: „Wie? arbeite ich nicht wie andere Leute? ſteh' ich nicht den ganzen Tag, und fiſche?"

„Nein!" antwortete ſeine Frau ihm wieder, „du könnteſt früher aufſtehen, und vor Tag ſchon ſo viele Fiſche fahen, als du ſonſt den ganzen Tag bekommſt. Du biſt aber zu faul; du magſt nicht ſchaffen." Und ſo zankte ſie ihn fort und fort.

Darum ſtand er des andern Morgens früh auf, und ging hinaus an den See, zu fiſchen. Und er ſah die Leute kommen auf's Feld und arbeiten, und er hatte noch nichts gefangen. Und es war Mittag worden, und die Schnitter ſaßen im Baumſchatten, und aßen ihr Mittagsbrot, und er hatte noch nichts gefangen, und ſetzte ſich traurig hin, und zog ſein ſchimmelig Brot aus ſeiner Taſche, und aß es. Dann fiſchte er wieder. Und die Sonne neigte ſich, und die Schnitter gingen heim, und der Schäfer trieb die Heerde in den Pferch, und die Kuhheerde zog heim, und ſtiller ward's auf dem

Felde. Aber Dudeldee ſtand noch immer, und noch hatte er kein Fiſchlein.

Da war es endlich dämmerig worden, und er dachte an's Heimgehen. Einmal wollte er noch ſein Netz eintauchen, ob er nicht jetzt noch etwas fange. Er tauchte es ein, und als er es wieder herauszog, hing ein klein Fiſchlein drinnen. Und er nahm es, und wollte es eben mit dem Kopfe auf einem Steine aufſchlagen; da fing das kleine Fiſchlein an zu reden, und ſagte: „Ach, lieber Hanns Dudeldee, ſchlag mich nicht todt. Sieh, ich bin ja ſo klein, daß ich dir doch nicht viel nütze. Deine Frau wird doch ſchmählen, wenn du heim kommſt; ob du mich nun mitbringſt, oder nicht. Man kann mich höchſtens als ein Backfiſchchen brauchen. Aber auch da brauchte man wenigſtens ein halb Dutzend meines Gleichen, wenn ſich Eines ſatt eſſen wollte. Drum erbarme dich mein, und laß mich wieder in's Waſſer. Denn wenn du mich noch lange in deiner warmen Hand hältſt, ſo muß ich ſterben.“ Und damit ſchnappte es mit weit aufgeſperrtem Maule nach — Waſſer.

„Hm!“ dachte Hanns Dudeldee, 's iſt wahr, was thu' ich mit ſolch einer Grundel!“ und hatte Mitleid mit dem armen Fiſchlein, und warf's wie-

der in den See, indem er sagte: „Da, geh wieder in dein Wasser! du dauerst mich, weil du so darnach schnappst. Und 's wär' doch Schad um dich. Du kannst so verständig plaudern; du mußt was Apartes unter den Fischen seyn. Denn sonst ist mir doch noch nie so einer vorgekommen, der sprechen konnte. Man sagt ja: Stumm, wie ein Fisch!

Aber dem Fischlein war wieder wohl in dem Wasser, und es schlug mit seinen Flossen, und schwamm freudig herum, und kam dann wieder fröhlich zu ihm hergeschwommen, und streckte den Kopf aus dem Wasser, und sagte zu ihm: „Ich „danke dir, daß du mich hast gehn lassen. Wenn „du was brauchst, so ruf mir nur immer die Worte: „Fischlein, Fischlein in dem See!" „Dann sollst „du erfahren, daß ich nicht allein mit Worten „dankbar bin." Und damit tauchte es unter.

Da dachte Hanns Dudeldee: „Wenn ich was „brauche? Ei, ich kann gleich was brauchen!" Und er rief sogleich:

„Fischlein, Fischlein in dem See!"

„Was willst du, lieber Hanns Dudeldee?" fragte da gleich das Fischlein, das wieder herzugeschwommen kam. — Da wußte er doch nicht gleich, was er wünschen sollte. Und er sah umher, ob er

nichts sähe, was er gleich brauchen könne. Da stand drüben, jenseits des Sees, ein Lustschlößchen, aus dem eine schöne Hörner-Musik herüber klang. Auch fiel ihm der Wunsch seiner Frau ein, die ein besseres Haus haben wollte. Darum sagte er: „Ich möchte gern so ein Landhaus, wie jenes da drüben; so ein Schloß möchte ich gern haben, statt meines bretternen Hüttleins."

„Geh' nur hin," sagte das Fischlein, „deine „bretterne Hütte ist ein solches Lustschloß." Und Hanns Dudeldee lief mehr, als er ging, nach Hause. Schon von ferne sah er an der Stelle, wo sonst sein Hüttlein stand, ein prächtiges Schloß mit erleuchteten Zimmern. Und als er erst hinein kam, da war Alles so prächtig, daß er sich nicht zu lassen wußte. Der Hausgang war mit Marmor geplattet; die Stubenboden eingelegt, und mit Wachse gebohnt; die Wände tapeziert; herrliche Kronleuchter hingen da in den hohen Sälen; kurz, es war Alles so schön, daß Hanns Dudeldee nicht das Herz hatte, recht darin herum zu gehen. Er konnte gar nicht glauben, daß das jetzt sein Eigenthum sey. Er meinte er sey irre, und wäre beinahe wieder weggegangen, wenn ihm seine Frau nicht oben von der Treppe zugerufen hätte.

Kaum hatte er ſie erblicket, ſo fragte er ſie: „Nun, biſt du jetzt zufrieden mit dem Hauſe?“ und erzählt' ihr, wie er dazu gekommen ſey. „Was?“ antwortete ſie, „man meint Wunder, was das jetzt wäre! da hab' ich in der Stadt ſchon viel ſchönere Häuſer geſehen, als ich noch dort diente. Es geht zwar an; — aber wie kannſt du ſo dumm ſeyn? Das Beſte haſt du vergeſſen. Sieh einmal jetzt unſere Kleider gegen das hübſche Haus! was die für einen Abſtand machen! Hätteſt du mir und dir nicht auch gleich ſchöne Kleider wünſchen können? du biſt aber auch gar zu dumm und träg. Du magſt dein Bischen Verſtand, das du haſt, nicht einmal gebrauchen.“

So ging das Schelten und Keifen wieder fort, bis ſie einſchlief. Und Hanns Dudeldee ging des andern Morgens mit dem Tage wieder hinaus an dieſelbe Stelle, tauchte ſein Netz wieder ein, und rief wieder:

„Fiſchlein, Fiſchlein in dem See!“

„Was willſt du, lieber Hanns Dudeldee?“
So fragte das Fiſchlein wieder, und Dudeldee beſann ſich nicht lang, und ſagte: „Ich habe nun zwar ein „ſchönes Haus, aber unſere Kleider paſſen nicht zu

„den tapezierten Wänden. Ich und meine Frau möch-
„ten darum auch recht schöne Kleider haben."

„Ihr habt sie," sagte das Fischlein, und Dudeldee stand in einem fein tuchenen Rocke da mit goldenen Tressen, in seidenen Strümpfen und Schuhen, mit gestickter Weste, alles nach damaliger Mode. Und als er nach Hause kam, hätte er beinahe seine Frau nicht mehr erkannt in den seidenen Kleidern. Sie guckte aber zum Fenster heraus, und fragte: „Bist du's, Hanns?" „Ja, ich bin's," antwortete er. „Nun, bist du jetzt zufrieden?" „Will 'mal sehen!" antwortete sie.

So lebten sie eine Zeitlang ruhig fort. Drauf, als ihr Mann wieder einmal fischen gehn wollte, sagte sie: „Geh, laß das Fischen bleiben, und wünsch' dir lieber eine rechte Kiste voll Geld."

Aber Hanns Dudeldee sagte: „Ach, ich will lieber fischen; ich thu's ja gern. Es könnte das Fischlein verdrießen, wenn ich so oft komme. Sey zufrieden! wir haben jetzt ja ein schönes Haus, weit schöner, als du dir's selber gewünscht hast. Und sieh einmal unsere Kleider! sind die nicht schön genug?"

„Ei was!" fuhr da die Frau auf. „Was Haus und Kleider? Kann man davon leben? Ich will nicht alle Tage Fische essen, will auch Fleisch und

Pasteten und Kuchen und Torten. Wenn du auch die besten Fische immer verkaufst, so reicht das erlöste Geld doch kaum für Brod, Schmalz und Salz. Hast du aber eine tüchtige Kiste voll Geld, so kannst du Alles kriegen, was dein Herz begehrt. Willst du dich aber, wie ein Esel, mit Disteln begnügen, so will ich keine solche Närrin seyn. Darum will ichs haben, daß du dir eine Kiste voll Geld wünschest, und nicht mehr fischen gehst. Hast du mich verstanden? Ich wills haben! und da wirst du hoffentlich jetzt gleich gehn, und nicht erst warten, bis ich böse werde."

Da bückte er sich gar demüthig, und sagte: „Nein, du hast Recht! Ich gehe auch schon!" und ging hinaus, und tauchte sein Netz wieder auf derselben Stelle ein, und rief:

„Fischlein, Fischlein in dem See!"

„Was willst du, lieber Hanns Dudeldee?"
fragte ihn das kleine Fischlein wieder. „Ach, eine rechte Kiste voll Geld," sagte er. „Gehe nur hin," sagte das Fischlein, „in deinem Schlafzimmer steht sie." Und wie er heim kam, stand in seinem Schlafzimmer eine ganz große eiserne Kiste. Der Schlüssel stack daran, und als er öffnete, war sie ganz gefüllt mit glänzenden Goldstücken.

Von nun ging Alles hoch her bei ihnen, und sie

kaufte sich Kutsche und Pferde, und ihrem Mann ein Reitpferd, und fuhren oft in die Städte, und hielten sich einen Koch und Bediente. Da schalten sie die Nachbarinnen immer die hochmüthige Fischerin. Das verdroß sie gar sehr, und sie lag ihrem Manne wieder an, er sollte machen, daß sie über die Nachbarinnen alle zu befehlen habe. Er wollte aber nicht gehen, und wandte ihr ein, daß das gute Fischlein gewiß böse würde; sie hätten nun ja Reichthums genug, sie sollte doch einmal zufrieden seyn. Da schalt sie ihn, und zankte wieder. Und er ging wieder mit seinem Netze hinaus, und tauchte es ein, und rief:

„Fischlein, Fischlein in dem See!"

„Was willst du, lieber Hanns Dudeldee?"

fragte ihn das Fischlein. „Ich wäre gern ein Edelmann oder Graf, und möchte, daß ich über alle meine Nachbarn zu befehlen hätte." Da sprach das Fischlein: „Gehe nur hin, es ist so." Und als er heim kam, da hatten die Nachbarsleute schon seiner Frau gehuldigt, und sie hatte schon ein Paar von ihren Nachbarinnen einsperren lassen, die sie sonst hochmüthige Fischerin gescholten hatten.

Und jetzt fuhren sie oft in die Hauptstadt, wo der König wohnte, und wollten sich in die Gesellschaft anderer Baronen und Grafen mischen. Aber

sie wußten sich dort nicht nach ihrer Sitte zu betragen, wurden von Allen verlacht, ja, einige Gräfinnen nannten sie nur die Fischgräfin, und ihn den Fischgrafen Dudeldee.

Da sprach sie wieder zu ihrem Manne: „Geh' hinaus, und laß dich zu einem König machen; denn ich will nicht mehr Fischgräfin heißen; ich will Königin seyn.“ Aber Hanns Dudeldee rieth ihr ab, und sagte: „Bedenke doch, wie wir arm waren, und uns nur ein Hüttlein wünschten, wie das schlechteste von unsern Nachbarshäusern. Jezt haben wir Alles im Ueberflusse, nun laß uns auch genug haben.“

Die Frau aber wollte nicht genug haben, und sprach: „Was? ich soll mich Fischgräfin schelten lassen? ich soll den Hochmuth der Stadtweiber ertragen? Nein, sie müssen wissen, wer ich bin; ich will's ihnen zeigen! — Und du willst auch so einfältig seyn, und willst dir's gefallen lassen?“ So zankte sie fort, bis er ihr versprach, sie zur Königin zu machen.

Darum ging er hinaus an den See, und sagte wieder sein altes Sprüchlein: „Fischlein, Fischlein in dem See!“ und das Fischlein kam wieder, und fragte wieder: „Was willst du, lieber Graf Dudeldee?“ Er brachte sein Anliegen vor, daß er

gerne König wäre; das Fischlein sagte: „Du bist's!" Und er kam heim, und fand sein Lustschloß ganz prächtig verändert, und viel größer; Kammerherrn, Marschälle, und Minister mit goldenen Schlüsseln und mit Sternen empfingen ihn unter tiefen Verbeugungen. Sein Kopf wurde ihm ganz schwer; er wollte den Hut abziehen, aber siehe da! statt des Hutes hatte er eine schwere goldne Krone auf dem Haupte. Und als er seine Frau sahe, erkannte er sie fast nicht mehr, so glänzte ihr Gewand von Gold und Juwelen. Aber als er sie fragte, ob sie jetzt zufrieden wäre, sagte sie: „Ja, bis ich wieder etwas Besseres weiß. Ich wäre ja eine Närrin, wenn ich's besser haben könnte, und nähm's nicht an."

So lebten sie jetzt aber doch eine Weile zufrieden, und Dudeldee's Frau wünschte sich nichts mehr; denn sie hatte ja Alles, was sie sich nur hätte wünschen können, hatte sich auch gerächt an den Gräfinen, die sie die Fischgräfin geheißen hatten. Aber endlich fehlte ihr doch wieder einmal etwas. Sie hörte in der Zeitung lesen von der Pracht und dem Aufwande, der an andern Königshöfen herrschte, und hörte, daß es andere Könige und Kaiser gäbe, die über weit mehr Leute und über weit mächtigere Reiche zu befehlen hätten, als Du-

deldee. Darum lag ſie ihm wieder an, und quälte ihn, bis er ihr verſprach, der mächtigſte König zu werden, der nur auf Erden ſeyn könne.

Er tauchte ſein Netz wieder ein, und rief:

„Fiſchlein, Fiſchlein in dem See!“

„Was willſt du, lieber König Dudeldee?“ fragte das Fiſchlein, und Dudeldee ſagte: „Mache mich doch gleich zum mächtigſten König, oder Kaiſer auf Erden.“ Und gleich war er's auch. Denn, als er heim kam, da waren ſchon Geſandte und Deputirte aus allen Reichen und Welttheilen da; Kammerherren, mit dem Hute unter dem Arm, gingen hin und her; Bauern, die Prozeſſe hatten, wollten zu ihm; Schildwachen gingen auf und ab; eine Kutſche mit zehn Pferden, und zwanzig Vorreutern, und ſechs Läufer ſtanden immer zum Wegfahren bereit; Pfauen und Perlhühner waren in einem Nebenhofe; kurz, es war da Alles, was einen ſo großen Kaiſer nur ergötzen konnte, ja ſogar zwei Hofnarren waren immer um ihn.

Der neue Kaiſer Dudeldee war freilich im Anfang darüber böſe, daß ihn die zwei närriſchen Menſchen immer verfolgten, wohin er gehn mochte, und beſchwerte ſich darüber bei ſeiner Frau, weil er denn

doch lieber in der Gesellschaft von vernünftigen Leuten, als bei Narren, seyn wollte. Sie sagte ihm aber, das verstehe er nicht; das müßte so seyn; alle sehr großen Herren hätten solche Hofnarren; er werde denn doch kein Narr seyn, und eine Ausnahme machen wollen.

Endlich ließ er sich's gefallen, und war nur froh, daß seine Frau zufrieden war. Aber die Freude dauerte nicht lange. Er kam einmal zu ihr, und traf sie ganz traurig an. „Was fehlt dir?" fragte er sie. „Ach!" sagte sie, ich bin verdrüßlich über das Regenwetter. Das dauert nun doch schon vier Tage an, und ich möchte so gern Sonnenschein haben. Ueberhaupt ich wollte, ich könnte Alles machen, was der liebe Gott kann, daß ich Frühling haben könnt', und Sommer und Herbst und Winter, gerade wann ich wollte. Geh' hin, und mache, daß ich's kann." So sagte sie und ihm gefiel es selber. „Wie," dachte er, „wenn du jetzt im Regen hinaus gingst, und kämst heim im Sonnenschein, den deine Frau gemacht hätte; da könntest du auch die Narren wieder los werden." Aber er widersprach ihr doch, und sagte, das könnte wohl eine Sünde seyn, so etwas zu begehren. Da schalt sie ihn wieder einen Thoren, und ließ ihm keine Ruhe, bis er's ihr versprach.

Und er ſchlich ſich gleich mit ſeinem Fiſchnetze zu einer Hinterpforte im Regen hinaus, ging an den See, tauchte ſein Netz ein, und rief wieder, wie ſonſt:

„Fiſchlein, Fiſchlein in dem See!“

„Was willſt du, lieber Kaiſer Dudeldee?“ fragte ihn das Fiſchlein. „Ach,“ ſagte er, „weiter nichts, als meine Frau möchte gern können, was Gott kann: Regen und Sonnenſchein machen, und Frühling und Sommer und Herbſt und Winter, wann ſie gerade will.“

„So? und weiter nichts? fragte das Fiſchlein. „Nein, nein, lieber Hanns Dudeldee! das möchte „ſonſt eine gar wunderliche Haushaltung in der Welt „geben. Nein, deine Frau iſt auch gar zu übermü„thig und ungenügſam. Darum ſey du wieder der „alte arme Fiſcher Dudeldee, der du vorher warſt. „Ich weiß ja doch, daß du ſelbſt auch damals zu„friedener und ruhiger lebteſt, als jetzt, und daß dir's „nicht nach all der lächerlichen Pracht leid thun „wird.“

„Ach, nein!“ ſagte er, wenn ich nur die Narren „wieder los werde.“

Da antwortete das Fiſchlein: „Geh' nur hin; es iſt ſo!“ und verſchwand.

Und er ſtand wieder da, wie das erſtemal, ohne Wamms, nur in ſeinen ſchmutzigen ledernen Hoſen, und war wieder der alte Fiſcher Dudeldee.

Und als er heim kam, da war wieder das Schloß fort mit aller ſeiner Pracht, und da ſtand wieder ſeine kleine, bretterne Hütte, und ſeine Frau ſaß darin in ihren ſchmutzigen Kleidern, und ſchaute wieder heraus durch ein Aſtloch, wie vormals, und war wieder die Frau des Fiſchers Dudeldee.

III.

Eine Fabel

von

treuer Freundschaft.

Der Rabe, den die Vögel für einen Weiſen hal-ten, ſaß auf einem Baume des Waldes. Da kam der Vogelſteller, ſtellte ſein Netz, ſtreute Saamen-körner darein, und ging wieder fort. Aber der Rabe fürchtete ſich vor dem Netz, und verſteckte ſich in das dichte Laub. Und ein Schwarm wilder Tauben kam, und ſahe das ſchöne Gerſtenfutter, und ſetzten ſich alle, und fraßen. Aber das Netz fiel zu, und ſie waren gefangen, und flatterten darin herum. Da ſprach die Führerin des Schwarmes: „Uns hilft nicht alſo hin und her zu flattern; laßt uns aber verſuchen, alle auf einmal in die Höhe zu fliegen; vielleicht ver-mögen wir's, das Netz mitzunehmen.“ Und ſie flo-gen alle zuſammen in die Höhe, und nahmen das Netz mit ſich.

Aber der Rabe hatte alles mit angeſehen, wie Einigkeit ſie ſtark machte, und flog in der Ferne nach.

Und die Tauben hatten ſich niedergeſetzt in ein Frucht-feld, in der Nähe eines Baumes, und beriethen,

wie ſie aus dem Netze kommen möchten. Da ſprach eine von dem Schwarm: „Ich habe ſchon längſt Freundſchaft geſchloſſen mit einer Maus, die hier in der Nähe wohnt. Ich will ihr rufen, daß ſie das Netz zernage?“ Und ſie rief der Maus. Die kam aus ihrer Höhle heraus, und zernagte bald die Schnüre, und die Tauben flogen fröhlich davon, und dankten der Maus für ihre Befreiung.

Der Rabe hatte alles mit angeſehen, und dachte bei ſich: „Ein treuer Freund iſt doch ein großes Gut!“ und ſetzte ſich deßhalb in die Nähe des Mausloches, und rief der Maus, weil er Freundſchaft mit ihr machen wollte. Als aber die Maus heraus kam, und den Raben erkannte, floh ſie ſchnell wieder in ihr Löchlein. Aber der Rabe rief ihr wieder, und ſagte: „Was fliehſt du mich? willſt du nicht meine Freundin werden?“

Und die Maus antwortete ihm: „Nein, das geht nimmermehr an. Denn in Kurzem würde deine angeborne Luſt nach meinem Fleiſche dich unſerer Freundſchaft vergeſſen machen, und du würdeſt mich, wie jede andere Maus, auch auffreſſen.“

Das redete ihr aber der Rabe aus, und ſie lebten beiſammen ohne Mißtrauen, und waren zufrieden. Nur ſehnte ſich der Rabe nach ſeinem erſten Aufenthalte, denn er fürchtete ſich vor den vorübergehenden

Jägern. Darum ſagte er eines Abends zu der Maus: „Wenn du nichts dawider haſt, ſo wollen „wir wegziehen von dieſem Orte, weil es hier nicht „verborgen genug iſt. Ich will dich an einen viel „heimlichern Ort bringen, wo ich auch eine treue „Freundin habe, die Schildkröte, bei der wir künf„tig wohnen wollen.“ Und die Maus war mit dem Vorſchlage zufrieden, denn auch ihr war es unheim da, weil eine Katze oft in das Feld kam und ihr nachſtellte. Und der Rabe faßte ſie mit dem Schnabel bei ihrem Schwänzlein, und trug ſie durch die Lüfte, und ſetzte ſie unter ſeinem Baume nieder, und rief der Schildkröte, ſeiner Freundin.

Aber die Schildkröte kam hervor aus ihrem Teiche und freuete ſich, daß ihr Nachbar wieder da ſey, und freuete ſich, daß er noch eine Freundin, die Maus, mitgebracht habe. Und die Maus grub ſich ein Löchlein, und wohnten beiſammen alle drei in Friede und Eintracht.

Und als ſie eines Tages ſo beiſammen ſaßen, und vieles plauderten von der Welt Lauf, da kam eilends ein Hirſch gelaufen, der blieb am Teiche ſtehen, und ſahe ſich um. Da flog die Schildkröte in ihr Waſſer, tauchte unter, und die Maus verkroch ſich in ihr Löchlein. Aber der Rabe ſchwang ſeine Fittige, und flog in die Höhe, zu ſehen, ob der Jäger den Hirſch

verfolge. Er ſah aber nichts, und kam herunter, und ſprach zum Hirſch: „Sey ohne Furcht, hier iſt keine „Gefahr. Noch kein Jäger iſt in dieſe Gegend des „Waldes gekommen. Wenn es dir hier gefällt, ſo „kannſt du hier wohnen. Um den See wächſt ſchö„nes Futter, und ſein Waſſer iſt friſch zum Tranke.“

Und als er dieß geſagt, rief er der Maus und der Schildkröte, und ſie kamen hervor und redeten dem Hirſch auch zu, daß er bleiben ſollte.

Aber der Hirſch ſah umher; das Gras war ſchön, das Waſſer friſch, und der Ort ſicher vor Nachſtellung. Er machte ſich alſo eine Lagerſtätte aus Laub und Moos, und wohnete bei ihnen, und ſie hielten treue Gemeinſchaft mit einander. Eines Abends war aber der Hirſch nicht heimgekommen. Da war ſeinen Freunden bange, es möchte ihm ein Unheil widerfahren ſeyn; und der Rabe flog aus auf Kundſchaft, und ſah ſeinen Freund liegen gefangen in einem Netze. Und er flog zurück, und brachte ſeinen Genoſſen die Nachricht, und berieth ſich mit ihnen, wie man ihn befreien möge.

Da ſprach die Maus zu ihm: „Nimm du mich, „und trage mich hin, daß ich ihm das Netz zer„nage.“ Und der Rabe trug ſie ſchnell hin, und ſie nagte an dem Netze. Da kam auch die Schildkröte daher, und der Rabe und die Maus ſchalten,

daß ſie gekommen wäre. Und der Rabe ſagte: „Wo„hin willſt du denn fliegen, wenn der Jäger kommt? „Ich fliehe fort, der Hirſch läuft weg, die Maus „verkriecht ſich, was willſt aber du machen? Dein „Gang iſt langſam, du kannſt dich nicht retten.“ Und indem der Rabe noch ſo redete, kam der Jäger ſchon gegangen, zu ſehen, ob er etwas gefangen habe in ſeinem Netze. Und als er den Hirſch darin ſahe, freute er ſich ſchon. Allein ehe er noch hinkam, war das Netz ſchon zernagt, der Hirſch ſprang in das Dickicht, der Rabe flog weg, die Maus verkroch ſich, aber die Schildkröte ſtand, und zitterte vor Schreck an allen Gliedern.

Da ärgerte ſich der Jäger, daß ihm die ſchöne Beute entgangen war. Um aber doch nicht ganz leer nach Hauſe zu kommen, nahm er die Schildkröte, wickelte ſie in das zernagte Netz, und ging weg. Doch die Maus hatte dem Allen zugeſehen, und rief ihre Freunde ſchnell zuſammen, und berieth mit ihnen, wie man die Schildkröte wieder befreien könnte. Da ſchlug der Rabe vor, der Hirſch ſollte ſich, wie todt, an den Weg legen, an dem der Jäger vorbei kommen mußte, und er wollte auf ihm ſitzen, als ob's ein Aas wäre, von dem er fräße. Wenn das der Jäger ſähe, ſo würde er gewiß ſein Netz niederlegen, und hinzugehen. Dann ſollte der

Hirſch aufſpringen, und langſam hin und her laufen, als hätt' er ein Gebrechen an dem Fuß, und ſollte ſo den Jäger immer reizen, und bis an ihn kommen laſſen, dann aber immer wieder entſpringen; und das ſo lange, bis die Maus derweile das Netz zernagt, und die Schildkröte ſich im Walde verkrochen hätte. Dann wollten ſie auf einmal Alle davon eilen.

Und wie ſie's beſchloſſen hatten, ſo thaten ſie auch. Der Jäger warf gleich die Schildkröte hin, und eilte dem Hirſch nach. Als aber die Schildkröte und das Mäuslein in Sicherheit waren, da ſprang der Hirſch auf einmal davon, und eilte ſchneller, als der Jäger ſich's verſah, ihm aus den Augen, und kam mit ſeinen Genoſſen wieder bei ihrer Wohnung an. Und freuten ſich Alle, daß ſie durch ihre Freundſchaft einander gerettet hatten.

IV.

Die Fabel

von

dem zornigen Löwen.

In einer groſsen Wildniß lebten viele und mancherlei Thiere beiſammen, ruhig und friedlich. Es ließ ſich aber eben daſelbſt auch ein groſser furchtbarer Löwe blicken, der ihre Ruhe ſtörte. Denn er raubte ſich täglich etliche Thiere zur Speiſe. Sie lebten daher ſeinetwegen in beſtändiger Furcht, und man berathſchlagte hin und her, wie man doch wohl den Löwen auf eine gute Art wegſchaffen könnte.

Sie dachten her und dachten hin, und dachten hin und dachten her: die Furcht war groß, und die Hoffnung, die Gefahr abzuwenden, war klein. Sie liefen umher, ſo traurig und verſcheucht; der Eſel ſenkte ſeine Ohren rückwärts; der Haſe ging gar nicht mehr ans Tageslicht; der Hirſch hielt ſich verborgen; das Reh floh kurz, es war eine Ver-

wirrung unter dem ganzen Thiergeſchlechte, ſo, daß keines mehr ſeine vorige Fröhlichkeit hatte, ſeit man gemerkt, daß ein Löwe in der Nähe war.

Nur der ſchlaue Fuchs hatte nicht allen Muth verloren. Heimlich war er ſchon dem Löwen nachgeſchlichen, und hatte ſeine Wohnung auskundſchaftet; Tag und Nacht hatte er berathſchlagt mit ſeinen Freunden, endlich war ihm ein Gedanke gekommen, den er gut ausführen zu können glaubte, und der ſie Alle von ihrer Furcht erretten konnte.

Er rief daher alle Thiere zuſammen, trug ihnen vor, daß er ein Mittel wüßte, wie man den ſchrecklichen Löwen aus dem Wege ſchaffen könnte, und machte ſich auch verbindlich, ſelbſt den Plan auszuführen, wenn die ſtärkeren Thiere ihm verſprächen, ſeiner in Zukunft immer zu ſchonen. Natürlich verſprachen ihm alle Sicherheit; der Wolf und Hund verſicherten ihn ihrer Freundſchaft; und feierlich verſprach er dagegen, ſie, ehe zweimal die Sonne ſich neige, von ihrer Furcht vor dem Löwen zu befreien.

Sogleich machte er ſich auf den Weg nach der Löwenhöhle. Aber unterwegs nahm er einen grünen

Zweig in's Maul, damit der Löwe ſähe, daß er als Abgeſandter komme. Am Eingang in die Höhle blieb er ſtehen, neigte ſich zitternd mit dem Kopf auf die Erde, und ſagte mit bebender Stimme: „Vor Allem bitte ich dich, Herr Löwe, du wolleſt „mich wenigſtens nur ſo lange leben laſſen, bis ich „ausgeredet habe, und bis du meinen Antrag ge„hört haſt. Hernach magſt du über mich beſchließen, „was dir beliebt, denn ich bin ja ſchon in deiner „Gewalt.“

Eben hatte der Thierkönig ſein Mittagsſchläfchen gehalten, und lag noch auf ſeinem Lager von Moos und Erde. Neben hatte er noch eine ſchöne Hälfte von einem jungen Rehe liegen, das er heute erlegt hatte. Er war gerade bei guter Laune, deßwegen ward er auf des Fuchſes Anrede neugierig, was er wohl vorzutragen habe, und nickte dem armen Schächer darum ganz gnädig zu, er ſollte nur reden.

Das machte dem Fuchſe wieder Muth, er ging noch einen kleinen Schritt vorwärts, und redete ihn ſchon mit mehr Muth an: „Ich bin von allen „Thieren, die hier in der Gegend herum wohnen, „zu dir geſandt. Ich ſoll dir ſagen, wie wir Alle „deine Macht über uns anerkennen, dich zu unſerm

„Könige wählen, und dich bitten, du mögeſt uns „gegen andere mächtige Feinde vertheidigen und „ſchützen. Du ſollſt unſer König ſeyn. Zur Be„lohnung für deine Regierung ſollſt du auch in „Zukunft keine Nahrungsſorgen mehr haben. Wir „wollen täglich Einen von uns durch's Loos er„wählen, denn ich dir dann alle Morgen zur Speiſe „bringen werde.“

Dieſer Vorſchlag gefiel dem Löwen ſehr. Denn er war ſchon betagt und kam jetzt in die Jahre, wo man die Ruhe liebt. Mit den Jahren hatte auch ſeine Kraft ſchon ſo abgenommen, daß er nicht mehr jagen und kämpfen konnte, wie ehemals. Da er auch nichts Arges von dem liſtigen Fuchs fürchtete, bezeigte er ihm ſein Wohlgefallen über ſeinen Vorſchlag.

Gleich am andern Morgen machte ſich der Fuchs mit dem Früheſten auf die Beine. In der Nähe der Löwenhöhle hielt er ſich verborgen. Als der Löwe nun aufwachte, und die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtehen ſah, ward er ungeduldig, daß ſeine Speiſe ſo lange ausblieb. Er richtete ſich auf und brummte. Kaum hörte das der Fuchs, ſo lief er ſchnell hin, ſtellte ſich, als käme er eben erſt weit her gelaufen, warf ſich keuchend vor dem Löwen nieder, und leckte ihm die Klauen.

„Wo bleibſt du ſo lange?“ fuhr ihn dieſer zornig an; „Was verziehſt du ſo lange, mir meine „Speiſe zu bringen, die ihr mir doch freiwillig zu„geſagt habt?“

„Ach! mein lieber Herr König,“ antwortete der Fuchs, „meine Schuld iſt es nicht. Bei guter Zeit „ging ich dieſen Morgen aus, um dir einen andern „recht fetten Fuchs zu bringen, den das Loos getroffen hatte. Aber unterwegs, — ich war noch ein „gutes Stück von deiner Wohnung, da kam ein an„derer Löwe, und fragte uns, wohin wir gingen. „Ich ſagte ihm, ich wolle dir, meinem Herrn, ſeine „Speiſe bringen. Was? ſagte er, dem? und ich „bin doch euer König, kein Andrer außer mir. Mir „gehört dieſe Speiſe. Ich will euch ſchon gegen den „ſchützen! Und ſo nahm er mir denn deine Speiſe „weg. Ach, es that mir gar leid; es war wohl der „fetteſte von meinen Brüdern, den ich Niemand ge„gönnt hätte, als dir.“

Der Löwe war aber ein gar zorniger Löwe, und kaum hatte er ſich in ſeinem Zorne ruhig halten können. Er ſprang wild von ſeinem Lager auf, und brüllte, und fragte haſtig, ob er denn wiſſe, wo der andere Löwe wohne.

„O ja!“ antwortete der luſtige Fuchs, „folge „mir nur nach, ich will dich zu ſeiner Höhle führen.“

Er ging voraus, und mit zuſammengezogenen Stirnrunzeln folgte ihm der Löwe, der unterwegs ſchon ſeine Klauen wetzte, wenn er an einem Steine vorbei kam, und knirſchend ſeine Zähne probte.

Endlich blieb der Fuchs zwiſchen Felſen und Bäumen auf einem ziemlich freien Platze ſtehn. Da war ein tiefer, tiefer Brunnen. In den guckte er hinunter und rief dem Löwen: „Komm, komm, „da unten ſteht er, da ſteht er!“

Da ging der Löwe hin, und guckte hinab, der Fuchs aber ſtellte ſich ſchnell zwiſchen ſeine Beine, und ſagte: „Sieh, ſieh, er hat meinen Kamera„den noch unverſehrt zwiſchen den Füßen.“ Und der Löwe ſah ſein Bild und des Fuchſes Bild abgeſpiegelt im Waſſer, und meinte, das ſey der andere Löwe. Er ſchrie brüllend einen Schimpfnamen hinunter, und hörte denſelben Schimpfnamen wieder dumpf herauf hallen; denn das Echo gab ſeine Stimme zurück.

Und er meinte, der andere Löwe wolle ſeiner ſpotten. Da konnte er ſich nicht mehr halten. Er ſprang hinab, und — lag im Waſſer, und konnte ſich nirgends heraus helfen, denn der Brunnen war zu tief und die Wände umher beſtanden aus lauter glatten ſenkrechten Felſenplatten. Der Fuchs rief aber noch etliche Thiere aus der Nähe zuſammen,

und nun warfen ſie ſchnell Holz und Steine, und was ſie fanden, auf den betrogenen Löwen, bis er ertrunken war.

Aber jetzt war Freude und Jubel im ganzen Thierreiche, und alles dankte dem Fuchſe für die große Wohlthat, die er dem Lande erwieſen hatte, und weit und breit rühmte man ſeine Liſt. Auch bekam er von allen Geſchenke, bald ein Huhn, bald eine Gans, bald Eier, bald Honig, bald Krebſe, wie eben jedes ſo etwas in ſeiner Haushaltung erübrigen konnte. Und er führte ein herrliches Leben, und pflegte ſich in ſeinem Alter.

V.

Das Mährchen

von

den drei Königssöhnen.

Vor uralten Zeiten lebte im Morgenlande ein König; der hatte drei Söhne. Aber die zwei älteſten waren ſchon in ihrer Kindheit gar ausgelaſſen und muthwillig, aber klug. Der jüngere hingegen war folgſam und gut, aber nicht ſo klug, als ſeine Brüder.

Als nun der älteſte von den drei Königsſöhnen achtzehn Jahre alt war, gab ihm ſein Vater ein Pferd, und ein Ritterkleid und ein Schwert, und ließ ihn ausziehen, die Welt zu ſehen, und ſich ritterlich zu erzeigen in fremden Landen. Und er ritt fort, und ritt weit und breit umher, und lebte ausſchweifend und unordentlich, und kam nimmer heim, vergaß ſeinen Vater, und ſchickte nicht Nachricht von ſich, wie es ihm ergangen ſey.

Und der zweite von den Königsſöhnen ward auch achtzehn Jahre alt, und ſein Vater gab ihm auch

ein Pferd, ein ritterliches Kleid und ein Schwert, und ließ ihn auch ausreiten in die Welt, um fremde Lande zu sehen, und sich ritterlich darin zu erweisen und auch nach seinem ältern Bruder zu forschen. Und er ritt fort, und trieb's, wie sein Bruder, und kam nimmer heim, und schickte nicht Nachricht, wie es ihm ergangen sey.

Da ward der alte König traurig, und meinte, seine Söhne wären beide todt, und härmte sich ab, und beklagte ihren Verlust. Aber als der dritte Sohn auch achtzehn Jahre alt war, ging dieser eines Tags zu seinem Vater, und bat ihn, er möge doch ihm auch ein und Schwert geben, und ihn reiten lassen in die Welt, wie seine Brüder gethan hätten.

Da weint' aber der alte König, umarmte seinen Sohn und sprach: „Willst du mich auch verlassen, und mir verloren gehen, wie deine Brüder mir verloren sind? Nein, mein einzig Kind, du mußt meine Stütze seyn in meinem Alter." Und sein jüngster Sohn stand ab von seinem Bitten, obgleich er's ungern that.

Es stand aber an etliche Tag'; da hatte der alte König einen wunderbaren Traum. Er stand in seinem Garten, so war's ihm, da wuchsen zwei Oelbäume auf. Und sie waren im Anfange schön und schienen gesund. Aber bald fingen sie an zu trauern,

und die Früchte fielen ab, und die Blätter wurden gelb, und die Zweige schienen dürr. Da wuchs schnell zwischen ihnen auf ein Palmbaum, und schoß hoch auf, und beschattete die kranken Oelbäume, und goß seinen Thau auf sie, und auch sie wurden wieder gesund und frisch.

Da ließ der König Morgens seine Traumdeuter und Weisen kommen, daß sie ihm den Traum auslegten. Und die Traumdeuter sagten: „Die zwei Oelbäume sind deine zwei ältesten Söhne, und der Palmbaum ist dein jüngster Sohn. Die zwei Oelbäume wurden bald dürr, so werden deine zwei ältesten Söhne bald zu Grunde gehen; aber den Palmbaum, deinen jüngsten Sohn, mußt du ziehen lassen, daß er seinen Brüdern beistehe, sonst sind sie für dich verloren."

Als der König das hörte, gab er seinem jüngsten Sohn ein Pferd und Schwert, und ließ ihn mit Thränen von sich.

Aber der jüngste Königssohn zog aus in die Welt, und ritt weit umher, und ihm war es wohl im Freien, und sah viel Land und Leute, und erwieß sich überall, wo er herbergete, als ein braver Rittersmann. Und kam so weit fort in ferne, ferne Länder. Es geschah aber eines Abends, da kam er in einen dichten Wald, und fand keinen Ausgang. Wie er so ritt, siehe, da standen zwei Männer am Wege, und wie er sie fragte, wo der Weg hinginge aus dem Walde, da erkannte er seine ältern Brüder, und freuete sich über sie. Sie aber fingen an zu schelten, und sagten: „Können wir, die wir klüger sind, kaum durch die Welt uns schlagen, wie willst du durchkommen, der du einfältig bist.“ Denn die ältern Königssöhne waren klüger für die Welt, dem jüngern aber fehlte die Weltklugheit.

Jetzt ward es Abend; nur selten fiel am Abhange des Bergwaldes ein Strahl der untergehenden Sonne durch die Fichtenstämme. Da beriethen die drei Königssöhne, welchen Weg sie einschlagen wollten, daß sie eine Herberge fänden. Und sie wendeten sich nach der Höhe des Berges, ob sie von oben nicht ein Haus, oder nur ein freies Feld erblickten. Da kamen sie vorbei an einem Amei-

senhaufen. Den wollten die älteſten Brüder zerwühlen, daß ſie ſehen könnten, wie die Thierlein ihre Eier herumſchleppten. Aber der jüngſte Bruder ſtieg von ſeinem Pferd, und wehrte ihnen, daß ſie's nicht thäten. Und als ſie vorbeigingen, da redete ihn der Ameiſenkönig an, und ſprach: „Wer „du auch ſeyn magſt, Fremdling, ich danke dir, „daß du deinen Reiſegefährten wehrteſt, und ſo „großes Unglück von uns armen Thierlein abwen„deteſt. Wenn ich dir einmal nützen kann, ſo komm „nur, und du ſollſt ſehen, daß ich dir Alles mit „Freuden thue."

Und ſie gingen eine kleine Strecke weiter, und kamen an einen See, der war bedeckt mit einem ganzen Schwarm Enten. Da wollten die älteſten Brüder drüber her, und ſich einige erlegen, daß ſie ein Abendeſſen hätten. Aber der jüngſte Bruder wehrte ihnen, und ſagte: „Laßt die armen Thiere. Wir werden doch dieſen Abend etwas zu eſſen finden." Und ſie ließen die Enten in Ruhe. Als ſie aber vorbei gingen, ſchwamm der König der Enten herzu, und dankte dem jüngſten Königsſohn, und ſagte: „Wenn ich dir einmal in etwas dienen kann, „ſo ſoll's mit Freuden geſchehn."

Darauf gingen ſie weiter, und kamen an einen Eichbaum, darin ſich ein Schwarm Bienen eingebaut hatte, und es war ſo viel Honig in den Zellen, daß er am Stamm herunter floß. Als die zwei älteſten Königsſöhne das ſahen, wollten ſie Feuer in die Baumhöhle machen, daß die Bienen umkämen, um ſich den Honig zu faſſen. Da wehrte aber der jüngſte wieder ab und ſagte: „Laßt die armen Thierlein! „bringt ſie nicht um des Bischen Honigs willen „um.“ Und ſie wollten weiter ziehen, da flog die Bienenkönigin heraus, dankte ihm, und ſprach: „Kann ich die einmal mit etwas dienen, ſo befiehl „nur, ich will's mit Freuden thun.“

So gingen ſie noch eine kleine Strecke und kamen aus dem Walde. Da ſtand ein altes Schloß, in dieſem wollten ſie herbergen. Das Schloß war aber ganz wunderſam gebaut, und nichts Lebendiges war drinnen. Sie gingen ein durch das Thor, und der jüngſte führte ſein Pferd in einen Stall; da ſtanden lauter ſteinerne Pferde. Sie gingen die Stufen hinauf, da kamen ſie auf einen Vorplatz, der war mit Marmor geplattet, und hohe Säulen bildeten die drei Eingänge. Den einen bildeten ſilberne Säulen, den andern bildeten goldne Säulen, und den dritten Eingang bildeten gar diamantne Säulen. Und ſie

gingen ein durch den ersten Eingang, und kamen in eine Reihe Zimmer, darin Alles, Wände und Geräthschaften, von getriebenem Silber war. Aber sie gingen durch alle Zimmer, und fanden am Ende eine Thüre, die verschlossen war durch drei Schlösser. Aber durch ein Lädlein konnte man hinein sehen in das Gemach. Und drinnen am Tische saß ein altes eisgraues Männlein, dem der Bart ging bis auf die Füße. Diesem riefen sie zu, aber es hörte nicht. Sie riefen ihm zum zweitenmal, aber es hörte nicht; und sie riefen ihm zum drittenmal, da stand es auf, und kam heraus, und empfing sie freundlich, und bewirthete sie den Abend auf's allerbeste, und wieß ihnen weiche Betten mit seidenen Vorhängen zu Schlafstätten an. Aber es sprach kein Wort, und antwortete auf keine ihrer Fragen. Doch den drei Königssöhne behagte es wohl, daß sie in eine so gute Herberge gekommen waren.

Als sie aber am andern Morgen erwachten, lag jeder zwar in einem schönen Zimmer, darin aber alle Thüren verschlossen waren, daß Keiner von ihnen herauskommen konnte; und bei dem ältesten stand das eisgraue Männlein mit dem langen Barte, und winkte ihm, daß er ihm folge. Dieser folgte ihm aber ganz ängstlich, und sie gingen ein durch den

goldenen Eingang, und kamen in einen großen geräumigen Saal, darin Alles von getriebenem Golde gearbeitet war. Und der Alte wies mit seinem schwarzen Stab über die Thüre. Da standen die Worte: „Jeder Fremdling, der die Schwelle dieses Schlosses betritt, muß es versuchen, drei Arbeiten zu vollbringen. Wenn er diese glücklich ausführt, so ist sein Glück auf immer gegründet; vollbringt er sie nicht, so mag er als Stein bis zur Stunde der Erlösung harren auf dem Flecke, wo ihn der letzte Strahl der Abendsonne bescheint."

Als der älteste Königssohn diese Worte gelesen, begehrte er die erste der Arbeiten zu wissen, und stand zwischen Furcht und Hoffnung, ob er sie wohl vollbringen könnte.

Da berührte das Männlein mit seinem Stabe die Wand, und es sprang eine Thüre auf, und der Königssohn sah ein Gemälde, das stellte die Gegend dar, wo der Ameisenkönig seinen jüngsten Bruder angeredet hatte. Und darunter standen die Worte: „Drei tausend Perlen, der Hauptschmuck der Prinzessin Pyrola und ihrer

zwei Schwestern, liegen hier im Moose zerstreut. Diese hast du zu sammeln, daß auch die letzte nicht fehlet.

Aber der Königssohn erkannte die Gegend, und eilte hinaus, und sammelte eifrig. Doch Mittag kam, und er hatte nicht hundert beisammen; die Sonne ging unter, da hatte er noch nicht dreihundert gesammelt; und der letzte Sonnenstrahl traf ihn, da sank er nieder, und war Stein.

Den andern Morgen stand das graue Männlein beim zweiten Königssohn, und winkte ihm mit seinem schwarzen Stabe, daß er ihm folge, und er folgte ihm. Und das Männlein zeigte ihm auch die Ueberschrift über der Thüre im goldenen Saale, und zeigte ihm das Gemälde. Da eilte der zweite Bruder auch hinaus, und sammelte emsig, und sammelte bis an den Abend; aber er hatte keine dreihundert der kleinen Perlen beisammen, da ging die Sonne unter, und er sank nieder, und war ein Stein, wie sein Bruder.

Nun kam der dritte Morgen. Da stand das eisgraue Männlein bei dem jüngsten Königssohn, und führte auch ihn in den Saal, und ließ ihn die Schrift lesen über der Thüre, und zeigte ihm

das Gemälde, und winkte ihm hinaus zu gehen, weil er traurig da ſtand. Da ging der dritte Königsſohn hinaus, und ſah die kleinen, kleinen Perlen ſo weit zerſtreut und im Mooſe verſteckt; und als er das ſah, und merkte, daß es unmöglich ſey, ſie zu ſammeln, bis auf die letzte, da ſetzte er ſich hin, und weinte bitterlich, und beklagte ſeinen armen Vater, der jetzt alle ſeine Kinder verloren habe. Und wie er ſo weinte, und wehklagte, da hörte er eine Stimme ihm rufen: „Warum weinſt du, lieber Fremdling?“ Da ſah er auf, und erblickte den Ameiſenkönig, und klagte dem ſeine Noth.

Der Ameiſenkönig aber ſprach: „Iſt es weiter „nichts? o dann ſey nur ruhig, dann ſoll dir bald „geholfen ſeyn.“ Als er dieß geſagt, ging er in den Ameiſenhaufen, und kam bald mit mehr denn fünftauſend Ameiſen hervor, und alle ſammelten an den Perlen, und zählten ſie dem Königsſohn in den Hut; und als er ſie alle hatte, bis auf die letzte, da ſprach der Ameiſenkönig: „Gehe hin, du „haſt ſie alle! und danke mir nur gar nicht, denn „du haſt noch mehr um uns verdient, als dieſen klei„nen Gefallen.“

Da lief der jüngſte Königsſohn hinein in das Schloß, und brachte dem Männlein die Perlen. Und das eisgraue Männlein erſtaunte darüber; und

führte ihn wieder in den goldenen Saal, und berührte eine andere Wand. Diese that sich wieder auf, und es stellte sich ein Gemälde dar, das den See bedeutete, worauf der Entenschwarm sich aufhielt, und darunter standen die Worte: „In der Tiefe des Sees liegt der Schlüssel zu dem Schlafgemach der Prinzessin Pyrola und ihrer zwei älteren Schwestern. Du mußt ihn gefunden haben, ehe die Sonne untergeht.“

Und der Königssohn erkannte den See, und eilte hinaus, und kleidete sich aus, um hinein zu waten und den Schlüssel zu suchen. Doch wie er hineinsteigen wollte, da schwamm der König der Enten zu ihm her, und fragte: „Was begehrst du, „lieber Fremdling?“ Da sagte der Königssohn, was er in dem See suchen wollte. Aber der Entenkönig antwortete: „Der See scheint zwar nicht sehr tief, allein sein Grund besteht aus einem weichen „und tiefen Schlamm, worin du untersinken würdest; „laß mich für den verlorenen Schlüssel sorgen.“ Und er befahl allen Enten unterzutauchen, und den Schlüssel zu suchen. Und sie tauchten unter, und gleich brachte eine derselben den verlorenen goldenen Schlüssel in ihrem Schnabel herzu, und der Enten-

könig überreichte ihn dem Königssohn, und sprach: „Nimm ihn hin, und danke nicht, du hast noch „mehr um uns verdient, als diesen kleinen Ge„fallen.“

Der Königssohn beeilte sich aber, und brachte den Schlüssel dem eisgrauen Männlein, und kaum hatte es den Schlüssel in Händen, da bekam es seine Sprache wieder, und dankte dem Königssohne mit Freudethränen, und sprach: „Schon zwei tau„send Jahre muß ich hier lebendig, aber stumm, „sitzen in diesem Schlosse, und auf Erlösung harren. „Nun hast du, glücklicher Fremdling, nur noch ein „Geschäft, aber das schwerste, zu vollbringen, dann „ist dein Glück und mein Glück wieder völlig ge„gründet.“

Da fragte der jüngste Königssohn, was das für ein Geschäft wäre. Aber das eisgraue Männlein führte ihn an eines der hohen Fenster des Saales, und ließ ihn hinaussehen. Man übersah daselbst eine große Wildniß, die sich so weit in die Ferne hinauszog, daß man ihr Ende nicht ersehen konnte. Darauf sprach das eisgraue Männlein zu ihm: „Sieh, „mein Sohn! diese Wildniß war einst ein blühen„des Land, übersäet mit volkreichen Städten, „Dörfern, Landhäusern, Mühlen und Meyerhöfen. „Fruchtbare Felder wechselten mit Rebenhügeln

„und Wiesengründen, mit Oelgärten, Pomeran-
„zen- und Kastanienwäldern. Und ich war der
„König dieses glücklichen Reiches, war geliebt von
„meinen Unterthanen, und lebte in Frieden mit
„allen Nachbarsfürsten. Was mich aber am meisten
„beglückte, waren drei engelfromme und wunder-
„schöne Töchter, Rubia, Briza und Pyrola,
„die der Himmel mir und meiner Gemahlin in
„den drei ersten Jahren meiner Regierung schenkte.
„— Doch kein Glück dieser Erde ist vollkommen,
„und auch das unvollkommene Glück ist nicht im-
„mer dauernd. Dieß habe ich, leider! erfahren."

Bei diesen Worten kamen dem eisgrauen Kö-
nige die Thränen in die Augen, er lehnte sich an
des jungen Königssohnes Arm, und weinte eine
Weile in der Stille. Endlich richtete er sich wieder
auf, trocknete seine Thränen, und fuhr fort: „Ich
„hatte die Mutter meiner Töchter nicht recht ge-
„kannt, als ich sie zur Gemahlin wählte, sonst
„hätte mich nichts in der Welt dazu bewegen
„können, daß meine Wahl gerade sie getroffen
„hätte. Denn sie war eine Serpentine. Du
„verstehst vielleicht besser, was eigentlich eine
„Serpentine ist, wenn ich sie die mit den
„Namen Höhlenweib, Schlangenmutter

„nenne, wie ſie auch an andern Orten genannt „werden, weil ſie urſprünglich in dunkeln Berg„höhlen leben, und dort giftige Schlangen und „Salamander aus allerlei Wurzeln und Kräutern „kochen, die ſie denn zum Eckel und zur Pein „für die Menſchen aus ihren Höhlen auf die Erde „herausſchicken. Solch eine Serpentine war meine „Gemahlin, und ſie wußte ſich lange vor mir zu „verbergen. Erſt als meine jüngſte Tochter Pyrola „ſchon ſechzehn Jahre alt war, kam ich zufällig „einmal unvermuthet in ihr Gemach, und fand „ſie, als ſie eben bei verſchloſſenen Läden vor einer „Kohlpfanne ſaß, und aus einem daraufſtehenden „Keſſel neue Schlänglein ſchöpfte. Mein erſter „erſtarrender Schreck löſ'te ſich ſogleich in Zorn, „und ich fiel unbedacht mit einem Strom von „ſchmähenden Worten über ſie her. — Da erhob „ſie ſich aber, und ſchwang ihren Rührlöffel über „ihrem Haupte und murmelte etliche fremdlautende „Worte, und mit einem fürchterlichen Knalle „verſank meine ganze Hauptſtadt und mein gan„zes Reich zumal in dieſe unabſehbare Wildniß. „Ich ſank zugleich in eine todähnliche Ohnmacht. „Als ich wieder daraus erwachte, hatte ſie ſchon „meine ältere Tochter, Rubia, durch ein Stück „Zucker, die zweite, Briza, durch einen Löffel

„Syrup, aber meine jüngſte, geliebteſte Tochter,
„Pyrola, durch Honig zu ewig ſchlafenden Jung-
„frauen verzaubert, und mich brachte ſie darauf
„durch Berührung mit ihrem Zauberſtab in meinen
„vorigen kläglichen Zuſtand. — Iſt es dir nun,
„o Fremdling, vom Glück beſcheert, daß du noch
„vor Sonnenuntergang, ohne vorher auf eine An-
„dere zu rathen, am Athem erkenneſt, welche von
„den dreien äußerlich ganz gleich geſtalteten Jung-
„frauen vor zwei tauſend Jahren den Honig gegeſ-
„ſen, ſo iſt die Erlöſung geſchehen, mein Reich
„wird ſich alsdann ſogleich wieder aus dieſer Wild-
„niß erheben, ich trete wieder in mein voriges Man-
„nesalter zurück, meine Töchter erwachen von ihrem
„ewigen Schlafe, und ſelbſt Alle, die früher die
„Erlöſung nicht zu Stande bringen konnten, und
„zu Steinen verwandelt wurden, erhalten ihr Leben
„wieder und ihre vorige Geſtalt. Dann bin ich wie-
„der der glücklichſte Vater auf Erden, und willig
„trete ich dir für deine Wohlthat meine Krone und
„mein Reich ab.“

Als er dieſes geſagt, führte der unglückliche König den Königsſohn heraus, und ſchloß die dritte Säulenpforte auf. Da waren alle Zimmer mit edeln Steinen von allen Farben geziert;

Wohlgerüche und ſanfte Töne ſchwebten aus dem Hintergrunde hervor; Kühlung wehte ihnen entgegen; und in einer Bettſtätte, die mit Laubwerk von grünen und farbigen Edelſteinen umgeben war, lagen in dem höchſten, mittelſten Saale, wie todte Marmorbilder Rubia, Briza und Pyrola, alle drei von ausnehmender aber gleicher Schönheit. Die Pracht des Saales, und die Schönheit der Prinzeſſinen, die Muſik und die Wohlgerüche betäubten den Königsſohn, daß er nicht mehr wußte, was er da thun ſollte, bis ihn der König des Schloſſes daran erinnerte, und ſprach: „Die Sonne „ſteht im Mittage. Wenn ſie niedergeht, und du „haſt noch nicht erkannt, welche die jüngſte iſt, ſo „trifft dich gleiches Schickſal, wie deine Brüder, „und ich muß wieder ſtumm ſitzen, wie vorher, „bis ſich wieder ein anderer Fremdling hierher ver„irrt. Erkennſt du aber, ohne zu rathen, meine „Tochter Pyrola, ſo iſt ſie deine Gemahlin, „und du erbſt mein Reich.“

Der jüngſte Königsſohn aber eilte hinaus, und jammerte und weinte, und der Wald hallte wieder von ſeinen Klagen. Und wie er ſo klagte und jammerte, hörte er eine Stimme ihm rufen, und zu ihm ſagen: „Was klagſt du, lieber Fremd-

„ling?“ Da ſah er auf, und erkannte die Bienenkönigin auf dem Baumſtamme ſitzen. „Ach!“ ſagte er, „wie kann ich erkennen, welche von drei „Prinzeſſinen vor zwei tauſend Jahren Honig gegeſ„ſen hat?“

„Was?“ fragte die Bienenkönigin, „iſt es weiter „nichts? Wie magſt du darum auch ſo klagen? „Ich will dir eine Biene mitgeben, die ſoll um alle „herum fliegen, aber die iſt es, der ſie ſich auf die „Lippen ſetzt.“ Darauf ging die Königin hinein in die Höhle, und eine Biene flog heraus, und ſetzte ſich ihm auf die Schulter, und er trug ſie in den Saal zu den ſchlafenden Königstöchtern. Da flog ſie zu allen, und ſchwärmte herüber und hinüber, und ſetzte ſich endlich auf den Mund derjenigen, die in der Mitte lag.

Da ſprach der Königsſohn zu dem eisgrauen Könige: „Die mittelſte iſt Pyrola, deine jüngſte „Tochter.“ Und kaum hatte er das geſagt, da krachte und donnerte und blitzte es, als wollte die Erde zuſammen ſtürzen; und Alles war verändert: das kleine graue Männlein ſtand da, als ein würdevoller, majeſtätiſcher alter König; die Prinzeſſinen ſtanden in blühender Schönheit da, und umarmten ihren Vater, und die jüngſte, Pyrola, kam herzu und dankte ihrem Erretter, dem jungen Königsſohne; und der

junge Königssohn umarmte sie, und nannte sie seine Braut; Diener gingen aus und ein; im Schloßhofe war ein Pferdegetrappel; sie gingen an's Fenster, da war nicht mehr die alte Wildniß umher; eine prächtige Stadt stand da, und weiterhin sah man auch fruchtbare Felder, und viele glücklich: Fluren und Dörfer; und in den Straßen war ein Gewühl, und Alles ging so ordentlich, als wäre da gar kein Wunder geschehen, als wäre Alles beim Alten geblieben; niemand schien etwas davon zu wissen, daß hier eine Veränderung vorgegangen war.

Auch in den Saal kamen einige Diener. Da ließ der König den Königssohn nehmen und seine Tochter Pyrola, und ließ sie setzen in eine prächtige offene Kutsche, vor die er zwölf Schimmel spannen ließ, und vier und zwanzig Männer, in Purpur und Gold gekleidet, ließ er vorausreiten mit Posaunen, und ließ den Königssohn und seine Tochter Pyrola ausrufen als König und Königin des Landes. Darauf wurde ein köstlich Gastmahl gehalten, wobei es an nichts fehlte, was den Tag verherrlichen konnte. Und wie sie so da saßen in großem Jubel, ließen sich zwei fremde Ritter melden. Man ließ sie ein, und siehe da! es waren des jungen Königs Brüder. Und abermals wurde ein Fremdling gemeldet, und als er hervortrat, da sprangen die drei Königssöhne von ihren

Sitzen und bewillkommten ihn mit Freudengeschrei. Es war ihr Vater. Er hatte sich aufgemacht, seine verlorenen Söhne zu suchen, und war eben in dieser Stadt angekommen.

Drei Monate blieb der Vater der Königssöhne da, und so lang er da war, dauerten die Feste, wovon immer eines das andere an Pracht übertraf. Dann zog er mit seinen zwei ältesten Söhnen heim. Sie sollen sich von ihren ehemaligen Fehlern gebessert und in des alten Königs Reich getheilt haben. Auch soll der älteste die Prinzessin Rubia, der zweite, die Prinzessin Briza zur Gemahlin genommen, und beide sollen lange und glücklich regiert haben.

Der jüngste aber und Pyrola wurden noch über hundert Jahre alt, und beglückten ihre Unterthanen. Ein fremder König regierte nach ihm auf seinem Throne, und durch ihn wurden die Menschen wieder so verderbt, daß eine große Sündfluth über das Land kam. Und seitdem ist jenes Land versunken, und nur noch diese Sage von ihm übrig geblieben.

VI.

Das Mährchen

von

dem Stein Opal.

1.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, und einen Sohn, die er durch einen Weisen erziehen ließ; denn ihre Mutter war frühe gestorben, und er hatte zu viele Sorgen für sein Reich, als daß er viel Zeit auf die Erziehung seiner Kinder hätte verwenden können. Seit dem Tode seiner Gemahlin war der König aber traurig, und konnte durch nichts erheitert werden. Und dem ganzen Lande lag diese Traurigkeit an; denn man fürchtete, der König möge sich nach und nach zu Tode grämen. Da kamen die drei Königstöchter zu dem Weisen, und fragten ihn, was sie thun sollten, daß ihr Vater wieder Freude zum Leben bekäme; denn sie wußten, daß der Weise in Indien die geheimen Kräfte der Natur studirt, und daß er mehr denn menschliche Einsicht und Macht erlangt hatte.

„Eure Mutter wird euch das ſagen!“ antwortete ihnen der Weiſe.

„Unſere Mutter iſt ja todt, wie kann uns die „rathen?“ fragten die Mädchen.

„Geht hinaus,“ ſagte der Weiſe, „an dem Grabe „Eurer Mutter werdet ihr's erfahren.“

Da gingen ſie hinaus an das Grab ihrer Mutter, und knieten ſich nieder, und beteten kindlich fromm, und ſetzten ſich um die Urne auf dem Grab, und lehnten ſich daran und ſchlummerten ruhig ein. Da umgaukelte ſie alle ein wunderlieblicher Traum. Es war ihnen, als ſchauten ſie auf zum Himmel in das weiße lämmerartige Gewölke. Das zertheilte ſich aber plötzlich, und Harfenton und Flötenlaut umſchwebte ihr Ohr; der blaue Aether that ſich auf, buntfarbiger Lichtglanz ſtrahlte heraus, und fromme Kindlein mit goldglänzenden Flügeln ſtiegen auf Wolkenſtufen herab, und lagerten ſich um ſie her, und ſangen wunderbare Lieder. Jetzt brach ein roſiger Schein hervor, und auf einer lichten, duftigen Wolke ſchwebte ihre verſtorbene Mutter herab. Um den Leib trug ſie einen ſeidenen Gürtel mit diamantenen Sternen, und um ihr Haupt hing ein Kranz von ſtrahlenden Blumen. Sie nahm ihre lieben

Töchter alle in den Arm, und drückte ſie an ihr Herz. Da fragten ſie: „Wie kann der Vater wie„der froh werden? wie machen wir's, daß er ſeine „Traurigkeit verliert?" Und ſie antwortete ihnen: „den Stein Opal müßt ihr ihm finden, dann wird ſeine „Heiterkeit wiederkehren."

Da ſprachen die Königstöchter: „Wo finden wir „aber den Stein Opal?" Und ihre Mutter griff an ihren ſtrahlenden Blumenkranz, und gab jeder eine Lilie, und ſprach: „Dieſe ſey eure Führerin; „wenn ſie ihren Glanz verliert, dann ſeyd ihr auf „unrechtem Wege. Mehr darf ich euch nicht „ſagen."

Die Muſik, die bisher nur leiſe getönt hatte, als käme ſie aus weiter Ferne, fing wieder von Neuem an; die fromme Engelskindlein ſtiegen auf und nieder auf den lichten Wolkenſtufen; um die Mutter ſammelte ſich eine ſchöne duftige Wolke, und langſam ward ſie aufgehoben. Die Muſik tönte immer ferner, immer leiſer, bis ſich der Aether wieder mit Blau ſchloß, und die Wolkenlämmer wieder am Himmel hinzogen, wie vorher.

Es war ſchon etwas dämmerig, als die drei Mädchen erwachten. Jedes ſah ſich um, wo es

wäre, jedes fragte das andere; jedes erzählte den gehabten Traum, und jedes hatte denselben Traum gehabt. Sie waren verwundert, und wollten nach Hause gehen. Einmal noch knieten sie nieder vor dem Grab ihrer Mutter, und beteten kindlich fromm. Wie sie aber das Wörtlein „Amen" sagten, hörten sie wieder einige Töne der Musik, und in dem Augenblicke sahen sie alle zumal ihre strahlenden Blumen vor dem Grabe liegen.

Da nahm jedes eine der Lilie, und sie gingen hin zu dem Weisen, und sprachen: „Wir haben „Alle einen Traum gehabt auf dem Grabe der Mut„ter. Den Stein Opal müssen wir finden, dann „verliert unser Vater die Traurigkeit. Sprich, wo „finden wir diesen Wunderstein?"

Da sprach der Weise zu den Königstöchtern: „Ihr müßt ziehen in das Reich India. Dort ver„wahrt ihn eine Fee, genannt Tellus. Ihr müßt „aber rein sein von Lüge und Eigennutz, und viel „Wunder müßt ihr ohne Schrecken vernehmen, sonst „erringt ihr nie den gesuchten Stein. Folget diesem „Vogel!" sprach er, und faßte einen Stein von der Erde, und warf ihn in die Lüfte; und der Stein ward ein großer Vogel, der langsam voraus flog, und die Königstöchter folgten ihm.

Und sie zogen durch viele Länder und Reiche der Erde; der große Vogel zog immer voraus; und kamen sie an einen Kreuzweg, oder an einen Ort, wo der Weg sich schied, so folgten sie den Strahlen, die ihre Lilien immer nach der richtigen Straße hin warfen. Und wo sie Abends herbergeten, da brachte ihnen der Vogel immer ihre Speisen, und was sie nur brauchten.

So führte sie der Vogel immer fort, bis sie kamen in das Reich India; und sie durchzogen das Reich, und kamen an die äußerste Gränze desselben. Da verließ sie der Vogel am Ufer des Meeres, und kam nimmer zurück. Und sie saßen einen ganzen Tag an dem Rande des Meeres, und sahen vor sich die Sonne aufgehen, und sahen sie untergehen im Abendlande; und klagten unter einander, und beriethen sich, was sie thun wollten. Wie aber die Sonne untergegangen war, und der Mond herauf kam, erblickten sie nahe in den Fluthen ihren Vogel. Er wiegte sich sanft auf den Wellen des Meeres, und schien sie einzuladen, zu ihm zu kommen.

Und sie warfen sich in das Meer, und schwammen hin zu dem Vogel. Da rauschte das Wasser auf, und aus den Wellen erhob sich schwimmend ein Weib, nicht wie die Frauen der Erde, voll

wundervoller Schönheit. Sie sprach zu ihnen: „Was sucht ihr?“ „Wir suchen den Stein Opal,“ antworteten die Königstöchter. Da sprach das Weib: „Noch steht euch frei zurück zu kehren. Prüfet euch; „fühlt ihr Muth in euch, das zu sehen, zu hören, „was nur Geister bisher vernommen haben? „Ist euer Streben rein? Noch könnt ihr zurück„kehren.“

„Wir haben Muth, die Wunder zu sehen, die „der Erde Schoos verbirgt, und rein ist unser „Streben, den Stein Opal zu finden. Führe uns.“ So sprachen die drei Königstöchter, und fasseten einander bei der Hand, und tauchten mit ihr unter. Aber sie bedurften der Luft nicht mehr zum Leben, denn sie wandelten an der Hand einer Fee. Und sie kamen auf den Grund des Wassers; über ihnen brauf'ten die Wellen, und unter ihnen dröhnte der Boden.

Durch eine kühle Grotte führte der Weg. Aber die Grotte war von dem klarsten Krystall, und farbige Strahlen spiegelten sich in den vieleckichten Steinen. Und sie kamen in einen dunkeln Saal, an dessen Decke sich die Sterne drehten, und der Mond wandelte daran auf und nieder. Und sie schauten hinauf. Da schlug ihr Herz ruhiger. Aber die Sterne kreißten und drehten sich in immer

ſchnellerem Tanze, und verſchlangen ſich zu mancherlei Geſtalten, die ſie wohl an ihre frühe Kindheit erinnerten.

Da ſcholl donnernd eine Stimme durch den Saal: „Was ſucht ihr, Töchter der Oberwelt, in dem „Schooße der Erde?"

Aber die Königstöchter waren erſchrocken, und antworteten mit verzagtem Muthe: „Wir ſuchen „den Wunderſtein Opal."

Abermals erſcholl die donnernde Stimme, und ſprach: „Ihr ſeid eingetreten in das Reich der „Königin Tellus, die da Königin iſt über die Geiſter der Erde; ihr ſeid gekommen, zu holen ihr „ſchönſtes Gut. „Ohne Beſchwerde erlangt ihr es, „wenn es für euch ſelbſt iſt."

Da glaubten ſie durch Liſt ſogleich den Stein zu erhalten, und ſprachen: „Ja, er iſt für uns „ſelbſt." Und ſie blickten nach ihren Blumen; ihr Glanz war erloſchen; die Sterne verſanken; der Mond war verſchwunden, und durch den dunkeln Saal donnerte zum drittenmale die Stimme: „Ihr habt die Wahrheit verhehlt, und habt eine

„Lüge gesagt. So versinket denn in den Brunnen „der Reue!“ Und der Boden sank unter ihnen, und sie lagen in dem Brunnen der Reue.

2.

Aber der uralte König gerieth noch in größere Traurigkeit, als seine Töchter fort waren, und schickte viele Kundschafter aus gegen Morgen, und gegen Mittag, und gegen Abend, und gegen Mitternacht; aber keiner war, der ihm Kunde gebracht hatte von seinen drei Töchtern. Da wollte sein Sohn ausziehen, seine Schwestern zu suchen; der König aber gab's nicht zu, denn er fürchtete, ihn auch zu verlieren. Endlich zehrte ihn der Gram auf, und er starb in seinem hohen Alter.

Da der junge Königssohn aber die Leiche seines Vaters beerdigt hatte, neben dem Grabe seiner Mutter, ließ er seine Räthe und alle hohe Beamten zusammen kommen, bestellte aus ihnen einen Verwalter seines Reiches, nahm Abschied von ihnen, und zog aus, seine Schwestern zu suchen, nachdem

er ihnen das Wohl seines Volkes empfohlen hatte. Und er zog weit umher in fremden Landen, und kam endlich in das Reich India, und an den Strand des Meeres. Traurig setzte er sich nieder, und blieb da den ganzen Tag, und sah den Mond herauf kommen aus den Wellen. Und fern hörte er's rauschen, und blickte auf, und sah sich's bewegen im Mondenscheine. Er horchte auf, und deutlich hörte er's singen, wie Geisterton:

„Tauch unter,
Die Wunder
Der Erde zu sehen.
Kannst wohl auch erreichen
Den Stein ohne Gleichen,
Den Stein Opal.

Tauch unter,
Die Wunder
Der Erde zu sehen.
Drei Schwestern voll Treue
Im Brunnen der Reue
Gefangen sind.

Tauch unter,
Die Wunder
Der Erde zu ſehen.
Die Güter der Erden
Bereitet werden
In Tellus Reich.“

Jetzt erblickte er den Vogel, der ſeine Schweſtern hierher begleitet hatte; und da er ſah, daß der Vogel ihm winkte, warf er ſich in die Wellen, und ſchwamm hinaus. Da rauſchte das Waſſer auf, die Fee erſchien, und fragte ihn: „Was ſuchſt du?“ „Drei Schweſtern will ich erretten aus dem Brun„nen der Reue!“ antwortete der Jüngling. Darauf ſprach die Fee: „Noch ſteht dir frei zurückzukehren. „Fühlſt du Muth in dir, das zu vernehmen, was „kaum der menſchliche Sinn ertragen kann? Iſt dein „Streben rein? willſt du ſonſt nichts?“

„Mein Streben iſt rein!“ antwortete der Jüngling, „aber auch den Stein ohne Gleichen, den „Stein Opal, will ich zugleich erringen, und will „ſchauen die Wunder der Erde.“ Da faßte ſie ihn bei der Hand, und nahm ihn mit ſich in die Tiefe des Waſſers, und führte ihn ein durch die kühle

Grotte in den dunkeln Saal, wo die Sterne sich drehten und der Mond auf und nieder wandelte.

Donnernd scholl da die Stimme durch den hallenden Saal, und fragte: „Was suchst du, Sohn „der Oberwelt, in dem Schooße der Erde?" Und beherzt antwortete er: „Drei Schwestern will ich „erretten aus dem Brunnen der Reue, und will gewinnen den Stein Opal."

Da hallte abermal die Stimme durch den Saal, und rief: „Wenn es nicht deine Schwestern sind, „sollen sie dir gleich freigegeben werden. Der Stein „Opal ist aber das schönste Gut der Königin Tellus. Ohne Beschwerde erlangst du es, wenn du es „nicht für dich selber gewinnen willst" „Ich weiß es „nicht," antwortete er, „aber ich vermuthe, daß es „meine Schwestern sind. Aber den Stein Opal will „ich für mich selbst gewinnen." Und zum drittenmale hallte eine Stimme durch den Saal, und rief: „Du hast nicht verheimlicht deines Herzens Gedanken, darum sey dein Wunsch dir gewährt!" Und vor ihm that der Boden sich auf, und aus dem Brunnen der Reue stiegen auf seine drei Schwestern, und er bewillkommte sie herzlich. Der Boden aber schloß sich wieder.

Die Fee war verschwunden gewesen; jetzt trat sie wieder zu ihm, und führte ihn ein durch eine

goldene Pforte. Seine Schweſtern mußte er zurück laſſen. Da war ein großes marmornes Gewölbe Bei einer düſtern Lampe ſaß ein Greis, und las in einem großen Buche; und als die Fee zu ihm trat, ſtand er auf, und ſie ſprachen mit einander; aber der Jüngling verſtand nicht, was ſie ſprachen. Er ſchaute umher an den Wänden; da waren wunderbare Zeichen eingegraben; und er ſchaute auf zur Decke, da brannte, wie Phosphor, die Schrift: „Schickſale der Erdenbewohner.“ Und er ſah nach der Pforte, durch die er gekommen war; da las er die Worte: „Schaue! aber frage nicht!“ Darum ſchwieg er, und fragte nicht nach dem Sinne der Bilder und Züge.

Endlich trat der Greis mit der Fee wieder zu ihm, und er fiel auf die Kniee unwillkührlich. Und der Greis fragte: „Weißt du dich rein von „Sünden, Jüngling?“ „Ich bin mir keiner „Sünde bewußt, o Greis!“ antwortete er voll Ehrfurcht vor dem Ernſte des Greiſen. Da machte ihm der Greis ein Zeichen auf die Stirn, und der Fee machte er ein Zeichen in die Hand, und winkte ihnen zu gehen.

Und ſie gingen aus dem marmornen Saale durch einen dunkeln Gang, und kamen an den Eingang eines alten zerfallenen Thurmes. Die

Fee winkte ihm, ſtehen zu bleiben, und ging hinein. Er durfte aber durch die Pforte hinein ſehen. Da ſaß ein Greis an einem Rade, und ſpann die Haare ſeines eigenen Bartes mit großen Schmerzen zu einem Strick, und wie er ſpann, wuchſen ihm die Haare immer nach. Vor ſich hatte er eine Tafel aufgehangen mit wunderlichen geheimnißvollen Figuren; ähnliche Figuren waren auf den Boden gezeichnet. Als aber die Fee zu ihm trat, ſchaute er um mit einem zornigen Blick, und rief: „Was willſt du?“ Da wieß ſie ihm das Zeichen in ihrer Hand, und der Greis ward wie wüthend, und riß ſich ein Haar aus ſeinem Bart, und warf's ihr zu. Sie weilte aber nicht länger, und nahm das Haar, bracht's dem Jüngling, und knüpft' es an einen Stein an, und hieß ihn, ſich führen an dem andern Ende deſſelben, und er ſolle ſtets antworten nach ſeiner wahren Ueberzeugung, wenn er gefragt werde. Sobald er aber den Stein Opal habe, müſſe er zurücke geben, und das Haar darauf wickeln. Jetzt dürfe er fragen, was er wolle, und wenn er den Wunderſtein habe, dürfe er auch thun, was er wolle. Als ſie das geſagt, verſchwand die Fee.

Aber der Jüngling faßte das Ende des Haares, und ging weiter, und mit jedem Schritte verlän-

gerte ſich auch das Haar. Und er kam an ein Bächlein; das ſtrömte vorbei, und an dem Bächlein ſaß eine Mutter und weinte, aber alle ihre Thränen wurden Perlen, und fielen in das Bächlein, und es führte die Perlen in das Meer auf die Oberwelt, wo die Muſcheln ſie aufnahmen, und die Menſchen darnach fiſchen.

Da trat der Jüngling zu ihr, und fragte ſie, warum ſie weine. Die Mutter zeigte ihm aber jenſeits des Bächleins eine weiße Lilie, die war gewelkt auf ihrem Stengel, denn der Stengel war golden, und konnte nicht Nahrung ſaugen aus der Erde.

Und er ging weiter fort, und kam an eine Stelle, da wuchs eine Pflanze, nicht wie die Pflanzen dieſer Erde, und doch ſchien ſie das Muſter zu ſeyn, wornach alle Gewächſe gebildet ſind; und aus allen Blättlein ſang eine Stimme heraus, und begrüßte ihn mit ſanften Tönen, ſang ihm Troſt und Muth in's Herz. Da ſtrebte er mit neuem Muthe weiter, und kam an den Queckſilberſee. Drei Ströme floſſen von ihm aus, und führten das Queckſilber hinauf in die Schachten der Berge.

Aber er getraute ſich nicht weiter. Da rief ihm eine Stimme: „Jüngling, biſt du rein von Sünden, ſo ſchreite vorwärts, und du wirſt nicht unterſinken.“ Und er ſchritt vorwärts, und ging auf den

See und ſank nicht unter; und um ihn, dünkt es ihn, liefen die Ufer rings herum, und die Wellen des Sees gingen hin und her. Aber er ſchritt vorwärts, und kam jenſeits glücklich an.

Und er kam an eine Pforte von Glaſe, die verſchloſſen war von innen. Da pocht' er an, und es rief eine Stimme: „Was willſt du in der Behauſung der Elemente?"

„Ich will ſchauen die Wunder in Tellus Reich," antwortete er, „öffnet mir die Behauſung der Elemente!" Da that ſich das Thor auf, und er trat ein in die Behauſung der Elemente. Da ſtand eine irdene Säule in der Gluth der Feuerflammen; und ein Luftſtrom brach aus zur Seite, und drang hinaus auf die Oberwelt, und ein Waſſerſtrom drang aus zur andern Seite, und vertheilte ſich in den Schooß der Berge; und es dünkte ihn, als ſey die Behauſung der Elemente ein Vorbild der Berge auf Erden, die Feuer ausſpeien.

Da er aber weiter ging, kam er an eine Pforte, die war zuſammengeſetzt aus allen Metallen. Und als er anpochte, rief eine Stimme: „Was willſt du in der Behauſung der Metalle?" Und er antwortete wieder: „Ich will ſchauen die Wunder der Königin Tellus; öffnet mir die Behauſung der Metalle."

Da that sich das Thor auf, und er kam in einen runden, gewölbten Saal, wo aus einem Quell die Metalle alle hervor wuchsen, und sich ausdehnten nach allen Enden, und sich drängten in die leeren Adern der Schachte, in die Poren der Steine und blieben da liegen, hart, von mancherlei Farbe und mancherlei Güte.

Aber der Jüngling ging weiter fort, und schritt über die wachsenden Metalle hin, und kam an eine diamantne Pforte. Da er nun anklopfte an die Pforte, rief ihm eine Stimme, und sprach: „Warum „wagst du dich an die Wohnung der Königin Tel„lus?" Da antwortete er: „Ich will holen den „Stein Opal bei der Königin Tellus. „Und zum zweitenmale rief eine Stimme: „Wenn du „den Stein Opal willst für Andere, so soll er dir „werden; willst du ihn für dich, so kehre um, Jüng„ling, denn dein Streben ist vergeblich."

Wie er aber sich umkehrte, und zurück gehen wollte, da rief die Stimme zum drittenmale: „Gehe „ein! denn du bist wahr, und meidest die Lüge." Und die diamantenen Thorflügel thaten sich auf, und der Jüngling ging ein. Aber er stürzte nieder, und barg seine Augen, denn sie konnten nicht ertragen den Glanz, der auf sie eindrang. Eine Stimme rief ihm: „Stehe auf!" und er richtete sich auf,

und konnte hin sehen. Da saß auf einem Thron aus Diamant die Königin, und ihre Dienerinen um sie auf chrysolithenen Sitzen. Da standen Tische aus Onychsteinen und darauf waren Gefäße aus Rubin und Sapphir; der Boden war belegt mit Türkis und Achat; die Säulen und Pfeiler waren aus Jaspis und Porphyr; die Decke war aus Lasursteinen, und Sterne darin aus Diamanten; Wandleuchter waren da, und in der Mitte ein Kronleuchter aus Karfunkel. Aber vor dem Throne der Königin Tellus war ein Becken, darin floß ein Spiritus, der brannte in allerlei Farben. Und die Königin schöpfte von dem Spiritus aus mit einem diamantenen Löffel, und Dienerinen gingen aus und ein, und trugen sapphirene Urnen; und die Königin schöpfte ihnen von dem Spiritus in die Urnen; und sie gingen aus und träufelten ihn in die Schachten und in die Wasser, daß er Edelstein würde, und die Menschen ihn fänden, und auch hätten von der Schätzen der Königin Tellus.

3.

Als aber der Jüngling umher geschaut, und sich erholt hatte von seinem Staunen, trat er vor die Königin, und sie fragte ihn: „Was begehrst du, „Jüngling?“

Da antwortete er: „Ich komme zu holen den Stein Opal.“

Die Königin sprach: „Meiner Güter höchstes „ist der Stein Opal. Wärest du es nicht, den ich „aus Tausenden erwählt habe, hättest du nicht der „Prüfung deiner Wahrheitsliebe so ganz bestanden, „nimmer hättest du es wagen dürfen, meinem Reiche „zu nahen. — Wisse aber: der Weise, der dich er„zog, ist mir ein theurer Verwandter. Darum zog „ich dich allen Erdenbewohnern vor.“

Als sie das gesagt, griff sie mit der Hand in den brennenden Spiritus, und brachte heraus den Stein ohne Gleichen, den Stein Opal. Sie reichte ihn dem Jüngling, und sprach: „Nimm ihn hin; „mit ihm gebe ich dir Macht, in meinem Reiche „zu thun, was du für recht hältst; mit ihm gebe „ich mein unterirdisches Reich auf. Auf der Ober„welt werden wir uns wieder sehen.“ Und damit war sie verschwunden, und der Spiritus war verlo-

schen, die Edelsteine leuchteten allein noch durch die Dunkelheit der unterirdischen Nacht. Er sah der Ausgänge viele, und wußte nicht mehr das Thor, durch das er eingegangen war. Da hatte er zum Glücke noch das Ende des Haares. Und er fing an mit ihm zu umwinden den Stein Opal, und es führte ihn hinaus. Da krachte es plötzlich hinter ihm, und die Behausung der Königin Tellus war zusammen gestürzt.

Er wand immer auf an dem Haare, und es führte ihn wieder durch die Behausung der Metalle; und als er vorüber war, da donnerte es hinter ihm, und der Saal stürzte zusammen, und die Quelle der Metalle war verschüttet. Darum wachsen die Metalle im Schachte der Berge jetzt nicht mehr nach.

Als er aber ging durch die Behausung der Elemente, sprach er: „Ihr unterirdischen Mächte, du „Königin Tellus, höret mich! die Elemente sollen „fortan bleiben im Schooße der Erde!" Und die Elemente blieben, und strömen seitdem noch immer aus auf die Oberwelt.

Und er schritt wieder über den Quecksilbersee, und kam an die seltsame Pflanze, und brach sich einen Zweig derselben, und ging weiter. Da welkte die Pflanze, und sein Zweig blieb frisch.

Da kam er wieder an das Bächlein, wo die Mutter saß, und Perlen weinte, wo jenseits die gewelkte Lilie stand, und sprach zu ihr: „Sprich, „was bedeutet die Lilie auf dem goldenen Sten„gel?“ Da antwortete die Mutter: „Die Lilie „auf dem goldenen Stiele bedeutet meine Tochter „Tellus, die ich unglücklich gemacht habe.“

„Wie hast du denn deine Tochter unglücklich „gemacht?“ fragte der Jüngling. Da antwortete die Mutter: „Sie war glücklich auf der Ober„welt, und freuete sich über Blumen und Bäume „und Berge und Thäler, und wußte nichts von „irdischem Gut. Da kam eines Abends ein Mann „zu uns, und ließ sie wählen zwischen einer Lilie, „und dem Stein Opal. An der Lilie, sprach er, „hinge das Reich der Oberwelt, und die Freude „an Wald und Flur. Auch hänge von ihr ab das „Reich der Gemüther und der Freundschaft und „Liebe; mit dem Stein Opal stehe aber in Ver„bindung das Reich der Elemente und der Erden„güter, der Reichthum der Metalle und Perlen und „Edelsteine. Da griff meine Tochter nach der Lilie; „aber ich rief ihr zu, und winkte ihr auf den Stein „Opal, denn mein Herz hing an den Gütern dieser „Erde; und sie nahm den Stein, gehorsam dem „Winke der Mutter. Sie bekam zwar das Reich

„der Erdengüter, aber ihr Herz welkte unter den „todten Steinen, und trauerte. Da erschien mir „der ehrwürdige Greis, den du gesehen hast im „Saale, wo die Schicksale der Erdenbewohner ein„gegraben stehen, und führte mich hieher. Und hier „muß ich nun büßen, und Perlenthränen weinen, „bis ein Anderer den Stein Opal besitzt, und ihn „nimmt auf die Oberwelt."

„Komm, Mutter der Perlen," sagte der Jüngling, „ich habe den Stein Opal, und nehme ihn „mit auf die Oberwelt." Die Mutter der Perlen folgte ihm, und sie kamen wieder an den Thurm, darin der Alte saß, und spann. Er trat hinein, und fragte ihn: „Was spinnest du die Haare deines „eigenen Bartes mit großen Schmerzen zu Stricken?"

Da antwortete der Greis: „Darum, daß ich „an dem Stricke mich niederlasse ins Meer „der vergangenen Zeit, und wieder hole „die verlorenen Stunden. Darum geize ich mit „den Haaren und mit der gegenwärtigen Zeit." Und als er das gesagt, warf er ihm einen zornigen Blick zu.

Und die Fee stand wieder bei ihm. Aber der Jüngling fragte: „Wo ist das Meer der ver-

„gangenen Zeit?“ und faßte den Alten mit seinem Rade, und trug ihn mit sich. Da führete ihn die Fee hinaus, und zeigte ihm einen unergründlichen Abgrund. Da warf der Jüngling den Greis hinab, und sprach: „Gehe hinab in die „Vergangenheit! Du warst, und die Zeit war. „Warum hast du sie dir vorüber gehn lassen? Warum bist du nicht mit ihr gegangen?“

Und die Fee nahm den Jüngling bei der Hand, und stürzte sich mit ihm hinab in die Fluthen des Meeres der Vergangenheit, und sie schwammen an das andere Ufer; da saß seine ältere Schwester, die erste der Königstöchter, und schaute hinab auf die Tiefe des Meeres, auf die Thaten der Menschen, deren Bild sich darauf spiegelte. Und vor sich hatte sie eine Tafel, und grub die Thaten darauf mit einem diamantenen Griffel.

Der Jüngling umarmte aber seine älteste Schwester, und nannte sie Wara, und nahm sie mit sich.

Die Fee führte sie weiter, und sie traten ein in einen Garten, schöner, denn die Gärten der Sterblichen. Ein Regenbogen war gezogen um die Decke des Himmels, und alle Farben lachten nieder auf den Garten; schönere Blumen blühten darin, und hauchten Wohlgerüche, süßer, als die

Düfte der irdiſchen Blumen. Aber in der Mitte des Gartens ſtand eine Laube von Roſen und Jasmin, und drinnen ſaß die zweite Schweſter des Jünglings, die zweite Königstochter, auf einem Sitze von Roſen und Lilien, und flocht Kränze aus den Blumen, die nie welkten.

Aber der Königsſohn winkte ihr, und nannte ſie Noſſa, und ſie nahm zwei ihrer nimmer welkenden Kränze, und folgte ihm. Und die Fee führte ſie weg, und ſie kamen an eine Stelle, da glühete ein mächtiges Feuer in ungeheurer Lohe, und mehr, denn tauſend Flammen, züngelten roth und weiß und blau daraus in die Höhe, wie feurige Wellen. Aber in der Mitte des Feuermeeres ſaß in himmliſcher Klarheit, mit ſtiller Ruhe und ſanfter Gelaſſenheit die dritte Königstochter, die dritte Schweſter des Jünglings, und winkte ihnen.

Da ſchritten ſie über die Flammengluth ohne Schaden zu ihrer Schweſter, und der Jüngling nannte ſie Gefione, und nahm ſie mit ſich, und ſie ſchritten jenſeits aus dem Feuer. Und die Fee ſtand wieder bei ihnen. Da fragte der Jüngling: „Wohin führeſt du uns jetzt?“ Da winkte ihm die Fee, und ſie gingen ihr nach, und kamen an einen Brunnen. Da fragten die drei Königstöchter: „Wie heißt der Brunnen?“ „Er

„heißt Brunnen des Lebens," antwortete die Fee, und ſchöpfte aus dem Brunnen mit kryſtallener Schale, und reichte ihnen zu trinken; und Alle tranken davon, und ſanken in tiefen Schlummer.

4.

Der Königsſohn hatte einen wunderbaren Traum. Ihm war, er ſehe die Königin Tellus, wie er ſie geſehen hatte in ihrem Reiche. Aber in ihrer Krone trug ſie den Stein Opal. Da däucht' es ihn, der Stein Opal falle heraus, und er ging hin, und hob ihn auf. Da welkte plötzlich die Königin Tellus zuſammen, und ſank nieder, und die Erde that ſich auf, und ſie ſank unter, und Blumen und Raſen wuchſen drüber her. Aber aus dem Raſen erhob plötzlich eine Lilie, weißer als der Schnee, ihr reines Haupt, und blühete in ungewöhnlicher Fülle.

Aus dieſem Traume erwachte der Jüngling. Aber wie erſtaunte er? Er ſaß auf dem Throne ſeines Vaters, bei ihm ſaßen ſeine drei Schweſtern, Wara, Noſſa und Geſione, und vor ihn trat ſein Lehrer, der alte Weiſe, und

reichte ihm den Stein Opal, aus welchem die Lilie hervorwuchs, die er im Traume gesehn hatte.

Als aber der junge König den Stein und die köstliche Lilie berührte, da schwoll die Blume auf, und ward größer mit jedem Augenblick, es öffnete sich ihr Kelch, und aus ihm trat hervor in wundervoller Schönheit die Königin Tellus.

„Sie sey deine Gemahlin," sagte der Weise, „Sie ist meine Tochter, sey du mein Sohn." Und Nossa kam und schwang ihre Blumenkränze ihnen um das Haupt, einen dem Könige, ihrem Bruder, und den andern der Königin, ihrer neuen Schwester. Und das Volk hörte von drr Wiederkunft seines Königs und von seiner Vermählung, und kam nun mit Jauchzen und Jubel, ihnen zu huldigen.

Aber die Wunderlilie, die sich wieder geschlossen hatte, und den Stein Opal hob der König wohl auf, und gründete mit seiner Gemahlin ein Reich des Segens und des Glückes. Er brachte die Güter und Schätze der Erde über seine Unterthanen; sie brachte das Glück des Himmels und seine Güter auf sie hernieder. Aber die drei Königstöchter wandelten umher in dem Lande, und vertheilten die köstlichen Gaben unter die Menschen, und erschienen überall als gute, wohlthätige Engel.

Der Weiſe aber hatte ſeine Frau, die Mutter der Perlen, geſucht, und ſie pflanzten mit einander den Zweig der ſeltſamen Pflanze, den der Jüngling mitgebracht hatte; und der Zweig wuchs auf, als ein Palmbaum an ihrem Schloſſe, und brachte Frieden über das glückliche Land, und ſeine Blätter fangen Zufriedenheit in die Gemüther der Vorübergehenden.

Es iſt aber untergegangen dieſes ſeelige Reich. Wie lang es gedauert — — niemand weiß es. —

Der Stein Opal ging wieder verloren. Aber Mächtige dieſer Erde ſollen ihn manchmal wieder gefunden haben. —

Die Lilie iſt verloren gegangen. — Vielleicht, daß ſie von einer ſtillen, tief ahnenden Seele wieder gefunden wird! Es iſt aber nicht zu hoffen, daß je wieder die Lilie ſo ſchön verbunden werde

mit dem Stein Opal, als ſie es war in jenem Reiche.

Die drei Königstöchter, Wara, Noſſa und Gefione aber wandeln immer noch um in dem Reiche, doch nur in wenige Hütten treten ſie ein.

VII.

Das Mährchen

von

Thäddel,

dem kleinen Schneiderlein,

genannt Tauſendſaſa.

1.

An dem untern Ende eines Dorfes ſtand eine Mühle, und neben derſelben hatte ein armer Taglöhner ſeine Hütte erbaut, die er mit Weib und Kindern bewohnte.

Die Mühle hatte Jahr aus, Jahr ein ihr reichliches Waſſer, Tag und Nacht klappte das Mühlwerk, und nie ſtand einer der Mahlgänge ſtill. Wer Früchte zum Mahlen brachte, wurde im Sommer, wie im Winter, bei Regen und bei trockener Jahreszeit immer ſchnell gefördert; darum zogen auch die Bewohner der Umgegend dieſe Mühle jeder andern vor, und täglich kamen Wagen und Karren, mit Früchten beladen, und fuhren mit dem Mehle wieder zurück.

Daher kam es, daß dort auch der Taglöhner immer

Geschäfte fand, zumal da er die Mühlarbeit gut verstand; und als Ildefons und Hilderich, seine zwei ältesten Knaben allmählig kräftig heran wuchsen, fanden auch diese täglich Arbeit und Verdienst in der Mühle.

Die Frau des Taglöhners war reinlich und thätig in ihrem Haushalte, und stand ihm mit Ordnungsliebe und Sparsamkeit vor. Daher kam es, daß sich die Familie aus ihrer anfänglichen Armuth nach und nach zu einem gewissen Wohlstande erhob, und da alle gesund waren, herrschte gewöhnlich Heiterkeit und Frohsinn in der Hütte.

Um so mehr fiel es der Frau einst auf, daß ihr Mann seit einigen Tagen bei Tische und in den Feierstunden im Kreise der Seinen nicht mehr so heiter war, als sonst. Sie fand ihn oft, in tiefes, düsteres Nachdenken versunken dasitzen, und schloß daraus, daß er krank seyn müsse.

Sie schlug ihm deßhalb vor, sie wollten miteinander nach der Stadt gehen und den Arzt zu Rathe ziehen. „Ach," antwortete der Mann, „was mich drückt, kann mir keine Arzenei abnehmen."

Da ward die Frau noch besorgter, als vorher, und drang in ihn, daß er ihr vertrauen möge, welchen Kummer er auf dem Herzen habe. „Können wir ihn auch nicht ganz verscheuchen," so schloß sie, „so wird

er dir doch leichter werden, wenn wir ihn gemeinschaftlich tragen."

„Du haſt Recht," antwortete der Mann, „ich war ein Thor, daß ich dir ſo lange verſchwiegen habe, was mich drückt. Du haſt mir ſchon ſo manche Sorge des Lebens durch deinen klugen Rath verſcheucht, oder durch treue Theilnahme erleichtert. Darum hätte ich dir auch ſchon früher ſagen ſollen, was mich mit trüber Sorge erfüllt: es iſt die Zukunft unſeres Kleinen."

„Thäddels Zukunft?" fragte die Mutter ganz verwundert. „Ei," fuhr ſie fort, „der arme Kleine iſt ja noch ein Kind! Laß ihn erſt ein Paar Jahre älter ſeyn!"

„Er iſt heute vierzehn Jahre alt," verſetzte der Mann, „und iſt noch ſo klein und ſchwächlich, als wäre er ein Kind von fünf bis ſechs Jahren. Der wird in ſeinem ganzen Leben nicht ſo ſtark, daß er einen Stock tragen, oder die Hacke und den Spaten führen kann. Da kam mir dann in dieſen Tagen der Gedanke, daß wir bei aller Geſundheit und Rüſtigkeit doch eben auch nur Menſchen und nicht ſicher ſind, ob wir heute oder morgen von unſerm Tagewerke abgerufen werden. Wer wird aber für den Kleinen ſorgen, wenn wir einmal nicht mehr da ſind?"

Die Frau meinte, er habe dann ja doch ſeine

beiden ältern Brüder, die sich seiner in brüderlicher Liebe annehmen würden. Der Vater sprach aber: „Ildefens und Hilderich werden genug zu thun haben, sich selbst ehrlich durch die Welt zu bringen. Sie bleiben auch nicht so. Jeder wird sein eigen Hauswesen gründen, und da müssen sie sich für Frau und Kind rühren, und können nicht auch noch für einen Bruder sorgen. Wer sonst aber wird das kleine Bürschchen bei sich aufnehmen, das sich in keinem Hauswesen nützlich zu machen versteht, obgleich es sonst einen klugen Kopf hat?"

„Ei nun!" versetzte die Mutter, „ich möchte auch nicht, daß mein Kind von fremden Leuten nur um Gotteswillen ernährt und gekleidet würde. Es gibt ja der Handthierungen so viele und mancherlei, die nicht eben große Körperstärke erfordern, und doch ihren Mann reichlich ernähren. Ein solches Geschäft muß Thäddel erlernen, um sich einst nach unserm Tode ehrlich durch die Welt zu bringen."

„Das ist es eben, was mir Sorge macht," fiel ihr der Mann ins Wort. „Ich habe mich schon all die Tage her besonnen, und finde doch keine Handthierung für ihn." Die Frau besann sich nun auch auf ein Geschäft für ihren Liebling, und so saßen beide nachsinnend auf der Bank vor ihrer Thüre, und bemerkten nicht, daß sich ihnen jemand näherte.

„Guten Abend!“ grüßte da plötzlich eine Stimme, und als ſie aufſahen, ſtand bei ihnen ein altes Mütterchen, eingehüllt in einen alten abgeſchoſſenen Mantel, deſſen Grundfarbe bei den vielen darauf geflickten Lappen gar nicht mehr zu erkennen war. Sie hatte die Kapuze des Mantels über den Kopf gezogen, und unter dem langen wackelnden Kinn zuſammen geheftet. Dabei ſtützte ſie ſich auf ihren dikken Knotenſtock, und ſah die beiden Leute aus ihren tiefliegenden grauen Augen mit einem durchdringenden aber freundlichen Blicke an. Sie ſetzte ſich hierauf ohne Umſtände zu ihnen auf die Bank.

„So, Winfriede?“ ſagte die Mutter, nachdem ſie den Gruß erwiedert hatte, „Ihr lebt noch? Ihr habt Euch in ſo langer Zeit nicht mehr ſehen laſſen, daß ich glaubte, ihr wäret ſchon längſt geſtorben!“

„Nun, nun, damit hat's noch gute Zeit!“ verſetzte die Alte, etwas unzufrieden. „So lange her iſt's aber auch nicht, ſeit ich das letzte Mal bei Euch einſprach, ein Paar Jährchen. Ja heute ſinds gerade vierzehn Jahre. Wißt Ihr noch? Ihr hattet damal eben ein ganz kleines Kindlein vom Himmel beſcheert bekommen, und waret damit beſchäftigt, es zu wickeln. Das muß nun doch auch ſchon ziemlich herangewachſen ſeyn. Wo ſteckt denn der Kleine? Ich glaube Thäddel wolltet ihr ihn heißen?“

„Er hat die Ziegen vors Oberdorf geführt, um sie da weiden zu laſſen!“ antwortete die Mutter. „Es iſt wahr,“ ſetzte ſie hinzu, „Ihr waret an jenem Tage bei mir, und habt auch dem Kinde ein Andenken eingebunden. Wißt Ihr's noch?“

„Ei, ja wohl!“ verſetzte die Alte. „Habt Ihr ihm den Fingerhut doch wohl aufgehoben? Er wird ihn bald brauchen können.“ — „Ein Wunder iſt's,“ verſetzte die Mutter, „daß er ihn nicht verloren hat. Man weiß ja, wie die Kinder ſind. Aber Thäddel iſt nicht ſo, wie die Andern. Schon ſeit ſeinem ſechſten Jahre verwahrt er ihn ſelbſt, und hat ihn in all dieſer Zeit nicht verloren. Jetzt trägt er ihn immer bei ſich. Ja,“ fuhr ſie fort, kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen! So heißt's im Sprichwort, und ſo ergeht's uns jetzt. Wir haben eben über Thäddels Zukunft nachgedacht, als Ihr zu uns kamet.“

„Um ſeine Zukunft wird Euch doch nicht bange ſeyn?“ fragte die Alte mit ganz zuverſichtlichem Tone. „Der wird Euch einmal noch große Freude machen, mehr als die beiden Großen. Aber er iſt jetzt in den Jahren, wo er zu einem Geſchäft kommen muß. Was ſoll er denn werden?

„Er iſt ja zu allen Geſchäften zu ſchwach und zu klein!“ fuhr der Vater halb unwillig auf. „Ich

weiß kein Geſchäft für ein ſo ſchmächtiges, eindärmiges Bürſchchen!“ — „Geh, ſchelte mir Klein-Thäddel nicht! Was kann er dafür, daß er ſo klein geblieben iſt?“ ſagte die Mutter begütigend. „Mir iſt etwas eingefallen!“ ſetzte ſie plötzlich heiter hinzu. „Er ſoll ein Schneider werden; Kleider braucht jedermann, und die Nadel und die Elle zu führen, dazu iſt Thäddel nicht zu ſchwach.“

„Ein Schneider?“ fragte der Vater mißbilligend, „wie kommſt du gerade auf den Schneider?“ — „Der Fingerhut hat mich an den Schneider erinnert!“ antwortete ſie. „Haſt du aber nicht geſehen,“ fragte der Vater weiter, „daß die Schneider das Zuſchneiden mit einer großen Scheere verrichten, die unſer Kleiner noch nicht regieren kann? Haſt du auch an das große eiſerne Bügeleiſen gedacht, womit die Schneider die Näthe ausglätten müſſen? Und wenn er gar einmal einem großen Manne ein Kleid anmeſſen müßte, ſo könnte er ja nicht einmal an ihm hinaufreichen.“

„Ei,“ fiel ihm die Alte in's Wort, „wie macht Ihr's denn, wenn Ihr die Kirſchen dort auf Eurem Baume brecht? Könnt Ihr denn hinaufreichen?“ — „Nein,“ verſetzte der Mann, „ich nehme dazu eine Leiter.“ — „Gut,“ fiel ihm die Alte ein, „ſo mag ſich Thäddel zum Anmeſſen auch auf einen Schemel

oder gar auf den Tisch stellen. Und Ihr sprecht vom Zuschneiden und Ausglätten der Nathe? ei laßt ihn erst einmal lernen eine Nath zu machen. Bis er ans Zuschneiden kommt, wird auch geholfen werden."

„Nun, nun, es soll mir ja lieb seyn!" brummte der Vater. „Gut!" sagte die Alte, „Ihr seid's also zufrieden, daß Thäddel ein Schneider wird? So müßt Ihr nun aber auch bald dazu thun! Lebt wohl!" fuhr sie fort, indem sie aufstand, „und denkt an die alte Winfriede. Es wird noch einmal etwas Rechtes aus ihm werden. Ihr werdet große Freude an ihm erleben!" Mit diesen Worten schied sie von ihm, und lief mit der Geschwindigkeit eines jungen Mädchens den Mühlpfad hinan, wo sie bald hinter den Hollunderbüschen verschwand.

Der Taglöhner und seine Frau hatten ihr schweigend nachgesehen, und als sie ihren Augen verschwunden war, sagte der Mann: „Der Himmel gebe, daß sie wahr gesagt hat, die alte Hexe!" — „Still, Mann! versündige dich nicht gegen sie!" erwiederte die Frau. „Die alte Winfriede ist von jeher bei uns zu Hause in Ehren gehalten worden. Alle Paar Jahre kam sie einmal, und immer ist meiner Mutter bald nach ihrem Besuch etwas Gutes begegnet."

„Wer ist sie denn?“ fragte der Vater. „Das weiß man nicht,“ antwortete die Mutter. „Sie ist uralt. Schon in meiner Jugend sah sie aus, wie heute, und hieß auch schon dazumal nur die alte Winfriede. Man weiß nicht, woher sie kommt, oder wohin sie geht. Die Leute sagten oft, sie sey eine verzauberte Prinzessin, die noch auf ihre Erlösung harre. Man weiß es aber nicht. Das ist gewiß, daß ihre Rathschläge immer gut sind, und so wollen wir ihr denn auch folgen, und unsern Thäddel so bald als möglich zu einem Schneider in die Lehre thun.“

2.

Klein Thäddel saß in dem Hohlwege vor dem obern Dorfe, und seine beiden Ziegen weideten umher an den Hecken. Er hatte die Ellbogen auf die Kniee, den Kopf auf die Hände gestützt, und sah in traurigen Gedanken vor sich hin. Da rief ihm plötzlich eine Stimme: „Wie geht's, Thäddel? weidest du die Ziegen? Du bist ja traurig! Was fehlt dir?“

Thäddel sah auf und erblickte die alte Winfriede, die ihm unbemerkt nahe gekommen war. „Ich kenne

Euch ja nicht!" sagte er. „Woher wißt Ihr meinen Namen?" — „Aber ich kenne dich!" versetzte die Alte. „Hab ich dir doch den Fingerhut eingebunden, als deine Mutter dich in die erste Windel wickelte." — „So? von Euch hab ich den Fingerhut?" fragte er, und indem er sie dabei genauer ansah, gewann er ein rechtes Zutrauen zu ihr. Sie setzte sich zu ihm, und fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit. „Ach!" seufzte Thäddel, „Euch will ich's wohl sagen. Seht ich bin so klein und schwach, und kann nicht arbeiten und Geld verdienen, wie meine Brüder, die beide schon in der Mühle Säcke tragen, und dem Bauern bei ihren Pferden und Wagen zur Hand seyn können, wofür sie Wochenlohn und manch Trinkgeld kriegen. Wenn dann der Vater und die Mutter am Sonntage zusammenzählen, was die Woche durch verdient wurde, da freuen sie sich immer am meisten, daß Ildefons und Hilderich schon so viel verdienen können, als sie zu ihrem Unterhalte bedürfen. Ich kann ihnen aber diese Freude nicht machen. Warum hab ich denn nicht auch solche starke Glieder und kräftige Schultern bekommen, als sie?"

„Das ist mir lieb," antwortete die Alte, daß du solche Gedanken hast; sie machen dir keine Unehre. Sey aber nur zufrieden; es wird bald anders mit dir werden. Du bist zwar zu klein und zu schwach zum

Sacktragen, aber etwas lernen mußt du doch, damit du dir dein Brod erwerben und dein Glück machen kannst. Du mußt ein Handwerk lernen. Ein Handwerk, sagt man, habe einen goldenen Boden. Du wirst beim Meister Mäckel im Dorfe die Schneiderei lernen, und wenn du ausgelernt hast, gehst du auf die Wanderschaft. Wenn du aber auf der Wanderschaft etwas verdient hast, dann mußt du mir Zeug zu einem schönen neuen Kleide kaufen, und mußt mir's machen. Ich brauchs zu meiner Tochter Hochzeit; da muß ich doch ein hochzeitlich Kleid anhaben. Ist es fertig, so brauchst du mich nicht lang zu suchen, ich werde dir schon begegnen, wenn's Zeit ist. Ich habe dir auch ein Andenken zu Haus gelassen. Du wirst's unter dem Holze bei dem Kirschbaum finden, wenn du heim kommst. Halt's in Ehren und verwahr's heimlich, daß es niemand sieht, bist du's einmal brauchen kannst. Brauch's aber ja nie, ohne es zu küssen, und dabei an mich zu denken." Mit diesen Worten war sie aufgestanden und schnell hinter den Hagedornhecken in den Krümmungen des Hohlwegs verschwunden.

Die Sonne stand dem Untergange nahe, darum pfiff Thäddel seinen Ziegen, und führte sie durch das Dorf nach seiner väterlichen Hütte zurück. Nachdem er sie in den Stall gebracht, suchte er an dem Kir-

schenbaum unter dem Holze nach dem versprochenen Andenken der alten Winfriede und fand da gleich eine schöne blanke Scheere von der Form, wie sie die Schneider zum Zuschneiden brauchen, doch etwas kleiner, als gewöhnlich. Mit Freude trug er sie in die Dachkammer der Hütte, und verbarg sie in einem alten Kistchen, das dort unter dem Geniste stand.

Als nun die Dämmerung völlig eingebrochen, und das Abendessen auf dem Tische bereit war, und Vater und Mutter und Kinder um den Tisch herum saßen, sprach der Vater zu ihm: „Hör einmal Thäddel, du bist jetzt vierzehn Jahre alt, und es ist Zeit, daß du dich auch zu irgend einem Geschäfte entschließest, womit du dich dereinst durch die Welt bringen kannst. Du mußt ein Handwerk lernen. Wozu hättest du denn Lust?"

„Ei, ein Schneider will ich werden!" antwortete Thäddel schnell. „Thut mich nur zu dem Meister im Dorfe in die Lehre." — Da fiel ihm schnell sein Bruder Ildefons in die Rede: „Zu dem Mäckel willst du? Der versteht ja selbst nichts, wie wird er dich etwas Vernünftiges lehren können. Läßt ja doch auch der Müller nie etwas bei ihm arbeiten, und mir hat er ja auch mein neues Kleid verpfuscht, daß mich's überall spannt und durchreißt, wenn ich mich darin bewege."

„Du haſt dir's auch recht nett und knapp beſtellt, und biſt dazu in den letzten Monaten viel größer und ſtärker geworden. Ich habe dich wohl gewarnt, als du dir das Maas nehmen ließeſt!“ rief die Mutter darein, „deßwegen kann der Meiſter Mäckel doch ein geſchickter Mann ſeyn.“

„Und wenn ich auch nicht ſo viel bei ihm lerne, ſagte Thäddel, ſo verſteht er doch eine gute Nath zu machen, und ein Maas zu nehmen, und darnach zu ſchneiden. Das Beſte muß man ja doch auf der Wanderſchaft lernen. Darauf freue ich mich ganz beſonders. Dort über den Bergen muß es doch ganz anders ausſehen, als bei uns im Thale.“

„Du? und die Wanderſchaft?“ ſagte ſpöttiſch der Bruder Hilderich. „Das muß poſſierlich ausſehen! Du wirſt Aufſehen machen, wo du hinkommſt. Unſer Dorf wird auswärts berühmt durch dich werden.“ — „Gewiß! gewiß!“ ſetzte Ildefons lachend hinzu.

„Laßt mir den Kleinen gehen!“ rief die Mutter. „Es hat ſchon manch ein Kleiner einen Großen zu Schanden gemacht?“

Da lachten aber die Brüder ganz unmäßig, und riefen dazwiſchen: „Thäddel! Thäddel! willſt du auch einen Großen zu Schanden machen?“ bis ſie der Vater vom Tiſch wies und zu Bette gehen hieß.

Thäddel ging auch zu Bette, und war froh, daß

ihm die Mutter verſprochen, ſchon des andern Morgens mit dem Meiſter Mäckel zu ſprechen. Auch Vater und Mutter freuten ſich, daß die Neigung ihres Kleinen mit ihrer Wahl zuſammen ſtimmte.

3.

Die Mutter ſprach gleich am folgenden Tage mit dem Meiſter Schneider im Dorfe, und dieſer nahm den Kleinen bereitwillig in die Lehre. Thäddel bekam ſchon des Nachmittags die erſte Anleitung, eine Nath zu machen. Der Meiſter probirte etliche ſeiner Fingerhüte, allein alle waren zu weit für die kleinen Finger des Lehrlings. Da ſagte dieſer: „Ei, ich habe ſelbſt einen Fingerhut! und zog denſelben aus ſeinem Täſchchen. Er paßte ihm an den Finger, an welchen er ihn ſtecken mußte, wie dazu gemacht, und kaum hatte er ihn aufgeſteckt, ſo fing er auch an zu nähen mit einer Geſchwindigkeit, daß dem Meiſter bange wurde.

„Halt!“ rief er; „du nähſt ja ſo ſtink, daß du unmöglich ordentliche Stiche machen kannſt!“ Er ſah nach, und wollte ihm zeigen, wie ſchlecht er ge-

näht haben, allein die Nath war ohne Tadel. Meiſter Mäckel konnte ſich nicht genug verwundern.

So ging es aber fort. Jede Arbeit, die mit der Nadel gemacht wird, lernte Klein-Thäddel in kurzer Zeit. Sobald ihn der Meiſter angewieſen, und er ſein Fingerhütchen aufgeſteckt hatte, war es, als ob die Nadel und der Faden ſelbſt Verſtand bekommen hätten; die Nadel ſchien ſelbſt zu wiſſen, wo ſie hineinſtechen, und der Faden, wie er geſchlungen, und wie er, ob feſter oder lockerer, angezogen werden müſſe. Die Knopflöcher ſchön zu nähen, das verſtand Klein-Thäddel bald beſſer, als ſein Meiſter. Ein Stich war wie der andere, ein Faden lag da, wie der andere, und die Kunden beſtellten bald, daß ja Klein-Thäddel die Knopflöcher nähen ſollte.

So war das erſte Jahr der Lehrzeit hingegangen. Sie ſollte drei Jahre dauern, aber der Meiſter ſagte zu Thäddels Eltern: „Er begreift Alles auf der Stelle, und macht jede Arbeit mit ſeiner Nadel ſo meiſtermäßig, das ich nichts zu wünſchen übrig habe. Geht es nun im zweiten Jahre auch mit dem Zuſchneiden und Anmeſſen ſo gut, als mit dem Nähen, ſo wäre es unrecht, wenn ich ihn länger in der Lehre behielte. Hier im Dorfe kommt nichts Neues vor, Da werden alle Kleider nach dem alten Schnitte gemacht, und wenn er dieſen einmal kennt, und

daran überhaupt zuzuſchneiden und anzumeſſen gelernt hat, ſo muß er hinaus auf die Wanderſchaft, um die Städte in der Fremde zu ſehen, und dort zu erlernen, was er hier nicht lernen kann."

Wenn der Meiſter von nun an ein Maaß zu einem Kleidungsſtücke nahm, oder nach einem genommenen Maaße zuſchnitt, ſo ließ er ſeinen kleinen Lehrjungen immer zuſehen, und er merkte wohl bald an ihm, daß dieſer ſtets gut begriff, wie Solches gethan werden müſſe. Dennoch ließ er ihn nie ſelbſt ein Maaß nehmen und noch weniger etwas zuſchneiden. Er wußte, daß Thäddel alles, was er that, ſehr ſchnell und ohne langes Beſinnen that, und fürchtete deßhalb, er möchte ihm ſelbſt, unter ſeinen Augen, das Zeug zerſchneiden, und ihn ſo in Schaden bringen. Und ſo ſchob er ihn, obgleich Thäddel ihn oft bat, er möge ihn doch auch einmal etwas zuſchneiden laſſen, immer und immer damit hinaus.

Da geſchah es einmal gegen das Ende des zweiten Lehrjahres, daß der Müller eines Tages zu dem Schneider kam, um ſich das Maaß zu einem Kleide nehmen zu laſſen. „Ich habe," ſprach er, „zwar immer in der Stadt arbeiten laſſen, nun habe ich aber kürzlich einen Reſt Tuch gekauft, von dem mein Schneider behauptete, er reiche nicht zu einem bequemen Kleide. Wir ſind darüber uneinig geworden.

Denn der Kaufmann, bei dem ich's auf dem Markte erhandelt habe, muß das doch auch verſtehen, und der ſagte mir, es reiche gewiß, wenn es in ehrliche Hände komme. Auch eine alte Frau ſtand dabei, und ſagte, wenn kein Schneider damit fertig werden könne, ſo ſolle ich's nur in Eure Werkſtätte bringen, Euer Lehrjunge müßte ſchon im Stande ſeyn, mir ein bequemes Staatskleid daraus zu machen." Er legte mit dieſen Worten ein Päckchen auf den Tiſch, und ließ ſich das Maaß nehmen. Hierauf fragte Meiſter Mäckel: „Wie viele Ellen iſt denn dieſer Reſt groß?" — „Ei, da meßt es ſelbſt!" antwortete der Müller, „ich weiß es nicht mehr ſo genau."

Meiſter Mäckel öffnete das Päckchen und legte das Tuch auf ſeinem Tiſche auseinander. Es war ein ſehr ſchönes hellblaues Tuch, wie es die Müller jener Gegend gewöhnlich trugen. Er legte das Maaß nach allen Richtungen darauf und verſuchte es kopfſchüttelnd bald ſo, bald anders. Endlich ſagte er: „Ich will mirs einmal näher überlegen, es wird zwar knapp hergehen, allein wenns möglich iſt, mach ich Euch ein Kleid daraus. Ihr ſeid freilich ein groſſer und gut beleibter Mann, und wollt Euer Kleid dazu noch bequem haben. Wenn Ihr nur noch eine Elle von dem Tuch bekommen könntet."

„Ei was!" fuhr da der Müller auf, „ich habe Euch ja geſagt, daß es ein Reſt iſt. Sonſt hätte ich

ſchon ſelbſt mehr davon genommen, und hätte mich nicht mit meinem Schneider entzweit. Wenn Ihrs aber nicht machen könnt, ſo gebt mir das Tuch wieder. Ich werde am Ende denn doch noch einen Schneider finden, der mir ein Kleid daraus machen kann."

Der Müller war der reichſte Mann im Dorfe, und es lag daher dem Meiſter Mäckel ſehr viel daran, ſeine Kundſchaft zu bekommen. Daher ſagte er zu ihm: „Nun, ich wills einmal überlegen, ob ich es ſo eintheilen kann, daß ein bequemes Kleid daraus wird. Ich verſpreche Euch, keinen Schnitt in das Tuch zu thun, ehe ich die Eintheilung gefunden habe, und überzeugt bin, daß es zureicht." — „Gut!" antwortete der Müller. „Findet Ihr, daß Ihr mir kein ganz bequemes Kleid daraus zuſammen pfuſchen könnt, ſo bringt mir das Tuch nur unzerſchnitten wieder." Mit dieſen Worten ging er weg.

„Zuſammen pfuſchen!" brummte Meiſter Mäckel, als der Müller fort war. „Bin ich denn ein Pfuſcher?" Er breitete das Tuch noch einmal auf dem Tiſche aus, und legte das Maaß, und rief Klein-Thäddel herbei, daß er ſähe, wie geſchickt er die Eintheilung treffen wollte. Allein es ging auf keine Weiſe. Unwillig wickelte er es endlich wieder zuſammen und ſagte: „Guter Rath kommt oft über Nacht! Merke dir das, Thäddel! Wenn man etwas zuzu-

ſchneiden hat, ſo ſchneidet man nicht ſo gleich drauf los, ſondern man bedenkt's erſt, und ſchläft die Nacht darüber, und probirts am andern Morgen noch einmal, und immer noch einmal, bis es endlich geht."

So that Meiſter Mäckel. Tag und Nacht überlegte er; an jedem Morgen breitete er das Tuch aus, legte ſein Maaß, zeichnete hier und dort mit der Kreide darauf — und am Ende bürſtete er wieder Alles ſorgfältig weg und packte es mit Kopfſchütteln zuſammen. So ging eine Woche hin, der Müller hatte ſchon einmal fragen laſſen, ob er ſein neues Kleid bald bekäme. Da mußte der Meiſter in der folgenden Woche über Feld gehen, um in einem benachbarten Dorfe einige Tage zu arbeiten. Thäddel blieb zu Hauſe, um fertig zu machen, was zugeſchnitten war. Als Mäckel aber weg ging, rief er noch unter der Hausthüre zurück: „Wenn der Meiſter Müller wieder nach ſeinem Kleide zu fragen ſchickt, ſo gib ihm in des Himmels Namen ſein Tuch zurück, und laß ihm ſagen, er möge ſich Einen ſuchen, wo er wolle, der ihm aus dem Lappen Tuch ein Kleid heraus pfuſchte. Ich ſey weder ein ſolcher Pfuſcher, noch ein ſolcher Tauſendſaſa!"

4.

Kaum war aber der Meiſter zur Hausthüre hin-

aus, ſo ſtellte auch Klein-Thäddel ſeinen Stuhl auf den Tiſch, ſtieg hinauf, und holte das Tuch von dem Brette herunter, wohin es der Meiſter gelegt hatte. Er ſuchte nun das Maaß hervor, und probirte, wie Meiſter Mäckel gethan hatte. „Die Hauptttheile des Kleides," ſprach er bei ſich, „die brächte ich wohl heraus; allein an den andern Theilen müßte ſo Vieles geſtückelt werden, daß es keine meiſtermäßige Arbeit mehr wäre. — Ei nun!" fuhr er dann nach kurzem Beſinnen fort, man kann die Abfälle ja doch gut zuſammen ſetzen, daß mans nicht ſieht, zumal bei dieſem ſchönen und dichten Tuche."

Er war entſchloſſen, das Kleid zu ſchneiden, allein — der Meiſter hatte die Scheere mitgenommen. Plötzlich fiel ihm aber die Scheere ein, die ihm die alte Winfriede unter den Kirſchbaum gelegt hatte. Er lief ſchnell nach Hauſe, holte ſie in der Dachkammer aus dem alten Käſtchen hervor und eilte mit ihr wieder in die Werkſtätte zurück. Nun legte er das Maaß wieder an, zeichnete mit Kreide hier und da einen Strich vor, und ſetzte dann die Scheere an. „Friſch gewagt, iſt halb gewonnen!" ſagte er, und wollte anfangen zu ſchneiden. Doch plötzlich ſetzte er wieder ab, und rief: „Halt! ich ſoll ſie ja küſſen, und an die gute alte Winfriede dabei denken!" Er küßte die Scheere, und ſetzte ſie dann

wieder an, und ſchnitt. Aber die Scheere ging nicht, wie er wollte, ſondern nach eigenem Willen; ſie ſchnitt und ſchnitt darauf los, und er mußte geduldig mit der Hand nach, wohin ſie ſich richtete. Mit Schrecken ſah er bald hier bald dort einen der vorgezeichneten Kreideſtriche queer durchſchnitten, und Schnitte in dem Tuche, wo er gar nicht ſchneiden wollte.

„Wie wird mirs gehen, wenn der Meiſter kommt?“ dachte er bei ſich. Da ſetze die Scheere endlich ab, und er betrachtete, welches Unheil ſie angerichtet habe.

Allein das Stück hatte ganz die Geſtalt, die ein Hauptheil des Kleides haben mußte; er legte das Maaß nach der Länge und Breite darauf, und es war ganz nach dem Maaße geſchnitten. Und als er es genauer überlegte, fand er, daß es ſo vortheilhaft zur Schonung des Uebrigen aus dem Tuche geſchnitten war, daß er ſchon mit größerer Zuverſicht ein zweites Hauptſtück des Kleides herauszuſchneiden begann. „Friſch gewagt, iſt halb gewonnen!“ ſprach er wieder, und ſetzte die Scheere an. Sie ſchnitt wie das erſtemal, und in kurzer Zeit lagen ſo alle Hauptheile, aus dem ganzen Tuche geſchnitten, da; nur wenige Stücke, die nicht in die Augen fallen, mußten aus den übrigen Lappen zuſammen geſtückelt werden.

Nun hüpfte Klein-Thäddel in die Höhe, ſchwang triumphirend ſeine Scheere in der Hand, küßte ſie

wieder in dankbarer Erinnerung an die Alte, von der er ſie bekommen, und verſteckte ſie hierauf in dem Stroh ſeines Bettchens. Dann ſetzte er ſich, heftete die zuſammengehörigen Stücke zuſammen, und fing an drauf los zu nähen. Seine Nadel ſtichelte flink und unermüdlich, und ehe der zweite Feierabend da war, war auch das Kleid fir und fertig.

Als er es eben aus den Händen gelegt hatte, klopfte es an der Thüre, und der Meiſter Müller trat herein. „Nun, wie iſt's mit dem Kleide?" fragte er etwas barſch. „Dort liegt es auf der Bank; es iſt fertig!" antwortete Thäddel. „Fertig?" fragte der Müller etwas freundlicher, dann ſetzte er mit dem Finger drohend hinzu: „Wenns aber verpfuſcht iſt?" Thäddel war aufgeſprungen, hatte das Kleid auf den Tiſch gebreitet, und maß nun mit dem Maaße noch einmal alle Theile nach, während der Müller über die behende Rührigkeit des kleinen Bürſchleins laut auflachte.

„Hier iſt's!" ſagte Thäddel endlich. „Wenn Ihr zweifelt, obs recht iſt, oder verpfuſcht, ſo probirts nur gleich einmal an. Es iſt aber ganz recht!" — „Biſt du deiner Sache ſo gewiß!" fragte der Müller, und Thäddel antwortete: „Wenn das Maaß auf das Kleid paßt, für das es genommen iſt, muß das Kleid auch auf den Leib paſſen, für den es gemacht iſt."

„Das lautet vernünftig!“ ſagte der Müller. „So laß denn ſehen!“ Er legte ſein Kleid ab, und zog das neue an. Er ſah ganz ſtattlich darin aus, ging einigemal im Zimmer damit auf und ab, und rief denn: „Gut! ganz gut! das ſitzt ja wie angegoſſen! Und doch zwickt es nicht unter den Armen, und ſpannt weder über die Bruſt und den Leib noch über die Schultern! Es iſt auch lang genug und die Aermel ſind nicht knapp! — Hör einmal, Thäddel, ſage mir im Vertrauen: hat der Meiſter noch ein Reſtchen von dem Tuche anders woher bekommen?“

„Nein, nein,“ antwortete Thäddel, „das Kleid iſt ganz aus Euerm Tuche gefertigt, da iſt kein Fingerbreit anderes dran.“ Der Müller ſchüttelte mit dem Kopfe und ging wieder auf und ab, und murmelte für ſich: „Ein geſchickter Mann, der Mäckel! Ich hätt's gar nicht gedacht!“

5.

Indem er ſo bei ſich ſelbſt ſprach, that ſich die Thüre auf, und Meiſter Mäckel, der zurückgekommen war, ſtand auf der Schwelle. Als er aber den Müller in ſeinem neuen Kleide erblickte, blieb er ſtehen, und ſtarrte ihn an. Er begriff nicht, wie das zuſammenhing. Nach ſeiner Meinung hatte ihm

Thäddel das Tuch zurückgegeben, wie er ihm aufgetragen, und jetzt stand der Müller schon mit dem gemachten Kleide in seiner Werkstätte. Er glaubte, er thue ihm das zum Hohne, weil er nicht im Stande gewesen, das Kleid zu machen.

„Ja, ja!" sagte der Müller, „Ihr wundert Euch, daß es so gut sitzt, und so vollkommen ist? Ich meine, ich hätt's schon ein Vierteljahr auf dem Leibe. — Das verdroß den Meister Mäckel, der ohnehin von seinem Gange etwas erhitzt war; er antwortete daher ganz kurz: „Es ist mir lieb für Euch, wenns so bequem ist. Nun, und wer ist denn der Tausendsasa, der's Euch aus dem Lappen zusammen gepfuscht hat?"

„Ja, ja!" versetzte der Müller lachend, „Ihr habt den rechten Namen gefunden, ein wahrer Tausendsasa müßt Ihr seyn. Ich hätts Euch selbst nicht zugetraut." Das verstand aber der Schneider in seiner vorgefaßten Meinung ganz falsch; mit der größten Heftigkeit warf er Scheere und Bügeleisen in die Ecke, schwang die Elle, wie ein Schwert in seiner Hand, und schrie dabei, indem er auf den Müller anrückte: „Mord Element! Wer traut mir nichts zu? Was bin ich? Bin ich ein Tausendsasa? Pox Bockshorn und Geisenbart! Wie bin ich ein Tausendsasa?"

„Seyd Ihr kein Tauſendſaſa, ſo ſeyd Ihr doch ein Narr!“ rief jetzt der Müller auch erbos't, und griff nach ſeinem ſpaniſchen Rohre, um ſich gegen den hitzigen Schneider zur Wehre zu ſetzen. Dieſer aber hatte nicht ſo bald das Rohr in der kräftigen Fauſt des Müllers geſehen, als er auch hurtig hinter den Tiſch flüchtete, und mit ſeiner Elle darüber hinaus fuchtelte.

Da ſprang aber Thäddel ſchnell auf den Tiſch, und rief, indem er die Arme abwehrend zwiſchen den Kämpfenden ausbreitete: „Halt! haltet! Ich will Euch ſagen, wer der Tauſendſaſa iſt, der das Kleid gemacht hat! Ich bins, ich habs gemacht!“

„Du?“ rief der Schneider und der Müller, wie aus einem Munde, indem ſie zugleich ihre Waffen ſenkten. „Ja!“ antwortete Thäddel, indem er ſich ſo gerade aufrichtete, als er konnte, und ſich auf die Zähen ſtellte, um recht groß zu ſcheinen. „Ja,“ rief er mit ſelbſtzufriedenem Tone, „ich habs gemacht, ich, wie ich hier ſtehe, Meiſter!“

„Ei, ſo lüge!“ rief der Schneider. „Du haſt's gemacht? und haſt's auch geſchnitten, Thäddel? darf ich's glauben?“ Thäddel nickte ganz vornehm mit dem Kopfe und beſtätigte: „Auch geſchnitten, Meiſter, Ihr dürft mirs glauben.“

„Wenn Ihrs nicht selbst gemacht habt, Meister Mäckel," rief der Müller dazwischen, „so muß es wohl der Kleine gemacht haben; denn aus seiner Hand bekam ich's eben!"

Da war der Meister ganz entzückt über seinen Lehrling, faßte ihn vom Tisch in seine Arme, küßte ihn, und tanzte mit ihm hinter dem Tische herum. „Thäddel," rief er dabei, „Thäddel! du machst deinem Lehrmeister Ehre! wirst ihn noch berühmt machen weit und breit! Du machst dem ganzen Handwerk Ehre! Ja, Thäddel! ja, du bist ein Tausendsasa!"

6.

Seit Thäddel diesen Beweis seiner Kenntniß im Zuschneiden der Kleider abgelegt hatte, ließ ihn Meister Mäckel nicht nur alles zuschneiden, was vorkam, sondern er lag auch den Eltern seines Lehrlings täglich an, daß sie ihn doch jetzt auf die Wanderschaft gehn lassen möchten, bis diese endlich nachgaben, und ihn dazu mit dem Nöthigen ausstatteten. Thäddel schnürte mit großer Freude endlich sein Ränzlein, worin er sorgfältig seine Scheere zu den übrigen Sachen versteckt hatte, nahm Abschied von Vater und Mutter und Brüdern, und begann seine

Wanderung. Meiſter Mäckel ließ es ſich nicht nehmen, ihn den erſten Tag zu begleiten. Er trug ihm ſein Ränzchen, und gab ihm auf dem Wege noch gute Lehren, wie er ſich in der Fremde, in Herbergen, und gegen ſeine Meiſter und Mitgeſellen zu benehmen habe.

Gegen Mittag hatten ſie den hohen Bergrücken überſtiegen, der ihr heimathliches Thal von der großen Ebene ſchied, und kamen in eine kleine Stadt. Ehe ſie noch die Herberge erreicht hatten, begegnete ihnen ein Leichenzug, und ſie erfuhren, daß der geſchickteſte Schneider des Städtchens begraben wurde. „Thäddel," ſagte Mäckel, „laß uns ſchnell dein Ränzlein in die Herberge bringen, und dem Leichenzuge folgen. Es geziemt ſich, wenn Einer unſeres Gewerbes beerdigt wird, daß wir ihm die letzte Ehre erweiſen." Sie thaten nach ſeinem Vorſchlage, und kamen noch zu dem Zuge, ehe man den Begräbnißplatz erreicht hatte. Die religiöſen Gebräuche der Beerdigung gingen vor ſich, die Leiche wurde hinabgelaſſen, und das Grab wieder zugedeckt, während ſich die Verſammlung verlief. Nur die Wittwe des Verſtorbenen war in dumpfem Schmerze an dem friſchen Grabhügel ſtehen geblieben. Da trat Mäckel zu ihr und bezeugte ihr ſeine Theilnahme, die um ſo aufrichtiger war, als er ſich bei dem Namen des Verſtorbenen,

den er erfragt hatte, erinnerte, daß er mit ihm vor zwanzig Jahren als Geſelle in einer und derſelben Werkſtätte gearbeitet hatte. Seine Theilnahme that der Frau wohl, und ſie ließ ſich von ihm bewegen, den Begräbnißplatz zu verlaſſen, und nach Hauſe zurückzukehren.

Auf dem Wege ſagte ſie: „Ihr wißt nicht, wie mich der Tod meines Mannes außer der großen Betrübniß um ſeinen Verluſt auch noch in Noth bringen wird. Voriges Jahr haben wir unſer Bischen Vermögen angewendet, uns ein eigenes Häuschen zu erbauen, und es ging uns, wie es gewöhnlich geht; die Koſten überſtiegen den Ueberſchlag bei weitem, und ſo mußten wir Schulden machen, um den Bau nicht halb beendigt ſtehen zu laſſen. Nun kann ich aber die Zinſen der Schuld ſchwerlich zu rechter Zeit zuſammen bringen, denn mit Geſellen zu hauſen, iſt ein mißliches Ding, bei dem man nicht viel aufſteckt. Sonſt aber habe ich keine Mittel. Da wird mir eben endlich bald das Haus verkauft werden. Wo ſoll ich denn hin mit meinen fünf unerzogenen Kindern?“

Mäckel tröſtete ſie, und rieth ihr, das Handwerk doch mit einem tüchtigen Obergeſellen fortzuführen. „Ihr ſagt wohl davon,“ antwortete ſie, „allein die tüchtigen Geſellen ſind ſehr ſelten. Wenn einer ein-

mal ſo viel verſteht, daß er einer Werkſtätte vorſtehen kann, ſo will er lieber ſeiner eigenen vorſtehen, als einer fremden, und läßt ſich auf eigene Hand nieder."

„Ei!" fiel ihr Mäckel plötzlich ins Wort, „wir hätten da zu keiner glücklicheren Stunde kommen können, als eben jetzt. Seht, hier habe ich einen jungen Menſchen mitgebracht, der zwar eben ſeine Wanderſchaft antreten will, und aus meiner Lehre kommt, allein Ihr werdet finden, wenn ihr ihn in eurer Werkſtätte aufnehmet, daß er ſein Geſchäft verſteht, ſo gut als Einer. Er ſchneidet auch zu, wie der beſte Meiſter, und wird die hieſigen Schneider bald zu Schanden machen.

Da die Frau den kleinen Thäddel von der Seite und mit etwas mißtrauiſchen Blicken anſah, fuhr Mäckel fort: „Laßt euch nicht irre machen; ſo klein er von Körper, und ſo jung er iſt, ſo iſt er in ſeinem Geſchäfte doch ein wahrer Tauſendſaſa. So hieß er in unſerm Dorfe die letzte Zeit über. Und ich bin überzeugt, er wird Eurer Werkſtätte keine Schande machen. Verſucht's nur einmal ein Paar Wochen mit ihm. Seyd ihr nach vierzehn Tagen nicht mit ihm zufrieden, ſo mag er weiter ziehen.

„Auf Euer Wort denn!" ſagte die Frau, und ſchlug in ſeine dargebotene Hand ein. „Ich denke,

Ihr werdet der Wittwe eures ehemaligen Mitgesellen nicht zum Nachtheil rathen, nur um euerem Schützlinge bald Arbeit zu verschaffen.“

So kam also Klein-Thäddel sogleich bei der Witwe in Arbeit, und sie versprach ihm, wenn er sich wirklich so geschickt erweise, als Mäckel von ihm gerühmt habe, sollte er in kurzer Zeit die Leitung des ganzen Geschäfts als Obergeselle bekommen. Sie setzte ihm dafür einen schönen Wochenlohn aus.

Mäckel holte in seiner Freude das Ränzlein in der Herberge ab, er brachte es in Thäddels neue Werkstätte, und nachdem er zärtlich von ihm Abschied genommen, kehrte er noch ihrem Dorfe über das Gebirge zurück.

7.

Die beiden Gesellen, welche noch von dem Meister in die Werkstätte aufgenommen worden waren, verstanden eben nur so viel, daß sie eine Nath nähen, und unter der Aufsicht des Meisters als Gesellen bestehen konnten. Doch lachten sie sehr, als ihnen die Meisterin den kleinen Tausendsasa, als ihren Mitge-

ſellen in der Werkſtätte vorſtellte. Thäddel merkte es wohl, daß ſie ſich heimlich über ihn durch Winke und Zuflüſtern luſtig machten, und hörte oft den Namen Tauſendſaſa nennen, doch er ertrug es mit Gelaſſenheit, ſetzte ſich ganz beſcheiden auf dem Arbeitstiſche an die Stelle, die ſie ihm einräumten, und verlangte gleich eine Arbeit. „Was kannſt du denn ſchon?“ fragte ihn einer der Geſellen. „Gebt mir, was eben da liegt!“ antwortete Thäddel. Sie gaben ihm ein Kleidungsſtück, an dem die Knopflöcher noch zu machen waren, und er zog ſein Fingerhütchen heraus, ſteckte es auf, und fing an zu nähen. Die Geſellen hatten vermuthet, er werde ſich etwas Anderes fordern, und lachten ſich einander tückiſch zu, als er es ſo ohne Umſtände hinnahm, und lachten ganz ſchadenfroh, als ſie ſahen, daß er ſo flink drauf los ſtichelte. „Der wird ſchöne Arbeit machen!“ flüſterte Einer dem Andern zu. „Er ſollte froh ſeyn, wenn er's langſam erträglich machen könnte,“ ſagte der Andere, „aber es ſcheint, daß er bei dem Meiſter Firundfertig in der Lehre war.“ — „Spottet nur,“ dachte Thäddel, als er ſie ſo reden hörte, und nadelte fort und fort, und ehe ſie ſichs verſahen, war er fertig, und legte ihnen das Kleid hin, und fragte: „Was gibts nun noch zu thun?“ Die beiden Geſellen waren gefaßt darauf, ihn wegen

seiner schlechten Arbeit tüchtig auszuhöhnen, und sich über die Fehler derselben recht lustig zu machen. Aber sie staunten, und wurden ganz schamroth, als sie die Arbeit sahen, und sich gestehen mußten, daß sie bei aller Langsamkeit und Sorgfalt nicht im Stande wären, eine ähnliche Arbeit zu liefern. Als in demselben Augenblicke die Meisterin herein trat, konnten sie sich nicht enthalten, ihr die Arbeit vorzulegen, und ihr Lob darüber auszusprechen.

Nachdem die Meisterin ihm ihre Freude darüber bezeugt hatte, fuhr sie fort: „Nun bin ich aber in einer großen Verlegenheit. Der Richter dieser Stadt hat bisher bei meinem Manne arbeiten lassen, und noch vor acht Tagen, den letzten Tag, ehe er krank wurde, hat er ihm ein Maaß genommen zu einem neuen Kleide. Da schickt aber der Richter eben seinen Diener, und läßt mir sagen, wenn er das Kleid nicht morgen schon fertig bekommen könne, so müßte ich ihm heute das Zeug dazu wieder schicken. Er müsse das Kleid übermorgen bei guter Zeit haben, und weil kein Meister in meiner Werkstätte sey, so habe er auch kein großes Vertrauen mehr. Es wäre ihm also überhaupt lieber, wenn man ihm das Zeug wieder schickte, um sich an einen der übrigen Meister zu wenden."

„Ei!" sagte Thäddel, „wenn das Maaß richtig da

iſt, ſo ſoll das Kleid bis morgen Abend fertig ſeyn. Wir drei werden doch in einem Tage damit fertig werden.“ Die andern Geſellen kratzten aber verlegen hinter den Ohren.

„Das Maaß liegt hier in dem Zeuge!“ ſagte die Meiſterin, indem ſie es auf den Arbeitstiſch legte. „Wer von euch getraut ſichs zu, es zuzuſchneiden. Da keiner der andern ſich erbot, ſo ſagte Thäddel: „Das will ich ſchon thun, wenn nur das Maaß richtig genommen iſt.“ Er ließ zugleich das Maaß durch ſeine Hände gehen, und ſchüttelte dabei den Kopf. „Nach dieſem Maaße kann man das Kleid nicht ſchneiden,“ ſagte er, „es taugt nichts.“

„Hoho!“ rief da der eine Geſelle. „Du wirſt doch nicht am Ende mehr verſtehen wollen, als der verſtorbene Meiſter. Das hat er ſelbſt genommen. Du magſt mit deiner Kunſt doch auch nicht ſo gar weit her ſeyn!“

„Nein,“ antwortete Thäddel ganz gelaſſen, „ich bin nur aus dem Dorfe über dem Gebirge, und bin alſo nicht weit her. Aber merke dir, daß hinter den Bergen doch auch Leute wohnen.“ Er legte ihnen hierauf das Maaß auf den Tiſch, und verlangte, ſie ſollten ihm zeigen, wo die Breite des Rückens und wo die Länge des Armes angezeigt ſey. „Seht,“ ſagte er, „nach dieſem Maaße müßte der Mann, von

dem es genommen iſt, Stumpfarme haben. Wahrſcheinlich iſt die Länge nur bis zum Ellbogen genommen. Die Geſellen mußten geſtehen, daß er Recht habe. Aber was war zu thun? Die Meiſterin wollte einen ſo wichtigen Kunden doch nicht verlieren. Sie überlegte her und hin, bis endlich Thäddel ſein Käpplein nahm, und fragte: „Wo wohnt der Herr Richter?"

„Was fällt dir ein?" fragten die Geſellen. Er aber antwortete: „Das Kleid muß in dieſer Werkſtätte gemacht werden. Soll ich es aber zuſchneiden, ſo muß ich ſelbſt das Maaß nehmen, und deßwegen will ich zu dem Richter gehen."

Sie wunderten ſich ſeiner Herzhaftigkeit halber, doch mußten ſie ihn darum beloben, und bezeichneten ihm das Haus.

8.

„Was willſt du Kleiner?" fragte der Richter, als Klein-Thäddel vor ihn trat, und dieſer antwortete: „Meine Meiſterin läßt den Herrn Richter ſchön grüßen, und um Entſchuldigung bitten, weil wir ihn noch einmal wegen des Maaßes zu dem neuen Kleide beläſtigen müſſen. Der verſtorbene Meiſter war ſchon unwohl, als er es nahm, und hat da etwas vergeſſen. Ich ſoll es darum noch einmal vollſtändig nehmen." — Der Richter runzelte bei dieſen Worten die Stirne

und sprach: „Ei, ei, das ist mir eine schlimme Vorbedeutung für das Kleid. Ich fürchte, deine Meisterin wird auf diese Weise ihre Kundschaft verlieren!“ — „Wie meint Ihr das, Herr Richter?“ fragte Thäddel, und der Richter sprach: „Ich meine, daß die Meisterin mir doch hätte einen ihrer Gesellen herschicken sollen, und nicht einen Lehrjungen.“ „Verzeiht, Herr Richter,“ antwortete Thäddel, „ich bin kein Lehrjunge, sondern Geselle, den man den Tausendsasa nennt, und werde in wenigen Tagen der Obergeselle in der Werkstätte seyn.“ — „So?“ sagte der Richter, und fügte hinzu, indem er sich zurecht stellte, damit er das Maaß nehmen könne: „So nimm denn das Maaß. Es ist wahrscheinlich das letztemal, daß mein Maaß in eure Werkstätte kommt.“ „Das mögt Ihr halten, wie Ihr wollt,“ sagte Klein-Thäddel, doch getraue ich mich eine Wette mit euch einzugehen, daß Ihr künftig auch noch bei uns arbeiten laßt.“ — „Ei, ei!“ sagte der Richter, „du hast großes Vertrauen auf dich selbst. Nun, was soll die Wette gelten, Herr Tausendsasa?“ — „Herr Richter,“ sagte Thäddel, „ich bin zwar still und friedliebend, und hasse alle Händel. Wenn ich aber einmal bei euch wegen irgend einer Sache angeklagt werde, so sollt Ihr mich ohne Untersuchung auf einem Scheiterhaufen verbrennen lassen, sofern ich die Wette verliere; wenn Ihr die Wette verlieret, so müßt Ihr mich dann

in ſolchem Falle aber freiſprechen.“ — „Es gilt!“ rief der Richter, und Thäddel ſchlug ein. Jetzt wollte Thäddel das Maaß nehmen; weil aber der Richter ein hochgewachſener, wohlbeleibter Mann war, bat ihn Thäddel, ſich näher zum Tiſche zu ſtellen, rückte einen Stuhl herbei, und ſprang wie ein Eichhörnchen mit großer Geſchäftigkeit bald auf den Tiſch, bald auf den Stuhl bald auf den Boden, und nahm ſein Maaß. Als er ihm nun aber den Umfang ſeines Leibes meſſen wollte, da wußte er ſich nicht anders zu helfen, als daß er ſich auf den Stuhl ſtellte, das Maaß an einer Stelle anheftete, und den Richter bat, ſich nun im Kreiſe herum zu drehen.

Nachdem er ſo das Maaß vollſtändig genommen, und den Richter durch ſeine Behendigkeit und ſeine wunderlichen Sprünge auf Tiſch und Stuhl nicht wenig beluſtigt hatte, kehrte er nach ſeiner Werkſtätte zurück. Dort holte er ſogleich ſeine Scheere aus ſeinem Ränzlein, küßte ſie in dankbarer Erinnerung an die alte Winfriede, und fing an zuzuſchneiden. Dieß ging ſo raſch, daß die beiden Geſellen zur Meiſterin liefen, und ſie herbei riefen: „Kommt nur herein!“ ſagten ſie, „er zerſchneidet das Tuch kurz und klein. Er zeichnet nicht einmal mit Kreide vor, wie das ſonſt üblich iſt, ſondern ſchneidet nur immer drauf los.“

Die Meiſterin lief eilig in die Werkſtätte. Da war aber Thäddel ſchon fertig, und ſteckte eben ſeine Scheere wieder in ſein Ränzlein. Er zeigte ihr und den Geſellen die zugeſchnittenen Theile, und ein großes Stück Tuch lag noch unzerſchnitten da. „Was iſt denn das?“ fragte die Meiſterin. „Das iſt übrig!“ ſagte Thäddel. Sie konnte das aber gar nicht begreifen, denn es war eben ſo viel Tuch geweſen, als ihr Mann früher immer aufgebraucht hatte. „Das darf ich ja dem Herrn Richter gar nicht zurückgeben,“ ſagte ſie, „ſonſt beſchimpft er noch meinen Mann in ſeinem Grabe, und ſagt, er habe ihm immer zu viel abgenommen, und ihn um den Reſt beſtohlen.“ Thäddel aber rieth ihr, ja den Reſt zurück zu geben, weil er ihrer Werkſtätte für die Zukunft zur Empfehlung dienen werde.

Er gab nun die zugeſchnittenen Theile den Geſellen, um ſie zuſammen zu nähen; er ſelbſt behielt ſich den größern und ſchwierigern Theil der Arbeit bevor. Und nun näheten ſie um die Wette. Thäddel war weit früher fertig, und half ſeinen Mitgeſellen noch. Am folgenden Abende war das Kleid fertig.

Als er es nun dem Richter brachte, erſtaunte dieſer, daß es ſchon fertig wäre, noch mehr aber, daß ſo viel von dem Tuche übrig geblieben ſey. „Solche Reſte bekam ich von deinem Meiſter nie zurück;“

ſagte er, „wahrſcheinlich hat er immer noch ein Kleidungsſtück für eines ſeiner Kinder heraus geſchnitten.“ — „Sagt das nicht, Herr Richter!“ wendete Thäddel ein, „es weiß nicht jeder Schneider die Theile ſo gut ineinander zu richten, und ſo einzutheilen. Das iſt die Urſache.“

Mittlerweile hatte der Richter das Kleid anprobirt, und fand es ſo gut gemacht, daß er ſagte: „Kleiner, du biſt in der That ein Tauſendſaſa. Du haſt die Wette gewonnen. Ich werde nicht allein ſelbſt künftig in eurer Werkſtätte arbeiten laſſen, ſondern ſie auch allen meinen Bekannten empfehlen.“

9.

Er hielt Wort. Von dieſer Zeit an kamen immer mehr und mehr Beſtellungen. Niemand wollte mehr bei einem andern Schneider im Städtchen arbeiten laſſen. Alles ging in die Werkſtätte der Wittwe, wo das kleine Wundermännlein Obergeſelle war. Bald mußten noch mehrere Geſellen angenommen werden, um die Kunden alle zu fördern. Da fand ſich wohl mancher, der die Näthe nicht gut machte. Thäddel führte aber ſtrenge Aufſicht, und ließ Alles, was nicht gut genäht war, ſogleich wieder auftrennen, und nahm es nicht an, bis es beſſer gemacht war.

Manche unter den Gesellen nahmen das übel, und weil sie größer, und weiter hergekommen waren, als Thäddel, glaubten sie sich nichts von ihm gefallen lassen zu dürfen. So bekam er Feinde in der eigenen Werkstätte. Aber auch außer derselben hatte er Feinde im Städtchen, die nur darauf sannen, wie sie ihn aus der Stadt bringen könnten. Das waren die übrigen Schneidermeister, die sich durch ihn in ihrer Nahrung beeinträchtigt sahen.

Aber Klein-Thäddel lebte so eingezogen, ging nie aus, und that überhaupt nichts, was ihnen Veranlassung oder Gelegenheit geben konnte, an ihn zu kommen.

Einer der Gesellen hatte genau bemerkt, daß Thäddel seine Scheere jedesmal küßte, so oft er sie in die Hand nahm, um ein Kleid zuzuschneiden, und daraus geschlossen, daß es eine besondere Bewandtniß mit dieser Scheere haben müsse. Er suchte sie darum einmal unbemerkt in seine Hand zu bekommen, und versuchte, etwas damit zu schneiden Da fühlte er, daß die Scheere nicht, wie andere Scheeren, sondern gleichsam selbstständig schnitt, und die Hand nach sich zog.

Und als nun der Obergeselle einmal schnell zu einem Kunden gerufen worden war, um ein Maaß zu nehmen, und in der Eile vergessen hatte, den Schrank zu schließen, wo er bei den Maaßen und den noch unzugeschnittenen Zeugen auch immer seine Scheere verwahrte, da nahm derselbe Geselle schnell ein

Stück Tuch mit dem dazu gehörigen Maaße heraus, ergriff die Scheere und rief: „Gebt Acht, ihr Gesellen! ich habs dem Tausendsasa abgesehen. Jetzt kann ich mit seiner Scheere auch schneiden, wie er.“ Er küßte die Scheere und setzte sie an. Sie schnitt eben so rasch, wie wenn sie von Klein-Thäddel geführt würde, und die abgeschnittenen Theile schienen ihm auch die gehörige Form zu bekommen. „Gelt! ich kanns?“ rief er darum frohlockend aus, und die Scheere schnitt immer zu, während er mit der Hand nachfuhr. Als die Scheere aber nun nicht mehr weiter schnitt, legte er sie hin und betrachtete ihr Werk. „Laß sehen! was hast du denn zugeschnitten?“ fragten die Mitgesellen. Man nahm die Stücke und betrachtete sie. Es waren die Theile eines Kleides für einen langen aber sehr schmächtigen Mann, das Maaß war aber von einem kleinen, untersetzten Manne genommen. Das ganze Stück Zeug war so zu unbrauchbaren Stücken zerschnitten. Die Mitgesellen lachten laut auf, die Meisterin kam, um die Ursache des Lärms kennen zu lernen. Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie das Unheil sah.

In diesem Augenblicke kam Klein-Thäddel zurück. Er besah die zugeschnittenen Theile und sagte: „Das sind ja lauter rechte Theile, zwei rechte Aermel, zwei rechte Seiten, zwei rechte Rückentheile! Ja,

ja, ſo gehts! Warum laßt ihr die Hände nicht von meiner Scheere. Wer ſie nicht zu handhaben verſteht, dem macht ſie ſolche Streiche.“ Der vorwizzige Geſelle mußte lange arbeiten, um den Schaden zu erſetzen, den er mit Thäddels Scheere angerichtet hatte.

Seit jener Zeit merkte aber Thäddel, daß ihn die Geſellen in der Werkſtätte mit mißtrauiſchen Blicken betrachteten. Sie ſprachen heimlich mit einander, liefen aus dem Hauſe, hin und her, bald der eine, bald der andere, und es war klar, daß ſie etwas Ungewöhnliches vorhatten. Er konnte aber nicht vermuthen, was es wäre.

Es dauerte indeſſen nicht ſehr lange, ſo kamen eines Tages einige Häſcher in die Werkſtätte, und mit ihnen die Schneidermeiſter aus dem Städtchen. Als dieſe in die Werkſtätte traten, ſtanden ſogleich alle Geſellen von ihren Sitzen auf und ſchrieen, indem ſie auf Klein-Thäddel zeigten: „Da ſitzt er! da iſt er! Packt ihn nur feſt, den kleinen Tauſendſaſa! Nehmt aber nur auch gleich ſeine Zauberſcheere mit.“

Thäddel machte Einwendungen, die Meiſterin bat, es half aber nichts. Er wurde gebunden, und in den Gefängnißthurm gebracht, wo ihm eine harte Pritſche

zur Schlafſtätte angewieſen, und Waſſer und Brod zur Nahrung gereicht wurde.

Am nächſten Morgen ward er ins Verhör geführt. Der Richter ſaß auf ſeinem Richterſtuhle, der Schreiber vor ihm an ſeinem Tiſche, die Meiſter und Geſellen als ſeine Ankläger im Hintergrunde des Saales. Auf der Galerie, welche oben rings um den Saal herlief, hatten ſich viele Leute eingefunden, um die Anklage und Vertheidigung mit anzuhören. Die meiſten aber hatten herzliches Mitleid mit dem kleinen geſchickten Schneiderlein, und wünſchten in ihren Herzen, daß er freigeſprochen werden möchte.

10.

Der Richter ließ zuerſt die Schneidermeiſter aufrufen, ihre Klage vorzutragen. Die Meiſter klagten:

„Es iſt Euch bekannt, Herr Richter, daß unſer Mitmeiſter vor etwa vier Monaten geſtorben iſt. Er hatte in ſeinem Leben ſchon ein gutes Geſchäft und arbeitete mit zwei Geſellen. Nun iſt es doch gewöhnlich der Fall, daß eine Wittwe mit Geſellen ihr Geſchäft nicht ſo gut betreiben kann, als der Meiſter ſelbſt. Ihre Kunden verlieren ſich bald, und die übrigen Meiſter erhalten Zuwachs in ihrer Nahrung. So iſt es in der Ordnung. Als nun unſer Mitmeiſter ſtarb, hatten wir alle die Hoffnung, nach und nach die

Kunden ſeiner Werkſtätte zu bekommen. Allein im Gegentheile verlieren wir von Tag zu Tag mehr von unſern Kunden, und bald können wir unſere Werkſtätte ſchließen, und Scheere und Bügeleiſen verkaufen; denn Alles läuft jetzt in die Werkſtätte der Witwe, die nun mit acht Geſellen arbeiten läßt. Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, und es geht auch nicht mit rechten Dingen zu. Daran iſt nur der kleine Geſelle ſchuld, der ſich ja auch ſchon mit dem verdächtigen Titel „der Tauſendſaſa“ nennen läßt. Er iſt ein Hexenmeiſter, und muß lebendig verbrannt werden. Hier ſtehen ſeine Mitgeſellen, unverdächtige Zeugen, die ſollen ſagen, was ſie von ſeinen Zaubermitteln wiſſen.“

Der Richter forderte die Geſellen auf, ihr Zeugniß abzulegen. Die Geſellen ſagten: „Er hat eine Zauberſcheere, und bevor er anfängt zu ſchneiden, küßt er ſie jedesmal und murmelt zwiſchen den Lippen einige Zauberworte. Dann ſchneidet er mit dieſer Scheere aus einem Stück Zeug, das bei einem andern Schneider knapp reichen würde, ein völlig bequemes Kleid, und es bleibt oft ſogar noch ein groſſes Stück übrig. Wenn aber ein Anderer ſeine Scheere in die Hand bekommt, ſo ſchneidet ſie, als ob ſie eigenen Willen hätte, und was ſie ſchneidet, iſt nicht zu gebrauchen.“

„Ihr ſehet, Herr Richter," nahmen die Schneider wieder das Wort, „daß der Tauſendſaſa wirklich ein Hexenmeiſter iſt, und verbrannt werden muß."

„Gut!" ſprach der Richter," Ich habe nun eure Klage gehört, und eure Zeugen vernommen; nun muß ich auch hören, was der Beklagte zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen hat."

„Herr Richter," hob Klein-Thädel an, „man beſchuldigt mich der Zauberei. Meine Zauberei beſteht nur darin, daß ich mein Handwerk tüchtig gelernt habe. Am erſten Tage meiner Ankunft in dieſer Stadt, ließt Ihr ſelbſt in der Werkſtätte meiner Meiſterin ein Kleid machen. Ich habe es zugeſchnitten; es gefiel euch, als es fertig war, und Ihr ſelbſt habt ſeitdem die Werkſtätte Euern Freunden und Bekannten empfohlen. Das iſt meine Zauberei, wodurch ich bewirkt habe, daß meiner Meiſterin Geſchäft ſich in gleichem Maaße vergrößert hat, wie ſichs bei dieſen Meiſtern verringerte. Den Kunden gefällt es, wenn ſie ſchnell und gut gefördert werden, wenn man mit ihrem Zeug hübſch haushälteriſch umgeht, und noch ſo ehrlich iſt, auch die Reſte zurück zu geben. Iſt es meine Schuld, wenn dieſe Meiſter nicht ſo ſchnell und nicht ſo gut arbeiten? wenn ſie beim Zuſchneiden keine vortheilhafte Ein-

theilung treffen? oder wenn ſie nicht ſo ehrlich ſind, die großen Ueberreſte zurück zu geben."

Der Richter wandte ſich zu den Meiſtern und ſprach: „Es iſt wahr, dieſer kleine Geſelle hat mir dieſes Kleid gemacht, und ich habe noch kein paſſenderes auf dem Leibe gehabt. Auch hatte ich nur eben ſo viel Zeug dazugegeben, als ich ſonſt immer brauchte, und doch blieb ein gutes Stück davon übrig. Dieß ſind Alles Dinge, die man gerne hat, und es iſt daher kein Wunder, daß ſich viele Kunden einer Werkſtätte zuwenden, in welcher man ſo gut behandelt wird. Ich finde darin durchaus nichts Außerordentliches und nichts Zauberiſches, und habe daher keinen Grund, ihn zu ſtrafen."

„Ja," ſchrieen da die Meiſter, „aber die Scheere! warum kann er damit ſo gut zuſchneiden, und Andere, die ſie gebrauchen wollen, zerſchneiden das Tuch damit? das iſt Zauberei! Auf den Scheiterhaufen mit dem Zauberer!"

„Herr Richter," ſprach Klein-Thäddel, als dieſer ihn aufforderte, ſich zu vertheidigen, „ich habe Euch ſchon manchmal ſpazieren reiten ſehen, auf einem raſchen und wilden Pferde. Ihr aber verſteht, Euer Pferd zu lenken. Wenn Ihr zum Waſſerthor hinaus wollt, ſo muß es dahin, wollt Ihr aber zum Bergthor hinaus, ſo muß es dorthin. Wollte ich aber

einmal darauf reiten, ſo müßte ich eben hin, wo das Pferd hin wollte, und wenn es auf dem Töpfermarkt über alle Töpfe und Schüſſeln hinaus trabte und mich in den größten Schaden brächte, ich könnte nicht ändern, weil ich vom Reiten nichts verſtehe. Ich müßte eben meiner Ungeſchicklichkeit die Schuld zuſchreiben, nicht dem Pferde.

„Du haſt wohl geſprochen!“ ſagte der Richter, und wollte ſich wieder zu den Klägern wenden, als dieſe wieder auf's Neue ſchrieen: „Warum küßt er aber jedesmal die Scheere, ehe er ſie braucht? Warum ſpricht er ſeinen Zauberſegen über ſie? Und warum ſchneidet er nie mit einer andern Scheere?“

„Es iſt wahr!“ ſagte der Richter. „Wie iſt das?“ „Ich küſſe die Scheere, weil ſie ein werthes Andenken iſt, und die Worte die ich dabei ſpreche, ſind Worte des Dankes. Warum ich aber keine andere Scheere gebrauche, dieſe Frage könnte ſich jeder leicht beantworten, der meine Hände betrachtet. Er kann ſich ſelbſt ſagen, daß ein ſo kleines und ſchwaches Händchen, wie das meine, keine große ſchwere Schneiderſcheere regieren kann.“

„Gut!“ ſprach der Richter, und zu den Klägern gewendet, rief er: „Ich finde hier durchaus keinen Grund zu einer Klage. Geht nach Hauſe, und klagt über eure Ungeſchicklichkeit, ſo klagt ihr doch nicht

ohne Urſache. Hiermit entließ er ſie und die Geſellen, die alle murrend von dannen gingen; aber mit fröhlicher Zuſtimmung verließen die Zuhörer den Gerichtsſaal.

Nachdem ſich nun Alle entfernt hatten, und nur Klein-Thäddel noch vor dem Richter ſtand, hieß dieſer auch die Häſcher hinaus gehen, und wendete ſich zu ihm und ſprach: „Du haſt mich zwar nicht an meine Wette erinnert; aber ich habe doch daran gedacht. Mein Wort habe ich nun gelös't; ich habe dich das erſtemal vor meinem Richterſtuhle freigeſprochen. Wenn ich dir aber wohlmeinend rathen ſoll, ſo ſchnüre dein Ränzlein, und mache, daß du je eher, je lieber aus der Stadt kommſt. Wenn deine Ankläger ſich beſinnen, daß dein Gleichniß mit dem Pferde doch nicht ganz zu der Scheere paſſen will, und wenn ſie ſagen, es iſt ein Anderes mit einem lebendigen Pferde und ein Anderes mit einem lebloſen Werkzeuge, wie eine Scheere, ſo möchteſt du zum zweitenmale nicht ſo leicht durch kommen. Denn ganz richtig iſt es doch nicht mit dieſer Scheere, du biſt ein Tauſendſaſa! Darum verlaß heute noch die Stadt. — Die Meiſter ſind dir ohnehin nun einmal aufſäßig, und wenn ſie dir Arm und Bein entzwei oder dich gar todtgeſchlagen haben, ſo nüzte es dir nicht, wenn du auch ganz unſchuldig wäreſt. Du

hättſt den Schaden, und niemand nähme dir ihn ab.“

Thäddel ging traurig heim. Seine Meiſterin erſchrack, als er ihr ſagte, daß er nach dem Vorfalle ſeine Ehre in der Stadt gekränkt glaube, und deßhalb weiter wandern wolle. Was konnte ſie aber machen? Sie ſah wohl ſelbſt ein, daß ihn die Meiſter auf allen Schritten und Tritten verfolgen würden, und mußte deßhalb um ſeinetwillen ſeinen Entſchluß gut heißen.

11.

Ehe die nächſte Morgenſonne über die Berge ſchien, hatte Thäddel ſchon das Städtchen hinter ſich, und wanderte längs dem Fuße der Berge in der Ebene hin. Er hatte ſeinen Wochenlohn von der Meiſterin redlich ausbezahlt bekommen, und der war ſo reichlich ausgefallen, daß er eine gute Zeit davon auf der Wanderſchaft zehren konnte. Deßhalb beſchloß er, keine Arbeit zu ſuchen, ſondern immer

fort zu wandern, um neue Städte und Gegenden zu sehen.

Da kam er auf seiner Wanderschaft einmal in eine große Stadt. Sie lag an einem großen Fluß, über welchen eine schöne Steinbrücke führte; ein prächtiges königliches Schloß ragte auf einem nahen Hügel über die Stadt empor, ein schönes fruchtbares Thal schloß sich an die Stadt an, und es herrschte ein munteres regsames Leben in ihren heitern Straßen. Es gefiel ihm hier ausnehmend, und da überdieß sein Reisegeld bei aller Sparsamkeit nach und nach zusammen gegangen war, so beschloß er, wieder Arbeit zu suchen. Er ging in mehrere der angesehensten Schneiderwerkstätten, wurde aber überall schnöde abgewiesen. Schon hatte er die Hoffnung, hier Arbeit zu finden, beinahe aufgegeben, als er durch ein enges Seitengäßchen der Vorstadt schlenderte, und hier noch eine Werkstätte erblickte. Sie sah wohl ärmlich genug aus, doch entschloß er sich zur Frage.

Der Meister saß allein, und arbeitete emsig, als er eintrat, und sich nach Arbeit erkundigte. „Ja, Kleiner!" antwortete er, „du kommst mir, wie gerufen. Ich arbeite zwar gewöhnlich nur allein, aber auf vierzehn Tage kann ich jetzt schon Hilfe brauchen. Ich habe zufällig neben einigen Flickereien auch zwei neue Kleider zu machen bekommen,

und die armen Schelme warten mit Sehnsucht darauf."

Klein-Thäddel blieb, und setzte sich gleich zur Arbeit. Der Meister gab ihm vorerst ein Kleid zu flicken, was in so kurzer Zeit und so schön gethan war, daß er sich darüber erstaunte. Indessen war er beschäftigt, eines der neuen Kleider zuzuschneiden, und maß viel und sann darüber und schüttelte oft den Kopf, und murmelte halblaut dabei. Thäddel war neugierig, zu sehen, was ihn so viel Kopfbrechens koste, und trat zu ihm, und besah das Maaß. „Ei!" rief er da plötzlich aus. „Was ist das für ein Maaß? der Mensch von dem es genommen ist, muß sonderbar gestaltet seyn!" — „So? das siehst du am Maaße?" fragte der Meister verwundert, „du hast Recht; er hat einen hohen Höcker auf dem Rücken. Und ich muß gestehen, es ist schwierig, das Kleid passend zu schneiden. Jeder will gut aussehen in seinem neuen Kleide, und wenns nicht der Fall ist, so trägt am Ende der Schneider die Schuld. Man sagt zwar im Sprichworte, Kleider machen Leute! allein es muß doch vorher eine menschliche Figur daseyn. Dieser arme Schlucker ist aber schrecklich mißgestaltet."

Da öffnete Klein-Thäddel sein Ränzlein, holte schnell seine Scheere hervor, und sagte, nach dem er

sie heimlich geküßt hatte: „Laßt mich das Kleid schneiden, Meister.“ — „Wenn du aber das Zeug zerschneidest?“ fragte dieser. „So soll das Euer seyn, als Ersatz für den Schaden, den ich angerichtet habe!“ rief Thäddel, und warf ein Goldstück, das einzige, das er noch übrig hatte, auf den Tisch.

Der Meister war es unter dieser Bedingung zufrieden. Er überließ ihm das Maaß und das Zeug, und Thäddel fing an zu schneiden, und schnitt mit solcher Behendigkeit, daß dem Meister Sehen und Hören verging. Doch tröstete er sich, und dachte, daß er im schlimmsten Falle an dem Goldstücke Ersatz habe. Bald aber lagen alle Theile wohlzugerichtet da, und sie fingen an zu nähen. Mit jeder Minute wuchs das Erstaunen des Meisters noch, als er sah, mit welcher Geschwindigkeit und Sicherheit sein Gesell arbeitete.

Bei guter Zeit war des andern Morgens schon das Kleid fertig. Der Mann, für den es bestimmt war, ein armer Kesselflicker, kam herein, und war erfreut, wie ein Kind, als er erfuhr, daß er es schon anziehen könne. Er säumte auch keinen Augenblick damit. Und siehe da! es paßte so vortrefflich, und deckte dabei das Gebrechen des armen Buckelichten so gut, daß er ziemlich menschlich darin aussah. Dieser und der Meister selbst freuten sich ungemein über das

wohlgelungene Kleid. Mit dem andern Kleide gings eben ſo. Thäddel mußte es ſchneiden, und obgleich der Mann, dem es gehörte, auf einer Seite eine viel höhere Schulter hatte, ſo verdeckte es doch auch dieſen Mangel ſo gut, daß man ihm beinahe gar nichts anmerkte. Wer die beiden Leute vorher geſehen hatte, und ſie nun wieder ſah, konnte ſie kaum wieder erkennen. Man wurde aufmerkſam, und ſah, daß ihre neuen Kleider dieſe vortheilhafte Veränderung hervorgebracht hatten. Daher kam es, daß auch andere, die ſolche und ähnliche Mängel an ihrer Leibesgeſtalt hatten, zu demſelben Meiſter gingen, und ſich bei ihm neue Kleider beſtellten. Und Alle gingen größtentheils aus ſeiner Werkſtätte, wie aus einer Heilanſtalt, ohne ſichtbare Gebrechen hervor. Denn Klein-Thäddel nahm nun ſelbſt die Maaße, und ſchnitt immer zu. Hierdurch wuchs die Kundſchaft des armen Schneiders täglich. Bald mußten mehrere Geſellen eingeſtellt, die kleine Werkſtätte aus dem kleinen Gäßchen der Vorſtadt mit einer geräumigern in einer der Hauptſtraßen vertauſcht werden, und der Ruf dieſer Werkſtätte breitete ſich immer weiter aus. Auch ganz wohlgewachſene Leute hatten Gefallen an den netten und wohlſtehenden Kleidern, die da gefertigt wurden, und Thäddel, der anfänglich nur auf vierzehn Tage ein-

gestellt worden war, blieb von einem Monate zum andern.

Der Sohn des Königs, der auf der Anhöhe bei jener Stadt residirte, war aber, ohne gerade einen Höcker oder sonst ein auffallendes körperliches Gebrechen an sich zu haben, doch von so unvortheilhaftem Wuchs, daß alle Hofschneider der Königsstadt sich vergeblich schon alle Mühe gegeben hatten, ihre Kunst an ihm zu bewähren; allein auch ihre sorgfältigst gemachten Kleider saßen ihm doch nie ordentlich auf dem Leibe. Dieser wollte in jener Zeit nach dem Willen seines Vaters auf Reisen gehen, um die Höfe benachbarter Könige zu besuchen, und bei dieser Gelegenheit die Prinzessinen zu besehen, aus welchen er sich eine Gemahlin auswählen sollte.

Da hörte er zufällig von dem neuen Schneider, seinem Zulauf und seiner ausnehmenden Geschicklichkeit sprechen, wodurch er den unansehnlichsten Körpern Ansehen und Wohlgestalt zu verleihen verstehe. Er ließ ihn daher sogleich nach Hofe berufen, und befahl ihm, das Maaß zu einem neuen Kleide zu nehmen. Zugleich versprach er ihm, wenn dieses Probekleid gut ausfalle, so wolle er seine ganze Ausstattung zur Reise bei ihm fertigen lassen.

„Mein hoher Prinz!“ sagte da der Meister, „es liegt mir sehr viel daran, meine edle Kunst auch an Euch

zu bewähren. Erlaubt mir darum, daß ich nach Hause gehe, um Euch meinen kleinen Tausendsasa herzuschicken, daß dieser Euch das Maaß nehme."

„Dein Tausendsasa? wer ist denn das?" fragte der Prinz, und der Schneider antwortete: „Er ist eigentlich mein erster Gehilfe, ich habe ihn aber in meiner Kunst so zugestutzt, daß er beinahe so geschickt ist, als ich selbst. In der Kunst, die Maaße von den verschiedenen Gestalten ganz passend zu nehmen, thut er mirs vielleicht sogar auch zuvor. Denn er ist aus sehr fernen Landen hierher gekommen, und hier ist man in der Kunst des Ausmessens gegen seine Heimath noch etwas zurück. Wenn Ihr daher gnädigst erlaubet, so laß ich, um gar nichts zu versäumen, durch ihn das Maaß nehmen."

„Das ist schon ein gutes Zeichen, daß der Mensch, der Tausendsasa, weit her kommt!" sagte der Prinz, „laß ihn denn sogleich kommen." Der Meister ging und schickte Klein-Thäddel. Dieser nahm das Maaß mit vielem Anstande und sehr genau, schnitt selbst das Kleid zu, und machte es ganz allein fertig. Der Meister brachte es in das Schloß, und als es der Prinz anprobirte, war es so gut gerathen, daß er wie der wohlgewachsendste junge Mann aussah. Der Prinz war entzückt, als er sich im Spiegel besah; er eilte sogleich zu seinem Vater, und der König

erkannte ihn kaum, so vortheilhaft nahm sich seine Gestalt darin aus. Der Schneider bekam daher sogleich die Bestellung zur ganzen Reiseausstattung, und wurde zum Hof- und Leibschneider ernannt. Die Folge davon war, daß von nun an alle Hofbeamten, hohe und niedere Diener des Königs, und nach ihren Beispielen bald alle angesehene Leute in der Stadt bei niemand Anderm mehr arbeiten ließen, als bei dem neuen Hof- und Leibschneider.

Hierdurch vergrößerte sich sein Geschäft so sehr, daß er sich bald ein eigenes Haus in dem schönsten Theile der Stadt kaufte, und sich Pferde und Wagen hielt, worin er immer hin fuhr, wenn er bei seinen vornehmsten Kunden ein Maaß zu nehmen hatte. Thäddel, der Tausendsasa, mußte ihn dann immer begleiten, und das Maaß nehmen. Der Meister gab sich dabei vor den Leuten wohl das Ansehen, als sey er selbst zu diesem Geschäfte zu vornehm, und halte sich dazu diesen Diener, der es unter seiner Aufsicht besorgen müsse. Wenn er aber allein mit Thäddel war, so schmeichelte er diesem aufs aller demüthigste. Er zahlte ihm überdieß einen sehr großen Wochenlohn, und machte ihm von Zeit zu Zeit noch bedeutende Geschenke; denn er wußte wohl, daß er ihm sein ganzes Glück zu verdanken habe, und daß es um seinen Ruhm geschehen wäre, wenn

Thäddel ſein Ränzlein aufpackte und ſeinen Wanderſtab weiter ſetzte. Er dachte daher auf Mittel und Wege, wie er ihn auf immer für ſeine Werkſtätte gewinnen könne. Endlich glaubte er eines gefunden zu haben. Er hatte eine einzige Tochter, und dieſe wollte er ihm zur Frau geben. Klein-Thäddel aber lehnte dieſes Anerbieten ab, und ſprach: „Ich kann mich nicht ſchon jetzt an ein Haus und an eine Stadt binden; ich muß noch umher wandern in der Welt, und habe gerade in dieſen Tagen daran gedacht, mein Glück weiter zu ſuchen.“ Der Meiſter verſuchte ſeine ganze Ueberredungskunſt, er ließ ſich aber von ſeinem Vorhaben nicht abbringen, ſondern packte ſein Ränzlein auf, und zog weiter.

12.

Da er wieder Geld genug hatte, ſuchte er auch dießmal keine Arbeit, ſondern wanderte raſch durch Städte und Länder, und beſah alle Merkwürdigkeiten der Gegenden, durch welche er kam.

Wenn ſein Reiſegeld wieder auf die Neige ging, arbeitete er dann wieder in einer Werkſtätte, und immer vermehrte ſich in kurzer Zeit der Zulauf zu den

Meistern, wo der kleine Tausendsasa Arbeit genommen hatte. Er blieb nirgend mehr so lange, sondern wanderte immer bald wieder weiter. Aber die Meister sahen ihn immer nur ungerne scheiden.

So kam er endlich auf seiner Wanderschaft in ein Land, das fruchtbar schien an allem, was der Mensch zu seiner Leibesnahrung und Nothdurft bedarf. Er sah gesegnete Fruchtfelder wechseln mit herrlichen Obst- und Gemüsegärten, fette Wiesen und Weiden mit Weinbergen in freundlichem Gemische, und zwischen durch schlängelten sich fischreiche Gewässer. Rings umher sah er stattliche Dörfer und prächtige Städte liegen, und sprach bei sich: „Das ist ein Land, wie ich noch keines gesehen. Hier möcht ich bleiben bis an mein Ende!"

Allein, als er eine Weile fortgewandert war, fiel es ihm auf, daß Straßen und Wege gleichsam verödet waren, am meisten aber erstaunte er über die Tracht der wenigen Menschen, die ihm begegneten. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem großen runden Lappen schwarzen Zeuges, in dessen Mitte sich ein Loch befand, durch welches der Kopf hindurch gesteckt war. Uebrigens ruhete es auf den Schultern, und hing von diesen rings um den Körper in vielen Falten bis auf die Füße. Für die Arme waren auf beiden Seiten Löcher geschnitten, durch welche man

sie herausstrecken konnte, wenn man sie zur Arbeit brauchte.

„Hier ist wenig für deine Kunst zu lernen, mein lieber Tausendsasa!" sagte er für sich. „Die edle Kunst, die erst die Menschen zu ordentlichen Leuten macht, scheint sich hierher noch keinen Weg gebahnt zu haben. Nun immerhin! Es ist ja auch ein grosses Verdienst, etwas zur Bildung eines noch so unkultivirten Volkes beizutragen. Ha, das wird Aufsehen machen, wenn ich diese Halbwilden erst in menschliche Kleider gesteckt haben werde!" In solchen Gedanken wanderte er fort und fort.

Wie oft er auch versucht hatte, mit einem der sonderbar gekleideten Bewohner zusammen zu treffen, um ein Gespräche über seine Kleidung mit ihm anzuknüpfen, so sah er doch jedesmal, daß sie alle mit einer eigenen Scheue sich von ihm abwendeten, und einen andern Weg einschlugen, um jedes Zusammentreffen mit ihm zu vermeiden. Er war durch etliche Dörfer gewandert, und hatte in Fremdenherbergen eingesprochen, um seinen Hunger und Durst zu stillen, allein nie antwortete man ihm auf eine andere Frage, die nicht auf sein Bedürfniß Bezug hatte, und selbst die Speisen und Getränke wurden ihm so scheu hingestellt, als ob man sich vor jedem Verkehr mit ihm fürchte.

So kam er gegen Abend an die Hauptstadt des Landes. Als er von ferne die Thorhüter erblickte, hoffte er, von diesen einige Auskunft über das sonderbare Benehmen und die eben so wunderliche Kleidung der Bewohner des Landes zu erhalten. Kaum war er aber durch das äußere Thor eingetreten, so wurden auch schnell die Thorflügel geschlossen und eben so auch die inneren Gitterthüren zugezogen, so daß er sich in dem engen Raume zwischen beiden Thoren gefangen sah.

Innen erschienen nun die Thorwächter, mit langen Spießen bewaffnet, und fragten ihn, wer er wäre. „Ich heiße Thäddel," antwortete er, „und bin der Tausendsasa, der berühmte Schneidergeselle, der alle Meister reich macht, wo er arbeitet." — „Was? ein Schneider?" schrieen die Thorwächter. „Und du wagst es, in dieses Land, und sogar in die Hauptstadt dieses Landes einzugehen? Das wird dir übel bekommen. Auf, fort in den Gerichtssaal!"

„Warum denn? Was hab ich denn gethan?" fragte Thäddel. „Wie? du bist ein Schneider, und fragst noch, was du gethan? Komm nur mit vor Gericht! Marsch! fort!" hieß es; das Gitterthor that sich auf, und begleitet von zwei Thorhütern mit ihren langen Spießen, ward er durch die Stadt geführt, und kam so nach dem Richthause.

Dort ſaßen in dem Gerichtsſaale zwölf Richter um einen ſchwarz gedeckten Tiſch, und alle waren in dieſelbe wunderlich einfache ſchwarze Tracht gekleidet, wie alle andern Leute, die dem armen Thäddel bisher in dem Lande vorgekommen waren.

„Wen bringt ihr da?“ fragte der Richter, der zu oberſt am Tiſche ſaß, und die Wächter antworteten: „Seht dieſen Menſchen nur an, wie er gekleidet iſt!“ Das konnte aber Klein-Thäddel nicht ertragen, daß man an ſeiner Kleidung etwas ausſetzte, und er rief daher in großem Eifer: „Warum? was fehlt meiner Kleidung? Iſt ſie nicht von dem modernſten Stoffe gemacht? nicht nach dem neueſten Schnitte? Wie könnt ihr überhaupt über ſo etwas urtheilen? Das verſteht ihr gar nicht!“

„Nun, nun!“ brummten die Wächter, „wenn wirs ſchon nicht verſtehen, ſo wiſſen wir doch, daß dieſe Kleidung, wie du ſie trägſt, in unſerm Lande verboten iſt, und daß jeder öffentlich mit Ruthen geſtrichen wird, der ſich darin ſehen läßt.“ — „Und erwägt ſeine Vermeſſenheit,“ fügte einer der Wächter hinzu, „der Menſch iſt ſogar ein Schneider!“

„Ein Schneider? ein Schneider?“ fragten alle Richter, wie aus einem Munde, und ſahen ihn lange mit mitleidiger Scheu an. Dann fragte der

Oberrichter: „Haſt du etwa die Geſetze unſeres Landes nicht gekannt, als du es wagteſt, hieherzukommen?“ — „Lieber Herr Richter,“ antwortete Thäddel, „ich ſchwöre Euch, daß ich gar nichts von euern Geſetzen weiß.“

„Dann iſt mirs leid um dich!“ ſagte der Oberrichter, denn obgleich unwiſſend, wirſt du doch eben ſo geſtraft, wie der, welcher wiſſentlich ſündigt. Unſere Geſetze ſind ſtreng und unerbittlich. Heilige Eide verpflichten uns, die wir des Königs Stelle verſehen, jeden mit Ruthen ſtreichen zu laſſen, der ſich in anderer, als derjenigen Tracht öffentlich ſehen läßt, die du an allen Einwohnern des Landes geſehen haſt; und wagt ein Schneider, in dieß Land einzuwandern, ſo wird er in den Rieſenpark geführt, und mag zuſehen, wie es ihm dort ergeht.“

Als Klein-Thäddel von Ruthenſtreichen hörte, da erzitterte er am ganzen Leibe, und als der Oberrichter geendet hatte, ſagte er: „Lieber Herr Oberrichter, führt mich in des Himmels Namen zu dem Rieſen, laßt mich nur nicht mit Ruthen ſtreichen. Der Rieſe wird ja ſchon mit ſich reden laſſen.“

„Darin wirſt du dich irren!“ verſetzte der Richter. „Dieſer Rieſe verlangt von jedem, der in ſeinen Park kommt, daß er drei Dinge mit ihm um die

Wette vollbringe; gelingt es ihm nicht, so mißhandelt er ihn auf grauſame Weiſe zu Tode. Doch wenn es Einem einmal gelingen ſollte, die drei Dinge eben ſo gut oder gar beſſer zu machen, als der Rieſe, ſo wird dieſer der Gemahl einer Prinzeſſin, die der Rieſe nun ſchon hundert Jahre in ſeinem Schloſſe hütet, um ihr die Luſt nach ſchönen Kleidern und Schneidern zu vertreiben."

„Das iſt eine alte Prinzeſſin!" rief Thäddel. „Aber ſagt, Herr Richter, iſts nicht genug, wenn ich zu dem Rieſen geführt werde? da wird das Ruthenſtreichen doch überflüſſig ſeyn." — „Es iſt wahr!" ſo wendete ſich der Oberrichter zu den übrigen, „die größere Strafe macht die geringere überflüſſig. Wie meint Ihr, meine Collegen?"

„Allerdings! allerdings! Jawohl! jawohl!" ſtimmten dieſe einmüthig zu. „Gut!" fuhr der Oberrichter fort, indem er ſich zu den Wächtern wandte: „So nehmt dieſen doppelten Verbrecher, und führt ihn in das Blockhaus. Der Blockmeiſter hat mit ſeinem Leben dafür zu ſtehen, daß er nicht entkomme. Morgen wird er nach dem Parke des Rieſen geführt."

13.

Als die Wächter unſern Thäddel dem Blockmeiſter übergeben hatten, fragte ihn dieſer: „Du biſt alſo ein wirklicher Schneider, und verſtehſt du auch dein Geſchäft recht gut?“ „Ey was!“ rief Thäddel halb beleidigt, „warum hieße ich denn der Tauſendſaſa! Ich werde doch nicht umſonſt ſo genannt werden!“ — „O höre,“ ſprach da der Blockmeiſter, „da kannſt du mir einen großen Gefallen thun.“

Thäddel war bereit dazu, und erfuhr von dem Blockmeiſter, daß ſeine Töchter insgeheim die Schneiderei trieben, und denjenigen, die ſich in ihren Häuſern durch Putz und Kleiderpracht für die Entbehrung im öffentlichen Leben entſchädigen wollten, ſchöne Kleider fertigten. Weil aber Andere neuere Muſter von ſolchen Kleidern aus dem Auslande bekommen hatten, ſo fanden jene jetzt mehr Zuſpruch. „Du biſt nun ganz neu aus dem Auslande gekommen, und bringſt gewiß den neueſten Kleiderſchnitt mit,“ ſchloß der Blockmeiſter, „darum wünſchte ich, daß du meinen Töchtern ein Muſterkleid machteſt, damit ſie wieder durch den neueſten Schnitt alle andern Arbeiterinnen übertreffen. Wenn du dieſes thuſt, ſo kannſt du in meinem eigenen Zimmer bleiben, ſtatt daß du ſonſt die Nacht, in den Block geſpannt, in einem unterirdiſchen Gefängniſſe zubringen müßteſt.“

„Das bin ich wohl zufrieden!“ ſprach Thäddel, „aber ſagt mir nur, wie es kommt, daß ihr ſo wunderliche Geſetze hier zu Lande habt, wegen der Schneider und wegen der Kleider, wovon man ſonſt in der Welt doch gar nichts gehört hat.“ Der Blockmeiſter antwortete: „das iſt eine lange Geſchichte, die ich dir nachher erzählen will.“

Thäddel ward nun von dem Blockmeiſter in ſeine Wohnung eingeführt, wo er ſeinen Töchtern das Muſterkleid machen ſollte. Er hatte ſchon vor langer langer Zeit in dankbarer Erinnerung an die alte Winfriede, und ſeinem Verſprechen gemäß, aus dem feinſten und koſtbarſten Stoffe ein wahres Prachtkleid für ſie gefertigt. Dieſes trug er überall in ſeinem Ränzlein mit ſich herum; und als er dieß nun öffnete, um Scheere und Fingerhut herauszunehmen, kam auch dieſes Kleid heraus, weil es oben darauf lag. Kaum ſahen es aber die Töchter des Blockmeiſtes, ſo ſchrieen ſie laut auf vor freudiger Bewunderung, und ſie und ihr Vater baten Thäddeln auf's Dringendſte, er möge ihnen doch dieſes Kleid überlaſſen, indem ſie glaubten, daß ſie kein ſchöneres Muſterkleid bekommen könnten.

Klein-Thäddel widerſtand aber ihren dringenden Bitten, „denn,“ dachte er ſich, „die alte Winfriede könnte mir doch noch einmal begegnen, und dann

müßte ich ja ganz undankbar vor ihr erſcheinen, wenn ich ihr das hochzeitliche Kleid zur Vermählung ihrer Tochter nicht geben könnte.“ Da die Mädchen aber das Kleid feſthielten und gar nicht loslaſſen wollten, und immer dringender und dringender baten, ſo ſagte er: „Ihr wollt doch ein Muſterkleid nach dem neueſten Schnitte, und dieß habe ich nun ſchon vor drei Jahren gefertigt. In der Zwiſchenzeit hat ſich aber der Schnitt der Kleider ſo ſehr geändert, daß dieſes außer euerm Lande nirgends mehr getragen würde.“

Dieſe Vorſtellung fand endlich Eingang. Sie geſtatteten nun, daß er Winfriedens Kleid wieder einpacken durfte, und brachten aus ihrem heimlich aus dem Auslande erhaltenen Vorrathe die beſten Stoffe herbei. Nachdem ſich Thäddel an ihrem gemeinſchaftlichen Abendeſſen erquickt und geſtärkt hatte, wurde der Arbeitstiſch zurecht geſtellt; Thäddel ſchnitt ein Kleid nach dem Maaße der jüngſten Tochter, und ein Männerkleid nach dem Maaße des Blockmeiſters ſelbſt. Sie ſetzten ſich hierauf zum Geſchäfte; Thäddel wies die Mädchen an, die Stücke des Frauenkleides zuſammen zu nähen; er ſelbſt nähete an dem Männerkleide und der alte Blockmeiſter ſaß bei ihnen und verkürzte ihnen die Zeit, indem er ihnen folgende Geſchichte erzählte.

Vor hundert Jahren herrſchte hier ein König, der die lange Reihe guter Herrſcher beſchloß, unter deren milder und weiſer Regierung ſich das Land zu großem Wohlſtande erhoben hatte. Dieſer König hatte eine Gemahlin, von der man ſich im Volke allerlei Wunderbares erzählte. So viel war gewiß: man wußte nicht wer, noch woher ſie war, oder auf welche Weiſe ſie in das Schloß gekommen. Sie war eines Morgens da, und der König ſelbſt ſtellte ſie zuerſt ſeinen Hofdienern und dann den Hofbeamten als ſeine Gemahlin vor, und von jenem Augenblicke genoß ſie alle Rechte und Ehren einer Königin.

Der König ſchien Anfangs ſehr glücklich mit ihr zu leben, und eine Tochter, die ihnen der Himmel ſchenkte, ſchien dieſes Glück noch mehr zu erhöhen. Denn dieſe Prinzeſſin war von einer ſo ſeltenen Schönheit, daß ſie die ſchönſte Jungfrau im Lande zu werden verſprach.

Man war indeſſen im Volke allgemein darüber einig, daß die Königin eine Genientochter ſeyn müſſe, eines jener übermenſchlichen Weſen, die von dem Könige der Geiſter aus Urſachen, die uns Menſchen unbekannt ſind und vielleicht unbegreiflich wären, genöthigt werden, eine gewiſſe Zeit auf Erden zu leben, und in menſchlicher Geſtalt mit gewöhnlichen Menſchen in nähere Verbindung zu treten.

Wie aber solche Wesen zwar einerseits noch Spuren ihrer übermenschlichen Herkunft an sich tragen, indem sie Manches vermögen, was sterblichen Menschen unmöglich wäre, so nehmen sie auf der andern Seite auch gar zu leicht Fehler und Schwachheiten irdischer Menschen an, und zwar in solcher Uebertreibung, zu welcher sich gewöhnliche Menschen selten verirren. Dieß war auch bei dieser Königin der Fall. Schon in den ersten Jahren ihrer Erscheinung an dem Hofe zeigte sich an ihr eine übertriebene Lust an Putz und Kleiderpracht und insbesondere an dem häufigen Wechsel in der Wahl der Stoffe und ihres Zuschnittes. Mit jedem Jahr nahm diese Leidenschaft zu, und artete nach und nach in eine an Wahnsinn gränzende Uebertreibung aus. Immer kostbarere und prächtigere Stoffe mußten erfunden, immer neue und oft ganz wunderliche Zuschnitte mußten von den Schneidern ersonnen werden. Immer häufiger wechselte sie ihren Anzug, und man wollte behaupten, daß sie nie ein Kleid zweimal auf dem Leibe gehabt, oder je zwei nur nach dem nämlichen Schnitte habe fertigen lassen.

Die Prinzessin wurde zu gleicher Eitelkeit erzogen, und hatte eben solche Lust an immer neuen und neuern Gewändern und neuerm Zuschnitte, und als sie aus den Jahren der Kindheit trat, ahmte sie in

dieſer übertriebenen Liebhaberei ihre Mutter völlig nach.

Bald reichte die gewöhnliche Einnahme des Königs nicht mehr zu, und es mußten von den Unterthanen größere Abgaben erhoben werden, um die Mittel zur Befriedigung dieſer wahnſinnigen Putzſucht herbei zu ſchaffen. Obgleich das Volk darüber murrte, ſo war dieß doch das kleinſte Uebel. Das Beiſpiel der Hohen wirkt immer auch auf ihre Umgebung und von dieſer immer tiefer hinab bis zu den niedrigſten Ständen. So kam es auch hier, daß ſich dieſe Putzſucht bald unter die Frauen der Hofbeamten, und von dieſen in immer weitern Kreiſen unter dem Volke verbreitete, bis am Ende das ganze Land davon angeſteckt war. Und nicht nur unter den Frauen herrſchte das Uebel, es war nach und nach auch auf die Männer übergegangen. Weil aber dieſer Aufwand alle Mittel verſchlang, ſo blieb wenig oder nichts zur Befriedigung anderer Bedürfniſſe übrig, und bald ging auch mit den Mitteln der Sinn für die nothwendige Ausbildung des Geiſtes verloren; die Köpfe der Jugend und ſelbſt mancher Bejahrter waren nur mit ſolcher Eitelkeit ausgefüllt.

Das war denn eine goldene Zeit für die Schneider. Sie waren die unentbehrlichſten Glieder der bürgerlichen Geſellſchaft und die nützlichſte Thätigkeit

in jedem andern Geschäfte wurde nicht so reichlich belohnt, als die Erfindung eines neuen Kleiderschnittes oder die Geschicklichkeit in Fertigung neuer Kleider. Während alle andern Geschäfte daher in Rückgang geriethen, machten die Schneider ungeheuere Verdienste, kauften sich die schönsten Paläste in der Residenz, und ihr Stand war vor allen hochgeachtet und angesehen, so daß es gar nicht so sehr auffiel, als die Prinzessin erklärte, der Mann, dem sie als ihrem Gemahle die Hand reichen sollte, müßte durchaus ein Schneider seyn.

Der König hatte zwar schweigend der Thorheit seiner Gemahlin zugesehen, aber tief hatten ihn die Folgen derselben bekümmert; noch mehr beugte ihn diese Erklärung seiner Tochter. Der Gram zehrte seine Lebenskraft auf, und er fühlte, daß sein Ende nicht mehr ferne sei.

Da versammelte er eines Tages zwölf der weisesten Männer aus seinem Lande, die sich aus Verdruß über die Verkehrtheit des Volkes in die Stille der Gebirge zurückgezogen hatten, und hielt eine lange und geheime Unterredung mit ihnen, in welcher sie ihm mit einem feierlichen Eide geloben mußten, daß sie nach seinem Ableben alle Mittel anwenden wollten, der Thorheit, die alle Stände ergriffen, mit Ernst und Nachdruck Schranken zu

ſetzen. Hierauf ließ er ſeine Gemahlin vor ſich kommen, und ſprach zu ihr: „Meine theure Gemahlin! ich habe dir am Tage unſerer Verlobung mit einem heiligen Eide gelobt, keiner Luſt an Kleiderpracht und Putz während der Dauer unſerer Verbindung auf keine Weiſe ſtörend in den Weg zu treten. Ich hielt eine ſolche Neigung an ſich für unſchuldig und unſchädlich. Bald aber habe ich mich überzeugt, daß ſie auf eine ſchädliche Weiſe übertrieben werden kann. Ich will die Nachtheile hier nicht aufzählen, die dieſe deine Sucht nach Putz und Kleiderpracht über das Land gebracht hat. Sie liegen offen vor Aller Augen. Allein ich fühle mich durch mein Gewiſſen aufgefordert, dir zu bekennen, daß die Reue über mein unbedachtes Verſprechen ſchon lange an meinem Leben nagte, und daß ſie die Urſache meines frühen Todes iſt. Zugleich wollte ich dich dringend bitten, dieſer thörigten Liebhaberei zu entſagen, und alle deine Kraft anzuwenden, unſere Tochter von dem gleichen Irrwege zurück zu bringen. Dieſe unſere Tochter ſollte nach dem Erbrechte nach mir auf dem Throne ſitzen; allein dieſer Gedanke erſchwert mir die Stunde meines Todes. Ich gebe dir daher den Königsring, und erſuche dich, ihn ſo lange zu bewahren, bis ſie von ihrem Uebel geheilt ſeyn wird. Dann ſoll ſie ihn einem Manne geben, der würdig iſt, ihr Gemahl zu werden, und

dieſer ſoll in Kraft des Ringes meinen Thron beſitzen. Bis dahin habe ich das Reich den Weiſen des Landes übertragen.“ Er reichte ihr den Ring und verſchied, ehe die Königin ſich aus ihrem ſtarren Erſchrecken erholt hatte. Der König wurde mit feierlichem Gepränge begraben.

Von Stund an hatte ſich aber der Sinn der Königin gewendet. Sie war in ſich gegangen, und fühlte innige Reue über ihre bisherige Eitelkeit. Sie trat in den Rath der Weiſen, und überlegte mit ihnen, was zu thun ſey, dem Uebel gründlich zu ſteuern, das durch ſie veranlaßt worden war.

Da wurde denn eine feierliche Landestrauer für alle Bewohner des Landes ohne Unterſchied des Standes oder Geſchlechtes angeordnet, die beſtehen ſollte in der einfachen Bekleidung, die wir alle jetzt noch öffentlich tragen, und dauern ſollte, bis ein Mann würdig befunden würde, den Königsring mit der Hand der Prinzeſſin zu empfangen. Dabei wurde verordnet, daß derjenige, der ſich öffentlich im anderen Gewande zeigen würde, mit Ruthen geſtrichen werden ſollte. Den Schneidern wurde aber ein Tag anberaumt, an welchem ſie alle bei Lebensſtrafe das Land verlaſſen müßten.

Die Prinzeſſin aber, eingedenk des Vergnügens, das ihr die Schneider durch ihre Geſchicklichkeit und

Erfindungen gewährt, wollte sie nicht mit einem Male verbannt wissen. Sie konnte nicht glauben, daß man so grausam seyn werde, eine so zahlreiche und bisher so geachtete Bürgerklasse am Leben zu strafen. Daher rieth sie den Schneidern zu bleiben, und versicherte sie ihres Schutzes. Im Vertrauen auf ihre Zusicherung blieben alle Schneider in der Stadt. Als aber die Weisen davon benachrichtigt wurden, liefen sie ihnen ankündigen, daß sie am nächsten Morgen alle durch den Strang hingerichtet werden sollten, und am Abende wurden schon in allen Straßen die Galgen errichtet, den Thorwächtern aber war die Weisung zugegangen, bei Lebensstrafe keine Schneider mehr hinauszulassen. Da merkten die Schneider, daß es Ernst sey, und liefen zur Prinzessin, und verlangten von ihr den versprochenen Schutz. Diese aber erdachte eine List. Nach ihrem Rathe kauften sich die Schneider bei den Metzgern und Gerbern so viele Bocks- und Ziegenhäute zusammen, als nöthig waren um alle damit zu bekleiden. Nun nähete Einer den Andern in eine solche Haut, der letzte kleidete sich als Hirten, und so erschien am nächsten Morgen in aller Frühe eine zahlreiche meckernde Heerde, für welche der Hirte den Ausgang begehrte, weil er sie auf die Weide führen wolle. Die Thorwächter dachten an nichts Arges und ließen die Heerde hinausgehen. Draußen aber

richteten sich alle von ihren vier Füßen auf zwei Beine auf, und liefen mit großer Schnelligkeit von dannen und über die Gränze. So waren die Schneider gerettet.

„Aha!" unterbrach Klein-Thäddel den Blockmeister. „Nun weiß ich doch auch, warum man in aller Welt, wo ich auch hingekommen bin, uns arme Schneider mit den Böcken neckt, und uns spottweise Böcke nennt."

Der Blockmeister fuhr in seiner Erzählung fort. Als die Königin erfuhr, wie die Schneider durch die List ihrer Tochter entkommen waren, rathschlagte sie mit den Weisen, und ließ hierauf Alles Volk durch öffentliche Aufrufer in den Schloßhof berufen. Dort erschien sie mit ihrer Tochter auf einem erhöhten Schaugerüste, und vor demselben saßen die zwölf Weisen. Nachdem sich viel Volk dort versammelt hatte, wurde das Zeichen zum Stillschweigen gegeben, und die Königin sprach:

„Meine Tochter, die ihr hier sehet, hat ihren Sinn immer noch nicht von der Eitelkeit und Putzsucht abgewendet. Damit sich ihr eitler Sinn aber reinige und läutere, rufe ich hier feierlich aus der Genienwelt einen Wächter, der sie so lange in einem eigenen Schloße in dem nahen Wildparke der Könige bewachen soll, bis es einem sterblichen Menschen gelingt in drei

Dingen diesen Wächter zu übertreffen. Dieser soll ihr dann vorgestellt werden, und wenn sie ihn für würdig erkennt, mag sie ihm den Königsring reichen, und mit ihm nach ihres Vaters Willen seinen Thron besteigen. Wer es aber wagt, den Riesenpark von nun an zu betreten, der muß die Wette mit dem Riesen bestehen, unterliegt er, so ist er den grausamsten Martern desselben verfallen. Vor Allem aber soll jeder Schneider, der fortan im Lande betreten wird, ohne Gnade und Barmherzigkeit dem Riesen in den Park zugeführt werden.

Hierauf winkte die Königin mit ihrer Hand nach der Ferne und rief:

„Komm, Riese aus dem Feenreich!
Was ich gesagt, vollziehe gleich."

Und alsbald stand ein Riese bei ihr auf dem Schaugerüste, der noch einmal so groß war, als der größte Mann unter den Versammelten. Dieser umspannte die Prinzessin in der Mitte des Leibes mit der Hand, erhob sie von dem Boden, und schwebte mit ihr nach dem Wildparke, hinüber, der sich dort in der Nähe der Stadt gegen das Gebirge hin erstrecket.

Die Königin winkte nochmals mit der Hand, und als die vorige Stille wieder eingetreten war, sprach sie: „Ich bin eine Genientochter, und von dem Könige der Geister zu meiner Prüfung in menschlicher

Geſtalt auf die Erde geſchickt. Meine Prüfungszeit war zwar mit dem Tode meines Gemahles vorüber geweſen. Weil ich aber durch meine Thorheit Schuld an ſeinem frühen Tode bin, und viel Schlimmes über ſein Volk gebracht habe, klage ich mich hier öffentlich dieſer Schuld an, und verlängere freiwillig meine Prüfungszeit auf Erden, um für dieſe Schuld zu büßen.“ Sie hängte mit dieſen Worten den Königsmantel um, und dieſer verwandelte ſich augenblicklich in einen alten geflickten Mantel. Ihre Geſtalt beugte ſich zuſammen zu der Geſtalt eines alten Mütterchens mit wackelndem Kopfe, das Scepter verwandelte ſich in ihrer Hand zu einem dicken Knotenſtocke. Hierauf ſprach ſie: „In dieſer Geſtalt will ich die Länder der Erde durchziehen, und wenn ich an einem Ende angekommen bin, die Wanderung immer vom Neuen wieder anfangen, bis mir ein junges unſchuldiges Blut vertrauet, und aus Barmherzigkeit ein neues Gewand ſchenkt.“

Hierauf ſtieg ſie herab, wandelte durch das Volk hin, und iſt ſeitdem nicht mehr im Lande geſehen worden.

So endete der Blockmeiſter ſeine Erzählung. „Es haben wohl ſeitdem Manche, vom Vorwitz gedrungen, verſucht, die Wette mit dem Rieſen zu beſtehen, manche Schneider, die in dem Lande ergriffen wurden

ſind nach dem Parke geführt worden, allein ihre Gebeine hängen an dem höchſten Baume, unferne dem Eingang, und raſſeln, vom Winde bewegt, und ſchrekken Jedermann ab, die gefährliche Wette mit dem Rieſen zu beſtehen. Denn Jedermann fürchtet ſich vor dem Wettrieſen, wie er unter dem Volke genannt wird."

14.

Thäddel hatte der Erzählung aufmerkſam zugehört, und es ſchien ihm, als kenne er die Königin, ſeine Nadel hatte aber niemals geruht, auch die Töchter des Blockmeiſters waren nicht müßig geſeſſen, und als der Tag zu grauen begann, waren auch die zugeſchnittenen Kleider ſchon fertig. Sie waren vortrefflich gerathen, und die Familie freute ſich ungemein, nun ſolche Muſter zu beſitzen. Sie bedauerten auch ganz aufrichtig den armen Thäddel, daß er nun bald dem grauſamen Rieſen zugeführt werden ſollte. Ihr Mitleid war aber unmächtig, ſie konnten ſein Schickſal nicht ändern. Doch Thäddel war nicht kleinmüthig. „Es iſt ja doch möglich," ſprach er, „daß ich mit dem Rieſen fertig werde. Meine Mutter hat mir

ja einmal gesagt, es habe schon manch ein Kleiner einen Großen zu Schanden gemacht."

Unter solchen Gesprächen war endlich der Tag völlig angebrochen, die Sonne schien zu den Fenstern herein, und nun erschienen auch die Häscher, die beauftragt waren, das gute Schneiderlein hinauszuführen in den Riesenpark, um ihn dem Riesen zu überliefern. Auf dem Richtplatze vor dem Rathhause war eine Tribune aufgerichtet und mit schwarzem Tuche beschlagen. Dort saßen die zwölf Richter und der Oberrichter verkündigte ihm noch einmal sein Urtheil. Hierauf umringten ihn die Häscher, und führten ihn durch die Stadt zum Thore hinaus gegen das Gebirge hin. Bald lag der Park vor ihnen, der ganz umgeben war mit einer hohen undurchdringlichen Umzäunung, und vorn befand sich ein großes weites Thor von starken Eisenstäben. Weiter drinnen aber ragten große Bäume über die niedrigen heraus, und an ihren obern Aesten sah Klein-Thäddel etwas Weißes hängen, das im Winde hin und her klapperte. „Was ist denn das für eine Art von Obst, das jene hohen Bäume tragen?" fragte Thäddel die Häscher. „Das sind die Gebeine, der Vorwitzigen und der Schneider, die der Wettriese besiegt, und dort an den Bäumen aufgehängt hat!" sagten diese. „So wird auch dein Gebein bald im Winde rasseln."

Ehe ſie aber noch dem Thore des Parkes ganz nahe gekommen waren, rief eine Stimme: „Guten Morgen, Thäddel! Nun, wie gehts, du Tauſendſaſa? Haſt du Wort gehalten, und haſt du mir doch nicht das hochzeitliche Kleid für das Vermählungsfeſt meiner Tochter vergeſſen?“

„Ei, ſeyd Ihrs?“ fragte Thäddel erſtaunt dagegen. „Ach, Frau Winfriede, mir gehts nicht zum Beſten!“ Es war wirklich die alte Winfriede, die in ihrem alten geflickten Mantel plötzlich zu ihnen getreten war. Die Häſcher wollten aber Klein-Thäddel treiben, daß er ſchnell in den Park eintreten ſollte, denn ihnen wars ganz unheimlich in der Nähe der verrufenen Stelle. Die alte Winfriede ſprach aber zu ihnen: „Haltet! Ihr habt nicht ſo zu eilen, und wenn ihr uns nicht Zeit gebet, daß ich mit dem Tauſendſaſa mein Geſchäft abmachen kann, ſo rufe ich den Rieſen, daß er euch dort an die großen Bäume aufhängt. Es iſt mein Vetter, und thut mir das ſchon zu Gefallen.“

Bei dieſen Worten der Alten überfiel ſelbe aber große Angſt, und ſie hielten an auf ihrem Wege. Da fragte ſie wieder: „Nun, Thäddel, haſt du mein Kleid vielleicht vergeſſen?“ — „Nein!“ antwortete Thäddel. „Ich trags ſchon ſo lange im Ranzen mit mir herum, daß es ſeitdem ganz aus der Mode

gekommen iſt.“ Er packte das Kleid aus, und die alte Winfriede nahm es ihm ab und betrachtete es mit großer Zufriedenheit. Es blickte dabei eine ganz eigene Luſt aus ihren Augen hervor. „Es iſt gut, daß du Wort gehalten haſt!“ ſagte ſie. „Und du haſt weder am Stoffe noch an der Arbeit etwas geſpart. Haſt du auch die Scheere noch?“ Thäddel zeigte ſie ihr, und ſie nahm ſie, und ſprach: „Du brauchſt ſie nicht mehr, ich will dir etwas anderes dafür geben, das du beſſer brauchen kannſt. Da nimm dieſen Stein, und wenn du einmal recht hoch werfen willſt, ſo wirf mit dieſem, und denke dabei an mich, ſprich meinen Namen dabei nur ganz in der Stille aus.“ — Thäddel ſteckte den Stein ein, und ſprach ganz traurig: „Ach du lieber Himmel, das Werfen war nie meine Sache; und jetzt vergeht mirs vollends.“

„Ei was!“ rief Winfriede, „haſt du denn dein Sprüchlein vergeſſen? denke dran: Friſch gewagt, iſt halb gewonnen! — Und haſt du denn deinen Fingerhut noch.“ — „Ja wohl! da iſt er!“ ſprach Thäddel, und hielt ihr den Fingerhut hin. „Stecke ihn nur hier in die Erde und merk dir die Stelle!“ ſagte Winfriede. — „Steck ihn nur dort neben den Steinhaufen!“ Thäddel that, wie ſie ihm gerathen. „Da haſt du etwas anderes dafür. Nimm dieſe Kugel,

ſie iſt gut, wenn du einmal um die Wette Kugeln ſchieben mußt.“ Sie gab ihm eine ziemlich große ganz ſtachelichte Kugel, die er ſogleich in ſein Ränzlein ſteckte.

„Nun, weiter kann ich dir nichts mehr geben!“ ſprach ſie, als einen guten Rath. „Wo die Kraft nicht ausreicht, thuts oft auch eine unſchuldige Liſt. Hilf dir im Uebrigen ſelbſt, und vergiß dein Sprüchlein nicht: „Friſch gewagt, iſt halb gewonnen!“ Bei dieſen Worten war die Alte verſchwunden.

„Friſch gewagt, iſt halb gewonnen!“ rief Klein-Thäddel nun ganz muthig. „Auf, führt mich jetzt in den Park.“ Die Häſcher ſäumten nicht. Sie begleiteten ihn bis an das Thor, dieſes that ſich auf, und der kleine Tauſendſaſa ſchritt ziemlich getroſten Muthes hindurch. Die Häſcher aber eilten, ſo ſchnell ſie konnten, nach der Stadt zurück.

Unſer Schneiderlein war noch nicht weit in den Waldpark hinein gekommen, ſo hörte er auch ſchon ein furchtbares Brüllen: „Warum wagſt du es, in meinen Park zu kommen?“ und bald ſah er auch den Rieſen auf ſich zuſchreiten. „Wenn ich nicht gezwungen worden wäre,“ antwortete Thäddel, „ſo hätte mich der Vorwitz nicht daher gebracht.“ — „So? alſo biſt du ein Schneider?“ brüllte der Rieſe.

„Gut, ſo komm, wir wollen einmal ſehen, wer am höchſten von uns werfen kann!“ — „Das bin ich ſchon zufrieden!“ antwortete Thäddel. Der Rieſe führte ihn tief hinein in den Park. Da ſtand ein hoher Thurm, der war zehn Stockwerke hoch, und in jedem Stockwerke hätte der Rieſe ganz wohl aufrecht ſtehen können. Auf einer Seite des Thurmes war ein Fenſter über dem andern in jedem Stockwerke. Oben drauf aber befand ſich noch ein ſpitzes Dach, das war ganz von Glaſe. „Komm!“ ſagte der Rieſe wirf einmal da hinauf, wir wollen ſehen, wer das oberſte Fenſter einwerfen kann.“ — „Du mußt aber zuerſt werfen!“ ſagte Thäddel. „Das ſoll auch geſchehen!“ verſetzte der Rieſe, und nahm einen großen Stein von der Erde, und warf, und das Fenſter des nennten Stockwerkes fiel klirrend in Splittern zuſammen.“ Das kann ich auch, und noch beſſer!‘, rief Klein-Thäddel, und nahm ſeinen Stein und ſprach: „Winfriede!“ warf in die Höhe. Es war aber als ob der Stein ein Vogel geworden ſey. Er flog mit ungemeiner Geſchwindigkeit immer höher, und fuhr klirrend in die Spitze des Thurmes. „Das war dein Stein!“ ſagte der Rieſe, „der iſt höher geflogen, als der meine. Ich hätts nicht hinter die geſucht, daß du ſo gut werfen könnteſt.“

Nun führte er das kleine Schneiderlein weiter in

den Berk, an eine lange, lange Kegelbahn, und ſprach: „Hier laß uns Kugeln ſchieben, und ſehen, ob deine oder meine Kugel am weiteſten geht.“ — „Gut!“ ſagte Klein-Thäddel, „merk dirs aber wohl: es gilt, weſſen Kugel am weiteſten geht.“ — „Richtig!“ ſtimmte der Rieſe bei, und warf ſeine Kugel auf die Bahn hinaus. Sie fuhr ſo weit, daß ſie in der Ferne nur noch ganz klein erſchien. Er klatſchte frohlockend mit ſeinen großen Händen, und rief: „Nun iſt's an dir. Soweit geht deine Kugel nicht.“ — „Die meinige läuft gewiß weiter,“ antwortete Thäddel, „und ich verlange keine weitere Begünſtigung, als daß ich ſo lange ſie läuft, hinten her laufen darf!“ — „Das magſt du halten, wie du willſt!“ ſagte der Rieſe. Da holte Klein-Thäddel ſeine ſtacheligte Kugel heraus, denn er hatte wohl gemerkt, daß es ein Igel war, der ſich zu einer Kugel zuſammen gerollt hatte, und warf ſie auf die Bahn hin. Sie rollte lange nicht ſo weit, als die Kugel des Rieſen, und dieſer rief ſchon: „Hoho! verloren!“ — „Noch nicht!“ antwortete Thäddel, denn der Igel rollte ſich auf, und wollte davon laufen. Klein-Thäddel lief ihm nach, und lief ſo fort, bis ſie beide über die Kugel des Rieſen hinaus kamen. Der Rieſe kam nun auch nach und ſagte: „Hör einmal, du gebrauchſt allerlei Liſt. Du

haſt aber dem Worte nach gewonnen, denn gelaufen iſt deine Kugel weiter, als die meine; ich habe die meinige aber weiter geworfen." Darum haben wir auch nur gewettet, daß meine Kugel weiter gehen oder laufen müſſe, als die deinige!" antwortete Klein-Thäddel.

„Nun aber," fuhr der Rieſe fort, „nun ſollſt du mich nicht mehr durch Worte fangen. Siehſt du dort jenen Baum? kannſt du ſpringend über ihn kommen?" — „Kannſt du es denn?" fragte Thäddel. Der Rieſe nahm einen Zulauf, und ſprang in einem großen Satze über den Baum.

„Hoho!" ſagte Klein-Thäddel, der ſich inzwiſchen auf neue Liſt beſonnen hatte. „Da kann ich's beſſer. Sieh dort jene junge Pappel, dieſe iſt doch höher, als dein Baum! wenn ich ſie einmal abmeſſen könnte, ich glaube, ich würde auch über die Pappel ſpringen." „Das wirſt du doch bleiben laſſen!" verſetzte der Rieſe. „Es kommt auf die Probe an!" antwortete Thäddel. „Sey aber ſo gut, und biege mir den Baum einmal herunter, daß ſein Gipfel die Erde berührt; ich muß ihn erſt meſſen, daß ich den Sprung darnach einrichte, und nicht gar zu viel zu hoch ſpringe."

„Ei du Bramarbas!" rief da der Rieſe. Er faßte aber die Pappel in der Mitte, und bog ſo ihren

Gipfel hernieder. Klein-Thäddel that, als ſchreite er die Länge ab; als er aber an den Gipfel kam, rief er: „Ich habe das Maaß ſchon, laß ihn jetzt nur los.“ Zugleich hielt er ſich aber an dem laubigen Gipfel feſt, ward von dem Schwunge des Baumes mit in die Höhe genommen, und auf der andern Seite weit hinaus ins hohe Gras geworfen. Während der Rieſe noch ganz verwundert daſtand, und ſich beſann, daß er wieder überliſtet worden wäre, hatte ſich Thäddel von dem Luftſprung wieder erholt, und kam herbei, indem er lachend rief: „Da bin ich wieder! Nun, wer iſt höher geſprungen?“

„Du biſt ein wahrer Tauſendſaſa!“ rief der Rieſe. „Du haſt mich nur verirt, aber gewonnen haſt du die Wette.“ „Um was hat die Wette denn gegolten?“ fragte Thäddel. „Das wirſt du gleich ſehen!“ antwortete der Rieſe, und packte ihn mit einer Hand, ſetzte ihn auf die Schulter, und lief mit ihm noch weiter in den Park hinein, bis an einen großen See, auf deſſen jenſeitigem Ufer ein ſchönes Schloß ſtand, deſſen Wände ganz mit glänzend politem Stahl bekleidet waren. Dort machte er Anſtalt, ihn unterzutauchen. Thäddel ſchrie aber: „Hab ich die Wette nicht gewonnen? Warum willſt du mich denn erſäufen?“

„Nur waſchen!“ brummte der Rieſe. „So, wie

du daſtehſt, ein kleines dürres Schleiderlein, kann ich dich doch nicht der Prinzeſſin, als ihren künftigen Gemahl vorſtellen. Du mußt zuvor doch auch etwas gleich ſehen.“ Und damit packte er ihn, tauchte ihn etliche Mal unter, ſchwenkte ihn in dem Waſſer hin und her, daß das Waſſer über ihm Wellen ſchlug, wie es die Wäſcherinen thun, wenn ſie ein Tuch im fließenden Waſſer abſchwenken. Das arme Schneiderlein verlor alle Beſinnung.

15.

Als aber Klein-Thäddel wieder zu ſich kam, lag er auf dem weichen Raſen an dem Ufer des Sees. Er fühlte ſich ganz verändert: ſeine Figur war nicht mehr die des kleinen Tauſendſaſa, ſondern eines ganz anſehnlichen Mannes, ſeine früher ſo kleinen und dürren Beinchen waren ganz wohlgeformt; und als er ſich in dem Spiegel des Sees beſah, ſo glaubte er, es ſehe ein ganz fremder Menſch aus demſelben hervor, ſo ſehr war er zu ſeinem Vortheile verändert.

Neben ihm lag ein vollſtändiger ſehr geſchmackvoller Anzug, und da er ſeine eigenen Kleidungsſtücke

nicht finden konnte, die ihm zu seiner jetzigen Gestalt auch gar nicht gepaßt haben würden, so legte er diese an, und sie paßten ihm so gut, als ob er sie selbst angemessen, und mit seiner Scheere zugeschnitten hätte.

Kaum war er angekleidet, so sah er, wie aus dem Palaste einige Hofbeamten heraustraten, eine festlich geschmückte Gondel bestiegen, und sich herüberrudern ließen. Sie naheten sich ihm mit Anstand und Ehrerbietung, und luden ihn ein, mit ihnen hinüber zu fahren. Er bestieg ohne Umstände die Gondel, und fuhr mit ihnen hinüber. Dort wurde er an der Pforte des Palastes wieder von andern Hofbeamten bewillkommt und in den großen Saal eingeführt.

Hier saß eine wunderschöne Jungfrau auf einem Throne, und neben ihr auf einem gleichen Throne saß eine wohlgebildete Frau in mittlern Jahren, und war bekleidet mit dem Kleide, das Thäddel für die alte Winfriede gefertigt, und ihr am Eingange in den Park gegeben hatte. Er blieb geblendet und verwirrt nicht ferne vom Eingange stehen.

„Komm nur näher, mein Sohn!" sagte die Frau. „Kennst du mich denn nicht mehr? Kennst du das Kleid nicht mehr, das du der alten Winfriede geschenkt hast? Die Zeit der Büßung ist für mich

nun vorüber, und das verdanke ich dir; denn ich habe in dir ein vertrauendes und dankbares Herz gefunden. Auch meine Tochter hat ihren Sinn von ihrer frühern Thorheit abgewendet, und wenn du es zufrieden bist, so soll sie deine Gemahlin werden."

Thäddel trat mit dem Anstande des Selbstvertrauens näher. Er sah die wundervolle Schönheit der Jungfrau, und erkannte, wie die Reinheit ihres Gemüthes eine Anmuth über ihr ganzes Wesen verbreitete, die ihre Schönheit noch überstrahlte. Sie erhob sich von ihrem Sitze, und wandte sich gegen ihn: „In meiner Thorheit habe ich meinen Vater einst tief gekränkt, indem ich erklärte, daß nur ein Schneider einst mein Gemahl werden sollte!" sagte sie. „Ich habe hundert Jahre dafür gebüßt, und bin von meiner Thorheit geheilt. Ich biete Euch, mein edler Prinz, diesen Verlobungsring." Sie bot ihm zugleich einen alterthümlichen Siegelring dar.

„Der Himmel bewahre!" rief Thäddel, „das war keine Thorheit. Es ist nun einmal Euer Schicksal, Ihr müßt einen Schneider zum Gemahl haben, und keinen Prinzen!" — „Wie?" fragte sie mit Bestürzung. „Ihr verschmäht diesen Ring, der Euch ein Königreich zubringen sollte?" — „Nein!" rief Thäddel. „So ist's nicht gemeint. Ich werde mein

Glück nicht von mir weisen; aber Ihr müßt nun einmal einen Schneider zum Gemahle haben. Ich bin ja Thäddel, der Schneider, genannt der Tausendsasa!"

„Kommt, meine Kinder," sprach die Königin. „Es ist Zeit, daß wir in Eure Königsstadt einziehen, damit ihr den Thron einnehmet, dessen ihr beide jetzt würdig seyd. Ich habe eure Ankunft durch den Riesen schon ankündigen lassen."

Sie zogen nun, begleitet von den Hofbeamten aus dem Palaste im Riesenparke und von den Hofdienern, durch den Park zurück. Als sie durch das eiserne Gitterthor kamen, fühlte sich Thäddel doch ganz anders gemuthet, als bei seinem Einzuge. An der Stelle aber, wo er seinen Fingerhut in die Erde gesteckt hatte, war neben dem Steinhaufen eine Pflanze aufgewachsen, und hatte einen hohen Stengel aufgetrieben, an dessen etwas vorwärts geneigter Seite eine dichte Aehre schöner Blumenglocken aufgeblüht war. Diese Blumen waren von rother Farbe; die einzelne Glocke glich einem großen Fingerhute, und selbst die Punkte, wo man die Nadel beim Nähen an den Fingerhüten einsetzt, waren, obgleich nur innen im Kelche der Blüthe, als dunkler rothe Purpurpunkte gezeichnet.

„Was ist das?" fragte Thäddel, als er die Blume

erblickte. „Das iſt dein Fingerhut!“ verſetzte die Königin. „Der König der Geiſter hat ihn nach meinem Wunſche in dieſer Pflanze für die Erde verewigt. Sie ſoll deßhalb Fingerhut genannt werden, und iſt überdieß ein heilkräftiges Kraut bei vielen Leiden der Menſchen.“ Auf ihren Wink grub ein Diener die Pflanze aus, ſetzte ſie in eine goldene Urne und trug ſie mit ſich.

In der Königsſtadt herrſchte Freude und Jubel bei ihrer Ankunft. Die Weiſen und Richter waren ihnen bis an das Thor entgegen gezogen. Alles Volk hatte die wunderliche Trauer ſchon abgelegt, und jedermann zeigte ſich öffentlich in den Kleidern, die ſie bisher nur heimlich in ihren Häuſern getragen hatten.

Das Vermählungsfeſt des königlichen Paares wurde mit großer Pracht gefeiert. Mehrere Wochen lang reichte eine Feſtlichkeit, eine Luſtbarkeit der andern die Hand; die Armen wurden öffentlich geſpeiſet, und Jubel und Freude herrſchte im ganzen Lande.

Am letzten Tage der Feſtlichkeiten umarmte aber die alte Königin ihre Tochter und ihren Eidam, und ſprach: „Meine Laufbahn auf dieſer Erde iſt nun geſchloſſen. „Ich ſehe euch glücklich und gehe mit der Ueberzeugung von dannen, daß auch euer Land durch euch beglückt wird. Ich kehre in das

unsichtbare Reich zurück, zu welchem der König der Geister mich wieder berufen hat.“ Nach diesen Worten verschwand sie, und ward nie wieder gesehen.

Das Land befand sich wohl unter der Herrschaft seines neuen Königes. Bald erwachte allenthalben wieder ein heiterer lebhafter Verkehr und weckte manche nützliche Thätigkeit, daß in kurzer Zeit auch der vorige Wohlstand wieder erblühete.

So glücklich sich Thäddel fühlte, so erwachte doch bald in seinem Herzen die Sehnsucht nach seinen Eltern, seinen Brüdern und insbesondere auch nach seinem Lehrherrn, dem Meister Mäckel. Er schickte deßwegen eine Gesandtschaft hin, und ließ sie zu sich einladen, indem er ihnen sagen ließ, wie er es für seine Pflicht halte, und sich eine Freude daraus mache, sie mit allem Nothwendigen und Angenehmen zu versehen, und ihnen die Liebe und Pflege, die sie ihm in seinen Jugendjahren bewiesen, nach besten Kräften zu vergelten. — Seine beiden Brüder waren nicht zu bewegen, ihr stilles Thal zu verlassen. Theils war es ein unvernünftiger Stolz, der ihnen verbot, von dem jüngern Bruder eine unverdiente Wohlthat anzunehmen, theils war es eine Schüchternheit, die ihnen den Aufenthalt in der Nähe eines Königes, obgleich derselbe ihr Bruder war, und an dem Hofe.

als etwas höchst Unangenehmes und als eine wahre Marter in ihrer Vorstellung erscheinen ließ. Da eben der reiche Müller gestorben war, ließ Thäddel seine Mühle kaufen, und schenkte sie seinen Brüdern. Dieses Geschenk gefiel ihnen doch so gut, daß sie es ohne Umstände annahmen.

Seinen Vater und seine Mutter empfing aber König Thäddel, obgleich sie nur gemeine Leute waren, doch mit aller kindlichen Liebe und Ehrerbietung. Der Vater und die Mutter wollten lange ihren Augen nicht trauen, als sie den wohlgewachsenen und anstandsvollen König sahen, und hörten, daß dieser Klein-Thäddel seyn sollte.

Er wies ihnen einen schönen Palast in seinem Königsgarten an, und verehrte sie, als ein guter Sohn, bis an ihr spätes Lebensende.

Der gute Meister Mäckel war aber als ein schwer kranker Mann angekommen. Er konnte sich die ersten Tage nicht der Freude des Wiedersehens überlassen. Der Leibarzt mußte seine Kunst an ihm versuchen. Dieser erklärte aber, der Kranke habe Wasser in der Brust, und sein Ende sei nicht mehr sehr ferne. Da fiel Thäddel plötzlich der Gedanke in die Seele, ob nicht die Pflanze, die aus seinem Fingerhut entstanden, ein Mittel gegen das Uebel des armen Mäckel seyn könne.

Die alte Königin hatte ihm ja vertraut, daß dieſes Kraut ein wirkſames Heilmittel enthalte. Auf ſein dringendes Verlangen bereitete der Arzt eine Arzenei daraus, und ſiehe, dieſe bewährte ſich ſo ſehr an dem Kranken, daß ſich ſein Uebel in kurzer Zeit gänzlich verlor.

Er lebte noch lange Zeit, und Thäddel genoß die Freude, auch ihm die Liebe zu vergelten, die er ihm in ſeiner Lehrzeit erwieſen hatte.

VIII.

Kleinere

Mährchen, Fabeln

und

Parabeln.

1.

Das Waſſerhuhn.

Eine Taube hatte ihr Neſt auf einem hohen Baum gebaut, und brütete daſelbſt ihre Eyer aus. Sobald die Jungen aber flügge waren, kam immer ein Fuchs und drohte ihr, er werde hinauf kommen, und ſie mit den Jungen aufzehren, wenn ſie ihm dieſelben nicht gutwillig gäbe. So brachte er ſie immer dahin, daß ſie ihm ihre Jungen ſelbſt herab warf, damit nur ſie ſelbſt ſicher ſeyn könnte.

Einſt ſaß ſie auf ihrem Neſte, und brütete traurig auf ihren Eyern. Da kam ein Waſſerhuhn, welches im nahen Schilfe ſein Neſt hatte,

und sich von dem Samen der Wasserpflanzen und allerlei Gewürm nährte. Dieses fragte die Taube, warum sie so traurig wäre, da sie doch ihre Jungen bei sich habe.

„Ach!" antwortete die Taube, „was können mich meine Jungen freun? Sobald ich sie ausgebrütet habe, kommt ja immer der Fuchs, und „droht mir, bis ich sie ihm hinab werfe."

Da sprach das Wasserhuhn: „Kennst du den „betrügerischen Fuchs noch nicht? Laß ihn nur „drohen so viel er will, und behalt deine Jungen. „Denn er kann doch sicher nicht auf deinen hohen „Baum zu deinem Neste. Laß dich nur nicht von „ihm schrecken."

Das merkte sich die Taube, und als der Fuchs kam, und ihr wieder ihre Jungen abdrohen wollte, sagte sie ganz gelassen: „Ja, ja, wenn du Lust „hast, mich mit meinen Jungen zu fressen, so „komm nur herauf!" Und so höhnte sie ihn lange. Endlich fragte er sie, wer ihr gerathen habe, es so zu machen. Die Taube sagte es ihm, und zeigte ihm auch die Wohnung des Wasserhuhns, das er gleich aufsuchte, und ein Gespräch mit ihm anhob. „Ei!" fragte er, „du bist hier ja dem Winde und

„Wetter ausgesetzt. Wie machst du es denn, wenn „der Wind geht?“

„Wenn der Wind geht?“ sagte das Wasserhuhn. „Ei, kommt er von der rechten Seite, „so wende ich mein Haupt gegen die linke, kommt „er von der linken, so wende ich es gegen die rechte „Seite.“

„Das ist wohl gut,“ sagte der Fuchs, „aber „wie machst du's, wenn es von allen Seiten her „stürmt?“

„O, auch dann hat's keine Noth,“ antwortete das Wasserhuhn, „dann stecke ich meinen Kopf „unter den Flügel.“

Da hob der Fuchs an: „O, selig seyd ihr „Vögel vor allen andern Geschöpfen! ihr flieget „zwischen Himmel und Erde, und das so schnell, „wie andere Geschöpfe unmöglich laufen können. „Und dazu habt ihr noch die Gnade, daß ihr euere „Häupter zur Zeit des Sturmes unter den Fittiгen verbergen könnt. Das dünkt mir aber beinahe unmöglich. Wie kannst du denn deinen Hals „so herum beugen? Wie machst du das wohl? „Zeige mir das doch einmal.“

Das Waſſerhuhn wollte es jetzt dem Fuchſe zeigen, und ſteckte ſeinen Kopf unter den Flügel. Dieſen Augenblick hatte der Fuchs erwartet. Er erhaſchte jetzt den unvorſichtigen Vogel, und verzehrte ihn, indem er ſagte: „Andern haſt du rathen können, dir ſelbſt aber nicht!“

2.

Der Affe

Ein Mann war hinaus gegangen in den Wald, und ſpaltete da einen langen Baum der Länge nach in Scheiter. Da bekam er Durſt und ging weg, um an einer Quelle des Waldes zu trinken; die Axt aber ließ er zurück bei dem Baume.

Ein Affe hatte ihm jedoch zugeſehen von einem Baume herab; und als der Mann weg war, ſtieg er herunter, und wollt' es ihm nachmachen. Und er ſetzte ſich auf den Baum, und führte etliche Streiche darauf, daß das Holz einen großen Spalt bekam. Aber ſein Schwanz gerieth ihm in den

Spalt, und als er die Axt heraus zog, klemmte ſich das Holz wieder zuſammen, und hielt ihn ſo an ſeinem Schwanze gefangen.

Da ſchrie er laut vor großen Schmerzen, und der Mann ſah ihn, und rief ſeine Freunde, daß ſie kamen, und ihm helfen, den Affen gefangen zu nehmen.

So kam er durch ſeinen Vorwitz um ſeine Freiheit.

3.

Sokrates.

Sokrates, der Weiſe Griechenlands, hatte muthig gekämpft gegen die Feinde, und ſeine Landsleute freuten ſich deß, und wollten ihm die Krone der Tapferkeit aufſetzen. Er wich aber aus, und weigerte ſich, dieſelbe anzunehmen. „Gebt dieſe Krone dem jungen Alkibiades," ſprach er, „der auch unter den Tapferſten geſtritten." Und man gab dem jungen Alkibiades die Krone."

„Warum nahmſt du aber die Ehrenkrone nicht an?" warfen ihm ſeine Freunde vor, „da du ſie doch verdienteſt?"

Sokrates aber ſetzte ſich in die Mitte ſeiner Freunde und Kriegsgenoſſen, und belehrte ſie durch ein Gleichniß:

„Am Tage der Schöpfung wurde von dem „ſchaffenden Geiſte ein alter ſtämmiger Eichbaum „gepflanzt und ein zärterer junger; und der Gott „verſprach, am Abende den von beiden zu trän„ken, der den Tag über am friſcheſten grüne. Und „die Bäume ſtanden in den Gluthen der neuge„ſchaffenen Sonne, und freuten ſich ihres Pflan„zenlebens, und grünten die Zeit des Tages über „mit glänzendem Laube, der alte Eichbaum, wie „die junge Eiche. Aber gegen den Abend war die „junge Eiche beinahe ermattet, denn ihre Wurzeln „waren noch nicht ſo tief gedrungen, und die Ober„fläche der Erde war ausgetrocknet von dem Son„nenſchein, daß ſie fürder nicht mehr Nahrung daraus „ſaugen konnte,“

„Aber die Sonne tauchte hinter die blauen „Berge, und es ward Abend; und der Gott ſandte „den Pflanzenengel mit einer kryſtallenen Urne, voll „erfriſchenden Thaues. Und der Engel goß ihn über „den ſtämmigen Eichbaum aus, denn in ſeinem „Grün war ein kräftigeres Leben den Tag über. „Darum tränkte ihn der Engel.“

„Aber der Eichbaum ſchüttelte ſein Haupt, daß „der Thau auf die nachbarliche junge Eiche träufte „und ſie erfriſchte, daß ſie den folgenden Tag wieder „von neuem friſch grünte, wie den erſten Tag. Aber „auch der alte Eichbaum ſtand da im vollen kräfti„gen Blätterſchmucke, am zweiten Tag, wie am „erſten Tag.“

„Er hatte der Erfriſchung nicht bedürft, denn „ſeine Wurzeln waren ſchon tief gedrungen in den „Schooß der Erde; die junge Eiche aber hatte der „Erfriſchung bedürft, um den Grund zu faſſen. Da„rum hatte der alte Eichbaum gerne ſeinen Thau „auf die junge Eiche herabgeſchüttelt.“

4.

Die Elephanten und die Haſen.

Es war einmal eine große Dürre im Lande, daß ſchier alle Brunnen austrockneten, und alle Quellen verſiegten. Da litten alle Thiere Mangel, beſonders die Elephanten. Und ſie ſagten zu ihrem Könige, ſie wollten andre Weide und Waſſer ſuchen. Das war der König zufrieden; und ſie wählten ein Paar von ſich aus, daß ſie auszögen, um Waſſer und gute Weide zu ſuchen. Dieſe gingen aus, und fanden einen Ort, da war ein Brunnen, der hieß Brunnen des Monds, darum, weil der Mond ſich beſonders klar und ſchön darin ſpiegelte; weßhalb der Brunnen von allen Thieren für einen Lieblingsort des Mondes gehalten ward.

Als nun die Kundſchafter heim kamen, ſagten ſie zu dem Könige und den übrigen Elephanten: „Kommt, folget uns, wir haben einen Ort gefun„den, da iſt ein Brunnen, der heißt Brunnen des „Monds, und ſein Waſſer iſt beſonders friſch und „wohlſchmeckend.“

Und der Elephantenkönig folgte ihnen, und ſie zogen alle zu dem Brunnen des Mondes. Als ſie aber dahin kamen, wohnten da die Haſen mit ihrem König; und wo die Elephanten gingen, traten ſie mit ihren ſchweren Füßen die Höhlen der Haſen zuſammen, und traten auch viele Haſen todt. Da liefen die Haſen zu ihrem Könige, und klagten's ihm, und begehrten von ihm, er ſolle das Unglück abwenden.

Und der Haſenkönig berief alle ſeine Räthe zuſammen und ſprach: „Ich geſtehe, daß ich nicht die „Weisheit habe, mein Reich zu ſchützen gegen dieſe „großen Feinde. Rathet ihr mir, ſo gut ihr könnt. „Sollen wir wegziehen, aus dieſem ſchönen Lande? „Das wäre doch auch Schade! Sollen wir förmlich „Krieg anfangen mit den ſtarken Elephanten? Was „vermögen wir gegen ſie?“

Da ſprach einer der Räthe des Haſenkönigs: „Nicht alſo, mein König, laß uns nicht verzagen. „Freilich vermögen wir nichts gegen ſie im Kriege;

„aber laß uns List brauchen, vielleicht bringen wir „sie dann wieder aus dem Lande. Herr, wenn du „mich zum Elephantenkönig schickest, so will ich das „Unheil wenden. Damit du aber erfährst, was ich „dort verhandle, so schicke einen von deinen getreue„sten Dienern mit mir."

Da antwortete ihm der König: „Ich habe kei„nen Argwohn auf dich, darum gehe hin zum König „der Elephanten, und sage ihm, was dir gut dünkt." Und er machte sich auf in einer Nacht, da der Mond in vollem Scheine stand, und ging hin zum Brunnen des Monds, und rief dem König der Elephanten, und stellte sich auf einen Hügel, und sprach zu ihm: „Der Mond schickt mich zu dir. „Rechne mirs nicht zu, was ich dir sagen werde. „Denn ich muß thun, was mir mein Herr gebeut."

Da sprach der König der Elephanten: „Wie „die Sonne die Königin des Tages und aller Könige „Königin ist, so ist der Mond der König der Nacht „und aller Könige König. Darum sprich, was mir „der Mond gebeut?" Und der Hase sagte: „Der „Mond läßt dir sagen, du begnügest dich nicht da„mit, zu sein der König der Elephanten, du seyst „auch gekommen zum Brunnen des Mondes, wo die „Hasen wohnen, und habest ihrer viele zertreten, „ihre Wohnungen zerstört, und ihr Futter gefressen;

„ja, ihr habet ſogar gewagt, das Waſſer in dem „Brunnen des Mondes mit euern Rüſſeln trübe zu „machen. Nun gebeut er euch, daß ihr Solches „nicht mehr thuet, ſonſt will er euch die Augen „trübe machen, und euch verjagen. Darum hat mich „der Mond zu dir geſchickt, daß ich dir dieſes ſage. „Und wenn du nicht glaubſt, ſo gehe jetzt mit mir „zum Brunnen des Monds, da wirſt du ſelbſt ſeinen „Unwillen merken."

Als der Elephantenkönig das hörte, erſchrack er, und ging mit dem Haſen. Und als er in das Waſſer ſah, ſo ſah er darin das Bild des Mondes hell und ruhig abgeſpiegelt. Da ſagte der Haſe: „Strecke „einmal deinen Rüſſel hinein, ſo wirſt du merken „den Unwillen des Mondes." Und der Elephantenkönig ſtreckte ſeinen Rüſſel hinein, und wie er das Waſſer berührte, ſo erzitterte es, und des Mondes Bild zitterte zugleich auf den bewegten Wellen. Darüber erſchrack er und fragte: „Warum zürnet „der Mond? Weil ich mit meinem Rüſſel das „Waſſer berührte?"

„Du ſagſt wahr!" antwortete der Haſe. Da bekam der Elephantenkönig noch größern Schrecken, und ſprach: „Herr Mond, ich erkenne deinen Un„willen, ich will aber nicht mehr gegen dich ſündigen,

„und will mit den Meinigen von hinnen ziehn.“ Und ſo räumte er das Land der Haſen.

Aber die Haſen freuten ſich darüber, und rühmten den König; denn er hatte auf klugen Rath geachtet, wenn er ſie gleich nicht ſelbſt zu retten vermocht hatte.

5.

Der Fuchs und der Hahn.

In einer kalten Winternacht war ein hungeriger Fuchs nach Speiſe ausgegangen, und hörte einen Hahn krähen auf einem Baume bei einem Mayerhofe. Da dachte er den mit Liſt zu fahen, denn auf den Baum konnte er nicht ſteigen. Und er ſtellte ſich unter den Baum, und fragte: „Ei, „Hahn, wie magſt du ſo ſchön ſingen in dieſer kal„ten Winternacht?“

„Ich verkünde den Tag,“ antwortete der Hahn.

„Was, den Tag?“ fragte der Fuchs verwundert, „es iſt ja noch ganz finſtre Nacht!“

„Ey," erwiederte der Hahn, „weißt du denn „nicht, daß wir Hahnen eine ganz besondere „Natur haben? Wir fühlen es schon zum voraus, „wenn der Tag nahe ist, und verkünden seine Nähe „dann."

„Das ist gar etwas Göttliches," rief der Fuchs, „das können nur Propheten! O Hahn, wie muß „ich dich bewundern und deinen Gesang!"

Nun krähete der Hahn zum andernmal. Da fing der Fuchs an zu tanzen.

Und der Hahn fragte ihn: „Warum tanzest du „denn?"

Der Fuchs antwortete: „Du singst ein fröh„liches Lied, und ich tanze vor Freude; man soll „sich ja freuen mit den Fröhlichen. O Hahn, du „bist der Fürst der Vögel! du fliegst durch die Lüfte; „du singst so schön, wie kein Vogel außer dir; du „sagst gar künftige Dinge voraus; und ich sollte mich „nicht freuen, daß ich einen so weisen Propheten „habe kennen lernen? Wär' ich nur würdig, immer „um dich zu seyn! Du königlicher Vogel, du weiser „Prophet! Komm doch herunter, daß ich dich nur „einmal küsse; daß ich mich bei meinen Freunden „rühmen kann, ich habe das Haupt eines Propheten „geküßt!"

Und dem Hahn gefiel dieß Lob so wohl, daß er

sogleich vom Baum herab flog, und dem Schmeichler, dem Fuchse, sein Haupt darbot.

Aber der Fuchs faßte ihn mit seinen Pfoten, und rief spottend: „Nein, nein, du bist kein „weiser Prophet. Ich sehe, daß du nicht voraus „sehen kannst, sonst hättest du auch gemerkt, daß „ich dich nicht küssen wollte. Aber ich habe dich „dennoch freßlieb.“

Und damit biß er ihm den Kopf vom Rumpfe, und verzehrte ihn.

6.

Die Goldfiſchlein.

Es wohnten drei Goldfiſchlein mit ihrer Mutter in einem ſteinigen Waſſer; die Sträucher des Ufers beugten ſich drüber her und das Plätzchen war immer ſchattig und kühl. Aber weiter unten glänzte die Sonne golden auf die Spiegelfläche des Baches. Und eines Tages ſprachen die Fiſchlein zu ihrer Mutter: „Ey, Mutter! warum bleiben wir denn „immer hier, und gehen nie dort hinunter, wo „die Sonne ſo ſchön glänzt auf dem Waſſer? „Vielleicht iſt dort unten ſchöner, ſandiger Boden. „Warum müſſen wir uns immer hier unter den „Steinen verborgen halten, wo die Sonne nie

„her ſcheint? Dort unten muß es ja viel ſchöner „ſeyn!“

Da antwortete die Mutter der Goldfiſchlein: „Es iſt nicht Alles, wie es ſcheint. Jener Platz „dort unten ſcheint luſtig und gut; man kann ſich „hübſch ſonnen auf den kleinen Wellen, und auf „dem Grunde findet ſich manches gute Würmlein. „Aber unter dem ausgehöhleten Uferrande wohnt auch „ein gefräßiger Fiſch, vor dem kein kleinerer Fiſch „ſicher iſt. Darum gehen wir nicht hinunter an den „ſchönen ſonnigen Platz.“

Eines Tages ging die Mutter der Fiſchlein aus, um Speiſe zu ſuchen. Aber beim Fortgehen warnte ſie noch ihre Kinder, und ſprach: „Gehe mir „ja Keines hervor aus unſern Steinen, ehe ich „wieder bei euch bin, daß ihr nicht Schaden „nehmet.“

Und die Fiſchlein verſprachens, recht folgſam zu ſeyn, und gar nicht hervor zu gucken.

Da die Mutter aber fort war, und eine Weile ausblieb, ſprach das älteſte der Fiſchlein: „Mütterchen bleibt ſo gar lange, und wir ſollen immer da unten ſitzen, hinter den ſchlammigen „Steinen. Was thut's denn, wenn wir ein biß-

„chen höher in's Waſſer ſteigen? bei uns iſt ja „kein gefräßiger Fiſch, vor dem wir uns zu fürch„ten hätten.“

Aber die andern wollten nicht, und ſprachen: „Was würde die Mutter ſagen, wenn ſie käme, „und uns oben anträfe?“ „Ei,“ ſprach das Fiſchlein dagegen, „Mutter iſt weg! Mütterchen „ſieht's nicht; und wenn ſie kommt, ſo ſtecken „wir uns wieder hinter unſere Steine, ehe ſie es „gewahr wird, daß wir oben waren.“ Und mit dieſen Worten tauchte es hervor und ſchwamm auf der Fläche; und es war ihm wohl, und rief ſeinem jüngern Bruder und ſeinem Schweſterchen. Da flieg das Brüderchen auch aufwärts auf die Oberfläche des Waſſers; und ſie ſpielten munter auf den krauſen Wellchen. Das Schweſterchen der Goldfiſchlein aber war folgſam, und blieb unten hinter den Steinen verſteckt.

Wie aber die beiden Brüderchen ſo ſpielten, ſahe das jüngſte hinab, auf dem Strome, wo die Sonne ſich ſpiegelte in dem Waſſer; und ſagte zu ſeinem ältern Brüderchen: „Sieh, wie ſich dort „unten die Sonne ſo ſchön ſpiegelt!“ Und das „ältere Goldfiſchlein ſprach, „Jetzt iſt's eins; „wir haben doch der Mutter Gebot übertreten,

„und ſind hervor gegangen aus unſrer Wohnung;
„laß uns lieber auch noch dort hinab gehen, nur
„einen Augenblick! Der große Fiſch wird uns nicht
„grade ſehen.“

Aber das jüngere Fiſchlein wollte nicht, und ſo ſchwamm das andere allein hinab, und ſpielte auf den goldſchimmernden Wellen. Da ſchoß der große, gefräßige Fiſch, ein Hecht, hervor, und verſchluckte es.

Als nun die Mutter nach Hauſe kam, und ihr größeres Söhnlein nicht antraf, ward ſie betrübt, und weinte um es, und gebot nochmals den beiden andern Goldfiſchchen, ja nicht hervorzugehen aus ihrer Steinhöhle.

Da ſie aber einſt wieder ausging, dachte das Goldfiſchlein, welches ſchon einmal mit dem andern auf der Oberfläche des Waſſers war, es wolle ſich wieder das Vergnügen machen, und auf den Wellen herum ſpielen. Da ſprach es zu ſeinem Schweſterchen: „Komm, ſteig' mit mir auf die
„Höhe des Waſſers, und laß uns da herum ſchwim-
„men und ſpielen.“

Aber das Schweſterchen ſagte: „Denkſt du nicht mehr daran, wie der Hecht unſer anderes

„Brüderchen gefreſſen hat, daß es nicht mehr heim „kam?“ Das Brüderchen antwortete: „Ei, wir „gehen nicht gerade hinunter, wo der gräßliche „Freſſer wohnt; wir bleiben hier oben.“ „Nein,“ verſetzte das andere Goldfiſchlein, „ich gehe nicht. „Wenn auch der gefräßige Fiſch nicht da wohnt, ſo „hat es doch unſere Mutter verboten.“

Das Brüderchen aber hörte nicht, und ſtieg hinauf auf die Fläche des Waſſers, und ſpielte herum; und indem es ſpielte, ward es ein gutes Würmchen gewahr, das im Waſſer ſchwebte; und es ſchnappte darnach, und verſchluckt es zuſammt der Angel, an die es der liſtige Fiſcher geſteckt hatte. Und es wollte ſich wieder los machen, aber der Fiſcher, der in dem Gebüſche ſtand, merkt' es, daß er etwas gefangen habe, zog ſeine Angel heraus, und nahm das Goldfiſchlein zu den andern, die er gefangen hatte.

Als aber die Mutter wieder nach Hauſe kam, ſah ſie von ferne ſchon den Fiſcher, und fürchtete gleich, er möchte eines ihrer Kleinen gefangen haben, und tauchte unter, und vernahm mit Trauern von dem übrig gebliebenen Goldfiſchlein, wie das Brüderchen hinauf geſchwommen ſey auf die Oberfläche des Waſſers.

Aber ihr einziges Kindlein liebte ſie nun dreifach ſo ſehr, als ſie es vorher geliebt hatte. Und ſie zog mit ihm das Bächlein weiter hinauf, wo auch die Sonne hinein ſtrahlte, und pflegte es mit doppelter Sorgfalt, weil ſie wußte, daß es folgſam war, und die Sorge und Pflege ſchon in der Jugend durch Achtſamkeit und Gehorſam gegen ſeine Mutter belohnte.

7.

Der Affe und die Schildkröte.

Die Affen hatten einſt einen König. Weil er aber alt und ſchwach wurde, jagten ſie ihn aus ihrem Lande, und wählten ſich einen andern. Der vertriebene König lief dahin und dorthin, bis er endlich an das Geſtade des Meeres kam, wo viele Feigenbäume und andre gute Fruchtbäume ſtanden. Er ſah ſich um in der Gegend, und beſchloß da zu wohnen, denn es waren keine wilden Thiere da, und was er brauchte, wuchs im Ueberfluſſe. Darum ſtieg er gleich auf einen Feigenbaum, und fraß von den Früchten deſſelben. Wie er aber ſo darauf herumkletterte, fiel ihm einmal eine Feige

hinab, und eine Schildkröte ſchwamm herzu, und fraß ſie. Da warf er noch etliche hinab, und die Schildkröte fraß ſie alle auf, und rief ihm zu, und dankte ihm, und er ſprach mit ihr, und ſo machten ſie Freundſchaft mit einander.

Der Affe warf der Schildkröte immer von ſeinen Früchten zu, und der Schildkröte gefiel das gute Leben ſo wohl, daß ſie gar nicht mehr an ihr Haus und an ihr klein Töchterchen dachte, das ſie zu Hauſe gelaſſen hatte. Das Schildkrötentöchterchen aber war ganz traurig, daß ſeine Mutter nicht mehr nach Hauſe kam, und klagte ſeine Noth einer andern Schildkröte, die in der Nähe wohnte.

„Sey nur ruhig," ſagte die Nachbarin; „ich habe deine Mutter noch heute geſehn. Ich war von unſerer Inſel hinüber geſchwommen ans feſte Land, dort allerlei Gewürm zu ſuchen, da ſah ich ſie freundlich reden mit einem Affen. Der Affe iſt Schuld d'ran, daß ſie dich ſo vergißt. Freilich, der Affe könnte ſie am Ende bereden, daß ſie dich ganz verließe, darum mußt du machen, daß er aus dem Wege geſchafft wird?"

„Ja, wie kann ich das?" fragte die junge Schildkröte. Aber die Nachbarin ſagte: „Da

laß mich nur machen," und rieth ihr, sie solle nur eine Zeitlang wenig essen, und recht in der Sonnenhitze sich aufhalten, daß sie recht elend und abgezehrt aussehe, und solle sich nur recht krank stellen, wenn ihre Mutter käme; für's Andre wolle sie dann schon sorgen. Das that die junge Schildkröte auch, und wie sie endlich ein Paar Tage darauf ihre Mutter auf dem Wasser herschwimmen sah, rief sie schnell der Nachbarin, und legte sich in ihr Bettchen, und deckte sich bis über die Ohren zu, und stellte sich gar krank und matt.

Wie nun ihre Mutter hereinkam, und ihr Töchterchen so elend und abgezehrt da liegen sah, erschrack sie nicht wenig. „Liebes Kind, was fehlt dir? was machst du?" so fragte sie und weinte.

„Ja," sagte die Nachbarin, „eure Tochter ist sehr krank; es steht sehr gefährlich mit ihr. Und das Schlimmste bei der Sache ist, daß nur ein Mittel ihr helfen kann, und das kann man nicht kriegen in unsrer Gegend."

„Ach, was ist das für ein Mittel?" fragte die Mutter. „Ich will ja gern Alles anwenden es zu kriegen, und sollt' ich selbst hundert Mei-

len darum reiſen. Sagt doch, was iſt das für ein Mittel?"

„Ja," ſagte die Nachbarin wieder, „das könnt ihr nicht kriegen. Eure Tochter kann nur geſund werden, wenn ſie das Herz eines Affen frißt, ſonſt iſt alle Hilfe vergeblich."

Da lief die Schildkrötenmutter hinaus, einen Affen zu ſuchen, und ihn mit Liſt zu beſiegen. Aber ſie ſuchte den ganzen Tag, und fand keinen. Da es nun gegen Abend ging, kam ihr eine große Furcht an, ſie möchte ihr liebes Töchterlein verlieren, und ſie beſchloß, lieber ihren guten Freund umzubringen. Wie aber? Sie fühlte ſich zu ſchwach. Darum beſann ſie ſich auf eine Liſt, und ſchwamm hin zu ihm.

„Ey, Freundin, wo bleibſt du denn ſo lange?" rief ihr der Affenkönig entgegen.

„Die Wahrheit zu geſtehen," ſagte ſie, „ich ſchämte mich. Du haſt mir ſchon ſo viele Freundſchaft erwieſen, und ich dir gar nichts. Ich war deßhalb zu Hauſe, dort auf der Inſel, und habe meiner Tochter aufgetragen, uns auf den Abend ein klein Gaſtmahl zuzurichten. Jetzt bin ich da, dich abzuholen."

Der Affenkönig wollte im Anfange nicht mitgehen. wie ihm aber die Schildkröte von Melonen und solchen Früchten erzählte, die es auf ihrer Insel gebe, ließ er sich doch überreden. „Wie komme ich aber hinüber? fragte er. „Ey," antwortete die Schildkröte, „du setzest dich auf meinen Rücken, und so bringe ich dich hinüber. Ich kann gut schwimmen, und auf meinem breiten Rücken ist Platz genug für dich."

Das gefiel ihm, er setzte sich auf den breiten hörnernen Rücken seiner Freundin, und zog seine Füße recht an sich, um nicht naß zu werden, und die Schildkröte segelte ab.

Wie sie aber unterwegs war, da bedachte sie erst recht, was sie thun wollte, und da fiel ihr erst ein, wie gottlos es sey, daß sie ihren treuen Freund, den Affen, so treuloser Weise ums Leben bringen wollte. Und wie sie so dachte, hielt sie im Schwimmen still.

Das gefiel dem Affenkönig nicht recht, und er fragte ganz ängstlich: „Was ist das? Warum hältst du inne? du wirst doch nichts Unrechtes im Sinn haben? Du bist mir schon den ganzen Abend so vorgekommen?" Aber die Schildkröte

konnte es jetzt nicht länger über's Herz bringen, und gestand ihm ihre Arglist, und daß ihre Tochter krank wäre, und nur durch ein Affenherz wieder hergestellt werden könnte.

„Das ist eine fatale Arzenei für dich!" dachte der Affenkönig. Was wollte er aber jetzt machen? Er war einmal in ihrer Gewalt, und fürchtete, sie möchte ihm doch ihre Tochter vorziehen. Da bedacht' er sich schnell auf eine List, und sagte: „Was? ist es weiter nichts, als ein Affenherz? „O, warum hast du mir das auch nicht früher „gesagt? Dann hätte ich doch mein Herz mit mir „nehmen können, um deiner Tochter zu helfen."

„Ei," sagte die Schildkröte verwundert, „hast du „denn dein Herz nicht bei dir?"

„Gott bewahre! nein!" antwortete der Affenkönig. „Das liegt wohlverwahrt dort am Lande in „einem hohlen Feigenbaum."

„Warum trägst du aber dein Herz nicht bei dir?" fragte die Schildkröte.

„Ja," sagte der Affenkönig, „weißt du denn das nicht? Siehe, wir Affen haben ein gar zänkisches und unverträgliches Herz. Darum ist es uns von „Natur vergönnt, daß wir es heraus nehmen können, „wenn wir mit guten Freunden zusammen seyn wollen. „Darum habe ich es auch heute zu Hause gelassen,

„um in deinem Hauſe keinen Streit anzufangen. —
„Aber höre, wenn dir daran gelegen iſt, ſo komm,
„ſo holen wir's."

Die thörichte Schildkröte glaubte Alles, was er ſagte, und erwiederte: „Ja, ja, das wollen wir!" „und kehrte um, und ſetzte ihn wieder an's Land.

Der Affenkönig aber war froh, daß er der Gefahr entronnen war, und ſchwang ſich fröhlich auf ſeinen Baum. Da er aber nicht mehr herunter kommen wollte, rief ihm die Schildkröte zu: „Nun, „wo bleibſt du ſo lange?"

Da lachte er ſie aber tüchtig aus, weil ſie ſo dumm war, und ihm geglaubt hatte; und die Schildkröte ſchwamm traurig heim, und blieb wieder zu Hauſe. Da ward auch ihr Töchterchen wieder geſund ohne das Affenherz.

8.

Luftſchlöſſer.

In dem Luſtwäldchen eines Königs wohnte ein armer gottesfürchtiger Mann, wie ein Einſiedler. Und der König ſchickte ihm alle Tage ein Brot und ein Fläſchlein mit Honig. Das Brot aß er, aber den Honig ſammelte er ſich in einem irdenen Topfe, der über ſeiner Bettſtätte hing.

Nun kam große Theurung in den Honig. Und als er eines Morgens ſein Bette aufſchüttelte, und den Honigtopf hängen ſah, da fiel ihm ein, daß der Honig ſo theuer ſey, und er beſchloß bei ſich, ſeinen kleinen Vorrath zu verkaufen. „Ich löſe „dafür," ſprach er zu ſich, „wenigſtens fünfzehn

„Gulden. Dafür kauf' ich mir etliche junge Schafe. „Die werfen mir des Jahrs etliche junge Lämmer, „und in zehn Jahren bekomme ich mehr, denn tau„send Stück Schafe. Davon verkaufe ich einen „Theil, und kaufe mir etliche Kühe, kaufe mir dann „Ochsen, und Aecker. Von den Kühen nehme ich „Milch, von den Schafen Wolle. Die Ochsen nehme „ich zum Feldbau, und ehe fünfzehn Jahre vorbei „sind, hab' ich großes Gut und Reichthum. Dann „nehm' ich mir ein tugendsam Weib; Gott bescheert „mir dann einen schönen, gottesfürchtigen Sohn, der „wird wachsen in der Lehre und Weisheit. — Wird „er aber nicht folgen, und auf meine Vermahnung „nicht hören, — — o! ich wollt' ihm über die Len„den schlagen mit meinem Stecken!" Indem nahm er seinen Stock, der neben seinem Bette stand, und wollte sich selber zeigen, wie er ihn schlagen würde, und schlug — und schlug — und traf seinen Honigtopf, daß er in Scherben herunterfuhr, und der Honig auf sein Bette träufelte.

So hatte er nichts mehr von seinen Anschlägen, als die Mühe, sein Bette zu reinigen.

9.

Der Schutzengel.

Im Gebirge lebte eine arme Wittwe, die von mancher Sorge für ſich und ihren Knaben, Wilhelm, bedrängt ward. Aber der Knabe war ein guter, fröhlicher Knabe, ſah fröhlich in den Tag hinein, und wußte wenig von der Noth ſeiner Mutter, denn die Mutter trug ihr Leiden ſtille und mit Geduld.

Und als der Knabe eines Abends heim kam, lag ſeine Mutter krank auf dem Bette. Da ward ſein heiteres Auge trübe von Thränen, und er ſetzte ſich zu ihr an ihr Bette, und faßte ihre Hand,

und drückte sie an sein Herz, und weinte. Und er blieb an ihrem Bette sitzen die ganze Nacht, und legte ihr oft ihr Kopfkissen zurecht, und holte ihr auch manchmal einen Trunk frisch Wasser, daß sie sich ihre lechzenden Lippen labe.

Aber die Nacht verging, und als der Morgen kam, war die Mutter noch nicht gesund, und fing an bitterlich zu weinen. Und der Knabe fragte: „Mutter, warum weinst du?"

Da sprach die Mutter: „Sonst, als ich noch „gesund war, konnte ich dir doch Morgens eine „Suppe kochen; ich wollte gern die Schmerzen lei„den und sterben, aber daß du darunter leiden mußt, „das schmerzt mich am meisten."

Da konnt er sich nicht mehr halten, und lief hinaus, und kniete sich unter die Linde, die vor der Hausthüre stand, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er weinte sehr und rief: „Ach, wenn Mutter stirbt, dann bin ich ja ganz „verlassen! Will ja gerne sterben, wenn nur Mut„ter leben bleibt und nicht mehr weint, denn „Mutter ist so lieb und gut. Ach, Gott! Mut„terchen ist krank, mach' doch Mutterchen wieder ge„sund."

So betete das Kind. Da trat ihm ein feiner Knab' entgegen, mit blauen Augen und krausen Locken und goldglänzenden Flügeln. Und der fremde Knabe trug ein silbernes Körbchen, und rief ihm mit holdseliger Stimm' und sprach: „Komm, laß „uns Beeren pflücken für deine kranke Mutter, sie „wachsen gleich dort am Wäldchen."

Und Wilhelm ging mit dem fremden Knaben hin zum nahen Wäldchen, und sie pflückten in kurzer Zeit das Körbchen ganz voll der schönsten reifen Erdbeeren, ob es schon noch nicht um die Erdbeerenzeit war; und der fremde Knabe ließ ihm das Körbchen mit allen Erdbeeren, und sprach: „Bringe diese Beeren deiner Mutter," und verschwand.

Aber Wilhelm nahm das Körbchen und brachte es hinein, und seine Mutter verwunderte sich über die schönen frühgereiften Beeren, und aß davon und genaß zur selben Stunde von ihrer Krankheit, und herzte ihren Knaben.

Aber der Knabe war fröhlich, daß seine Mutter genesen war, und hüpfte hinaus unter die Linde, und rief dem schönen Knaben, und dankte ihm mit Freudethränen. Und der feine Knabe

kam, und ward Wilhelms Schutzengel, weil er sein gutes Herz erkannt hatte, und leitete ihm sein Schicksal.

Und als Wilhelm heranwuchs, ward er ein fleißiger Jüngling, und sein Fleiß wurde gesegnet, und er unterstützete seine Mutter in ihrem Alter, und dankte Gott, daß er's konnte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Kinderreime

von

Traugott Löschke

mit

Bildern

von

Franz Pocci.

München,
Christian Kaiser.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Unſer Vater im Himmel!

Ev. Math. 6, 9.

Inhalt.

Mein Kind, hier ſteht geſchrieben,
Was dieſes Buch enthält.
Komm, wähl' dir nach Belieben,
Was dir zumeiſt gefällt!

		Seite.
1.	Anfang	1.
2.	Kind am Bäumchen und Wind	3.
3.	Der kleine Franzoſ'	3.
4.	Pfefferkuchenmann	4.
5.	Kind und Vogel	5.
6.	Spielen	7.
7.	Betenlernen	8.
8.	Ein Maulwurf	9.
9.	Tanz um den Großvater	9.
10.	Knabe und Ball	10.
11.	Die Hirten bei der Krippe	11.
12.	Kind und herabgeflogener Vogel	12.
13.	Kind und Sonnenblume	13.

	Seite.
14. Ein Gebet: Herr Jesus Christ, du warst in All'n ꝛc.	14.
15. Gebet: Mein Heiland gute Nacht mir sag'! ꝛc.	15.
16. Fischlein	16.
17. Froschfangen	17.
18. Muttervög'lein	18.
19. Der Lehrer spricht	19.
20. Tanzen	20.
21. Kindchen und Blumen	21.
22. Die Kirschen	22.
23. Kleines Brüderchen	24.
24. Kind und Wandervög'lein	25.
25. Erscheinung des Herrn	27.
26. Am Winterabend	28.
27. Der kleine Moses	30.
28. Der Vollmond	31.
29. Das kranke Kind	32.
30. Essenkehrerknabe	33.
31. Verkaufen im Garten	34.
32. Maikäfer	38.
33. Das vom Feigenbaume	40.
34. Postfahren	41.
35. Die Weintraubendiebe	42.
36. Das Schäfchen	44.
37. Das kranke Pferd	44.
38. Schmetterling	45.
39. Von den Engeln	47.
40. Die Lilie	49.
41. Kaninchen	51.
42. Mädchen und Vogel im Neste	52.
43. Lieber Gott sein	54.

Seite.

44. Sohn am Grabe des Vaters . . . . . 56.
45. Abels Tod . . . . . 58.
46. Abzählspruch . . . . . 61.
47. Geburtstagsfreude . . . . . 62.
48. Drachensteigen . . . . . 64.
49. Soldaten . . . . . 65.
50. Bei der Christbescherung . . . . . 66.
51. Die Kindersegnung . . . . . 68.
52. Baden . . . . . 70.
53. Kind und Vogel im Drehrädchen . . . 73.
54. Knabe und Hausbahn . . . . . 74.
55. Kind und Mücke . . . . . 75.
56. Schwesterchen bei der Geburt des Bruders . . 76.
57. Hund und Katze . . . . . 77.
58. Betrachtung . . . . . 78.
59. Der baustreuende Knabe . . . . . 79.

60 — 75. Räthsel:

I. Ich bin ein gut und friedlich Thier, ꝛc. . 81.
II. Wer kennt, wer nennt die Pflanze! ꝛc. . 82.
III. Andere Vögel singt ihr gerne, ꝛc. . . 83.
IV. Es ist von Gottes Gnaden ꝛc. . . . 83.
V. Bin ein wunderbares Thier; ꝛc. . . . 84.
VI. Oben bin ich Eisen, ꝛc. . . . . 85.
VII. Ich bin ein hartes Ding von Stein, ꝛc. . 85.
VIII. Die erste Sylbe zehne sind's ꝛc. . . 86.
IX. Wer ist, wer ist der kleine Mann? ꝛc. . 87.
X. Ich bin ein nützlich Hausgeräth, ꝛc. . . 88.
XI. Kind, singst du mir ein Liedchen vor, ꝛc. . 89.
XII. Man kann es lesen, man kann es schreiben, ꝛc. 90.
XIII. Eine kleine Schaufel bin ich, ꝛc. . . 90.

Seite.

XIV. An einem Ort, der waſſerreich, ꝛc. . . 91.
XV. Mein Mädchen, ſieh', ich habe ꝛc. . . 92.
XVI. Wir ſind fünf Kinder ruhmbekannt ꝛc. . 94.
76. Freudenhonig . . . . . 95.
77. Reifentreiben . . . . . 97.
78. Der Knabe Jeſus im Tempel . . . . 99.
79. Kinder wie Blüthen . . . . . 100.
80. Geiſtliches Lied . . . . . 100.
81. Schluſs . . . . . 103.

Auflöſungen der Räthſel . . . . . 104.

Ankündigungen . . . . . 105.

Druckfehler.

Seite 18 oben, für Muß iſt Muſſ zu ſetzen.
„ 25 „ „ jaugst „ jauchzt „ „
„ 25 unten, „ triſt „ trifft „ „

Mit Gott mein Kind fang' alles an,
Was du thuſt, ſprichſt und ſinnſt;
Nur das iſt wahrhaft wohlgethan,
Was du mit Gott beginnſt.

Wie kämſt du ohne ihn wol fort?
Er leitet ja die Welt.
Und ohne ihn, ſo lehrt's ſein Wort,
Kein Haar vom Haupte fällt.

Da ohne ihn die Erde todt
In ew'gem Winter ſchlief,
Würd' ohne ihn kein Beerchen roth
Und auch kein Guckguck rief.

Drum Kind mit ihm beginne ſtets.
Für's Leichtſte ſelbſt iſt's gut.
Und's Schwerſte, glaub es, ſelig geht's,
Sobald man's mit ihm thut.

Doch denkt man: bei der Kleinigkeit
Brauchſt du ihn nicht dazu;
Der Satan lauert ſtets bereit,
Daß er uns Schaden thu'.

Er ſpinnt das kleinſte End' in Eil
Zu großer, mächt'ger Schling';
Er drehte nicht mit eins das Seil,
Dran ſich der Judas hing.

Drum Kind, weil's grad zum Herzen dringt,
Drum bete jetzt mit mir,
Daß Alles, was dieß Büchlein bringt,
Gott reichlich ſegne dir.

Bet', daß du Dem, der dir's geſchenkt,
Zur Freude wirſt fortan.
Bet' auch, daß Gott den Jüngling lenkt,
Der's einſt für dich erſann.

2.

Kind am Bäumchen und Wind.

Kind: Wind, wie kannſt du dir unterſtehen,
So viel Blüthen herunter zu wehen?
Mußt nicht die weißen Sternchen abſtreifen,
Sollen zu Äpfelchen wachſen und reifen.
Wind, o du böſer, du ſchlechter Geſell!
Alle die Freude verdirbſt du ſo ſchnell!

Drauf der flinke, bausbackige Wind:
„Hab's doch gut gemeint, du Kind;
„Sieh! die vielen Blüthen ſind hier
„Theils zum Reifen, theils zur Zier.
„Wollten ſie alle bleiben und hangen,
„Wollten ſie alle Nahrung empfangen:
„Würde das Bäumchen, ſie zu laben,
„Nicht genug Saft für alle haben;
„Würde Eines bei'm Ander'n verderben! —

Frühe ſchon muſs manch' Kindchen ſterben!

3.

Der kleine Franzoſ'.

Ja, bon jour heißt guten Tag,
Will's in's Köpfchen ſchlagen,
Daß ich brav mir's merken mag,
Bis ich auf ſoll ſagen.

Ei, wie muſs das herrlich ſein,
Recht franzöſiſch reden!
Kommt man nach Paris hinein,
So verſteht man Jeden.

Kommt der König Philipp dann,
Schlag' ich mir ein Schnippchen,
Schau' mir ihn recht tüchtig an:
Ei bon jour Philippchen!

4.

Pfefferkuchenmann.

Komm ſüßer Pfefferkuchenmann,
O komm, daß ich dich herzen kann!
Komm einen Kuſs erlaube mir,
Dann zwei, dann gar noch drei und vier.
Komm, komm, nur nicht erſt lang geziert,
Du wirſt doch völlig ſchnabulirt!

Wie könnt' in der Schule ich achtſam ſein,
Wär' übrig von dir noch ein einziges Bein?
Ich dächte dann immer: Ach hätt' ich's hier!
Und Leſen und Lernen vergingen mir;
Drum will ich dich ſchlachten, dich braten, dich ſpeiſen,
Dann kann ich beim Lernen mich achtſam beweiſen.

5.

Kind und Vogel.

Kind: Mätzchen, o wart' auf mich!
Mätzchen, gleich fang' ich dich,
Hole nur Salz, dir den Schwanz zu bestreun.
Kannst mir dann nimmer fort,
Sperr' dich in's Stübchen dort:
Sollst mich mit Singen und Springen er-
freun.

Vöglein: Hol' es nur, geh' nur geh'!
Wenn ich dich kommen seh',
Schwing' ich mich, husch! in die Zweiglein hinein.
Hast ja auch hier ein Ohr!
Will dir hier singen vor;
Könnte im Stübchen so fröhlich nicht sein.
Dort, ach, gefiel mir's schlecht!
Wärst du dann fröhlich recht?
Können uns hier ja ergötzen zu zwei'n. —

Das Kindchen sah den Vogel an:
„Ach Matz, hab' ich dir weh gethan?
„Will dir kein Salz mehr streuen!
„Ich streu' dir von dem Brodte hier
„Viel Krümchen und die picke dir,
„Die werden dich erfreuen."

Das Mätzchen nahm die Krümchen geschwind,
Da wurden Freunde Vogel und Kind,
Und liebten sich zärtlich und lange;
Und, wenn das Kind sein Frühstück aß,
Das Mätzchen ihm zu Füßen saß,
Ihm war vor dem Guten nicht bange.

Sehet, wahre Freud' es dort nur giebt,
Wo Eines im Andern fröhlich, liebt.

6.

Spielen.

Knabe: Puff, wenn ich ſchieße, welch ein Knallen!
Puff, wenn ich ſchieße, müßt ihr fallen,
Puff, alles nieder, groß und klein!
Doch nun, ihr Todten, marſch! hinein,
Marſchir't in die Schachtel, und ruhet mir aus:
Doch, wenn ich trompete, da reitet heraus!

Und, als er ſonſt nichts zu ſpielen fand,
Trompetet er in die kleine Hand;
Da belebet er alle die Todten wieder,
Und ſtellet ſie aufrecht in Reihen und Glieder.
So ſpielt er ein Weilchen, dann ward er verdroſſen,
Und wieder ward Alles todt geſchoſſen.

Man bleibt, ſo lang's gefällt, dabei,
Das nennt man eben Spielerei;
Doch, was die Pflicht erheiſcht, das muſs
Durch Luſt und Unluſt fort zum Schluſs'.

7.

Betenlernen.

Kind lern' beten
Und ſprich der Mutter nach:
„Ach lieber Gott, ich bitte dich,
„Ein frommes Kind laß werden mich!"
Dieß bete jeden Abend,
Dieß bete jeden Tag.

Der liebe Gott, er ſieht dich an,
Ob's hell, ob's dunkel iſt,
Er hat gar große Freude d'ran,
Wenn du gehorſam biſt:
Dann führt er fröhlich dich, gemach,
Als lieber Hirt ſein Schaf,
Er giebt dir Trunk aus ſeinem Bach,
In ſeinen Armen Schlaf.

8.

Ein Maulwurf.

Kinder, um einen gefangenen Maulwurf tanzend, ſingen:

Ei ſeht, da hängt der Diebsgeſell,
Gewickt, gepreßt, gequetſcht, geſchnellt,
Die Sonne ſcheint ihm auf das Fell,
Die Alles, was verſteckt, erhellt.

Denn, wer zu Andern naſchen geht,
Wer ſchändlich fremdes Gut durchhauſt,
Der wiſſe, daß geſchrieben ſteht:
Gehangen wird, wer raubt und mauſt.

Du ſtehlſt ſtets das Sonnenlicht,
Haſt tief im dunklen Land genagt.
Der Krug geht, bis der Henkel bricht,
Zu Waſſer, wie das Sprichwort ſagt.

9.

Tanz um den Großvater.

Die Kinder ſingen:

Dane, dane Keſſel,
Wir tanzen, tanzen brav,
Der Großpapa im Seſſel
Kommt nimmer drum in Schlaf;
Er will ein Auge machen,
Als ob er böſe wär;
Da muſs er wieder lachen,
Da ſchaut er wieder her!

Da nickte der Großpapa freundlich den Kleinen,
Er weiß, wie die Losen es treiben und meinen.
„Gern ſeh' ich," ſo ſpricht er, „euch Kinderchen heiter:
„Drum ſpringet euch müde, ich ſchlafe dann weiter.
„Doch flohen die Stunden des Spieles dahin,
„So lernet auch wieder mit munterem Sinn."

10.

Knabe und Ball.

Knabe: Ball in Lüften hoch und frei,
Ball in's Fenſter — Klirr und Schall!
Ball, die Scheibe ſprang entzwei!
Piui doch, ei du dummer Ball!

Ball: Oben weil ich bin ſo dumm,
Muſt du recht verſtändig ſein;
Wirſt mich wild und toll herum,
Wirſt mit mir die Fenſter ein!

II.

Die Hirten bei der Krippe.

Seht, da knie'n die Hirten nun
Vor dem Kind im Stalle,
Seh'n es in der Krippe ruhn
Und erfreun ſich alle.

Denn der über'n Sternen wohnt,
Ihren Lauf zu lenken,
Hat des Sohnes nicht verſchont,
Ihn der Welt zu ſchenken.

Welch ein Wunder iſt geſchehn:
Gott wird Menſch geboren!
Könnt ihr's nicht mit Augen ſehn,
Hört's mit Herz und Ohren!

12.

Kind und herabgeflogener Vogel.

Kind: Vöglein biſt ſo hoch geflogen,
Hoch am Himmel weit gezogen,
Endlich nun herabgekommen.
Haſt die Eng'lein wol vernommen?
Haſt den Heiland wol geſchaut?
Sing' mir's doch, o ſing' mir's laut!

Vogel: Kein Kind, Gebetlein höher gehen,
Als uns die kleinen Schwingen tragen.
Hab' zwar den Heiland nicht geſehen,
Jedoch ich kann dir ſicher ſagen:
Blickſt du auf mit frommer Bitte,
Sendet er die Engel ſein,
Daß ſie dich auf jedem Tritte
Schirmen mit den Flügelein;
Und wenn du gehorſam biſt,
Grüßt dich ſchön der Herre Chriſt.

13.

Kind und Sonnenblume.

Kind:

Sonnenblume, ſage du,
Kehrſt dich ſtets der Sonne zu,
Iſt der Schatten dir nicht lieber?
Ich bleib' hier im Gartenhauſ'.
Siehſt mit deinen gelben Strahlen
Selbſt ſchon wie die Sonne aus!

Sonnenblume:

Mich erfreut ihr goldner Glanz,
Wär' ich doch ihr ähnlich ganz!
Will drum immer auf ſie ſchauen.
Kind auf Chriſtum ſchaue du,
Flieg' ihm oft im Beten zu,
Mußt ihm ganz dein Herz vertrauen;

Er, mit ſeelentreuer Art,
Wird's mit warmen Liebesſtrahlen
Ganz nach ſeinem Bilde malen,
Ganz ſo glänzend, ganz ſo zart!

14.

Ein Gebet.

(Nach der Melodie: Nun ſich der Tag geendet hat.)

Herr Jeſus Chriſt, du warſt in All'n
Den Aeltern unterthan,
Deß hatte Gott ein Wohlgefall'n,
Die Menſchen Freude d'ran.

Ein Herz, ſo fromm wie deines, ſchenk
Mir, ſüßer Jeſus Chriſt,
Daß ich, wie du, ſtets eingedenk,
Daß Gott mein Vater iſt.

Daß ich, wie du, auch wachſe groß,
Der Welt zur Freud' und dir.
O nimm mich ſelbſt auf deinen Schooß,
Gieb deinen Segen mir!

Und wenn ich ſpringe, wenn ich ſpiel',
Wie balde tret' ich fehl!
Drum ſende lichte Engel viel,
Zu hüten Leib und Seel.

Du ſprichſt: die bunten Flügel ſchwingt
Ihr Engel um mein Kind,
Und, wenn es betend einſchläft, ſingt
Durch ſeinen Traum gelind.

15.

Gebet.

Mein Heiland gute Nacht mir ſag'!
Hab' Dank für dieſen ſchönen Tag;
Vergieb mir allen Eigenſinn,
Gieb, daß ich morgen beſſer bin;
Jetzt wieg' mich ein.

Dort ſeufz't erkrankt die Mutter lieb,
O eine gute Nacht ihr gieb!
Nimm weg, was jetzt ſie ängſtlich quält,
Daß ſie vergnügt, und uns erzählt:
Wie gut du biſt.

Mein Brüderchen, das führteſt du
Schon auf in deine Himmelsruh',
Mög' es, als ſchneeweiß Engelein,
Mich zu beſchirmen, bei mir ſein,
Bis ſelbſt ich komm'!

16.

Fiſchlein.

Kind: Fiſchlein, tief im Schattenquell,
Schwimme nicht ſo flink, ſo ſchnell,
Wenn ich mit dem Händchen lange.
Fiſchlein: Kindchen, ach, da wird mir bange!
Denk', es fängt mich deine Hand,
Und ſie trägt mich hin auf's Land:
Ach dort müßt ich ſterben!

„Ich fange dich nicht," ſpricht ſanft das Kind,
„Wenn dir's im Trocknen nicht gefällt."
Der Fiſch erwiedert drauf geſchwind:
„Ei drum iſt ja ſo bunt die Welt,
„Daß jedes Weſen, groß und klein,
„Sich kann nach ſeiner Art erfreun.

„Der Bach mir, dir die Blumenwiesen,
„So, denk' ich, wird's am Besten sein.
„Ein lieber Gott ist uns Beiden gemein,
„Dem danken wir Beide im frohen Genießen."

17.

Froschfangen.

Kind: Liebes Fröschlein, halt' doch ein,
Möchte gern dich haschen.
Frosch: Spring' erst in den Teich hinein,
Will mich bischen waschen.

Kind: Hab' dich schon beim Hinterbein!
Frosch: Kindchen, halt' nur feste!
Kind: Springst, ach, in die Fluth hinein?
Frosch: Hops! das war das Beste.

„Quak, quak!" ruft der Frosch ihm zu,
„Nun ist's nicht gefällig?"
Kind: Dummer Frosch, was quakst denn du?
Komm und sei gesellig.

Komm, ich steck' dich hier in's Glas,
Fang' dir Fliegen, Mücken.
Frosch: Schöner ist's im Teich, im Gras',
Sollst mich nicht berücken.

Kind: Hummeln für dein großes Maul!
(Will ihn schon verlocken).
Frosch: Kindchen, glaub', ich würde faul
Von dem Stubenhocken.

Fang' mir ſelbſt, ſo viel ich mag,
Springend, bunte Fliegen.
Nun Ade, quak quak, quak quak!
Sollſt mich nimmer kriegen!

18.

Muttervög'lein.

Vög'lein: Grüß dich Gott Mädelein,
Krümchen erbitt' ich!
Mädchen: Mußt nicht ſo naſchig ſein,
Artig und ſittig.

Vög'lein: Hab' dort in meinem Neſt
Kindlein, die weinen.
Mädchen: Geh! nimm den ganzen Reſt,
Gieb ihn den Kleinen!

Vög'lein: Danke! Das wird ſie freu'n,
Sind heut noch nüchtern.
Mädchen: Will mit beim Schmauſe ſein!
Vög'lein: Nein! ſie ſind ſchüchtern.

Kennen ja außer mir
Nichts, als die Blätter.
Mädchen: Mätzchen, ich geh' mit dir!
Sprichſt: 's iſt mein Vetter.

Vög'lein: Kindchen, ich löge dann,
Darf es mit nichten.
Denk' dir, es käm' ein Mann,
Groß, wie die Fichten;

Würdest du da nicht schrein,
Wenn's auch dein Vetter?
Mädchen: Flieg' nur zum Nest allein,
Flieg' in die Blätter!

19.

Der Lehrer spricht:

Kinder, hänget euch mit ganzen Sinnen
Immer fester an den Heiland gut,
O das wird euch Seelenfrieden bringen,
Das bewahrt, daß ihr nicht Sünde thut.
O ihr wißt, wie gut's der Heiland meinet,
Denn ihr wißt, daß er euch Vater ist:
Was ihr betet, wird euch nicht verneinet,[1])
Wenn ihr betet, was sein Wille ist.

Denn ihr wißt, daß eure Ältern geben
Gern euch gute Gaben früh und spat:
Wird die Mutter einen Stein erheben,
Wenn die Tochter um ein Ei sie bat?
Wird der Vater eine Schlange reichen,
Wenn um einen Fisch gefleht sein Kind?
Gottes Huld ist größer — ohne gleichen!
Denn die Ältern schwache Menschen sind.

Betet drum, so oft's euch so um's Herze
Und so oft's nicht mit dem Folgen geht,
Fleht: Herr hilf! in eurem jungen Schmerze,
Und er hilft schnell, eh ihr's euch versieht.

1) Math. 7. 7 — 11. und Luc. 11. 9 — 13.

Ja ihr werdet sel'ge Kinder werden,
Wenn ihr, was sein Geist euch heißet, thut;
O er wird euch trösten in Beschwerden,
Wahren euch in Lust vor Uebermuth!

20.

Tanzen.

Brüderchen: Schwesterchen, komm, tanze mit,
Daß dein Kleidchen wehet,
Immer schneller Schritt um Schritt:
Wie das lustig gehet!
Schaust du nicht, wie rings umher
Sich die Stube drehet?
Selbst der Ofen wackelt sehr:
Wie das lustig gehet!

Schweſterchen: Thür' und Fenſter huſch herum,
Alles ringel, ringel!
Wird dir ſchon im Köpfchen dumm?
Purzelſt hin du Schlingel!
Unten hüpft der Stiefelknecht,
Oben zuckt die Klingel.
Wird dir drehend? iſt dir's recht!
Purzelſt hin du Schlingel!

21.

Kindchen und Blumen.

Kindchen: Will auch Blümchen allzumal
Mir zum Strauße pflücken,
Muſs ich gleich viel tauſendmal
Mich zur Erde bücken.
Blümchen, bunter Wieſenſchaum,
Schwankt in meine Händchen!
Jene Leute ſeh'n euch kaum:
Seht nur die Verſtänd'gen!

Blumen: O das Blümchen hoch erfreut,
Läſſt ſo gern ſich pflücken,
Läſſt, ſtatt morgen, lieber heut
Sich an's Herzchen drücken.
Wer ſich unſrer freuen kann,
Dem ſind wir erſproſſen.
O uns hat ein lieber Mann
Ausgeſät, begoſſen!

Kind des lieben Mannes Hauch
Gab auch dir das Leben,
Drum erinnern wir dich auch
Ehre ihm zu geben.
Deine Augen blau und hell,
Unsre bunt und weißen:
Heben wir sie alle schnell,
Jenen Mann zu preisen!

22.

Die Kirschen.

Mutter: Kinder, schnell zur Schule geht,
Eh' die Glocken schlagen,
Merket auf, daß ihr versteht,
Was die Lehrer sagen.

Kommt ihr wieder, werden dann
Kirſchen abgenommen,
Wer beſtand und wer was kann,
Wird ſein Theil bekommen.

Da hüpften ſie munter zur Schule fort
Und merkten gar emſig des Lehrers Wort
Und ſahen ihn an, und wenn er gefragt,
Hat jed's, wie der Blitz, das Rechte geſagt;
Da wurde das Lernen zum ſchönſten Vergnügen.
Jetzt ſpringen die Kinderchen wieder nach Haus,
Die Mutter erblickt ſie und lieſt aus den Zügen
Mit Freuden die beſten Cenſuren heraus.
Spricht: „Draußen im Garten da ſtehen ſchon
„Fünf Schalen mit Kirſchen, die ſchmauſet zum Lohn.“

23.

Kleines Brüderchen.

Mutter: Rühr' das Brüderchen nicht an,
Denn es ſchläft ſein Stündchen;
Hat die Äuglein zugethan,
Athmet ſanft durch's Mündchen.

Mädchen: Tupf' nur leiſ' die Fingerchen,
Mutter, dieß vergönnt mir!
Kleine runde Dingerchen,
Ja das Krapſen könnt ihr!

Mutter: Liebchen, wenn er ſchläft nicht mehr,
Ei dann ſoll er lachen!
Bringſt ihm flink die Peitſche her,
Sag', was wird er machen?

Mädchen: Au! dann ſchlägt er kreuz und quer
Nach mir armen Schweſter,
Ruf ich: Gieb die Peitſche her!
Faſſt er ſie nur feſter.

Mutter: Wenn man ihm an's Näschen greift
Und das Händchen krappelt,
Ihm ein munt'res Liedchen pfeift,
Und der Hanswurſt zappelt,
Und man Poſſen macht dazu,
Guckt er her und lacht dazu,
Jaugzt er laut, der Kleine!

24.

Kind und Wandervög'lein.

Kind: Mätzchen drala!
Biſt du nun da?
Vög'lein: Kindchen, pip pip!
Habe dich lieb.

Kind: Sage mir, wo
Schliefſt du die Nacht?
Vög'lein: Hab' mir von Stroh
Neſtchen gemacht.

Kind: Kommt nun ein Wetter
Trift es dich, ach!
Vög'lein: Äſtchen und Blätter
Bilden ein Dach.

Kind: Raubt nun der Froſt
Blättchen und Beer'?
Vög'lein: Fliege ſüdoſt,
Finde noch mehr.

Kind: Mätzchen, wer lehrt
Dir ſolchen Flug?
Vög'lein: Gott, der mich nährt,
Treibet mich klug.

Kind: Hör' ihn doch nicht
Sprechen mit dir?
Vög'lein: Kindchen, er ſpricht
Innen zu mir.

Laſſ' uns mit Fleiß
Üben, mit Luſt,
Was er uns leiſ'
Sagt in die Bruſt.

Kind: Mätzchen Ade,
Flieg' in die Höh'!
Vög'lein: Kindchen, pip pip!
Behalte mich lieb!

25.

Erſcheinung des Herrn.

Dem Gottes- und dem Menſchenſohne
Naht Fleiſch, was aus den Gräbern bricht,
Auf ſeinem ſternbeſetzten Throne
Erſcheinet er zum Weltgericht.
Die Rechte hält den Erdengloben
Und auf dem Globen ſtrahlt das Kreuz,
Die Frommen knie'n davor im Loben,
Der Satan flieht hinweg, er ſcheut's.

Aus ſeinem Munde geht das blanke,
Zweiſchneid'ge, feuerlichte Schwerdt;
Vor ihm erzittert der Gedanke,
Er richtet jeder Seele Werth.
Sieben Sterne geh'n im goldnen Glanze
Um ſein mit Wein umranktes Haubt;
Er reicht verſchlungen ſie zum Kranze,
Dem, welcher fromm an ihn geglaubt.

Und Engel theilen an den Stufen
Palmenzweige aus der frommen Schar,
Sie reichen Kindern, welche rufen:
„Hoſianna!" auch ein Zweiglein dar. —
Ja, wer in tiefer Seelenreue
Nach Chriſti Gnade ſeufzet, **Dem**
Erſchließt ſich wonnevoll das neue,
Das himmliſche Jeruſalem.

26.

Am Winterabende.

O lieber Gott, wie gütig
Haſt du's mit uns gemacht,
Da draußen ſtürmt es wüthig
Und ſchneit durch Rabennacht.

Wir freun uns hier bei'm Lichte,
Uns ſtört nicht Schnee, nicht Wind,
Und Mutter lieſt Geſchichte,
Wie du einſt wardſt ein Kind.

Viel arme Kinder wimmern
Vor Froſt und Näſſe krank,
Wir ruhn in trocknen Zimmern,
Auf warmer Ofenbank.
Viel, viele Bettler faſten,
Wir haben Fleiſch genug,
Wir haben Brodt im Kaſten,
Wir haben Milch im Krug!

Zu Vaters Arbeitsfleiße
Gieb Segen, Herr, Gedeihn!
Er ſchafft uns Kleid und Speiſe
Und Buch und Spielerei'n;
Und Mutter kocht am Feuer
Und hält uns nett und blank.
Erhalt' die Ältern theuer!
Gehorſam ſei der Dank.

27.

Der kleine Moſes.

Seht, im Käſtchen Moſes ſchwimmt,
Schreiend, ringt die Hände,
Seht, die Königstochter nimmt
Ihn herauf behende.

Nimmt ihn mit in's Königshaus
Und erzieht ihn weiter.
Gott zog einen Mann daraus,
Einen heil'gen Streiter.

Ja, ihr Kinder, Chriſtus kann
Euch in Noth bewahren.
Fleht zu ihm, er bringet dann
Heil euch aus Gefahren.

Kommt auch die Prinzeſſin nicht
Und erbarmt ſich euer,
Sendet er doch Engel licht,
Unſichtbar und treuer.

28.

Der Vollmond.

Schau' du zum lieben Mond hinan,
Wie ſchön er ſilbern lacht;
Wohin ſein Glanz nicht ſcheinen kann,
Da bleibts, ach! finſtre Nacht.

Der Mond für dich, mein ſüßes Kind,
Iſt freundlich Jeſus Chriſt,
Er ſcheint dir in das Herz gelind,
Wenn's für ihn offen iſt.

Schau', unter Buſch, Geſtäud' und Dorn
Da bleibt es dunkel, kalt;
Doch ſchau', wie licht im klaren Born
Des Mondes Bildniſs wallt.

Reiß aus, reiß aus! was, wuchernd wild,
Dein kleines Herz umſtrickt;
Dann ſieht man gern, wie Chriſti Bild
Aus ſeinem Grunde blickt.

Den Dorn des Eigenſinnes brich,
Dann ſtrahlt in's Herz der Glanz! —
Des Heilands Wille wird für dich
Wie eigner Wille ganz.

29.

Das kranke Kind.

Mutter:

„Weh, weh, lieb Knäbchen, was dir fehlt!
„Ach schlimmes, banges Fieber quält
„Mein armes, armes Mäuslein.
„O weine nicht, o suche Ruh',
„Deck' dich mit weichem Bettchen zu,
„Schlüpf' tief in's warme Häuslein!"

Das Söhnchen folgt der Mutter gern,
Es schlüpft in's Bett, in's warme.
Die Mutter betet still zum Herrn:
„Mein Heiland, o erbarme
„Dich meines Kindleins arg geplagt;
„Einst ward, wie du ein Wort gesagt,
„Gesund des Haubtmanns Knabe!" [1])

Das Kind sein Vaterunser spricht:
„Vom Übel uns erlöse!"
Die Mutter streichelt sein Gesicht,
Bedeckt ihm jede Blöße;
Dann schlief es süß die ganze Nacht,
Und morgens, da es aufgewacht,
Da war's dem Söhnchen wohler.

1) Ev. Joh. 4, 46—54.

30.

Eſſenkehrerknabe.

Durch finſt're Eſſen ſchlüpf' ich leicht
Und feg' mit Krück' und Borſten,
Schrei' oben, wo der Rauch entweicht
Und reit' auf luft'gem Forſten.
Und bleibt nur rein und weiß das Herz,
Bin außen gern ein Neger;
Man ruft, man liebt doch allerwerts
Mich kleinen Schornſteinfeger!

Ich kann ja durch den dunkeln Schlott
Den Himmel klar betrachten,
Drum will ich stets den lieben Gott
Und seine Lehren achten.
Und zieh' ich in die Welt hinaus,
Er hilft von Mainz bis Eger;
Man liebt dann, komm ich einst nach Hauf',
Mich großen Schornsteinfeger!

31.

Verkaufen im Garten.

Lieschen, die Gemüsehändlerin:

Seht den Markt im vollen Staat!
Kommt und kauft Gemüße!
Lindenblätter sind Salat,
Gras ist Spargel süße.
Röthliche Johannisbeer'
Nehm' ich für Radieschen:
Kommt zu meinem Tischchen her!
Kauft bei eurem Lieschen!

Heinrich, der Schirmmacher:

Habe manch' Schirmchen gut
Heut' zu verhandeln,
Regen und Sonnengluth
Wehrend im Wandeln.

Dolden, die müſſen als
Regenſchirm dienen,
Kreſſenblatt biet' ich als
Sonnenſchirm ihnen.

Ottilie, Blumen- und Fruchtverkäuferin:

Seht hier meiner Blüthen Glanz,
Billig habt ihr jede!
Roſen, Epheu, Myrthenkranz,
Tulpen und Reſede.
Bunter Strauß, auch Nelken d'rin,
Roth und weiße Lilien:
Kauft bei mir, der Gärtnerin,
Kauft ſie bei Ottilien!

Karl:

Aber wir Leute
Müſſen Geld haben,
Um zu erhandeln
Alle die Gaben.
Leſet vom Wege
Rundliche Steine,
Große ſind Thaler,
Groſchen ſind kleine.

Ottilie, die Blumen- und Fruchtverkäuferin:

Nebſt den Blüthen für den Gaum'n
Früchte, euch zu dienen:
Heidelbeeren werden Pflaum'n,
Erdbeer'n Apfelſinen.

Schön gewölbtes Roſenblatt
Dient als goldne Schale:
Komm! wer Luſt zu naſchen hat,
Kaufe und bezahle!

Karl, der Getränkehändler:

Hab' zu verkaufen
Bierchen und Weinchen,
Kommt nur gelaufen,
Handelt für Steinchen.
Sind's Schäfertäſchchen,
Sind es Mehlfäſſer;
Hab' ich doch Fläſchchen,
Hab' ich doch Fäſſer!

Ottilie: Grüß' euch Gott, Frau Bauerlieſ'!
Lieschen: Dank' euch, Frau Ottilie!
Ottilie: Habt ihr Rüben und Radies?
Habt ihr Peterſilie?
Lieschen: Alles, grün und friſch dabei,
Alles aufzuwarten;
Auch noch Gurken und Borei
Aus dem eig'nen Garten.
(Ottilie kauft bei Lieschen.)

Karl: Möcht' die Johannisbeer'!
Ottilie: 's iſt 'ne Citrone!
Karl: Möchte die Stachelbeer!
Ottilie: 's iſt 'ne Melone!
Karl: Sage, was koſtet ſie?
Ottilie: Koſtet drei Thaler.

Karl: Ei da verſchluck ich ſie! (er läuft davon.)
Ottilie: Halt, nun bezahl' er!

Lieschen, mit der Puppe auf dem Arme:

Sag', was gilt dieß Schirmchen grün?
Für mein Püppchen feine
Kauf' ich's, denn der Sonne Glühn
Senget braun die Kleine.

Heinrich: Frau, dieß nette Schirmchen hier
Koſtet hundert Gulden.
Lieschen: Hab' nicht ſo viel Geld bei mir.
Heinrich: Ei, ſo macht ihr Schulden!

Heinrich: Hab' für die Waar: mein
Gulden bekommen,
Hätte ein Gläschen Wein
Gern mit genommen.
Karl: Nehmet dieß Fläſchchen blank,
Stärk's euch die Glieder!
Heinrich: Hier iſt Geld.
Karl: Großen Dank!
Kaufet bald wieder!

Alle:

Luſtig unſer Markt juchhei!
Hin und her, ihr Beinchen!
Kauft! Verkauft wird Mancherlei
Um das Geld von Steinchen.
Wächſt man größer, wird die Sach'
Auch im Großen gehen.
Allen glückt es, die ihr Fach,
So wie wir verſtehen.

32.

Maikäfer.

Kind ſingt:

Käferchen, fliege
Vom Finger, vom ſpitzen,
Schwinge dich, wiege,
O bleibe nicht ſitzen!
Warſt im vertraulichen
Spielen bei'm Kinde,
Fleug durch die laulichen
Lüfte geſchwinde!

Siehe, dort ſchwirren
Schon Brüder in Horden;
Möcht'ſt dich verirren,
Wenn's dunkler geworden.
Schlage die bebenden
Flügel geſchwinde:
Auf! zu dem ſtrebenden
Wipfel der Linde!

Odem geſogen
Und ſpreize die Fühler;
Warm dich geflogen,
Schon wehet es kühler.
Müde, dann raſte hier,
Schwinge dich nieder;
Treffe am Aſte hier
Morgen dich wieder!

Der Käfer drauf ſchnurret vom Fingerchen gleich,
Er kreiſet empor zu der Linde Gezweig'.
Das Kind ruft manch' Ade ihm nach,
Und ſchläft bis früh zum andern Tag.
Da, kaum vom Mütterchen angezogen,
Eilt ſchon es zum Garten und ſucht den Geſpielen;
Der Käfer doch war nicht zum Aſte geflogen,
Er hatte verirret ſich unter den Vielen.
Da ſchüttelt das Kind ſein Bäumchen munter:
Viel, viele Käfer purzeln herunter!

33.

Das vom Feigenbaume.

(Ev. Marc. 11, 12—24 und Ev. Math. 21, 18—22.)

Seht Kinder, zwar begann der Frühling kaum,
Doch tritt der Herr zu jenem Feigenbaum,
Sucht Frucht, und weil vergebens er gesucht,
Hat er den Baum, ach schonungslos! verflucht.
Im Lenze schon, ja schon zur Kinderzeit,
Habt für den Heiland Herzensfrucht bereit!

34.

Postfahren.

Knabe: Marsch aus dem Stalle, vor unter dem Tisch!
Jetzt spann' ich an und laufet mir frisch;
So, Strang und Zaum und Pferdedecke,
Du Brauner rechts und links du Schecke.
Burr, still gestanden! Gleich bin ich da,
Besorge noch Etwas bei Mama.

Mutter: Wo fährst du hin, mein kleiner Sohn?
Knabe: Mama, jetzt bin ich Postillon.
Mutter: Nun Postillon, wo fährt er zu?
Knabe: Zur Großmama, und hast denn du
Nicht einen Brief mir mitzugeben?
Mutter: Ja Postillon, d'ran dacht ich eben:
Hier, daß er mir ihn gut bestellt!
Großmutter zahlt das Botengeld.

Ei seht, nun geht's in muntrem Trab
Dreimal die Stube auf und ab.
Bei'm letzten Stuhle hält er an,
Legt hin den Brief und lenket dann;
Fährt schnell zurück und ruft: „Mama,
„Ich hab's besorgt, bin wieder da!"

35.

Die Weintraubendiebe.

Mädchen: He Spatzchen! was beſiehſt du dir
Die große Traube, ſage mir?
Spatz: Ach ſie gefällt mir gar zu ſehr,
Wenn nur das böſe Netz nicht wär'.

Mädchen: Auch mir gefällt sie, so wie dir;
Doch leider erlang' ich sie nicht von hier.
Spatz: Ade! wir lassen die Traube sein.
Mädchen: He Spatzchen, bleib'! mir fällt was ein!
Ich werde los das Netze stricken
Und du kannst die Traube herunterpicken.
Sie fällt mir in's Schürzchen, ich gebe dir schon
Drei Beeren und auch noch die Trappe zum Lohn.

Das Mädchen streift das Netz vom Laube,
Der Sperling setzt sich an die Traube.
Er pickt sich manches Beerchen ab,
Doch kommt die Traube nicht herab.
Das Kind ruft: „He, du frisst dich dicke,
„Nun mir die Traube herunter schicke!"
Spatz spricht: „Lieb' Kind, es hat nicht Eil',
„Dort unten nähmst du das größte Theil,
„Hier oben schmauf' ich das Ganze."
Er wackelt mit dem Schwanze.

Kind, hüte dich vor schlechten Dingen,
Die doch dem Schlechten nur gelingen;
Du findest dazu nur schlechte Gesellen,
Die sich bedenken und dich nur prellen.

36.

Das Schäfchen.

Kinder: Komm liebes Schäfchen, weiß wie Schnee,
Komm, hier auf dieser Aue geh'!
Sieh, tausend Blümchen ausgestreut!
Du findest, was dein Herz erfreut,
Den Thymian, den rothen Klee.
Wir knüpfen dich an diesen Baum,
Daß du nicht irrst im weiten Raum.

Schäfchen: Habt Dank, ihr Kinder lieb und gut,
Ihr steht ja auch in treuer Hut.
Seht, eure Ältern sorgen viel,
Euch zu erfreun durch Lehr' und Spiel;
Sie leiten, was ihr denkt und thut,
Sie knüpfen an den Herrn euch an,
Daß ihr nicht irrt von rechter Bahn.

37.

Das kranke Pferd.

Knabe: Pferdchen, sag'! was ist mit dir,
Stehst so traurig im Stalle hier?

Pferdchen: Nahm mich beim Springen nicht in Acht,
Hab' mir ein böses Bein gemacht;
Muss nun allein im Stalle stehen,
Kann nicht zur Arbeit, zur Weide gehen.

Da ſpringt der Knabe fort ſogleich
Und bricht ſich einen Lindenzweig
Und hält ihn vor dem Pferdchen dann,
Das wendet ſich und riecht ihn an
Und frißt ihn auf; das freute Beide.
Bald ward's geſund, ging ſelbſt zur Weide.

Mitleid macht die Trauer lind,
Schenk' es ſelbſt dem Thiere, Kind.

38.

Kind und Schmetterling.

Kind: Schmetterling, gaukelſt der Kreuz und der Quer,
Sage, wo kommſt du, mein Vögelchen, her?

Schmetterling: Komm' aus der Puppe, wie dort ſie noch hängt,
Wachte d'rin auf und ich hab' ſie geſprengt.

Kind: Wie aus dem dunkeln, unſcheinbaren Hauf',
Sage, wie kamſt du hinein und heraus?

Schmetterling: War erſt nur Raupe von übler Geſtalt,
Fraß nur den ganzen Tag Blätter im Wald.

Wurde dann kränklich und hing mich dort hin,
Wurde wie todt, es verging mir der Sinn;
Doch mich erweckte der Sonnenschein
Und ich erstand als ein Vögelein.

Jetzt, statt der Blätter, erlabt mich der Duft,
Jetzt, statt zu kriechen, durchschweb' ich die Luft.
Früher am Boden mühselig gebückt,
Jetzt in dem sonnigen Himmel entzückt!

Kind: Aber vergiss nicht, du lieblicher Wicht,
Daß du erstirbst, eh' dieß Knöspchen erbricht.
Hegtest als Raupe nur niedre Begier,
Hattest nur Lust an dem Irdischen hier;
Jetzt zwar erwacht zu geflügeltem Sein,
Doch nur ein **irdischer** Himmel ist dein.

O du mein Heiland, schenke mir Kraft,
Daß sich mein Herze vom Irdischen rafft,
Daß ich mich sehne nach himmlischer Wonne:
Sei du, o Jesu, selber mir Sonne!

Also, mein Schmetterling, puppe mich ein
Immer der Tod in den düsteren Schrein,
Wenn der Herr Jesus als Sonne zu sehn,
Werde auch **ich** in Vollendung erstehn.
Dann, o mein Schmetterling, sage ich dir,
Öffnet ein **ewiger** Himmel sich mir!

39.

Von den Engeln.

Chriſtine:

Ich denk' der Engel gar zu gern,
Die ja von unſerm lieben Herrn
Geſandt ſind uns zu hüten.
Ich denk' ſie mir bald blau, bald weiß,
Bald in dem Haar ein Myrthenreis,
Bald um die Schläfe Blüthen.

Gottlieb:

Auch ich ſtell' mir ſie gerne vor,
Wie ſie aus goldnem Himmelsthor
In Scharen erdwerts dringen.
Und, wie vom Graſe grün die Au,
So mein' ich, wird der Himmel blau
Von ihren blauen Schwingen.

Beate:

Und ich denk' mir ſie ganz von Licht;
Und, wie ſie einſt im Traumgeſicht
Zum Jakob niederſchritten,

So kommt auf jedem Sonnenſtrahl
Wol auch ein Engel jedesmal
Zu uns herabgeglitten.

Gottlieb:

Drum fühl' ich mich wol auch ſo leicht,
Wenn ſich die liebe Sonne zeigt
Und freundlich niederblicket.
Man ſagt: der Böſe liebt die Nacht,
Und daß, wer etwas Böſes macht,
Gar vor der Sonn' erſchricket.

Chriſtine:

Mein Herz, das geht natürlich zu,
Glaub' nicht, daß Dieß ein Engel thu';
Die Sonne giebt das Leben.
Sie giebt es ja dem Baum, dem Strauch,
Sie giebt's dem böſen Menſchen auch,
Wie ſollt' ſie's dir nicht geben!

Beate:

Doch, wenn du etwas machteſt gut
Und's wurde dir dann wohl zu Muth',
Das können Engel bringen.
Denn, wo nur etwas Gut's geſchah,
Da ſind ſie gleich mit Lächeln da
Und weh'n mit ihren Schwingen.

Gottlieb:

O Gott, ich hab' ſie gar zu lieb,
O daß doch immer bei uns blieb
Ein Engel voller Treue!

Weil grad' allein beiſammen wir,
So meine ich, wir knieen hier
Und ſieh'n darum auf's Neue.

Alle drei Geſchwiſter:

Herr Jeſus Chriſt, ſo gnädig ſei
Und ſende uns der Engel drei,
Zu hüten unſre Schritte;
Daß ſie uns wahren bei Gefahr,
Am Leib und Seele immerdar:
O höre unſre Bitte!

Dir dienen Engel, wol Million!
Und du entbehrſt die Drei ja ſchon,
Die wir ſo nöthig brauchen.
Uns wird, wenn wir ſie gleich nicht ſehn,
So wohl, wenn ſie uns lind umwehn
Mit deiner Gnade Hauchen.

40.

Die Lilie.

Du holde Lilie blühſt ſo ſtille,
Wie's deines guten Gärtners Wille.
Du dankeſt ihm durch neue Sproſſen,
Daß er gereinigt dich, begoſſen.
Du dank'ſt ihm nicht durch bloſe Worte,
Daß er dich pflegt am ſonnigen Orte;
Du dankeſt ihm durch dein Entfalten,
Durch dein der Sonne ſtille halten,

Du ſcheineſt weiter nichts zu wollen,
Als dich bei ihrem Strahl entrollen,
Dein Inneres ganz ihr darzulegen;
O ſieh, dieß bringt dir Preis und Segen!
Denn du beſchämſt, von ihr umlacht,
Selbſt König Salomonis Pracht.
Gedeiheſt ſo am Strahl der Sonne
Zu deines Gärtners höchſter Wonne,
Du möchteſt in Düften ganz vergehn
Und alle freu'n ſich, die dich ſehn.

Sollſt, Kind, wie dieſe Lilie blüh'n,
So lohnen deiner Ältern Müh'n.
Sollſt, dich beſcheidend, herzenslind
Vor ihnen ſtehn als gutes Kind,
Und folgen ihrer Leitung gern.
Sie führen dich zu Gott, dem Herrn,
Und deſſen Gnade-Sonnenſchein
Macht dir das Herze lilienrein.
Da wird dir ſelbſt ſo warm, ſo licht,
So ſelig, man beſchreibt es nicht!
Von ihm durchleuchtet, ſtrahlſt du klar
In hehrer Unſchuld wunderbar;
Du duftеſt ſtille Demuth aus
Mehr, als ein ganzer Lilienſtraus.
Und Ältern und Gefreunde ſtehn,
Um ſo vor Gott dich blüh'n zu ſehn,
Und rufen, faltend Hand in Hand:
Herr, ſchein' dem Kinde unverwandt!

41.

Kaninchen.

Knabe: Guten Morgen, ich bringe dir frischen Kohl!
He mein Kaninchen, geht dir's wohl?

Kaninchen: Mir geht's wohl, wenn mein Herr mich liebt
Und mir etwas zu naschen giebt;
Doch, nimmt er mich auf seinen Schooß,
Wird meine Freude übergroß.

Und, als das Thierchen den Kohl gegessen,
Ist der Knabe freundlich zu ihm gesessen,
Nahm's auf den Schooß, strich ihm das Fell;
Kaninchen guckte munter und hell.

Nun ſtellt er's aufrecht an die Wand
Und ſtützt ſein Pfötchen mit der Hand.
Jetzt läßt er's los, jetzt ſteht's allein!
Was könnt' ihm größre Freude ſein!

Vergnügt in Lieb' und Einigkeit
Vertrieben beide ſich die Zeit.

42.

Mädchen und Vogel im Neſte.

Mädchen: O Vöglein, komm hernieder bald,
Du ſitzeſt gar zu feſte.
Vögelein: Kind, meine Eier würden kalt,
Muſs brüten hier im Neſte.

Mädchen: Und ſind ſie kalt, was ſchadet's denn?
Komm, fliege jetzt hernieder!
Du wärmſt ſie dann auf's Neue, wenn
Ich fortgelaufen wieder.

Vögelein: Nein, werden kalt nur einmal ſie,
Dann bleiben todt ſie liegen,
Und dann wird nie aus ihnen, nie!
Ein kleines Mätzchen kriechen.

Mädchen: Wie wird, wie lebt das Mätzchen nur,
Hat d'rin ja nichts zu ſpeiſen?
Vögelein: Sieh', aus dem Dotter macht's Natur,
Es nährt ſich von dem Weißen.

Mädchen: Gieb mir ein Ei! Ich steche dann
Ein Loch hinein ganz feine,
Und guck' hinein und seh' mir an,
Wie's zappelt d'rin, das Kleine.

Vögelein: Wo denkst du, Mädchen? sage mir!
Mädchen: Ich denke im Gehirne.
Vögelein: So komm nur her, ich picke dir
Ein Löchlein in die Stirne.

Und gucke achtsam dann hinein,
Daß ich das Denken sehe.
Mädchen: Bei Leibe, Mätzchen, das lass' sein,
Das thäte mir ja wehe!

Vögelein: Drum lass' auch dein Beginnen sein,
Denn Kind, ich muss dir sagen:
Jetzt kann das junge Vögelein
Noch nicht die Luft vertragen.

Doch wuchs es groß in seinem Ei,
Dann piept es d'rin und zappelt,
Pickt selbst die Schale sich entzwei,
Kommt selbst heraus gekrappelt.

Dann kannst du schauen jeden Tag,
Wie ich ihm Futter bringe,
Wie ich ihm Beer' und Mücken trag'
Und ihm ein Liedchen singe.

Dann kannst du's schau'n im Sonnenschein,
Doch darfst du mir's nicht necken!
Mädchen: Dann schenk' ich ihm ein Krümelein
Von meinem Semmelwecken!

Vögelein: Ei ja! Jetzt pflück' dir einen Strauß
Und mich laſſ' ruhig brüten.
Mädchen: O Matz, ich freu' mich im voraus!
O mög' dich Gott behüten!

43.

Lieber Gott ſein.

Knabe ſingt:

O könnt' ich nur auf einen Tag
Der liebe Herr Gott ſein,
Da machte ich's dem Heiland nach
Und macht' aus Waſſer Wein.
Da ſchafft' ich mir ein Walzenpferd,
Wie's Nachbars Fränzchen hat;
Da ſchafft' ich mir ein goldig Schwerdt
An dieſer Gerte Statt.

Und theilte dann an jedes Kind
Brav Zuckerdüten aus,
Und griff auch ſelbſt hinein geſchwind,
Nähm' mir das Beſte 'raus.
Und einen Pfefferkuchenmann:
Groß bis zum Kirchenknopf!
Bekämpfte ich, als Goliath, dann
Und ſchmauſte ſeinen Kopf.

Auch meiner Schweſter ſchafft' ich dann
Ein Kleid von blauem Samm't,
Und ſetzte manches Sternchen dran,
Was jetzt am Himmel flammt.

Blies ihren Puppen, welch ein Spaß!
Lebend'gen Odem ein;
Sie könnten ſelbſt dann gehn im Graſ'
Und reden ſelbſt und ſchrein.

Und abends, eh' der Tag vorbei,
Da macht ich noch, wie toll!
Mit Spielzeug und mit Näſcherei
All' meine Käſten voll.
Ei, ſo benutzt ich meine Zeit
Und wäre nicht verdutzt.
Gäb' Gott mir die Allmächtigkeit,
Da er ſie nicht benutzt!

Doch nein! wenn Gott auch nicht zum Scherz
Gebraucht die heil'ge Kraft,
Wenn er mir nur ein frommes Herz
Aus meinem Herzen ſchafft:
Dann kommt die Zeit wol auch herbei,
Wo Pferd und blankes Schwerdt
Und manche ſüße Näſcherei
Der heil'ge Chriſt beſchert!

44.

Sohn am Grabe des Vaters.

Ich armer Knabe weine
Auf meines Vaters Grab,
Hier ruhen Des Gebeine,
Der mir das Leben gab.
Er hat vollbracht die Reise
Zum ew'gen Vaterland
Und läßt mich, eine Waise!
Nun ohne Vaterhand.

Ach in vergangnen Tagen,
Wie hat er mich geliebt!
Ach ich will nicht drum klagen,
Wer nun mir Nahrung giebt;
Ich klag' nur harmumnachtet,
Und 'sist zur Klage Grund:
Oft hab' ich's Wort verachtet
Vom nun verstummten Mund.

Mit welchem Locketone
Rief er den Namen mein,
Sprach oft zum wilden Sohne,
Statt Strafe, sanft Verzeih'n.
O könnt' ich ihn beschwören
Noch einmal, diesen Laut!
Ich kann's! Ich will ihn hören
Im Herzen ewig laut.

Wie sprach er innig weiland,
Dieß Wort vergeff' ich nie:
Kind, halte dich zum Heiland,
Auf ihn, auf ihn nur sieh!
Und, wenn es nöthig, bete;
Dieß **Eine** sag' ich dir. —
Mein Vater, sieh, ich trete,
Ich knie' im Beten hier!

Ach schau', dein armer Knabe,
Schau', Vater, aus dem Grab!
Ich hab' . . . . den Heiland habe
Ich nun als einz'gen Stab.

Doch Heil! er wird mich ſtützen,
Der Stab, der nimmer wankt.
Ich werd' ihn treu benützen,
Bis ich dir nachgelangt.

Dann ſtreu' ich mit dir Palmen
Vor unſ'res Heilands Thron,
Dann, Vater, ſing' ich Pſalmen
Mit dir aus einem Ton,
Dann wirſt du ſanft mich küſſen
Im neuen Ehrenkleid;
Doch werd' ich tragen müſſen
Bis dahin manches Leid.

45.

Abels Tod.

1. Moſ. 4. 1—8.

Den erſten Ältern, fern von Edens Trift,
Gab Gott zwei Söhne, ſo erzählt die Schrift.
Die pflegte Eva ſorglich Jahr um Jahr,
Zu Männern ſproſſte auf das Brüderpaar,
Und Kain, der Ält're, wird ein Ackersmann,
Die Herde führt der Jüng're, Abel, an:
Kains Herz, der Erde gleich, war ſchwarz und kalt,
Doch fromm, wie ſeine Schäfchen, Abel wallt.

Einſt gingen ſie zuſammen nach dem Hain,
Zum Altar thürmte jeder Stein auf Stein;
Dann brachte, als der Bau vollendet war,
Des Feldes Früchte Kain dem Höchſten dar:

Doch, weil ſein Geiſt, ach, nur am Ird'ſchen klebt!
Des Opfers Rauch ſich nicht vom Boden hebt.
Ein weißes Lämmchen opfert Abel drauf,
Und, weil er fromm, zog Gott den Rauch hinauf.

Als Kain dieß ſieht, entſtellt ſich ſein Geſicht;
Er denkt: **ihn** will der Herr, **mich** mag er nicht.
Sein Herz wird düſt'rer als des Opfers Rauch,
Nur Zornes Flammen facht des Neides Hauch.
Da ruft der Herzenskenner: „Kain, o ſprich!
„Warum ergrimmſt du? was entſtellſt du dich?
„Wenn fromm du lebſt, biſt angenehm du mir,
„Sonſt ruht die Sünde vor der Herzensthür.
„Du aber dämpfe ihren Brand geſchwind
„Und herrſche über ſie, als Gotteskind."

Doch Kain nimmt nicht des Höchſten Warnung auf.
Er ſpricht zu ſeinem Bruder Abel drauf:
„Laſſ' uns auf's Feld gehn!" — Abel folget gut,
Doch dort erhebt ſich Kain in böſer Wuth.
Er ſchlägt den lieben, frommen Abel todt —
Zum Himmel ſchreit deß Blut ſo roth, ſo roth!
Die Ältern weinen um den kalten Sohn,
Doch Kain iſt, ſcheu, in alle Welt entflohn. —

Kommt, Kinder, hierhin knieet,
Wo Abels Leiche ruht.
Laſſt, da der Bruder fliehet,
Uns thun, was Kain nicht thut.
Hier, dicht beim Älternpaare,
Hebt auf die Hände beid',
Fleht, daß uns Gott bewahre
Vor böſem Zorn und Neid.

Herr, mach' uns fromm auf's Neue,
Laſſ' deinen Weg uns gehn,
Gieb, daß wir feſt in Treue
Der Sünde widerſtehn.
Hier bei dem Freund, dem bleichen,
Fleh'n wir: Herr, wache du!
Wenn Sünden uns beſchleichen,
Schließ' unſre Herzen zu.

Wir ſchwören, ja wir ſchwören,
Die Hand auf Abels Herz,
Das kleinſte Wort zu hören,
Was du uns ſagſt in's Herz.
Und haſt du, Herr, gewarnet,
So fleh'n wir: Hilf geſchwind,
Da Sünde uns umgarnet;
O gieb du Kraft dem Kind!

Dann werden wir, wir Kinder
Voll blödem Unverſtand,
Doch Sündenüberwinder
Durch deine mächt'ge Hand.
Dann, nach beſtandnem Streite,
Wird uns ſo wohl, Herr Chriſt,
Wie's nun an deiner Seite
Dem Engel Abel iſt!

46.

Abzählspruch.

Ja, wir wollen Verſtecken ſpielen,
Aber Einer von uns Vielen,
Einer muſs die Andern ſuchen,
Hinter Eichen, hinter Buchen,
Hinter Thüren, hinter Schränken,
Unter Kiſten, unter Bänken,
Unter Mama's weiter Schürze;
Aber ſagt mir in der Kürze,
Sagt mir, wer ſoll ſuchen, wer?
Iſt es Jener, iſt es Der?
Iſt es Dieſer? — Nein!
Fränzchen ſoll es ſein.[1]

[1]) Hier wird der Name Deſs genannt, auf den es trifft.

47.

Geburtstagsfreude.

Knabe: Grüß Gott dich, Vöglein! freue dich,
Hab' mir was vorgenommen;
Heut ist es grad' ein Jahr, daß ich
Dich, Matz, geschenkt bekommen.

Da war Geburtstag, grad' wie heut,
O wär' er alle Tage!
Nun wähle selbst dir eine Freud',
Was hättst du gerne, sage?

Vöglein: Mir fehlt ja nichts im ganzen Jahr
Hier im verschloss'nen Stübchen;
Ich picke, reichst du Zucker dar,
Ihn dir vom Finger, Bübchen.

Du giebst mir Korn mit Hanf vermischt,
Das ist so meine Sache!
Und Wasser klar, das mich erfrischt,
Als wär's vom Felsenbache.

Doch möcht'st du, Knabe, sage mir,
Stets eingesperret leben,
Würd' dir auch Braten, Obst und Bier
Und Zuckerbrot gegeben,

Und würd'st du warm geschützt vor Frost
Und fehlte nichts dir weiter?
Du freut'st dich wol der schönen Kost,
Doch sage, wärst du heiter?

Knabe: So geht's dir wol im kleinen Hauſ',
Trotz all den ſüßen Dingen?
Vöglein: Ich ſehne mich hinaus, hinaus,
Mich durch die Luft zu ſchwingen!

Knabe: Ach, Matz, ich hab' dich gar zu lieb!
Und ſoll dich nicht mehr haben?
Vöglein: Glaub', Knabe, daß ich gerne blieb,
Zu danken deine Gaben.

Doch können wir ja d'raußen auch
Uns lieben recht von Herzen,
Denn, kommſt du, flieg' ich raſch vom Strauch,
Um froh mit dir zu ſcherzen.

Knabe: So fleug! ich mach' das Thürchen auf,
Fleug frei durch Flur und Garten! —
Das Mätzchen flog hinaus, hinauf,
Ließ lang nicht auf ſich warten.

Und ſang, es ſchwebte hoch im Blau,
Zum Dank die ſchönſten Lieder.
Stets, ſprang der Knabe auf der Au',
Sang auch das Vöglein wieder.

Es kannt' ihn ſchon von weitem gleich!
Kam er gehüpft, gegangen,
So flog's voran von Zweig zu Zweig;
Doch ließ ſich's nimmer fangen!

48.

Drachensteigen.

Knabe:

Lieber Wind, ich bitte dich,
Woll'st ein bischen fachen,
Daß er flink erhebet sich,
Daß er steigt mein Drachen.

Wind:

Wäre gerne bei der Hand,
Wollt' ihn hoch dir tragen,
Doch ich muſs vom Frankenland
Schwarze Wolken jagen.

Knabe: Thu' nur einen Seitenſchnauf,
Laſſ' die Wolken ſitzen!
Fliegt mein Drache luſtig auf,
Mag's in Franken blitzen!

Wind: Kind, des lieben Gottes Wort
Hieß mir dort zu fachen,
Denn ich ſoll zur Ernte dort
Schönes Wetter machen.

Bin drum dort den ganzen Tag
Angeſtellt bis morgen.
Knabe: Wenn der liebe Gott es ſprach,
Muſſt du ſchon gehorchen.
Aber morgen, lieber Wind,
Darfſt du wol mir fachen?
Wind: Morgen, ja mein Herzenskind,
Blaſ' ich dir den Drachen.

49.

Soldaten.

Der Knabe ſchaut erſtaunt hinaus,
Soldaten zieh'n vorbei am Hauſ',
Es hallt im Takt ihr Schritt.
Schau' buntes Kleid und Federſtutz!
Schau' blanke Knöpfe, Waffenputz! —
„O könnt', o könnt' ich mit!"

Der Knabe ſchaut erſtaunt hinaus,
Soldaten flieh'n vorbei am Hauſ',
Und Mann und Roſs ſich tritt.
Es raſt verwirrt der bleiche Schwarm,
Ach Mancher mit zerſchoſſ'nem Arm!
Nicht mag der Knabe mit.

Gar Vieles, was ein Spiel euch ſcheint,
Das iſt im Leben ernſt gemeint,
So auch Soldat und Krieg.
Und, wer die höchſten Würden trägt,
Dem wird das Schwerſte auferlegt,
Der ſchwerſte Kampf zum Sieg.

50.

Bei der Christbescherung.

Holdes, süßes, feines,
Einzig seelenreines,
Sel'ges Knäbchen du.
Ew'ges Heil der Erde,
Schläfst im Stall der Heerde,
Schläfst, du Gott, in Himmelsruh'!

Sieh' in deinem Traume,
Wie am Lichterbaume
Wir gedenken dein:

Daß du, uns vom Böſen
Gnädigſt zu erlöſen,
Wardſt, wie wir, ein Kindelein.

Hör', die Engel ſingen,
Sieh', die Hirten bringen
Dir ein Lämmchen klein.
Laſſ', o Kind, beim Spiele
Deiner Engel viele
Hütend, ſegnend bei uns ſein!

Wie die Engel oben,
Wollen wir auch loben
Dich Kind inniglich;
Denn du kamſt in's Leben,
Dich ſelbſt uns zu geben
Und den Himmel einſt durch dich.

Theure Ältern haben
Uns erfreut mit Gaben,
Daß man dein gedenk'
Nimm, vor tauſend Kerzen,
Jeſus unſre Herzen,
Als ein ewig Chriſtgeſchenk!

51.

Die Kindersegnung.

Ev. Marc. 10. 13 — 16. und Ev. Math. 19. 13 — 15.

Der Heiland lehrt sein göttlich Wort,
Er wallt zum Sykomorenbaum.
Er läßt sich lehrend nieder dort,
Jed' Blättchen lauscht und regt sich kaum.

Und, als er in der Jünger Herz
Die ew'ge Saat gestreuet hat,
Bewegt ein Zug sich niederwerts:
Es nah'n sich Frauen aus der Stadt.

Die führen Christo Kinder vor,
Daß er die Hände auf sie leg'
Und bete für ihr junges Ohr
Und über sie den Segen sprächʼ.
Die Jünger, glaubend, daß sein Wort
Sie seien würdig ganz allein,
Sie weisen von dem Meister fort
Die Frauen sammt den Kindelein.

Jedoch ihr Hochmuth irret sehr,
Denn, Allen hold, der Heiland spricht:
„O lasst die Kindlein kommen her
„Zu mir, zu mir und wehret's nicht!
„Denn ihrer ist das Himmelreich;
„Und, wer, wie sie, nicht geistlich klein,
„Wer's nicht empfängt den Kindern gleich,
„Kommt wahrlich nimmermehr hinein!"

Er hebt die Kleinen sanft hinauf,
Dieß auf den Schooß und Das auf's Knie.
Er legt die Hände ihnen auf,
Er herzet sie und segnet sie.
Was da den Kindern unbewusst,
Den Müttern durch die Seele drang,
Das jauchzt man einst in klarer Lust
Im ew'gen Himmelslobgesang.

Doch, weil bis dahin unſer Gang
Noch dauert eine kleine Zeit,
Und ohne dich die Zeit ſo lang,
Und ohne dich der Weg ſo weit;
So nah' den Kindern klein und groß
Und fülle ihrer Herzen Raum,
Und nimm ſie ſegnend auf den Schooß,
Wie dort am Sykomorenbaum.

52.

Baden.

Wenn die hellen,
Blanken Wellen
Eben erſt vom Eis befreit,
Wenn die frommen
Veilchen kommen,
Iſt's noch nicht zum Baden Zeit.

Zwar die Fluren
Tragen Spuren,
Daß die Sonne höher ſteigt,
Doch aprillich,
Trüb und grillig
Sich noch meiſt der Himmel zeigt.

Aber wenn der
Freudenſpender
Kommt, der Mai, dann auf ſogleich.

Auf, zu gehen
Nach den Seen,
Nach den Flüſſen, nach dem Teich!

Laſſt uns eilen,
Doch mit weilen,
Wallt ja ſonſt das Blut zu heiß.
Ausgekleidet!
Ausgebreitet
Wird das Kleid auf Ehrenpreis.

Auf nun ſchwinget
Euch und ſpringet
In das feuchte Wogenblau.
Scheint's erſt kühle
Bei der Schwüle,
Doch wie balde deucht es lau.

Schwimmend liegen,
Plättſchernd wiegen,
Schlagend in den Wellen Schaum.
Seht der Junge,
Faſſt im Sprunge
Einen Aſt und ſchwenkt am Baum!

Schläge ſchnellen
In die Wellen
Schlagen Regenräder groß.
Sprützend pudelt,
Tobt und ſprudelt
Jeder auf die Andern los.

Wirft die naſſen
Waſſermaſſen
Seinen Feinden über's Ohr.
Die dagegen
Schleudern Regen,
Schleudern Wogen hoch empor.

Nach dem Kriege,
Nach dem Siege
Wird getrocknet, wird geputzt.
Friſche Glieder
Wirket wieder
Und mit Fleiß die Kraft benutzt!

Wellen eilet,
Grüßend weilet,
Wo ihr Kindern nahe ſeit.
Nicht gezaudert,
Aber plaudert
Oft von unſrer Fröhlichkeit.

53.

Kind und Vogel im Drehrädchen.

Kind: Mätzchen, ich möchte ſo gerne es ſehn,
Wie du verſteheſt das Rädchen zu drehn.
Vogel: Kindchen, das koſtet mir Mühe und Fleiß.
Kind: Geb' dir zum Lohne dieß Würmchen zur Speiſ'!
Vogel: Danke! doch würde mir's wahrlich zu ſchwer.
Kind: Mätzchen doch machte mir's Freude, o ſehr!
Vogel: Wenn es ſo großes Vergnügen dir macht,
Schau' nur! ſchon dreh' ich geſchwinde und ſacht.

Kind: Danke, hier haſt du das Würmchen zum Lohn.
Vogel: Süßer noch lohnte dein Freuen mich ſchon. —
Kind: Würd' ich dir ähnlich mein Vögelchen gut!
Will mich befleißen, mit fröhlichem Muth,
Ältern und Brüdern zur Freude zu ſein,
Wird es mir ſauer, gedenke ich dein.
Vogel: Kindchen erfreueſt du Andere gern,
O ſo erfreuſt du am meiſten den Herrn!

54.

Knabe und Haushahn.

Knabe: He Monſieur Hahn, das geht nicht ſo!
Man wird nicht ſeines Lebens froh.
Krähſt mich am Morgen wach im Bette,
Wenn ich noch gern geſchlafen hätte;
Doch Abends ſchläfſt du auf der Stang',
Wenn ich noch ſpring' und ſpiele lang.

Hahn: Ei Knabe, wenn du lebſt confus,
So kann ich leider nichts dafür.
Ich bring' der Sonne meinen Gruß,
Wenn früh ſie wallt aus goldner Thür,
Und Abends, wenn ſie ſcheint nicht mehr,
Da ſetz' ich mich zur Ruhe her.

Eh' du Andern Fehler zeihſt,
Kindchen, ſo beachte,
Daß du nicht es ſelber ſeiſt,
Was die Fehler machte.

55.

Kind und Mücke.

Kind: Mückchen, dein Stechen thut nicht gut.
Mücke: Kind, mir aber ſchmeckt das Blut.
Kind: Mückchen, doch das Blut iſt mein,
Wirſt doch keine Diebin ſein!
Mücke: Doch von was, Kind, ſoll ich leben?
Wirſt mir's nicht freiwillig geben.

Kind: Nähr' dich von der Blumen Duft,
Mach's den fleiß'gen Bienen nach.
Mücke: Tanze lieber durch die Luft,
Steche, wo ich ſtechen mag.

Das Mückchen ſetzt ſich auf die Hand,
Doch, als das Kind den Stich empfand,
Da hebt's die Andre leiſ' und ſacht
Und ſchlägt es todt, daß alles kracht.
Nun muſs das Mückchen im Blute liegen,
Kann nicht mehr durch den Garten fliegen.

Erfreuſt du dich, ſo ſchaue zu,
Daß dieß nicht Andern wehe thu'.

56.

Schwesterchen bei der Geburt des Bruders.

Ein Bruder iſt geboren,
Ein Bruder reizend klein!
Mit kleinen, weichen Ohren,
Mit kleinen Äugelein,
Mit kleinen dicken Bäckchen,
Mit Händchen wundernett,
So liegt er ſchmück im Jäckchen,
So liegt er tief im Bett!

Gott ſprach: Hernieder fliege,
Zu einem Engelein,
Und leg' in jene Wiege
Ein holdes Püppchen ein.

Der Engel hier im Stübchen
Erſchien mit leiſem Schritt,
Und brachte, mit dem Bübchen,
Auch Zuckerdüten mit.

Jetzt wieg' ich dich, mein böſer ....
Mein goldner Bruder! ein:
Wir wollen, biſt du größer,
Zuſammen fleißig ſein;
Und lernen ſchöne Lieder
Und ſingen fromm ſie gern,
Dann trägt uns endlich wieder
Der Engel auf zum Herrn!

57.

Hund und Katze.

Hündchen belfert nach der Katze,
Klappt und ſchnappt: Hau hau, hau hau!
Kätzchen ſchleicht und hebt die Tatze
Nach dem Hunde. Au miau!
Springt mit ungeheurem Satze
Dieſem auf den Kopf genau,
Daß es ihm die Augen kratze.
Hau hau, hau! Miau, miau!

Da kommt das Kindchen her und lacht:
„Herr Hund, ich hab mir's wol gedacht!

„Wer Andre immer necket
„Und reizet zu Gefechten,
„Muſs, kommt er an den Rechten,
„Auch koſten, wie es ſchmecket.
„Doch jetzt, zur Strafe für den Zank:
„Marſch, Katze! du zur Ofenbank,
„Marſch, Hund! in deine Hütte dort,
„Und ſprecht zuſammen heut kein Wort;
„Denn wer, wie ihr, nur ſucht den Streit,
„Iſt nicht werth der Geſelligkeit."

58.

Betrachtung.

Seh' ich den Wellen zu im Bach,
So denk' ich: jede rollt
Schnellbrauſend hier und dort gemach,
So wie es Gott gewollt.

Und ſeh' ich, wie in Demuth ſtill
Die Blume blüht und ſprießt,
Aus Dankbarkeit, weil Gott es will,
Der ſie mit Thau begießt.

So denk' ich: Dir gab Gott den Geiſt,
Der iſt dein höchſtes Gut!
Doch thuſt du auch, was Gott dir heißt,
Wie Quell und Blume thut?

Gott, der dich mehr als Blumen, mehr,
Mit Himmelsthau begießt,
Mit inn'rer Mahnung, heil'ger Lehr',
Daß du vor ihm erſprießt.

Blühſt du, ſo wie die Blume blüht,
So ſtill, ſo ſanft, ſo rein?
Was dir im jungen Herzen glüht,
Wird, ach, oft Zürnen ſein! —

Gieb, daß ich, wie die Quelle, fromm
Hinzieh' nach deinem Will'n,
Und, bis ich einſt in Himmel komm',
Vor dir erblüh' im Still'n.

59.

Der hauſirende Knabe

ruft:

Der arme Fritz muſs wandern
Zerriſſen und geflickt,
Von einem Dorf zum andern,
Ihn jedes weiter ſchickt.
Kauft Nadeln, kauft ihr Mädchen,
Kauft Fingerhut und Fädchen,
Kauft Spitzen ſchön geſtickt!

Wollt nicht ihr kaufen, kaufen!
So ſchenkt ein Brodtchen klein;
Ich muſs bei'm vielen Laufen
Ach gar ſo hungrig ſein!

Die Mutter liegt begraben,
Den Vater aber haben
Sie, ach, gesperret ein.

Der Vater ist gegangen
Nach Holz am Weihnachtsfest,
Es fror uns auf den Wangen
Die warme Thräne fest.
Man fing ihn ohn' Erbarmen,
Obgleich auch für die Armen
Gott Bäume wachsen lässt.

Im Hüttchen aber weinen,
Ach krank vor Hungersnoth!
Zwei Schwestern, welche meinen,
Der Bruder holet Brodt.
O lasst mich Mitleid finden,
Gebt alte trockne Rinden,
Da Mitleid Gott gebot! —

Dich, Gott, ich kindlich bitte,
Der Raben Futter streut:
O führe meine Tritte
Zu Thüren guter Leut'!
Du hast ja einst aus Gnaden
Auch Bettler eingeladen
Zu deinem Mahl. O nähr' uns heut![1]

[1]) Ev. Luc. 14. 16 — 24.

60 — 75.

I.

Ich bin ein gut und friedlich Thier,
Steh ſtill auf meinen Beinen hier,
Doch weiß ich Gluth zu fachen
Aus meinem ſchwarzen Rachen.

Mein ſchwarzer Rachen friſſt nicht blos
Gezweige, Blätter, Reis und Moos,
Auch Stamm und Wurzeln friſſt er
Mit Sprühen und Gekniſter.

Im Sommer ſieht mich Niemand an,
Ich ſchlafe, hungre, friere dann,
Doch wird euch Froſt durchſchüttern,
Kommt, Kinder, mich zu füttern!

Bringt eine ſüße Nuſs zum Mahl,
Schmauſt ihr den Kern, gebt mir die Schal',
So werd' ich euren Händen
Zum Dank dann Wärme ſpenden.

Doch hütet euch und kommet nicht
Mit eurem Kleide gar zu dicht
An meinen Rachen, denn er beißt,
Er brennet, bis der Stoff zerreißt.

II.

Wer kennt, wer nennt die Pflanze!
Sie ſtrahlt im eignen Glanze.
Wenn andre Bäume ſtehen leer,
Da trägt ſie goldne Äpfel ſchwer.
Wenn andre Bäume ſchneebeladen,
Da trägt ſie manchen ſüßen Fladen.

Wenn längſt ſchon keine Vögel mehr
Durch Buſch und Zweige ſcherzen,
Da fliegen Engel um ſie her,
Da trägt ſie tauſend Kerzen.
Sagt, Kinder, ihr errathet's kaum,
Es iſt, es iſt: der — — —!

III.

Andre Vögel fingt ihr gerne,
Doch mich jagt ihr in die Ferne.
Andre lockt ihr gern herunter,
Doch mich jagt ihr hoch in's Blau.
Andre Vögel werden munter,
Herrscht der Lenz in Hain und Au;
Aber ich komm' erst geflogen,
Wenn die andern fortgezogen.
Über Stoppeln bläst der Wind,
Jagt mich hoch das flinke Kind. —
Wenn du mich hernieder ziehst,
Steig' ich desto mehr empor,
Bis du kaum ein Pünktchen siehst.
Brauche weder Trank noch Speise.
Räthst du, Kindchen, wie ich heiße,
Sag's der Mama leis' in's Ohr,
Leise, halt' das Händchen vor!

IV.

Es ist von Gottes Gnaden
Der kleinste Bäckerladen.
Viel, viele kleine Brödtchen
In einem kleinen Schötchen.
Viel, viele Semmelzeilen
Stehen auf dünnen Pfählen,
Bedecken hundert Meilen:
Wer könnt' die Menge zählen!

Doch ſind die Brödtchen gebacken gar,
Dann ſtellt ſich erſt ein Wunder dar,
Denn all' die Brödtchen aus den Schoten
Bäckt man zu einigen großen Brodten.
Auch werden all' die Semmelwecken
Gemahlen, gebacken, und munden und ſchmecken!

V.

Bin ein wunderbares Thier;
Rathe! haſt mich oft geſchaut:
Innen Fleiſch und außen Haut,
Doch die Knochen fehlen mir.

Öfters hab' ich wirklich Blut,
Öfters Lung' und Leber.
Bin ein Kind, das merk' dir gut,
Von der Sau', dem Eber.

Haſt du mit des Meſſers Stahl
Meine Haut zerriſſen,
Bin ich dir zum Brodt beim Mahl
Ein erwünſchter Biſſen.

Manchmal hängt man mich in Rauch,
Möchte da verdürſten!
Manchmal bratet man mich auch
Mit noch andern Würſten,
Denn es rathet ſchon dein Sinn,
Daß ich ſelbſt ein -- — bin.

VI.

Oben bin ich Eiſen,
Unten Holz und Bein;
Willſt du mit mir ſpeiſen,
Sollſt bedienet ſein.

Hab' dir's Fleiſch zerriſſen,
Leg' geſchickt dir vor;
Doch wie kommt der Biſſen
Nun zum Mund empor?

Hab noch eine Schweſter,
Die zu leben weiß,
O ſie hebt dir, Beſter,
Gern empor die Speiſ'.

Beide ſind wir mächtig,
Weil wir ſpitz und ſcharf,
Daß man nur bedächtig
Uns gebrauchen darf.

Wirſt du, Kind, errathen,
Wer wir Beide ſind,
Machen wir den Braten
Dir zurecht geſchwind.

VII.

Ich bin ein hartes Ding von Stein,
Das ſpringend du mit Füßen trittſt;
Doch werd' ich dir gar nützlich ſein,
So oft du dich in Finger ſchnittſt.

Und wenn du auf der Straße gehſt
Und giebſt nicht acht, ſo fällſt du d'rauf;
Und wenn du dann zur Mutter flehſt,
Sie legt es auf die Wunde auf.

Und warf's voll Staub ein böſer Wind,
So wird's zum Sonntag rein gefegt;
Und wenn du zu viel plauderſt, Kind,
So wird dir's auf den Mund gelegt.

Nun rathet, nun erkennet,
Was dieß Kurioſe ſei.
Ob's gleich ein Name nennet,
So iſt's doch zweierlei.

VIII.

Die erſte Sylbe zehne ſind's
Und immer Zwillingspärchen.
Der Dickſte iſt ein Freund des Kind's
Und wandert ſchon im Märchen.

O wie du alle Zehne liebſt!
Oft ſteckſt du ſie in Säckchen.
Und, wenn du in der Schule ſchriebſt,
Ward manchem ſchwarz das Bäckchen.

Die andre Sylbe trägſt du gern
Auf deinem eignen Kopfe.
Und grüßeſt du wie große Herrn,
So fliegt ſie raſch vom Schopfe.

Das Schaf genieſst ſie, was am Bach
Der treue Hirte hütet,
Das Küchlein unter'm Flügeldach,
Was eben ausgebrütet.

Das Ganze ſetzt der Mittle auf
Von jenen erſten Zehnen.
Der wird ſich ohne Schaden d'rauf
An ſpitze Nadeln lehnen.

Auch trinket mancher Vogel d'raus,
Wenn's ihm am Bauer henket.
Und wer das Ganze bringt heraus,
Dem wird's voll Wein geſchenket.

IX.

Wer iſt, wer iſt der kleine Mann?
Er hat ein gelbes Röckchen an.
Er redet nicht, jedoch er ſingt,
So fein, wie's keinem Kind gelingt,
Er wohnt in einem kleinen Hauſ',
Kommt wol im Leben nie heraus!
Doch iſt er eingerichtet d'rin,
So ganz nach ſeinem Wunſch und Sinn:
Als Treppe: Stäbchen drei bis vier,
D'rauf hüpft er, wie auf Balken wir;
Ein Schälchen voller Näſcherein,
Da ſetzt er oft ſich ganz hinein,

Und einen kleinen Waſſertrog,
In den er oft zum Bade flog,
Und hoch im Dache, was das Beſte,
Klemmt noch ein Stückchen Zucker feſte,
Wol größer, Kinder, wollt ihr's glauben,
Als wie ſein Kopf mit Krauſ' und Hauben!
D'ran frißt er froh, ſo viel er kann. —
Nun ſagt, wer iſt der gelbe Mann?

X.

Ich bin ein nützlich Hausgeräth,
Nach dem man öfters fragend ſpäht.
Ich flüſtre ſtets, doch ſtets das Gleiche;
Auch ruf' ich laut, was ich dir zeige.
Du läſſt mich frei, — ich bleibe ſtehen,
Beſchwert nur kann ich munter gehen.
Doch, ob ich gleich beſtändig lief,
Selbſt durch die Nacht, wenn alles ſchlief,
Des Mittags ſelbſt mit gleicher Schnelle,
Kam ich doch nimmer von der Stelle.
Doch harr' ich aus in meinem Gange;
Und, Kindchen, ſchläfſt du früh zu lange,
So weck' ich dich, daß alles kracht.
Dann ruf' ich: Horch, jetzt iſt's um acht!
Da muſſt du flink zur Schule ſpringen. —
Zuweilen kann ich Liedchen ſingen
Und andre ſüße Melodein,
Zuweilen, wie ein Guckguck ſchrein.

Bin außen oftmals ſchön geziert;
Doch wer mein Inn'res ausſtudirt,
Der iſt ein grundgeſcheiter Mann:
's ſieht ſich wie eine Mühle an.
Und oben, über meiner Kammer,
Hängt eine Glocke, hängt ein Hammer.
Du kennſt mich, Kindchen, ſag' es nur!
Bin deine Stubenfreundin: —.

XI.

Kind, ſingſt du mir ein Liedchen vor,
Wenn du mich fand'ſt am Börnchen,
So komm' ich aus des Häuschens Thor
Und zeig' dir meine Hörnchen.

Und werde, ſingſt du länger, dann
Mein Häuschen fürder hocken;
Doch ſchlüpf' ich, rührſt du leiſ' mich an,
Sogleich in's Thor erſchrocken.

Eh' den Salat das Kindchen iſſt,
Verſuch' ich, ob er ſchmecke. —
Man ſagt, wenn du zu träge biſt:
Du ſchleichſt ja wie die — —.

XII.

Man kann es leſen, man kann es ſchreiben;
Man kann es auch auf die Weide treiben.
Es lebt allein mit U verbunden;
Es lebt auch mit Ochſen, mit Ziegen, mit Hunden.
Es ſieht wie ein geſchwänzter Kreis;
Es ſieht auch ſcheckig, es ſieht auch weiß.
Es ſchweiget, es tönet, von dir gerufen;
Es brüllet, es ſcharret mit harten Hufen.
Es wohnet im Buche, doch macht es ſich rar;
Es ſpringt durch die Dörfer in luſtiger Schar.
Es ſtirbt von Motten und Schaben gefreſſen;
Geſchlachtet, gebraten, iſt's lecker zu eſſen.
Nun rathe, ſchmauſe Quark dazu!
Du ſpielſt es ſelbſt als blinde —.

XIII.

Eine kleine Schaukel bin ich,
Gönne ſelten mir die Ruh',
Und bei meinem Schaukeln ſinn' ich,
Daß ich Keinem Unrecht thu'.

Ruhend dann nach langem Schwunge,
Zeig' ich deutlich Jedermann
Mit der ſtummen Eiſenzunge
Das geſund'ne Urtheil an.

Zeig' nach meines Rechts Geſetzen
Tauſend Federn gleich dem Stein.
Nicht die Stoffe kann ich ſchätzen,
Vor mir gilt die Laſt allein.

Aber Mädchen nicht und Knaben
Kannſt du auf mir ſchaukeln ſehn,
Aber all' die ſüßen Gaben,
Die bei jedem Krämer ſteh'n.

Willſt du, Kindchen, kaufen Mandeln,
Nimmt der Krämer mich zur Hand,
Und, er wird an dich verhandeln
So viel, als mein Urtheil fand.

XIV.

An einem Ort, der waſſerreich,
Steh'n hunderttauſend Pfeifen,
Und jede iſt, den andern gleich,
Geſchmückt mit Büſchel, Schleifen.
Und, wenn hindurch die Winde zieh'n,
Ertönen lauter Melodien.

Und grade dieſer Orgel vor
Da ſitzt ein grüner Sängerchor,
Und jauchzet und trilliret
Und paukt und muſiziret,
Und ſpringt dabei ganz munter:
's geht d'rüber und 's geht d'runter!

Doch ſeht! dort ſchleicht der Magiſter vor
Mit rothen Beinen, rothem Schnabel.
Der fährt in unſer Sängerchor
Mit ſeinem Schnabel wie mit der Gabel,
Und ſpießt wol drei der Sänger auf,
Und ſchnell entflieht der andern Hauf';
Doch jene angeſpießten Drei
Verſpeißt der Magiſter als Näſcherei.

XV.

Mein Kindchen, ſieh', ich habe
Nicht Beine,
Doch lauf' ich ſtets im Trabe,
Wie ſeine!

In einem großen Kreiſe
Beſchwerlich
Vollend' ich meine Reiſe
Alljährlich,

In dem um Mutter, ſchimmernd
Im Glanze,
Mit elf Geſchwiſtern flimmernd
Ich tanze.

Vereinigt aber nimmer
Wir ſchreiten,
Drum ſchau'n wir uns nur immer
Vom Weiten.

Mama, mich auf der Reiſe
Zu nähren,
Die röſtet mir zur Speiſe
Die Ähren.

Und hängt für meinen Gaumen
Die Äſte
Voll Birnen und voll Pflaumen
Auf's Beſte.

Doch blickt ſie ſchief, ſo frieret
Mich leider;
Ich eile weiß gezieret
Schnell weiter.

Und um mich ſpringt im Trabe,
Wie holdig!
Mein Herzenskind, mein Knabe,
Ei goldig!

Der trägt zur Nachtzeit gerne,
Im Tanze,
Zum Gang mir die Laterne
Voll Glanze. —

Dich, Kindchen, laſſ' ich milde
Schön grüßen,
Doch ſtampf' du mich nicht wilde
Mit Füßen.

Ich kann nicht länger plaudern
Im Rennen,
Drum ſollſt du ohne Zaudern
Mich nennen!

XVI.

Wir ſind fünf Kinder ruhmbekannt
Und werden's immer bleiben;
Nur **eine** Kunſt kann höchſt gewandt
Ein jedes von uns treiben.

Das erſte Kind, es ſtrebt hinaus,
Begehrt die Welt, die weite;
Und ſagt von jedem Ding dir aus
Die Farbe, Länge, Breite.

Das Zweite lauſchet, ſelbſt im Schlaf,
Auf Knall und Schall und Klingen,
Und, wenn es ein Geflüſſter traf,
Es wird dir's hinterbringen.

Das Dritte ſaget nießend dir:
„Mir lieber iſt die Roſe,
„Als dieſer ſpan'ſche Pfeffer hier
„Und deine Tabacksdoſe."

Das Vierte machet keck und fein
Sich gar zum Speiſemeiſter.
Es ruft bei jedem Gläschen Wein:
„Dort wächſt er und ſo heißt er!"

Du glaubteſt, durch die erſten Vier
Vielleicht, du ſeiſt im Traume,
Und wüſſteſt nicht, daß außer dir
Noch etwas da im Raume.

Das Fünfte wird begreifend dir
Schnell sondern Sein vom Scheine.
Es spielt im Finstern selbst Clavier;
Wägt Früchte, Münzen, Steine.

Vier Kinder sind zu Ernst und Spiel
In deinem Haubt verbunden,
Das Fünfte sitzt besonders viel
In Fingern und in Wunden.

Drei sind dir treu, doch sieh' dich vor!
Denn Zwei, ach, sind es minder;
Es seufzt, wer Eines nur verlor,
Als Tauber oder Blinder.

(Die Auflösungen dieser Räthsel findest du am Ende des Büchleins.)

76.

Freudenhonig.

Kindchen bei der Blume stand,
Kindchen sprach voll Unverstand:
„Thu' dich auf, mein Glöckchen blau,
„Daß ich deinen Honig schau;
„Daß ich dieß, mein Fingerlein,
„Tauch' in deinen Honig ein,
„Mir ein süßes Mündchen mache:
„Blümchen, das ist meine Sache!"

Blümchen ſtand gebückt und ſtumm;
Kam ein Bienchen her: ſum, ſum!
Lüpfte mit dem kleinen Bein,
Schlüpfte in den Kelch hinein;
Hat das Zünglein eingeſteckt,
Hat den Honig ausgeleckt,
Hat das Blümchen ausgeſogen,
Iſt vergnügt davon geflogen.

Kindchen ſprang dem Bienchen nach,
Kindchen ſo zum Bienchen ſprach:
„Wohl bekomm' der Honig dir!
„Doch ich wünſcht' ihn ſelber mir.
„Sag', was machſt du, Honigdieb?"
Bienchen ſprach: „Ich hab' dich lieb;
„Trag' ihn aus der blauen Glocke
„Hin für dich zum Bienenſtocke.

„Hab' ich g'nug geſammelt ein,
„Sei der ganze Vorrath dein. —
„Kind, wer ſtets zu ſpähn bemüht,
„Wo ihm eine Freude blüht;
„Wer das Kleinſte ſelbſt mit Fleiß
„Schicklich zu benutzen weiß;
„Wer da ſammelt ſtill in Treuen,
„Kann den Größern ſelbſt erfreuen."

77.

Reifentreiben.

Reifen, Reifen! laſſt euch ſagen:
Laufet, laufet! ſeid nicht ſtolz!
Müſſen ſonſt beſtändig ſchlagen
Euer all zu träges Holz.
Macht im Kreiſe
Eure Reiſe!
Hüpft alleine
Über Steine!
Auf zu Hügeln,
Flink hinab!
Wie mit Flügeln!
Klapp klapp, klapp!

Ohne Beine müſſt ihr laufen,
Springen über Stock und Stein;
Und wir muntern Knaben ſchnaufen
Immer treibend hinterdrein.

Eile, Eile!
Sonder Weile;
Lasst's euch sagen!
Klapp! wir schlagen!
Müsst euch trollen
Auf und ab;
Rollen, rollen!
Klapp klapp, klapp!

Weil wir müde uns gesprungen,
Zieh'n wir nun in sanftem Schritt.
Hüpfet neben euern Jungen,
Wie ein frommes Hündchen mit.
Ringel, ringel!
Folgt dem Schlingel!
Folgt den Hieben,
Die euch trieben,
Die euch setzten
Oft in Trapp.
Nun zum Letzten:
Klapp klapp, klapp!

78.

Der Knabe Jeſus im Tempel.

Kinder, gern, wie Jeſus, geht
Gotteswort zu hören.
Laſſt, wie ihr an ihm es ſeht,
Äuß'res nie euch ſtören.
Und, was ihr im Gotteshauſ'
Habt gehört, vernommen,
Übt's in ſtiller Demuth aus,
Wenn ihr heimgekommen.

79.

Kinder wie Blüthen.

Die Blüthen lieb im Garten,
Die muſs der Gärtner warten.
Er bindet ſie an Stäbchen an,
Daß Wind ſie nicht zerbrechen kann,
Und ſchau! der Himmel giebt Gedeih'n
Im ſchönen, blanken Sonnenſchein.

Die Kinder ſind wie Blüthen,
Die Ältern ihrer hüten,
Und Bibellehren halten, wie
Die Stäbchen jene Blumen, ſie. —
O lieber Gott, o ſtrahle du
Auch ihnen deinen Segen zu!

80.

Geiſtliches Lied.

Wir nah'n dir im Geſange,
O Jeſu, treuer Hirt!
Wie iſt dem Schäflein bange,
Das ſich von dir verirrt.
Leit' uns mit ſanftem Stabe
Am Bache deiner Lehr',
Daß jedes Weide habe,
Nicht irre hin und her.

Du gabſt voll treuer Sorge
Uns treue Hirten hier,
Und jedes Lamm gehorche
Den Ältern, Herr, wie dir.
Gabſt Lehrer, die mit Liebe
Dein Wort uns lehren gern:
O daß doch Keines bliebe
Von dieſer Herde fern!

Gieb Liebe unſerm Herzen,
Sie ſei die Allgewalt,
Daß, ſelbſt bei lautem Scherzen,
Man folgt der Hirten Halt.
Und will in Trotz verſinken,
In Eigenſinn das Kind,
Gieb! daß der Hirten Winken
Es folget gern, geſchwind.

Die Ältern, die geboren,
Die uns erzogen auch:
O lauſcht ihr, unſre Ohren,
Auf ihres Mundes Hauch,
Und ihr, o Augen, kündet,
Was wol ihr Blick begehrt,
Und Fuß und Hand verbündet
Zum Dienſt euch, der ſie ehrt!

Woll'n um den Lehrer hüpfen,
Zu folgen ſtets bereit,
An ſeine Worte knüpfen
Des Geiſtes Achtſamkeit.

Und, wenn er dann uns saget,
Wie fromm als Kind der Christ;
Dann jedes still sich fraget:
Ob du auch also bist?

Ja Herr, wie du zu werden,
Sei unser ganzer Sinn,
Zwar bringen wir's auf Erden,
Auf Erden nie dahin.
Doch lass', Herr, unsre Triebe
In deiner Liebe ruh'n,
Daß wir für dich aus Liebe
Stets deinen Willen thun.

Und wirst du wieder kommen,
Und naht dein Himmelreich,
Dann werden wir vollkommen
Dir sein, als Brüder, gleich.[1]
Du wirst uns sanft umschlingen,
Wir ruhn an deiner Brust!
Und werden jauchzen, singen
In ew'ger Weihnachtslust!

[1]) 1. Ep. Joh. 3, 2.

81.

Schluſs.

Du heil'ger Vater, ſei gepreiſt,
Nebſt heil'gem Sohn und heil'gem Geiſt,
Daß ihr geſegnet, was ich gedacht,
Bis ich dieß Buch zu Stand gebracht.
Nun ſendet eure Engel aus,
Daß ſie ihm öffnen Herz und Haus,
Daß ſie es erklären dem Kinderſinn
Und richten ihn zum Himmel hin.

Auflösungen der Räthsel.

1. Der Stubenofen.
2. Der Weihnachtsbaum.
3. Der Papierdrache.
4. Das Ährenfeld.
5. Das Würſtchen.
6. Meſſer und Gabel.
7. Das Pflaſter.
8. Der Fingerhut.
9. Der Canarienvogel.
10. Die Uhr.
11. Die Schnecke.
12. O. und Kuh.
13. Die Handwage.
14. Der Rohrteich mit Fröſchen und Storch.
15. Die Erde, nebſt den übrigen elf Planeten und dem Monde, auf ihrem Gang um die Sonne.
16. Die fünf Sinne: Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Taſten.

Ankündigungen.

Von dem Verfasser dieses Büchleins sind ferner erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu erhalten:

1. Himmelsblümchen für fromme Kinder mit Bildern.

München, Christian Kaiser 1847.

3 Bogen in 8. mit 12 Holzstichen. — Preis: a. Auf Velinpapier und sauber cartonirt: 10 Sgr. = 8 gGr. oder 36 kr. R. W. — b. Auf Druckpapier, saubert brochirt: 6 Sgr. oder 21 kr. R. W.

2. Kindliche Räthsel.

München, Christian Kaiser 1847.

1 Bogen in 8. sauber brochirt Preis: 3 Sgr. oder 9 kr. R. W. (Besonderer Abdruck der in den Kinderreimen enthaltenen Räthsel.)

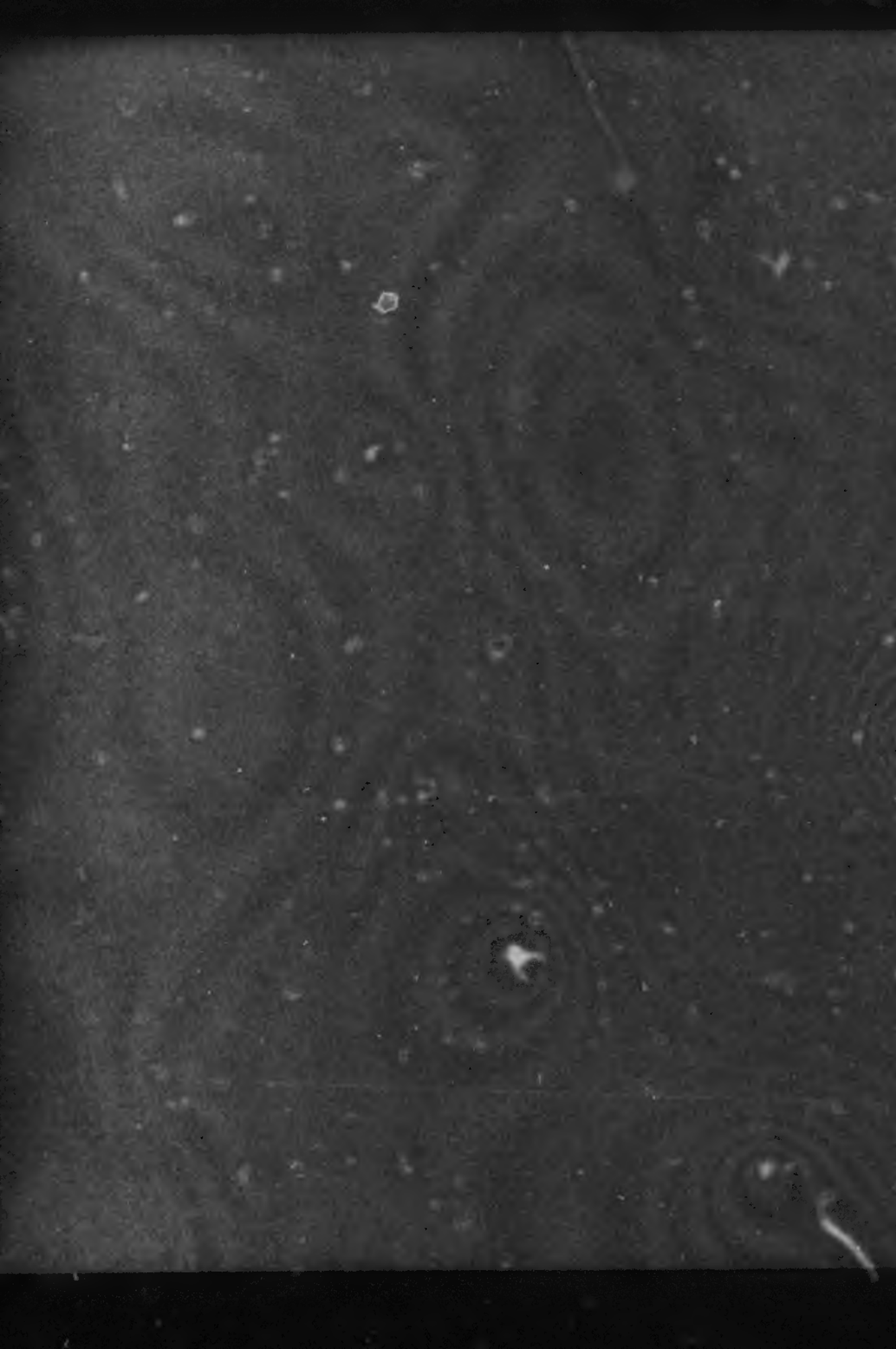
3. Christlicher Diwan.

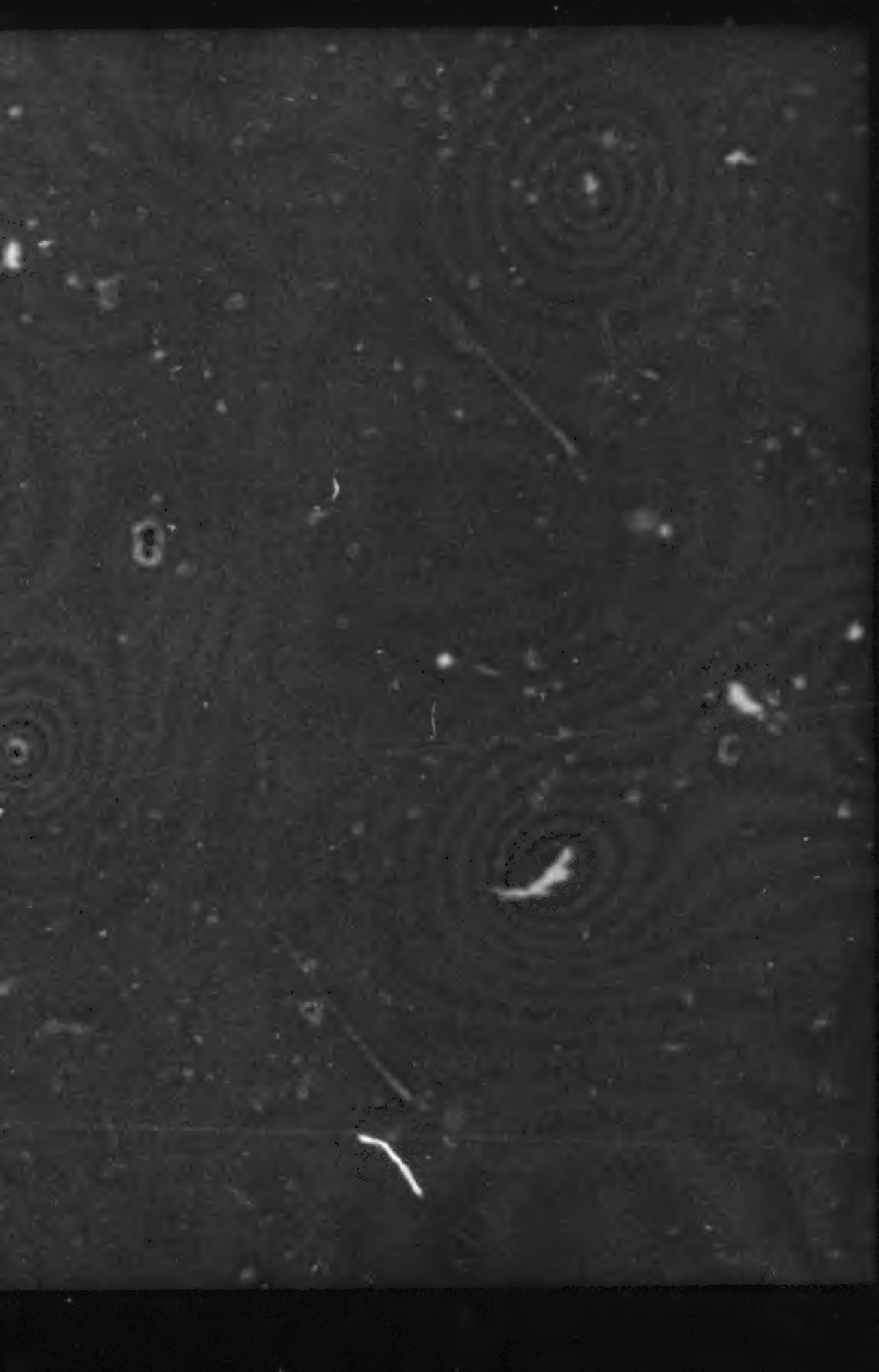
142 Ghaselen zum Preise des Herrn.

München, Christian Kaiser 1847.

5 Bogen in 8., sauber cartonirt, in hochroth mit Gold gedrucktem Umschlage. Preis: 25 Sgr. = 20 gGr. oder 1 fl. 24 kr. R. W.

München,
Druck der Dr. C. Wolf'schen Buchdruckerei.





Joſeph Joubert's

Gedanken, Verſuche

und

Maximen.

Ueberſetzt

von

Franz Graf Pocci.

„Heureux est l'écrivain, qui peut faire
„un beau petit livre!"

J. Joubert.

München.
Buchhandlung von Chriſtian Kaiſer.
1851.

Vorwort des Uebersetzers.

Dieses in Deutschland meines Wissens wenig gekannte Buch habe ich in keiner anderen Absicht zu übersetzen versucht, als um einerseits auf dasselbe aufmerksam, andererseits es Jenen zugänglich zu machen, welche der französischen Sprache nicht kundig sind. Ich möchte Joubert's Gedanken einer Reihe der edelsten an goldenem Faden gereihten Perlen vergleichen, in deren mildem Glanze sich ein tiefes inneres Leben in Gemeinschaft mit der wohlwollendsten Weltanschauung spiegelt. Es sind Betrachtungen, welche von Dem, der sie niedergeschrieben, nicht für die Veröffentlichung bestimmt waren; erst nach dessen Tode hat eine liebende Seele die hinterlassenen Aufzeichnungen gesammelt und geordnet.

Joseph Joubert war kein sogenannter berühmter Mann. Geboren im Jahre 1754 zu Montiguâ (im Perigord), wo dessen Vater Professor der Medizin war, hatte er sich, nachdem

er im vierzehnten Lebensjahre seine Vaterstadt verlassen, in Toulouse dem Studium des Rechts gewidmet. Da dieses jedoch seiner lebhaften Einbildungskraft nicht zusagte, ergriff er mit lebendigem Eifer jenes des classischen Alterthums und trat zu diesem Behufe in das dortige geistliche Collegium, wo er, später selbst als Lehrer beschäftigt, bis zu seinem sieben und zwanzigsten Jahre verblieb. Der Zustand einer zarten körperlichen Beschaffenheit veranlaßte ihn, sich auf zwei Jahre wieder in seine Vaterstadt zurückzuziehen. Schon vom Jahre 1774 an hatte er begonnen in ein Tagebuch Einzelnes aus innerem beschaulichem Leben niederzuschreiben; selbst in den Stürmen der Revolution war ihm dieses ein Bedürfniß geblieben.

Im Jahre 1778 begab sich Joubert nach Paris, wo er mit Marmontel, La Harpe, d'Alembert, Diderot und Anderen in wissenschaftlichen Verkehr trat. Seine Lebensanschauungen, seine Richtung blieben unverrückt ein und dieselben; sie waren begründet auf eine warme und tiefe religiöse Grundlage — und deßhalb unerschütterlich, mochte auch von Außen was immer kommen. In näherer Verbindung blieb er stets mit Fontanes, Chateaubriant und Molé. Im Jahre 1790 wurde Joubert von seiner Vater-

stadt zum Richter gewählt, welches Amt er mit treuer Gewissenhaftigkeit ausübte, bis er in Folge jener sich entwickelnden Schreckensperiode sich veranlaßt sah, diesen Wirkungskreis zu verlassen. Er vermählte sich mit einer theuren Freundin im Jahre 1793 zu Paris, entfloh aber den Gräueln dieser Stadt und zog sich nach Villeneuve zurück, wo er bei innigem, geistigem Verkehre mit Fr. v. Beaumont, in der Stille eines häuslichen Lebens und in philosophischer Betrachtung jene Seelenruhe, jenen Frieden fand, deren Ergebniß uns seine Aufschreibungen bieten. Nachdem er allmählig zu kränkeln angefangen, entfloh sein milder, liebenswürdiger Geist am 4. Mai des Jahres 1824 in jene Räume, in welchen er die Verwirklichung seiner idealen Beschaulichkeit gefunden haben wird. —

Jouberts Aufschreibungen erschienen unter dem Titel: „Pensées, Essais et Maximes“ zu Paris i. J. 1842, gesammelt und herausgegeben von Paul Raynal.

In dieser Uebersetzung wurde der letzte Titel (XXXI), welcher ganz besonders die französische Literatur zum Gegenstande hat, als von minder allgemeinem Interesse weggelassen; ebenso die in der angeführten Ausgabe befindliche Correspondenz, so daß die Uebersetzung lediglich

als ein abgeſchloſſenes Ganzes von Joubert's „Gedanken“ dem Leſer geboten werden kann. — Manche Sätze, an und für ſich ſchon im Urterte dunkel, konnten um ſo weniger in der Ueberſetzung klarer gegeben werden. Große Schwierigkeit bot die Präciſion und Kürze des Ausdruckes dar, wie auch die Feinheit und der Doppelſinn ſo mancher Wörter, deren analoge Bezeichnung im Deutſchen ſich kaum finden ließ. Abgeſehen davon, wird wohl dem Ueberſetzer die freundliche Nachſicht, um welche er bittet, nicht verſagt werden, inſoferne guter Wille auf wohlwollende Anerkennung hoffen darf. Möge insbeſondere die deutſche Jugend dieſes Buch zur Hand nehmen! Ein reicher, warmer Quell chriſtlicher Philoſophie wird ſich ihr erſchließen, wenn nicht von vorneher ſchon kalte Abſtraction und anmaßende Seichtheit das religiöſe Element von ſich weiſen, welches allein in jene Bahn einlenkt, die uns zur unwandelbaren Wahrheit führt.

München im Januar 1851.

Franz Pocci.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite.
Einleitung.	Der Verfaſſer über ſich ſelbſt .	1.
Titel I.	Von Gott, von der Schöpfung, von der Unſterblichkeit der Seele, von ewiger Strafe und Belohnung .	15.
Titel II.	Von der Frömmigkeit (Gottesfurcht), von der Religion, vom Glauben, Cultus und vom Gebete . . .	28.
Titel III.	Von den heiligen Büchern, den Prieſtern, den Jeſuiten, den Janſeniſten	45.
Titel IV.	Die Kapitel	55.
Titel V.	Der Menſch, die Organe u. d. Seele	62.
Titel VI.	Von den intellectuellen Fähigkeiten	72.
Titel VII.	Von der Natur der Geiſter . .	84.
Titel VIII.	Von den Leidenſchaften und Affecten der Seele	99.
Titel IX.	Was iſt die Schamhaftigkeit? .	121.
Titel X.	Von den verſchiedenen Lebensaltern	131.
Titel XI.	Von den Frauen	143.
Titel XII.	Von der Geſellſchaft, von der Converſation, von der Höflichkeit und den Manieren	147.
Titel XIII.	Leben, Krankheit und Tod . .	165.
Titel XIV.	Familie und Haus	172.

		Seite.
Titel XV.	Von der Weisheit, der Tugend, der Moral, von der Regel und Pflicht	178.
Titel XVI.	Von der Ordnung und dem Zufalle, vom Guten und Schlechten .	196.
Titel XVII.	Von der Wahrheit, der Täuschung und dem Irrthume	204.
Titel XVIII.	Von der Philosophie, von Metaphysik, von den Abstractionen, von der Logik und den Systemen .	222.
Titel XIX.	Vom Raume, von der Zeit, vom Lichte, von der Luft, der Atmosphäre, von den Feldern, den Thieren, Blumen u. s. w. . .	240.
Titel XX.	Von den Regierungen und von den Verfassungen	248.
Titel XXI.	Von der Freiheit, der Gerechtigkeit und von den Gesetzen .	256.
Titel XXII.	Von politischen Personen . .	266.
Titel XXIII.	Von den öffentlichen und Privat-Sitten; von dem Charakter der Nationen	274.
Titel XXIV.	Vom Alterthume	296.
Titel XXV.	Von dem Zeitalter	313.
Titel XXVI.	Von der Erziehung	337.
Titel XXVII.	Von den schönen Künsten . .	354.
Titel XXVIII.	Von der Poesie	377.
Titel XXIX.	Vom Style	389.
Titel XXX.	Von den Eigenschaften des Schriftstellers und von den literärischen Arbeiten	427.

Joſeph Joubert's

Gedanken, Verſuche

und

Maximen.

Einleitung.

Der Verfaſſer über ſich ſelbſt.

Ich habe meine Blüthen gegeben und meine Frucht; Nichts mehr bin ich als ein wiederhallender Stamm; wer ſich aber in meinen Schatten ſetzt und mich hört, wird klüger.

In vielen Dingen gleiche ich dem Schmetterlinge: Wie er, ſo liebe ich das Licht; wie er, verbrenne ich daran mein Leben; wie er, bedarf ich, um meine Flügel zu entfalten, daß es in der Geſellſchaft um mich umher ſchön ſei, und daß ſich mein Geiſt von milder Luft, nämlich von der Nachſicht, umgeben und wie durchdrungen fühle; ich bedarf, daß [illegible] Blick der Geneigtheit auf mir ſchimmre.

Menſchenliebe und Reue — das iſt mein Wahlſpruch.

Die Revolution hat meinen Geiſt aus der Welt der Wirklichkeit verſcheucht, indem ſie mir dieſelbe zu fürchterlich gemacht.

Mein Kopf iſt ſehr liebevoll, mein Herz ſtarrköpfig. Alles was ich bewundere, iſt mir theuer, und Alles, was mir theuer iſt kann mir nie gleichgültig werden.

Meine einäugigen Freunde betrachte ich im Profil.

Anſtatt mich darüber zu beklagen, daß die Roſe Dornen hat, freue ich mich darüber, daß die Dornen von den Roſen überwunden werden und der Strauch Blumen trägt.

Es gibt keinen guten Ton ohne daß man Andere etwas verachtet. Mir aber iſt es unmöglich einen Unbekannten zu verachten.

Ich ahme die Taube nach: Oft werfe ich einen Grashalm der Ameiſe zu, damit ſie nicht ertrinke.

Hätte ich die Wahl, ſo zöge ich die Weichheit, die den Menſchen ſich zu beſſern Zeit läßt, der Strenge vor, die ſie ſchlechter macht, und der Voreiligkeit, welche die Reue nicht abwarten kann.

Wenn ich die Fensterscheiben zerschlage, möchte ich, daß man geneigt sei, sie mir zu zahlen.

Ich gehe dahin, wo man mich wünscht, wenigstens eben so gerne, als wo es mir gefällt.

Mein Geist und mein Charakter haben leicht zu kalt; die weichste Simmung (Temperatur) der Nachsicht ist mir nöthig. Man kann mit Recht von mir sagen: „Wer gefällt, ist König; wer nicht mehr gefällt, ist Nichts."

Ungerne verlasse ich die Stadt, weil ich mich von meinen Freunden trennen, ungerne das Land, weil ich mich von mir selbst trennen muß.

Wo ich mich aufhalte, möchte ich immer viel Himmel und wenig Erde haben.

Ich habe den Fluß der Vergessenheit überschifft.

Das Schlimme und Gute, das meinem Leibe zu Theil wird, kommt ihm nur mehr von meinem Geiste zu.

Meine Entdeckungen — und Jeder hat deren — haben mich zu den Vorurtheilen zurückgeführt.

Meine Seele bewohnt einen Ort, durch den die Leidenschaften gedrungen sind; ich habe sie alle gekannt.

Der Weg der Wahrheit! Lange habe ich ihn umgangen; auch ist das Land, in welchem ihr euch verirrt, mir wohl bekannt.

Wenig liebe ich Klugheit, wenn sie nicht sittlich ist.

Vom Löwen habe ich eine schlechte Meinung, seit ich weiß, daß sein Gang schief ist.

Die, welche das Laster angenehm machen, sind mir doch noch lieber, als jene, die die Tugend herabwürdigen.

Mein Gott! Wenn ich Böses thue, dulde nicht, daß ich mit mir selbst zufrieden bin!

Die Welt scheint mir ein Kreisel, bewohnt von einem schwindeligen Volke.

Flügel schmiede ich mir, wie Dädalus; ich setze sie allmählig zusammen, indem ich täglich eine Feder beifüge.

Ich werde das Schöne geträumt haben, wie sie sagen, daß sie das Glück träumen. Mein Traum aber ist ein besserer; denn der Tod selbst und sein Anblick sind nicht im Stande seine Dauer zu stören — sie geben ihm nur eine größere Breitung. Dieser Traum, der sich auch

im Wachen fortsetzt und im kalten Bewußtsein, der sich stärkt durch alle Betrachtungen — er kann durch keine Abwesenheit, durch keinen Verlust auf eine nicht wieder herzustellende Weise unterbrochen werden.

Madame Victorine von Chatenay sagte von mir:

„daß ich einer Seele ähnlich sei, die „gleichsam zufällig einem Leibe begegnet „ist, und die sich aus der Sache wie im„mer möglich zieht."

Ich kann nicht läugnen, daß diese Aeußerung treffend ist.

Meine Ergüsse sind die Träume eines Schattens.

Und was ist denn eigentlich meine Kunst? Was ist der Name, der sie von andern unterscheidet? Welchen Zweck hat sie sich festgestellt? Was gebiert sie und was macht sie bestehen? Auf was mache ich Anspruch und was will ich, indem ich sie ausübe?

Ist es, um überhaupt zu schreiben und gelesen zu werden, einziger Ehrgeiz so vieler Leute? Ist das Alles, was ich will? Bin ich nur ein Vielwisser, oder habe ich eine Art von

Gedanken, die leicht zu faſſen und deren Natur und Charakter, Verdienſt und Nutzen zu beſtimmen ſind?

Das iſt es, was ich aufmerkſam und lange zu prüfen habe, ſo lange, bis es mir klar iſt.

Der Himmel hat in meine Intelligenz nur Strahlen gelegt und hat mir als Beredſamkeit nur ſchöne Worte gegeben. Ich habe nur Kraft zum Aufſchwung, als Tugend nur eine gewiſſe Unbeſcholtenheit (Unbeſtechlichkeit).

Ich bin geeignet, auszuſäen — nicht aber aufzubauen und zu gründen.

Der Himmel hatte nur auf eine gewiſſe Zeit meinem Geiſte Kraft gegeben, und dieſe Zeit iſt nun vorbei.

Oft habe ich meine Lippen an den Becher des Ueberfluſſes geſetzt; allein es iſt eine Flüſſigkeit, die immer von mir zurückwich.

Ich gleiche der Aeolsharfe. Sie gibt ſchöne Klänge, allein ſie führt kein Lied aus. Nie hat ein beſtändiger Wind mich angeweht.

Ich bringe mein Leben zu, Schmetterlinge zu jagen, indem ich jene Gedanken für gute halte,

die ſich den allgemeinen anpaſſen, die übrigen nur als die meinen erachte.

Wenn ich leuchte, ſo verzehre ich mich.

Mein Geiſt wandert gerne in offenen Räumen und wiegt ſich in den Fluthen des Lichtes, wo er nichts ſieht, aber von Freude und Klarheit durchdrungen iſt.

Und was bin ich . . . . . als ein Atom in einem Strahle?

Ich ſage dem Himmel Dank, daß er meinen Geiſt aus leichtem Stoffe geſchaffen und daß dieſer die Eigenſchaft hat, aufwärts zu ſteigen.

Wie die Lerche liebe ich, weit zu ſchweifen und hoch über meinem Neſte.

Wie ſchwer iſt es, zugleich ſinnreich (erfindungsreich) und geſetzt zu ſeyn! Es hat mir lange an Gedanken gefehlt, die meinem Geiſte gefielen, oder ich ermangelte der Sprache, die jenen Gedanken genehm geweſen wäre.

Lange Zeit hatte ich die Qualen einer Fruchtbarkeit zu ertragen, die nicht zu Tage kommen kann.

Ich liebe weder eine vierfüſſige noch zweibeinige Philoſophie oder Metaphyſik; ich will ſie beflügelt und ſingend.

Ihr gelangt durch die Poesie zur Wahrheit, ich durch die Wahrheit zur Poesie.

Frühzeitig kann man (Lebens-) Tact haben, sehr spät aber den (eigentlich guten) Geschmack. So gieng es mir.

Gemälde, Opern, Statuen, Gedichte liebe ich nicht viele und doch liebe ich die Kunst ungemein.

Könnte ich mich doch durch Musik, Tanz, Malerei so ausdrücken, wie ich es durch das Wort kann! Wie viele Gedanken hätte ich, die ich nun nicht habe, und wie viele Gefühle, die mir immer unbekannt bleiben werden!

Alles, was mir falsch scheint, besteht für mich gar nicht. Es ist meinem Geiste ein Nichts, das ihm keinen Stoff bietet. Auch wüßte ich es nicht anders zu bekämpfen oder zu widerlegen, als wenn ich es mit einem Existirenden assimiliren und auf dem Wege des Vergleiches behandeln würde.

Gewöhnliche Klarheit reicht mir nicht hin, wenn der Sinn der Worte nicht so klar wie ihr Klang ist, d. h. wenn sie meinem Denken an und für sich so durchsichtige Objecte darbieten als der Ausdruck ist, den sie bezeichnen.

Der Theil meines Gehirns, welcher zur Auf-

nahme nicht klarer Begriffe bestimmt ist, ist sehr beschränkt (eng).

Warum ermüde ich mich, so viel zu reden? Weil, wenn ich spreche, ein Theil meiner Fibern sich in Bewegung setzt, während der andere erschlafft bleibt; der, welcher in Thätigkeit ist, trägt allein das Gewicht der Bewegung, die ihn alsbald ermattet; zur selben Zeit findet eine ungleiche Vertheilung der Kräfte und der Activität statt. Daher gänzliche Erschlaffung, wenn das, was stark ist, ermüdet; die Schwäche wird dann eine allgemeine.

Gutes kann ich nur langsam und mit größter Anstrengung schaffen. Hinter meiner Schwäche ist Kraft; die Schwäche liegt im Werkzeuge. Bei Vielen ist aber hinter der Schwäche auch nichts Anderes, als Kraftlosigkeit.

Sie hat ihren Sitz im Herzen, in der Vernunft und in der Befangenheit des guten Willens.

Ich habe für meinen Kopf zu viel Gehirn; dieses kann sich in seinem Gehäuse nicht frei genug bewegen.

Ich habe viele Gestaltung der Gedanken, es mangelt mir aber an Gestaltung der Wortbildung (des Ausdruckes).

Es iſt, als wenn die vermittelnden Gedanken mir fehlten oder mich allzuſehr langweilten.

Ich wollte mich der Worte entſchlagen und verſchmähte ſie; da rächten ſie ſich durch die Schwierigkeit.

Wenn es einen Menſchen gibt, der ſich durch den unſeligen Dünkel quält, ein ganzes Buch auf einer Seite zu geben, und eine ganze Seite in einem Satze, dieſen Satz in einem Worte — ſo bin ich dieſer Menſch.

Ich bin, wie Montaigne, unfähig zu fortgeſetzter Rede.

Gewiſſe Theile erzeugen ſich in mir zu vollendet, als daß ich nicht auch alles ſie Begleitende eben ſo vollendet geben möchte. Ich weiß zu ſehr, was ich ſagen will, bevor ich ſchreibe.

Molé hatte recht, als er mir ſagte: „Du biſt allzuſehr um das bekümmert, womit Du dich beſchäftigeſt.“

Für den Vers wird die Aufmerkſamkeit durch den Ohrenkitzel geſpannt erhalten. Die Proſa hat dieſes Hülfsmittel nicht. Könnte ſie es wohl haben? Ich ſuche; glaube aber nicht.

Ich möchte meine ganze Wirkſamkeit aus dem Sinne der Worte ſchöpfen, wie ihr ſie aus ihrem Laute ſchöpft; aus der Wahl derſelben, wie ihr aus deren Menge, aus ihrer Vereinzelung ſelbſt, wie ihr aus ihrem Wohllaute; und doch wünſchte auch ich einen gewiſſen Wohllaut unter ihnen, doch einen Wohllaut der Natürlichkeit und Schicklichkeit, nicht der Bemühung oder der bloßen Zuſammenſtellung und Verkettung.

Unwiſſende, die ihr nur eure Klaviere und eure Orgeln kennt, für welche das Beifallklatſchen ſo nothwendig ſind, wie eine Begleitung, ohne welche eure Accorde unvollſtändig wären — euch kann ich nicht nachahmen!

Ich ſpiele auf der antiken Leier, nicht auf der des Thimoteos, ſondern auf jener mit drei oder fünf Saiten, auf der Lyra des Orpheus, der Lyra, die Dem, der ſie handhabt, eben ſo viel Vergnügen gewährt, als Jenen, die ihm lauſchen; denn er ſelbſt iſt in ſeinem Liede, er iſt gebannt ſich zu hören; er vernimmt ſeine Accorde, er iſt ſein eigner Richter, er entzückt ſich ſelbſt.

Man wird mir den Vorwurf von Subtilität machen. Dieſe iſt aber oft das einzige Mittel der Eindringlichkeit, welches dem Geiſte zu Gebot ſteht, ſei es durch die Natur der Wahrheit, die

er erreichen will, ſei es durch jene der Meinungen oder der Unwiſſenheit, durch die er ſich nur mühſam einen Ausgang zu bahnen beſchränkt iſt.

Ich ſehe gerne zwei Wahrheiten auf ein Mal. Jede gute Vergleichung gewährt dem Geiſte dieſen Vortheil.

Die Unannehmlichkeit eines Streites überwiegt deſſen Nützlichkeit. Durch den Streit wird der Geiſt betäubt; und wenn man taub wird, bin ich meinerſeits ſtumm.

Mit den der Vertraulichkeit eigenthümlichen Formen bin ich vertraut, doch nicht mit jenen der ſogenannten Familiarität.

Nicht meine Wortſtellung ſoll geſchliffen ſein, ſondern mein Gedanke.

Ich halte inne bis ſich der Tropfen des Lichtes, deſſen ich bedarf, gebildet hat und von meiner Feder träufelt.

Ich möchte den auserwählten Sinn in den gewöhnlichen übergehen laſſen oder Jenen allgemein machen.

Verſtand kann ich nicht jenen ungeſchliffenen Verſtand nennen, der mit ſeinem Gewichte alles

Heilige, alles Geweihte erdrückt; jenen tückiſchen Verſtand, der ſich über Irrthümer erfreut, wenn er deren zu entdecken vermag; jenen fühlloſen und hämiſchen Verſtand, der die Gläubigkeit verunglimpft.

Ich will weder von einem Geiſte ohne Licht, noch von einem Geiſte ohne (Augen-) Binde wiſſen. Man muß ſo herzhaft ſein können, um des Lebensglückes willen ſich zu blenden.

Des Alters bedarf ich, um zu erfahren, was ich wiſſen wollte und bald werde ich der Jugend bedürfen um das, was ich weiß, gut zu ſagen.

Meine Gedanken! Das Haus, worin ſie wohnen ſollen, iſt es, was zu bauen mich ſo viele Mühe koſtet.

Die Menſchen haben Rechenſchaft zu geben über ihre Thaten; ich aber werde es über meine Gedanken thun müſſen.

Sie bilden nicht nur die Grundlage zu meinem Werke, ſondern zu meinem Leben.

Mein Neſt wird das eines Vogels ſein, denn meine Gedanken und Worte haben Flügel.

Warum kann ich die Wörter, mit welchen ſie ſolchen Mißbrauch treiben und die ſie ſelbſt be-

trügen, aus der Sprache der Menſchen nicht gleich einer falſchen Münze in Verruf bringen und verbannen?

Wenn ich Muſcheln finde, welche Perlen enthalten, ſo behalte ich dieſe und werfe die Schalen weg.

Ich möchte die Weisheit münzen d. h. ſie prägen in Maximen, in Sprüchwörter und Sentenzen, leicht zu behalten und zu überliefern.

Der Seidenwurm ſpinnt ſeine Bälglein und ich die meinen; allein dieſe wird man nicht abwinden. Wie Gott will!

Titel I.

Von Gott, von der Schöpfung, von der Unsterblichkeit der Seele, von ewiger Strafe und Belohnung.

Gott ist aus Gott geboren, gleichwie das Bild im Spiegel aus dem Gegenstande.

Wir glauben immer, daß Gott uns selbst ähnlich ist: die Nachsichtigen verkünden ihn als nachsichtig; die voll von Haß sind, schildern ihn als furchtbar.

Gott ist so groß und unbeschränkt, daß man ihn theilen muß, um ihn zu begreifen.

Alle Wesen unterscheiden sich durch ihren Schatten; Gott aber, diese Sonne, die uns erleuchtet und die uns sieht, Gott unterscheidet sich durch sein Licht.

Man könnte ihn füglich durch Düfte darstellen und durch das Licht, dieses als Mittelpunkt.

Nicht die Weſenheit Gottes und deſſen Subſtanz ſollen wir zu erkennen trachten, ſondern unſere Beziehungen zu ihm und ſeine Beziehungen zu uns.

Man erkennt Gott durch die Frömmigkeit (Gottſeligkeit), einzige Beſchaffenheit unſerer Seele, durch die er ſo zu ſagen unſeres Gleichen wird und ſich uns zeigen kann.

Alles, was wirklich geiſtvoll iſt und woran die Seele wirklich Theil hat, führt zu Gott zurück, zur Gottſeligkeit.

Die Seele vermag nicht ſich zu regen, nicht zu erwachen (ſich zu ermuntern), die Augen zu öffnen, ohne Gott zu empfinden. Man empfindet Gott durch den Geiſt, gleichwie man die Luft durch den Körper empfindet.

Man begreift die Erde erſt, wenn man den Himmel erkannt. Ohne eine Welt der Religion bietet die ſinnliche Welt nur ein troſtloſes Räthſel.

Alles, was ſich dem Menſchen als ein Schauſpiel darbietet, wovon er weder Veranlaſſung noch Grenzen beſtimmen kann, führt ihn zur Idee der Gottheit zurück, d. h. zum Unendlichen.

Der metaphyſiſche Gott iſt nur eine Idee; allein Gott, religiös aufgefaßt, der Schöpfer des

Himmels und der Erde, der souveraine Richter der Handlungen und Gedanken, ist eine Gewalt.

Nicht mit der Intelligenz Gottes sollen wir uns beschäftigen, sondern mit seinem Willen. Es liegt uns wenig daran an sein Vorherwissen zu denken, allein daran liegt uns viel, an seine Gerechtigkeit zu denken, an seine Güte, seine Allmacht und an seine Beschlüsse.

Gott hat die Welt gemacht; und wenn er sie nicht gemacht hätte und nur unsere Seelen erschaffen? Nicht der Urheber von Allem; der Schöpfer der Geister, der Herr unseres Geschickes ist es, den wir anzubeten besonders geneigt und verpflichtet sind.

Gott liebt die Seele, und da es einen Zug gibt, der die Seele zu Gott trägt, gibt es wohl auch einen — wenn ich anders so sagen darf — der Gott der Seele nähert. Gott macht aus der Seele sein Entzücken.

Was Gott gemacht hat, das macht er; was er bewegt hat, das bewegt er Die Dauer ist nur eine allmählige und fortgesetzte Erneuerung der Schöpfung.

Die unmittelbare und unablässige Thätigkeit dieser Hand an ihrem Werke ist bedingt durch

den Charakter ihrer Unermeßlichkeit. Nur die Ohnmacht unſeres Geiſtes iſt Schuld daran, daß wir dieſe Ausdauer als eine uns mißfällige Arbeit und Bemühung anſehen. Wenn unſere Weisheit das einzige Maas iſt, mit welchem wir die Weisheit Gottes bemeſſen können, ſo ſind nicht unſere Kräfte und unſere Art zu wirken das Maas ſeiner Kraft und die Richtſchnur, nach der wir ſein höchſtes Wirken zu beurtheilen vermögen.

Durch die Betrachtung ſeiner eigenen Schwäche erſcheint es dem Menſchen beneidenswerth, ſeinem Werke eine Bewegung einzudrücken, welche bleibend iſt um Etwas auf Einmal zu ſchaffen.

Der Menſch kann nur eine ſolche Gewalt ausüben, denn da er durch den kleinen Raum, den er einnimmt, gezwungen iſt, von ſeinem Werke getrennt zu ſein, ja durch ſeine Bedürfniſſe genöthigt iſt, dieſe Trennung zu wünſchen, zeigt er durch ſeine Beharrlichkeit einen ihm unangenehmen Zwang, welchem er ſich nicht unterwerfen würde, wenn er ſich ihm zu entziehen im Stande wäre.

Der aber, welcher allgegenwärtig und allgenügend ohne Thätigkeit und Ort zu ändern, iſt ſo nothwendig bedingt, daß die ganze Welt untergienge, wenn er ſich auch nur um ein Geringes

entfernen oder ſeine Thätigkeit auch nur um ein Kleines der Welt entziehen wollte, der — ſage ich — hat die Eigenſchaft wahrer Macht, ſo daß ſie auch der Geiſt nicht begreift, als wenn er ſie als eine fortgeſetzte annimmt.

Das Weltall gehorcht Gott, wie der Leib der Seele gehorcht, die ihn erfüllt.

Zuerſt erſchuf Gott den Raum oder die Fähigkeit, das zu faſſen, was er hervorbringen wollte. „Er erſchuf den Himmel und die Erde", hat Moſes geſagt.

Alsdann erleuchtete er dieſen Raum, damit eine Bewegung in demſelben ſtatt finden könne.

Er ſorgte für Bewäſſerung, indem er die ſtehenden Waſſer von den flüchtigen, die leichten von den ſchweren trennte.

Er ſäete, pflanzte und zierte.

Dieß iſt aber nicht Alles. Er belebte die Waſſer mit Fiſchen; er bevölkerte die Luft wie einen Taubenſchlag, und aus der Erde machte er einen Thiergarten voll lebenden Gethieres.

Und als er es erſchaffen, geordnet, geſchmückt, mit Nahrung verſorgt und den Raum vollendet hatte, da ſetzte er den Menſchen hinein, denn der Ort harrte ſeines Meiſters.

Endlich, wie der Weiſe, gab er dem Haupte

des Hauſes ein Weib, als Gehülfin, die von dem Leben unzertrennlichen Sorgen und Leiden zu tragen, er beſtimmte ihn ſeinem Geſchicke, ſeinen Pflichten und ſeiner Arbeit. — Das Uebel ſtammte aus unſern Begierden, d. h. aus dem Sinnlichen (der Materie). Es entſtand aus der Freiheit.

Aus Nichts wird Nichts, heißt es; allein die höchſte Macht Gottes iſt nicht „Nichts“; ſie iſt die Quelle alles Stoffes (der Materie), ebenſo wie die Quelle des Geiſtes.

Die Welt wurde gemacht wie das Gewebe der Spinne. Gott zog ſie aus ſeinem Innerſten; ſein Wille hat ſie geſponnen, abgewunden und geſpannt. Was wir das Nichts nennen, das iſt die Fülle des Unſichtbaren; ſeine Macht iſt ein Knäuel, doch ein ſubſtantieller Knäuel, enthaltend ein unerſchöpfliches All, ſich abwindend in jedem Augenblicke, immer aber ganz bleibend.

Zur Welterſchaffung genügte ein Saamenkörnchen der Materie; denn Alles, was wir ſehen, dieſe Maſſe, die uns erſchreckt — iſt nichts als ein Saamenkörnchen, das der Ewige erſchuf und gebraucht (angewandt) hat.

Durch ſeine Dehnbarkeit, durch die Tiefen, die es umfaßt und durch die Kunſt des Meiſters bietet es in ſeiner Ausſchmückung eine Art von

Unermeßlichkeit. Alles ſcheint uns voll, Alles iſt leer oder beſſer geſagt ausgehöhlt. Die Elemente ſelbſt ſind hohl; Gott allein iſt die Fülle.

Allein dieſes Saamenkörnchen der Materie, wo war es? Es war im Innerſten Gottes, wie es jetzt noch darin gegenwärtig iſt.

Alles kömmt von einem Hauche (Wehen), wenn dieſer Hauch belebend iſt.

Die Welt iſt die Welt durch die Form; im Grunde iſt ſie nichts als ein Atom. Zöge der Schöpfer ſeinen Hauch an ſich, ſo könnte er mit Leichtigkeit das Volumen entleeren und zerſtören. Das Weltall in dieſer Vorausſetzung hätte weder Stücke, noch Trümmer; es würde dann, was es vor der Zeit geweſen, ein Körnchen abgeplatteten Metalls, ein Atom im leeren Raume, viel weniger noch, ein Nichts.

Gott vermehrt die ſich gleich dem Feuer mittheilende Intelligenz ins Unendliche. Zündet tauſend Fackeln an einer an, die Flamme der einen bleibt immer dieſelbe!

Wenn auch Gott das Leben des Menſchen zu nichts Anderem beſtimmt hätte, als um deſſen Lauf zu betrachten, deſſen Wallungen, Spiel und Verſchiedenheiten zu beobachten, oder um ſich das

Schauſpiel von immer beweglichen Händen zu geben, die ſich unabläſſig die Fackel reichen? Nein: Gott macht Nichts, was nicht der Ewigkeit angehört.

Ohne den Gedanken der Unſterblichkeit iſt dem Leben die Schönheit genommen: dieß iſt hinreichend. Wenn dieſer Gedanke in Wirklichkeit auch nur für das letzte Alter ein unſchuldiges und ernſtes Spiel wäre! Sich einen Himmel bauen, einen Ort des Friedens und der Genüſſe im Raume und in der Ewigkeit — wäre dieß ſchon nicht beſſer, als das Spielzeug der Kindheit und die Luftſchlöſſer des reifen Alters? Es iſt aber dieß noch ein viel größeres Gut: der Vorgeſchmack einer unendlichen Glückſeligkeit.

Unſere Unſterblichkeit iſt uns geoffenbart durch eine unſerem Geiſte angeborene und infundirte Ahnung. Gott ſelbſt, indem er ihn erſchaffen, legt dieſes Wort in ihn, gräbt ihm dieſe Wahrheit ein, deren Züge und Klänge unverwüſtlich ſind. Allein hierin ſpricht Gott geheimnißvoll zu uns und erleuchtet uns im Stillen. Um ihn zu vernehmen, bedarf es des inneren Schweigens; um dieſes Licht zu erblicken, müſſen wir den äußern Sinn ſchließen und in uns ſchauen.

Man ſoll den Menſchen von der Zerſtörung

ſprechen, nur um ſie an die Dauer zu mahnen; vom Tode, nur um ſie auf das Leben hinzuweiſen; denn der Tod ſtrömt zum Leben und die Zerſtörung (Verweſung) ſtürzt ſich in die Dauer.

Unſer Fleiſch iſt wie die Subſtanz einer Frucht; unſere Knochen, unſere Membranen, unſere Nerven ſind nur das Zimmerwerk für den Kern, der uns umſchließt wie ein Gehäuſe. Durch eine Entblätterung entfällt die körperliche Hülle, allein der Kern, den ſie enthält, das unſichtbare Sein, das ſie umſchließt, bleibt unzerſtörbar. Das Grab verſchlingt uns, doch es abſorbirt uns nicht, wir ſind verzehrt, doch nicht vernichtet.

Der Lehrſatz, daß wir für die Ewigkeit bleiben werden, wie wir im Sterben ſind, zwingt den Menſchen jeden Augenblick ſo zu ſein, wie er für immer bleiben will.

Mir ſcheint, daß in der fernen Zukunft eines anderen Lebens diejenigen am glücklichſten ſein werden, die während ihrer Lebensdauer auch nicht einen Augenblick gehabt haben werden, deſſen ſie ſich nicht mit Freuden erinnern können. Dort oben, wie hier unten werden unſere Erinnerungen ein gewichtiger Theil unſerer Freuden und Leiden ſein.

Gottes Zorn iſt nur ein Augenblick; die göttliche Barmherzigkeit iſt ewig.

Die Hoffenden erkennen die Vorſehung beſſer und haben eine feſtere und unerſchütterlichere Empfindung derſelben als die Fürchtenden.

Gott liebt das einzelne Individuum nicht minder, als das ganze Menſchengeſchlecht. Gewicht und Zahlen ſind Nichts in ſeinen Augen. Ein Ewiger, Unendlicher hat er auch nur eine unermeßliche Liebe.

Der Himmel ſchuldet uns nicht, was er uns gibt und gibt uns oft, was er uns nicht ſchuldet.

Die Gerechtigkeit Gottes iſt nicht von dieſer Welt.

Das geringſte Gute wird ſeinen Lohn haben.

Nichts in der geiſtigen Welt geht verloren, wie in der materiellen Welt Nichts zu nichte wird.

Alle unſere Gedanken und alle unſere Empfindungen ſind hier nur der Anfang jener, die anderswo vollendet werden.

Wohin gehen unſere Gedanken? In das Gedächtniß Gottes.

Wird Gott die ſchönen Gedanken ſchönen

Handlungen gleichſtellen? Werden diejenigen, die ſie geſucht haben, die ſich darin gefallen, an ihnen gehangen haben, belohnt werden? Wird der Philoſoph und der Politiker für ſeine Pläne jenen Lohn erhalten wie der gute Menſch für ſeine guten Werke? Haben nützliche Werke ein Verdienſt in den Augen Gottes wie gute Sitten?

Allerdings vielleicht; allein der erſte Preis iſt nicht ſo geſichert wie der zweite, und wird nicht ein gleicher ſein. Darüber hat Gott unſerer Seele weder Hoffnung noch Gewißheit gegeben; es beſtimmen uns verſchiedenartige Beweggründe.

Und dennoch kann ich mir vorſtellen, daß Boſſuet, Fenelon, Platon ihre Werke vor Gott bringen; ſelbſt Pascal und La Bruyere, ſelbſt Vauvenargue und Lafontaine, denn ihre Werke malen ihre Seele und können ihnen im Himmel angerechnet werden. Allein es ſcheint mir, daß J. J. Rouſſeau und Montesquieu die ihrigen nicht darzureichen gewagt hätten; denn ſie haben nur ihren Verſtand hineingelegt, ihre Laune und ihre Anſtrengungen.

Was Voltaire betrifft, mahlen deſſen Werke allerdings auch ſeine Seele; und ſie werden ihm angerechnet werden, denke ich; doch ihm zum Nachtheile.

Der Himmel iſt für die, welche an ihn denken.

Der Gerechte kann nur im Jenſeits ſeinen Lohn finden; denn auf dieſer Welt gibt es für ſeine Gerechtigkeit nichts, was ſchön genug wäre.

Gott nimmt Rückſicht auf die Zeitalter. Den Einen verzeiht er ihre Rohheit, den Andern ihre Verfeinerung.

Schlecht gekannt von den Einen, verkannt von den Anderen entlaſtet er uns auf billiger Waage mit den Vorurtheilen und dem Unglauben des Zeitalters, in welchem wir leben.

Wir leben in einer kranken Zeit; Gott ſieht es. Unſere Intelligenz iſt wund. Er wird uns verzeihen, wenn wir ihm das ganz geben, was an uns geſund geblieben.

Man muß ſich in den Himmel verſetzen: Dort ſind in ihrem Urbilde alle Dinge, alle Wahrheiten, alle Freuden, wovon wir auf Erden nur den Schatten haben. Alle Ereigniſſe ſind dort Gerechtigkeit; die Wahrheiten ſind deren Geſetz; die Moral ihr Wegweiſer; die Metaphyſik ihre Beſchreibung und der Gedanke die Sprache. Ordnung iſt dort die einzige Nothwendigkeit, welcher man unterworfen, und Glückſeligkeit die gemeinſchaftliche und allgemeine Be-

dingung. Dieß iſt die höchſte Schönheit dieſer Welt. Was ſie enthält gut zu benennen oder genau zu bezeichnen, wäre hinreichend eine ſchöne Schreibart zu bilden und ein ſchönes Buch daraus zu verfaſſen.

Wenn wir unſere Sterblichkeit abgelegt haben werden, ſo werden wir nicht mit unſeren Augen ſehen, ſondern mit unſerem Geſichte; wir werden nicht mit den Ohren hören, ſondern mit dem Gehöre; kurz — wir werden unſere Sinne nicht mehr haben; doch unſere Eigenſchaften, zur Vollkommenheit gelangt, werden ſie dann leicht vermiſſen.

Jenſeits dieſer Welt und dieſes Lebens gibt es kein Verſuchen mehr. Es iſt dann nur ein Schauen und alles Geſchaute iſt Wahrheit.

Im Himmel wird es keine Dichter mehr geben; denn wir werden uns nichts über das einbilden können, was wir dann ſehen; wir werden nur intelligent ſein. Pflegen wir alſo dieſe Intelligenz, dieſe unvergängliche Eigenſchaft, die wir immer werden ausüben können und die zu unſerem Glücke hinreichend ſein wird.

Titel II.

Von der Frömmigkeit (Gottesfurcht), von der Religion, vom Glauben, Cultus und vom Gebete.

Die Frömmigkeit ist eine erhabene Weisheit, die alle anderen übertrifft; eine Art besonderer Begabung (Genie), welche den Geist beflügelt.

Im vollsten Sinne des Wortes ist das Herz das Lebensprinzip; so kömmt es, daß die Andacht zum Leben hilft.

Die Frömmigkeit ist dem Herzen, was die Poesie für die Einbildungskraft, was eine schöne Metaphysik für den Geist ist. Sie nimmt unser ganzes Gefühlleben in Anspruch.

Die Frömmigkeit fesselt uns an das Mächtigste — an Gott; und zugleich auch an das Schwächste, als da sind: Kinder, Greise, Arme, Kranke, Unglückliche und Betrübte. Ohne sie ist

das Alter den Augen anstößig, sind Gebrechen abschreckend, und wird der Blödsinn widerlich. Mit ihr sieht man im Greise nur das hohe Alter, im Gebrechen nur das Leiden, im Blödsinne das Unglück; man fühlt nur Ehrfurcht, Mitleiden und den Wunsch Erleichterung zu gewähren.

Die Liebe zu den Nächsten ist eine Art Frömmigkeit. Vor ihr verschwindet die körperliche Abneigung so sehr, daß man sagen kann, es übe die Betrübniß auf die Frommen eine Art Anziehungskraft aus.

Die Andacht verschönert die Seele, besonders die Seele der Jugend.

Die niemals andächtig waren, deren Gemüth war nie zart genug.

Gott lieben und sich von ihm lieben machen, unsere Nebenmenschen lieben und sich von ihnen lieben machen, das ist Moral und Religion; in beiden ist die Liebe Alles: Zweck, Grund und Mittel.

Man suche die Menschen an Gott unersättlich zu machen. Dieses Bedürfniß wird ohnedieß durch Leidenschaften und weltliche Dinge hinlänglich geschmälert werden.

Frömmigkeit ist die einzige Tugend, die allen

Geiſtern entſprechen kann; für die Kleinſten iſt ſie erreichbar. Sie iſt ein Gefühl, welches der Seele eine Beſchaffenheit verleiht, daß ſie durch ſie ihre vollſtändige Rundung und die Vollendung erhält, deren ihre Natur empfänglich iſt.

Man muß Gott lieben in Allem, was er gibt oder was er verſagt; man muß lieben was er will und was er nicht will.

Frömmigkeit iſt eine Arznei.

Die Achtung Gottes — inſoferne dieſer Ausdruck geſtattet iſt — iſt leichter zu gewinnen, als die Achtung der Menſchen; denn Gott rechnet uns unſer Beſtreben an.

Frömmigkeit iſt eine Art Schamhaftigkeit; denn gleichwie dieſe uns vor allem Verbotenen die Augen niederſchlagen macht, ſo veranlaßt jene uns, den Gedanken zu beugen.

Wer nicht fromm iſt — der iſt auch nicht weiſe.

Nur die Guten, Weiſen und Heiligen ſind glücklich; allein die Heiligen ſind es noch mehr, als alle Andern — ſo ſehr iſt die menſchliche Natur zu Heiligkeit berufen.

Die Frauen bedürfen vielmehr einer zarten

als überlegten Frömmigkeit, die Männer mehr der ernſten als der weichen.

Machen wir uns Gott angenehm! Wir können es zu jeder Zeit, an allen Orten, in jedem Zuſtande von Abnahme.

An Gott denken iſt ein Handeln — eine That.

Indem man uns fortwährend das Materielle vor Augen ſtellt, werden wir am Sehen gehindert. Vergebens preiſt man den Arbeiter, indem man die Wunder ſeines Werkes ausbreitet; die Maſſe verdunkelt, das Object zerſtreut und der ohne Unterlaß angekündigte Zweck iſt ohne Unterlaß unſichtbar.

Nur die wachen, o mein Gott, welche an dich denken und die dich lieben! Alle Andern ſind entſchlafen; ſie machen ſich Träume und hängen ſich an Fantome. Du allein biſt die Wirklichkeit. Nichts iſt gut, als mit dir Geiſt und Herz beſchäftigen, Alles um Deinetwillen thun und nur durch dich bewegt werden. Iſt aber der Menſch gemacht dazu, ſolch einer Glückſeligkeit auf Erden theilhaftig zu ſein? Wenn er fähig dazu wäre, ſo hätte er ſchon ſeine Vollkommenheit.

Die heilige Thereſia iſt die Sappho der Andacht.

Das Irdiſche zu vergeſſen, die Verſenkung in das Himmliſche; ſich jeder Heftigkeit, jeder Bekümmerniß, jeder Beunruhigung und Mühſeligkeit zu entſchlagen; der Vollgenuß des Lebens ohne Unruhe; das Entzücken der Empfindung ohne die Anſtrengung des Denkens; der Genuß in der Extaſe ohne die Vorbereitung der Betrachtung — kurz: die reine Geiſtigkeit mitten im Weltlichen und im Schwall der Sinnlichkeit, kann nur das Glück eines Augenblickes, einer Minute ſein; allein dieſer Augenblick von Erhebung verbreitet eine Süßigkeit in uns auf Monate und Jahre! —

Die Frömmigkeit iſt nicht eine Religion, obſchon ſie die Seele von allen (Religionen) iſt.

Man hat nicht Religion, wenn man nur fromme Neigungen hat; wie man auch kein Vaterland hat, wenn man nur Philantrop iſt. Ein Vaterland hat man und Bürger eines Landes iſt man nur dann, wenn man ſich verpflichtet, gewiſſe beſtimmte Geſetze zu beobachten und zu vertheidigen, einer beſtimmten Obrigkeit zu gehorchen und eine beſtimmte Richtſchnur des Seins und Handelns anzunehmen.

Religion iſt weder eine Theologie, noch eine Theoſophie; ſie iſt mehr als dieß Alles — eine

Disciplin, ein Geſetz, ein Joch, eine unauflösbare Verpflichtung, die wir uns auferlegen.

Religion iſt die Poeſie des Herzens; ſie bezaubert unſere Sitten auf eine nützliche Weiſe; ſie gibt uns Glück und Tugend.

Man muß die Religion lieben wie eine Art von Vaterland und Amme; ſie iſt es, die unſere Tugend geſäugt, uns den Himmel gezeigt und die uns auf dem Pfade unſerer Pflichten zu gehen gelehrt hat.

Für den Einen iſt Religion ſeine Literatur und Wiſſenſchaft; dem Anderen iſt ſie ſein Entzücken und ſeine Pflicht.

Keine Lehre war jemals allen natürlichen Bedürfniſſen des menſchlichen Herzens und Geiſtes ſo angemeſſen, wie die chriſtliche Doctrin. Pracht und Gepränge, welche man der Kirche vorwirft, waren die Wirkung und ſind noch der Beweis ihrer unvergleichlichen Vortrefflichkeit. Nur in dem Zauber, in welchen ſie die ganze Welt verſetzte, iſt die Quelle zu ſuchen dieſer Allgewalt und des bis zum Aeuſſerſten getriebenen Reichthums. Entzückt von ihrer Schönheit haben ſie Millionen Menſchen von Jahrhundert zu Jahrhundert mit Gaben, Vermächtniſſen und

Geſchenken überhäuft. Sie hat die Gabe ſich lieben zu machen und zu beglücken. Daher all' die Wunder, daher ihre Macht! —

Man darf ſich über den Glauben eines Anderen betrüben, allein man ſoll ihn nie verlachen.

Alle ſtarken Religionen ſind wüthend bis ſie herrſchend geworden. Alte Religion gleicht dem alten Weine, der das Herz erwärmt, aber den Kopf nicht entflammt.

Strenge Secten werden anfänglich am meiſten verehrt, allein milde haben ſich immer länger erhalten.

Gegen das Chriſtenthum kann man nur mit Wüthen ſprechen, von ihm nur mit Liebe.

Im Chriſtenthume und beſonders im Katholicismus ſind die Myſterien ausſchließlich ſpeculative Wahrheiten, aus welchen durch die Verbindung eines Myſteriums mit dem anderen wieder ungemein praktiſche Wahrheiten hervorgehen.

Wer nicht an eine Offenbarung glaubt, der glaubt an Nichts mit Beſtimmtheit, Feſtigkeit und Unveränderlichkeit.

Die Religion verbietet jede Schwäche, ſelbſt die religiöſen Schwachheiten.

Die Meinung der Menſchen über göttliche Dinge iſt weder zu jeder Zeit noch an jedem Orte dieſelbe; allein zu jeder Zeit und an jedem Orte muß es Eine geben, die feſtgeſetzt, beſtimmt, heilig und unantaſtbar iſt.

Derſelbe Glaube einigt die Menſchen mehr, als ein und dasſelbe Wiſſen, und dieß ohne Zweifel ganz beſonders deßhalb, weil der Glaube aus dem Herzen kömmt.

Religion iſt ein Feuer, welches das Beiſpiel nährt und welches erliſcht, wenn es nicht mitgetheilt wird.

Kein Menſch vielleicht hat mehrere Götter zugleich erſonnen; allein zu dem ſeinen den Gott ſeines Nachbars; und ſo bildete ſich die Vielgötterei. Es entſtanden mehrere Gottheiten, weil es mehrere Völker gab.

Man muß den Aberglauben mit der Religion, nicht mit der Phyſik bekämpfen; denn in dieſem Bereiche iſt er nicht. Führt ihr ihn dahin, indem ihr ihn aus ſich ſelbſt hinaustreten heißt, ſo veranlaßt ihr, daß er aus aller Idee des Himmels tritt, und ſo lauft ihr Gefahr ihn zu verſchlimmern, ſtatt zu beſſern.

Der Aberglaube ist die einzige Religion, deren niedrige Seelen fähig sind.

Alle, die keine Religion haben, ermangeln Einer Tugend; und, wenn sie auch alle anderen hätten, so könnten sie dennoch nie vollkommen werden.

Es gibt zwei Gattungen von Atheismus: die, welche strebt sich der Idee von Gott zu entschlagen und jene, die Gottes Einmischung in die menschlichen Angelegenheiten läugnen möchte.

Irreligiosität (Unglaube) kann zur Leidenschaft werden. Die davon Besessenen machen sich einen Gott aus dem Menschengeschlechte; sie bilden sich ihr Idol aus einem abstracten und gestaltlosen Wesen in dem von der menschlichen Natur unzertrennlichen Drange, etwas Nichtmaterielles und Ueberirdisches lieben und verehren zu müssen.

Die Ungläubigkeit ist nur eine „Art zu sein" des Geistes; aber die Religionsverachtung ist ein wahres Laster des Herzens. Zu dieser Empfindung gesellt sich Abscheu gegen alles Göttliche, Verachtung der Menschen und Haß gegen jede liebenswürdige Einfalt.

Der Religion unfähig zu sein, das war bei

den Alten ein charakteriſtiſches Merkmal der Irrationabilität.

Was iſt wohl ungeſtalteter: Religion ohne Tugend oder Tugenden ohne Religion?

Irreligion (Unglaube) aus Unwiſſenheit iſt ein Zuſtand von Rohheit und innerer Barbarei. Der Geiſt, den kein Glaube gebeugt und gemildert hat, bleibt wild und einer gewiſſen Cultur und Befruchtung unfähig. Der dogmatiſche Unglaube iſt aber eine gewiſſe Gereiztheit und Aufregung, er verſetzt uns in einen beſtändigen Krieg mit uns ſelbſt, mit unſerer Erziehung, unſern Gewohnheiten und erſten Meinungen, mit Anderen, mit unſern Vätern, Brüdern, Nachbarn, alten Lehrern, — mit der öffentlichen Ordnung, die wir als eine Unordnung betrachten — mit der Gegenwart, die wir für nicht ſo erleuchtet halten, als ſie ſein ſollte; — mit der Vergangenheit, deren Unwiſſenheit und Einfachheit wir verachten. Die Zukunft und das Menſchengeſchlecht in ſeiner künftigen Ewigkeit, das ſind die beiden Idole und die einzigen Idole des ſyſtematiſchen Unglaubens.

Der Unterſchied iſt groß, als Idole Mahomet oder Luther anzunehmen, oder zu den Füſſen eines J. J. Rouſſeau oder Voltaire zu krie-

chen. Man glaubte wenigſtens Gott zu gehorchen, indem man Mahomet folgte, und der Schrift, indem man Luther hörte. Vielleicht ſollte man auch den Hang des Menſchengeſchlechtes nicht verachten, Jenen, die es für Freunde Gottes hält, die Sorge für die Regelung ſeines Gewiſſens und Beſtimmung ſeines Geiſtes zu überlaſſen. Von dem Standpunkte ſocialer und momentaner Nützlichkeit allein betrachtet, iſt dieſer Hang nützlich und der Ordnung gemäß.

Die Unterwerfung unter irreligiöſe Geiſter allein iſt das Betrübende und eigentlich Verderbende.

Und hätte der Glaube auch keinen Vortheil für Wiſſenſchaft und Bildung, ſo hätte er den größten für die allgemeine Moralität, indem er die geringeren Geiſter im Gefühle der Gelehrigkeit und Unterordnung feſthält, was für ſie eine Tugend, eine Pflicht und das Mittel der Ruhe für ihr Leben, eine unentbehrliche Bedingung zu ihrem Glücke und die Art ihres Verdienſtes iſt, das ihnen Ehre machen kann.

Schließe die Augen und du wirſt ſchauen.

Allenthalben ſoll man die Mittel aufſuchen, um an religiöſer Ueberzeugung zu gewinnen.

Es iſt nicht nur für uns ſelbſt von Wichtigkeit, ſondern für unſere Familien, unſere Nachbarn, für das Menſchengeſchlecht.

Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Leichtgläubigkeit und Glauben; jene iſt ein natürlicher Fehler des Geiſtes, dieſer eine Tugend; jene kömmt aus unſerer großen Schwäche, dieſer hat ſeinen Grund in einer ſanften und lobenswerthen Gelehrigkeit, welche ſich auch mit der Kraft ſehr gut verträgt, ja ihr ſogar von großem Vortheile iſt.

Man muß befürchten, ſich in der Poeſie zu irren, denkt man nicht wie die Poeten; in der Religion aber, wenn man nicht denkt wie die Heiligen.

Seien wir Menſchen mit den Menſchen, immer aber Kinder vor Gott; denn fürwahr in ſeinen Augen ſind wir ja nur Kinder! Das Alter ſelbſt iſt der Ewigkeit gegenüber nichts, als der erſte Augenblick eines Morgens.

Vor Gott ſoll man weder ein Weiſer, noch ein Philoſoph ſein, ſondern ein Kind, ein Sklave, Schüler — höchſtens ein Poet.

Man ſoll religiös ſein mit Unbefangenheit,

Hingebung und Treuherzigkeit, nicht aber mit einer gewissen Würde und mit Vornehmthun, gravitätisch und mathematisch.

Wenn Demuth nicht Andacht begleitet, so wird diese unfehlbar Stolz

Demuth ist dem Menschen gegen Gott so geziemend, wie die Bescheidenheit dem Kinde gegen die Menschen.

Ohne Dogma ist die Moral nur eine Maxime oder Sentenz; mit dem Dogma ist sie Vorschrift, Verpflichtung und Nothwendigkeit.

Die Religion verbietet mehr zu glauben als sie lehrt.

Nichts Leichtes ist es um die Tugend; warum wäre es denn die Religion?

Gäbe es wohl Etwas über den Glauben Erhabeneres?... ein Gesicht, eine Vision? Ich wüßte nicht, welcher Strahl einige Menschen mehr als gewisse Andere erleuchten sollte und daß sich Gott während dieser Lebensdauer Einigen außerhalb des Wolkenkreises offenbarte? Und wenn dieses geschehen könnte, wer dürfte es wohl wagen, sich dessen zu schmeicheln?

Die Idee von Gott ist ein Licht, ein Licht,

welches leitet und erfreut; das Gebet iſt ſeine Nahrung.

Gott erleuchtet die oft ſeiner gedenken und die den Blick zu ihm erheben.

Die beſten Gebete ſind jene, die nichts Beſtimmtes faſſen und auf dieſe Weiſe etwas mit der einfachen Anbetung gemein haben.

Gott hört nur die Gedanken und Empfindungen. Die inneren Worte ſind die einzigen, die er vernimmt.

Iſt es erlaubt, Gott ſeine Wünſche, ſeine Anliegen vorzutragen? Man kann behaupten, daß diejenigen, welche ſich deſſen aus Ehrfurcht enthalten und die, welche es aus Vertrauen in ihrer Einfalt ausüben — beide gut daran thun.

Um Tugend muß man um jeden Preis und inbrünſtig bitten; um das Wohlergehen mit Schüchternheit und Reſignation.

Bitten iſt Erlangen, wenn man die wahren Güter begehrt.

Was den Gottesdienſt ſo nützlich macht, das iſt die Oeffentlichkeit, die äußerliche Manifeſtation. Sein Geräuſch, ſeine Pracht, das Aufſehen und ſeine Beobachtung, die ſich allgemein

und ſichtbar auch im Kleinſten des öffentlichen wie des innern Lebens ausſpricht. Das ſind die eigentlichen Feſte, Zeiten und Abwechslungen des Jahres. Man darf es auch kühn ausſprechen, daß die Geſänge, die Glocken, der Weihrauch, das Faſten, die Enthaltung u. a. m. ſehr weiſe Anordnungen und nützlich, wichtig, nothwendig, ja unerläßlich waren.

Die wahren Feſte ſind nur die der Kirche. An heiligen Tagen opfert der Arme Gott ſeinen Taglohn durch ſeine Ruhe.

Das Faſten iſt eine Nachahmung des Schmerzes.

Religiöſe Bewegungen, als da ſind Prozeſſionen, Kniebeugungen, Beugung des Leibes und des Kopfes, Gang und Stilleſtehen ſind von Wirkung und Wichtigkeit.

Sie bilden das Herz zur Frömmigkeit und beugen den Geiſt zum Glauben.

Um andächtig zu ſein muß man ſich klein machen. Die Stellungen, die unſere Gliedmaſſen biegen, das Volumen verringern oder die Höhe mindern, ſind der Frömmigkeit zum Vortheile. Deßhalb ſagt man, daß die Andacht uns vor Gott vernichte.

Die Ceremonien des Katholicismus biegen gleichsam den Menschen zur Höflichkeit.

Die Religion, welche für die Todten betet, macht aus dem Andenken eine Pflicht.

Gott aufzuopfern, was uns gefällt, was uns theuer ist, was wir lieben — das ist das religiöse Opfer.

Gott ist Geist und Wahrheit. Er sieht Alles, er weiß Alles, er begreift Alles in sich. Gott ist Gerechtigkeit: Er wird alle unsere Fehler bestrafen. Gott ist Güte: Er verzeiht dem Reumüthigen. Gott ist barmherzig: Er erbarmt sich all' unserer Uebel.

Täglich soll man zu ihm beten, seinen Gedanken an dieses reinigende Licht fesseln, an dieß Feuer, welches unsere Verderbtheit verzehrt, an dieß Vorbild, das uns regelt, an diesen Frieden, der unsere Unruhe besänftigt, an diesen Anfang aller Wesenheit, der unsere Tugend neu belebt.

Täglich soll man ihm ein Opfer bringen: Ein Opfer unseres Leibes durch den Schmerz, den wir geduldig ertragen, weil es seine Anordnung ist; durch das Vergnügen, indem wir uns enthalten; ein Opfer unseres Herzens, indem wir ihn über Alles lieben, Alles für ihn

hingeben und unſere liebſten Neigungen der Liebe zu ihm unterordnen; ein Opfer unſeres Geiſtes, indem wir jede Neugierde unterdrücken, die uns vom ihm entfernt, indem wir einen Theil unſeres eigenen Verſtandes fahren laſſen, um aus Liebe zu ihm das zu glauben, was er uns glauben heißt; ein Opfer unſeres Geſchickes, indem wir das Schlimme ertragen und einem Theile des Guten für ihn entſagen.

Betet ſo zu Gott: Weſen ohne Anfang und Ende; du biſt das Beſte, das der Menſch begreifen kann. Gleich dem Lichtſtrahle, der in allem Leuchtenden eingeſchloſſen iſt, alſo leuchtet ein Strahl deiner Güte in Allem, was Tugend iſt. Alles, was wir lieben können und Alles was liebenswürdig iſt, zeigt einen Theil deiner Weſenheit, einen Schimmer aus dir ſelbſt. Alle Schönheiten der Erde ſind nur ein hingeworfener Schatten jener des Himmels. Mache uns dir ähnlich, ſo ſehr als unſere ſinnliche Natur dieſer Aehnlichkeit fähig iſt, damit wir deiner Glückſeligkeit theilhaftig werden, in ſo weit dieſes Leben es zuläßt!

Die heilige Cäcilia ſang das Lob Gottes; als ſie aber den Geſang der Engel hörte, da verſtummte ſie.

Titel III.

Von den heiligen Büchern, den Priestern, den Jesuiten, den Jansenisten.

Die Bibel lehrt das Gute und das Böse; das Evangelium scheint vielmehr für die Auserwählten geschrieben zu sein; es ist das Buch der Unschuld. Jene ist für die Erde gemacht, dieses scheint für den Himmel verfaßt zu sein. Je nachdem das eine oder andere dieser Bücher in einem Volke verbreitet ist, findet man bei ihm verschiedene religiöse Stimmungen.

Jesus Christus hat nichts geschrieben; die Gottheit inspirirt und dictirt; schreiben sollen die Schüler.

Leset die Psalmen in der Absicht zu beten, und ihr werdet sie schön finden. Verlangt denn nicht jede Lectüre die ihr gemäße Stimmung des Geistes?

Die heilige Schrift ist leicht in alle Sprachen zu übersetzen, weil man um sie wiederzugeben nur gewöhnlicher, populärer und nothwendiger Wörter bedarf, die sich allenthalben finden.

Um die Bibel zu übersetzen bedarf man weitläufiger Wörter; Constructionen, die nicht allzu verbunden und geschliffen sind; Wörter und Sätze von alterthümlichem Klange.

Die Bibel ist für die Religion, was die Iliade für die Poesie ist.

Es bedarf der vollsten Behaglichkeit der Muße, des Zeitvertreibes und Studiums, um Homer's Schönheiten zu erfassen; um ihn zu verstehen muß man träumen. Ein Augenblick nur des Lauschens — ich sage nicht der Aufmerksamkeit — ist nöthig, um die Schönheiten der Bibel zu verstehen und aufzunehmen, Schönheiten, die sich, so zu sagen, ausdehnen oder zusammenziehen, je nachdem der Geist aufgelegt und befähigt ist; so, daß sie in die kleinsten Geister eindringen, die Größten ganz erfüllen kann und daß die Intelligenz ein und desselben Menschen, je nach ihrer besseren oder geringeren Disposition, eine Fülle empfängt, sowie sie ihr den Zugang öffnet.

Ohne die Anspielungen auf die Bibel ent-

hielte wohl keines der in unſerer Sprache geſchriebenen guten Bücher Naives, Ungezwungenes und Populäres.

Die Prieſter ſind die eigentlichen Philoſophen, obgleich ſie dieſen Namen verwerfen; denn ſie ſind die wahren Freunde der Weisheit und der öffentlichen wie geheimen Ordnung.

Die Opfer, welche man Gott bringt, ſoll man vor den Augen der Menſchen ſchmücken.

Dem Prieſterthume, d. h. einem Stande, welchem es nicht an Beſchaulichkeit und Muße fehlte, verdankt die hebräiſche Literatur ihre Exiſtenz und Vollendung.

Was ſoll man nicht von der Vortrefflichkeit eines Standes ſagen, deſſen Verdorbenheit gewiſſermaßen darin beſteht, allen Andern zu gleichen? Denn für einen Prieſter iſt es ein Verbrechen, nur ein ſogenannter rechtſchaffener Mann zu ſein und ſich Vergnügungen zu erlauben, die den Weltleuten geſtattet ſind, ſelbſt ſolchen, die tugendhaft ſind.

Gute Prieſter ſind die beſten Freunde, die wir haben können, und die beſten Führer, die uns auf der Bahn der Tugend und auf dem

Pfade zur Vollkommenheit zu leiten vermögen; ſie allein kennen ſie, oder ſchreiben ſie wenigſtens vor.

Ihre Neigungen ſind gewöhnlich ihren Lehren angemeſſen, und in den Letzteren liegt eine über ſie und uns erhabene Weisheit.

Die Heiligen, welche Geiſt hatten, ſcheinen mir viel vorzüglicher als die Philoſophen. Ihr Leben war glücklicher, nützlicher und erbaulicher.

Die Theologie iſt auch eine Philoſophie; allein ſie ſucht die Wahrheit jenſeits dieſer Welt und gründet ſich auf eine andere Autorität, als jene der Seele und des Leibes.

Ihr mögt machen was ihr wollt, die Menſchen glauben nur Gott, und derjenige nur überzeugt ſie, welcher glaubt, daß Gott ſich ihm geoffenbart habe. Niemand gibt den Glauben, wenn er nicht den Glauben hat. Die Ueberzeugten überzeugen, gleichwie die Nachſichtsvollen entwaffnen.

Das Selbſtvertrauen und der heimliche Glaube, den ſie von ihrer perſönlichen Unfehlbarkeit haben, ſind es, die an einigen Theologen Mißfallen erregen. Man könnte ihnen ſagen: Zweifelt nie

an eurer Lehre, zweifelt aber bisweilen an euern Beweisen. Bescheidenheit steht der Würde wohl an und selbst der Majestät. Man muß gegen sich selbst bis in die Darstellung der heiligsten und unzweifelhaftesten Wahrheiten mißtrauisch sein.

Gleichwie oft der Arzt sein Temperament in die Arzneikunde überträgt, so macht der Charakter des Moralisten die Moral und der Theologe Theologie mit seiner Stimmung.

Warum hören die Frommen auch einen schlechten Prediger gerne? Weil er ihnen von dem spricht, was sie lieben. Ihr aber, die ihr den Menschen dieses Zeitalters die Religion erklärt, indem ihr von dem redet, was sie vielleicht geliebt haben oder was sie lieben möchten, bedenkt, daß sie es noch nicht lieben und trachtet gut zu reden, um es sie lieben zu machen.

Geistliche, redet nur in einer religiösen Weise! Tretet nicht aus eurer Sphäre heraus; verlasset euer Element nicht. Man vermochte den Antäus zu erdrücken, sobald er den Boden der Erde verlassen hatte; euch aber, ihm Gegentheile, überwindet man, sobald ihr den Himmel verlasset.

Es gibt Zeiten, in welchen der Papst ein

Dictator ſein muß; wieder gibt es andere, in denen er nur als erſter Vorgeſetzter in Gegenſtänden der Religion angeſehen werden ſoll, gleichſam ihre erſte magiſtratiſche Würde, gleichſam der König der Opfer.

Es gibt in der Schrift Vieles, was, ohne ganz klar zu ſein, dennoch ganz wahr iſt. Es war nothwendig, uns durch dieſe Dunkelheit in der Furcht und im Verdienſte des Glaubens zu erhalten. Verharren muß man in Allem, was klar iſt, hinweggleiten über das Dunkle; erleuchten ſoll man Ungewiſſes durch Manifeſtirtes; Trübes durch Heiteres; Nebelhaftes durch Licht; und Alles, was den Verſtand beunruhigt und ihm widerſpricht, durch das, was ihn befriediget.

Die Janſeniſten haben das Gegentheil gethan; ſie verharren bei dem Ungewiſſen, Dunklen, Betrübenden und gleiten über das Andere hinweg; ſie verdunkeln die hellen und tröſtlichen Wahrheiten durch das Dazwiſchenſtellen der undurchſichtigen und ſchrecklichen.

Anwendung: „Viele ſind berufen“ iſt eine klare Wahrheit; „Wenige auserwählt,“ dieß iſt eine dunkle Wahrheit.

„Wir ſind Kinder des Zornes“ — dieß

iſt eine dunkle, verſchleierte und erſchreckliche Wahrheit.

„Wir ſind alle Kinder Gottes; er iſt gekommen, die Sünder zu retten und nicht die Gerechten; er liebt alle Menſchen, und will alle erretten;“ dieſes ſind Wahrheiten voll Klarheit, Milde, Heiterkeit und Licht.

Faſſen wir die Regel zuſammen: 1. Es iſt viel Oppoſitionelles und ſcheinbar ſich Widerſprechendes in der Schrift und in den Lehren der Kirche, wovon aber dennoch nichts falſch iſt;

2. Gott hat es hineingelegt oder zugelaſſen, um durch Schwierigkeiten und Unſicherheit in der Furcht und im Verdienſte des Glaubens zu erhalten.

Was die Vernunft erſchreckt, ſoll man durch das, was ſie beruhiget, mäßigen; was ſtreng iſt, durch das, was tröſtend iſt, mildern.

Die Janſeniſten trüben die Heiterkeit, erhellen aber das Trübe nicht.

Man ſoll ſie jedoch nicht verdammen über das, was ſie ſagen — denn dieß iſt wahr — wohl aber über das, was ſie verſchweigen — denn dieß iſt ebenfalls wahr, ja ſelbſt noch wahrer, d. h. von einer leichter zu begreifenden Wahrheit, vollſtändiger in ihrem Kreiſe und in allen Punkten.

Die Theologie, wie ſie dieſelbe darſtellen, hat nur die Hälfte ihres Umfanges und ihre Moral betrachtet Gott nur mit Einem Auge.

Die Janſeniſten haben in die Religion mehr den Geiſt der Ueberlegung und Erforſchung hineingetragen; ſie binden ſich mehr durch dieſe heiligen Feſſeln. Ihre Gedanken enthalten eine Härte, welche unabläßig den Willen in die Pflicht bannt; ihr Verſtändniß endlich hat chriſtlichere Gewohnheiten. Allein es ſcheint, als ob ſie Gott ohne die Liebe liebten und nur aus Vernunft, aus Pflicht und Gerechtigkeit.

Die Jeſuiten hingegen ſcheinen ihn aus Hinneigung zu lieben, aus Bewunderung, Dankbarkeit, Zärtlichkeit und aus Freude. In ihren Erbauungsbüchern herrſcht eine gewiſſe Freudigkeit, weil darin Religion und Natur im Einklang ſind. In jenen der Janſeniſten jedoch herrſcht Trauer und überlegte Zurückhaltung, weil darin die Natur fortwährend von der Religion in Ketten gelegt iſt.

Die Janſeniſten ſagen, man müſſe Gott lieben, die Jeſuiten machen ihn lieben. Die Lehre der Letzteren iſt vielleicht voll von Ungenauigkeiten und Irrthümern; allein — was ſonderbar und nicht zu läugnen iſt — ſie leiten beſſer. Die

Janſeniſten ziehen die Regel dem Guten vor; die Jeſuiten dieſes jener. Die Einen ſind gründlicher gelehrt, die Anderen mit mehr Erfolg fromm.

Auf jedwedem Wege zum Guten gelangen, ſchien der Wahlſpruch der Einen; die Regel um jeden Preis beobachten, jener der Anderen. Es iſt gut, den Menſchen den erſteren dieſer Grundſätze vorzutragen; denn er kann nicht zum Irrthume führen. Den zweiten ſoll man bisweilen anwenden, allein man darf ihn nie anrathen. Nur die ſehr erprobten, rechtſchaffenen Leute ſind es, die ihn nie mißbrauchen könnten.

Der Janſeniſt erwartet die Gnade Gottes wie der Quietiſt ſeine Gegenwart; jener harret mit Furcht, dieſer mit Sehnſucht. Jener unterwirft ſich, dieſer iſt ergeben — beide verſchieden paſſiv, aber gleich fataliſtiſch.

Die Janſeniſten machen aus der Gnade eine Art vierter Perſon der Dreieinigkeit; ſie huldigen, ohne es zu glauben und zu wollen, einer „vierfachen göttlichen Perſönlichkeit.“ — St. Paul und St. Auguſtin zu gelehrt (ſtudirt) oder allein gelehrt, haben Alles verloren, wenn man ſo ſagen darf.

Statt der „Gnade“ ſaget: Hülfe, Unterſtützung

oder beſſer noch: göttlicher Einfluß, himmliſcher Thau; man begreift dieß. Dieſes Wort gleicht einem Talisman, deſſen Kraft und böſe Einwirkung durch die Ueberſetzung gebrochen werden kann; man löſt die Gefahr auf durch die Analyſe. Worte perſonificiren iſt in der Theologie ein trauriges Uebel.

Die Janſeniſten haben einen zu großen Abſcheu vor der Natur, die ja doch Gottes Werk iſt. Gott hat in dieſe mehr Unverderblichkeit gelegt, als ſie annehmen; ſo zwar, daß die abſolute Inficirung des Grundſtoffes unmöglich war. Sie mindern die Wohlthat der Schöpfung, um der Erlöſung zuzulegen; ſie nehmen dem Vater, um dem Sohne zu geben.

Die Philoſophen verzeihen den Janſeniſten, weil der Janſenismus eine Art Philoſophie iſt.

Titel IV.

Die Capitel.

I.

Gott iſt Gott; die Welt iſt ein Raum; die Materie eine Erſcheinung; der Leib iſt die Form der Seele; das Leben iſt ein Anfang. Alles entſteht aus einem Wenigen und eines Wenigen bedarf es, um Alles wieder zu Nichts zu machen. Die Eiche entſteht aus einer Eichel, der Menſch aus einem Tropfen Waſſer.

Aber in dieſer Eichel, in dieſem Waſſertropfen — wie viel des Ueberfluſſes! Jeder Keim nimmt nur einen Punkt ein. Das Zuviel enthält das Hinreichende. Es iſt der nothwendige Raum und die unentbehrliche Nahrung, wenigſtens im Beginne. Niemand ſoll den Ueberfluß in ſich dulden, und doch ſoll man ihn in der Welt lieben; denn es wäre nirgendwo genug, wenn nicht überall irgendwo ein Zuviel wäre.

II.

Die Wahrheit beſteht darin, daß man Perſonen oder Sachen ſo auffaßt, wie Gott ſie ſieht; die Tugend darin, daß man die Güte in ſich erweckt; die Güte, wenn ſie vollkommen iſt, daß man nur Gefühle hat, von welchen man glaubt, daß ſie ein Engel habe, der, das geworden, was wir ſind, ganz bliebe was er iſt wenn er an unſere Stelle verſetzt wäre und daß er ſähe, was wir ſehen. Weisheit iſt Ruhe im Lichte; allein das Licht ſelbſt iſt es, welches durch die von ihm ausſtrömende Tageshelle und durch die von ihm hervorgebrachte Blendung, indem es das Abſtracte wie leichtes Gewölk tingirt und der Klarheit den Glanz himmliſcher Reinheit leiht, die Weisheit veranlaßt in ſeinen Strahlen zu ſpielen. Nur Gott iſt ſchön; nach Gott iſt das Schönſte die Seele, nach dieſer der Gedanke, nach ihm das Wort.

Je ähnlicher alſo eine Seele Gott iſt, je ähnlicher ein Gedanke der Seele und ein Wort dem Gedanken, deſto ſchöner iſt alles Dieſes.

III.

Nun zu wichtigeren Gedanken: Ich will noch ernſter ſprechen.

Der Wille Gottes hängt von deſſen Weisheit ab, von ſeiner Güte, Gerechtigkeit und begränzt

allein ſeine Macht. Alles Böſe wird beſtraft, alles Gute wird gezählt und Nichts wird verlangt werden, als was möglich geweſen wäre. Leibliche Liebe trennt die Seelen von Gott, denn Gott hat keine leibliche Liebe.

Der Abſcheu vor dem Böſen einigt mit Gott, denn Gott verabſcheut das Böſe. Allein er liebt alle Seelen, ſelbſt die, welche das Böſe lieben, inſoferne ſie für ihn einige Liebe behalten und einigen Abſcheu gegen ſich ſelbſt inmitten ihrer Verirrungen.

Was wir, gezwungen von der Materie, wider unſern Willen lieben, das ſollen wir nicht durch Wahl lieben oder mit unſerer Einwilligung; denn dann würden wir es allzuviel lieben und das wäre das Böſe.

Gottes Regiment herſtellen oder die Exiſtenz alles Guten, iſt das Geſetz der Politik oder der Regierung der Völker und jener der Staatswirthſchaft oder des Haushaltes oder der Beherrſchung ſeiner ſelbſt.

Das Geſetz iſt das Bindende; Nichts kann davon frei machen, ſelbſt nicht die Güte Gottes.

IV.

Ich erhebe mich zur Freude und mit meinen Flügeln ſchwebe ich in andere Klarheit!

Ein Gegenstand, welcher er immer sei, ist uns mehr oder minder angenehm, je nachdem er in allen seinen Theilen seinem ursprünglichen Typus oder seinem Vorbilde, das in den Ideen Gottes ist, ähnlich ist.

Unsere Eigenschaften sind mehr oder minder lobenswerth, und selbst mehr oder minder wahrhaft, hervorragend, ihrer Bezeichnung würdig, jenachdem sie in ihrer Wirkung und Wesenheit ihrem Grundgesetze, wovon Gott die Idee hat, conform sind.

Wir sehen wirklich Alles in Gott und Nichts sehen wir, was nicht in ihm ist, wenigstens metaphysisch genommen. Ohne seine Idee und seine Ideen kann man Nichts bemerken, Nichts unterscheiden, Nichts erklären, noch nach innerlichem Werthe abwägen, nach diesem heiligen und geweihten Werthe, der im Centrum eines jeden Gegenstandes liegend als dessen Inbegriff den genauen Grad des Verdienstes, das wahre Gewicht und den richtigen Preis allein bezeichnet, wenn man es am Lichte der Idee Gottes liest.

V.

Nichts gefällt uns an der Materie, als was sie an beinah Geistigem enthält, wie ihr Ausströmen; als was gleichsam die Seele anrührt wie Wohlgeruch und Klänge; was dem Eindrucke

gleicht, welchen irgend ein Erkennen darin zurückließ wie die ſie ſchmückenden Gewinde oder die bezeichnenden Bilder; was eine Täuſchung hervorbringt wie Formen und Farben; endlich was in ihr wie aus einem Gedanken hervorgegangen oder zu einem Zwecke als Kennzeichen einer Willenskraft beſtimmt geweſen zu ſein ſcheint. So können wir in der Feſtigkeit der Welt nur das was an jener beweglich iſt lieben und ihrer Subtilität danken wir unſere ſüßeſte Freude an allem dem, was kaum beſteht, an dem zarteſten Hauche, an den unſichtbarſten Strömungen, die uns, indem ſie uns durchdringen, höher und weiter tragen, als unſere Sinne reichen.

Gedrückt und gedrängt vom Leiblichen ſind wir in der That nur von dem Geiſtigen der Dinge berührt, als wir ſelbſt Geiſt ſind!

VI.

Ich ſagte, daß die Materie eine Erſcheinung ſei, Alles ſei wenig und Nichts viel; denn — was iſt denn die ganze Welt? Ich habe darüber nachgedacht, ich glaube es, ich ſchaue es beinah und will es keck ausſprechen.

Die ganze Welt iſt nur ein wenig verdichteter Aether, der Aether nur ein wenig Raum, der Raum eines zu ſeiner Entwickelung mit der

Empfänglichkeit ſich etwas auszudehnen begabten Punktes, der aber beinahe keine hatte, nachdem Gott ihn aus ſeinem Innerſten geſetzt. Newton ſelbſt ſagt: „Als Gott die Welt erſchaffen wollte, befahl er einem Stückchen Raum, undurchdringlich zu werden und zu bleiben.“ —

Mit den Gravitationen, Attractionen, Impulſionen und all dieſen blinden Kräften, mit welchen die Gelehrten ſolch' einen Lärm ſchlagen; mit den ungeheuren Maſſen, die unſern Blick erſchrecken — iſt doch die Materie nichts als ein Stück Metall, ein Stäubchen ausgehöhlten Glaſes, eine aufgeblaſene Waſſerkugel, in welchem das Helldunkel ſich abſpiegelt; ein Schatten — kurz, wo Alles nur in ſich ſelbſt laſtet, nur ſich ſelbſt undurchdringlich, nur ſich ſelbſt anzieht oder behält und nur der äußerſten Kleinheit ſtark und unermeßlich erſcheint, jener unendlichen Kleinheit aus den Partikeln alles deſſen, was ungefähr Nichts iſt.

Dieſe ganze Welt — wenn Gottes Hand ſie wägt — welch' ein Gewicht hat ſie? Wenn Gottes Blick ſie umfaßt, welche Ausdehnung hat ſie? Wenn er ſie ſieht, wie erſcheint ſie ihm? Wenn er ſie durchdringt, was findet er? — Das iſt die Frage. — Die ſchrecklichſte aller denkbaren Cataſtrophen, die Verbrennung des

Universums — was könnte sie anderes sein, als das Platzen, das Getöse und die Verdünstung eines Pulverkörnchens am Lichte?

O Wahrheit! Nur der Geist und Gott bieten dem Gedanken Großes und Ständiges, dem Gedanken, wenn er sich in sich zurückzieht, nachdem er Alles durchlaufen, Alles ergründet, Alles an seinen Schachten geprüft, Alles an seinem Lichte gereiniget und an jenem des Himmels, sich in Alles vertieft, Alles erkannt.

Titel V.

Der Mensch, die Organe und die Seele.

„Wir sind" — heißt es in der „Nachfolge Christi" — „was wir vor Gott sind." Wir sind wie Gott uns sieht und alle Dinge sind wie Gott sie sieht.

Zwei Dasein könnte der in sich selbst eingeschlossene Mensch erkennen: Das Seine und jenes Gottes: Ich bin, also ist Gott. Aber die Empfindung allein kann ihm das Dasein der Körper lehren.

Wir sehen Alles nur durch uns selbst. Wir sind ein Medium, das sich immer zwischen die Gegenstände und uns selbst stellt.

Der Mensch bewohnt so zu sagen nur seinen Kopf und sein Herz. Alle Räume, die da nicht

ſind, mögen ſie auch vor ſeinen Augen ſein, zu ſeinen Seiten oder Füſſen — beſtehen für ihn nicht.

Irdiſch von Geburt, himmliſch aber von Abkunft iſt der Leib allein von dieſer Welt.

Der Leib iſt die Hülle, in die unſer Daſein gelagert iſt.

Unterhalb des Hauptes, der Schultern und der Bruſt fängt das Thier an oder jener Theil des Leibes, in welchem die Seele ſich nicht gefallen ſoll.

Im Geſichte iſt etwas Leuchtendes, das ſich in keinem anderen Theile des Körpers befindet.

Nur in dem Antlitze ſpricht ſich das Ich eigentlich aus; der Leib bezeichnet vielmehr das Geſchlecht als die Perſönlichkeit, mehr die Gattung als das Individuum.

Das Lächeln wohnt auf den Lippen allein; das Lachen aber hat ſeinen Sitz und ſeinen Reiz auf den Zähnen.

Unſere Nerven ſind die Sehne des Bogens, der die Gedanken abſchießt.

Auch das Gehör muß Dunkelheit haben.

Ohren und Augen ſind die Thüren und Fenſter der Seele.

In den Augen iſt Geiſt, Seele und Leib.

Ihr bewundert die geſchickte Biegſamkeit des Elephantenrüſſels; was wollt ihr von jener der Zunge ſagen, die nach ihrer Willkür durch Laute und Worte Luft und Stimme handhabt, und die Gedanken zu Tag fördert?

Die Stimme iſt ein menſchlicher Laut; nichts Seelenloſes kann ihn vollkommen nachahmen. Sie hat eine Gewalt und Eigenthümlichkeit der Mittheilung, die der Schrift mangeln. Es iſt nicht die Luft allein, es iſt die durch uns modulirte Luft, durchdrungen von unſerer Wärme und gleichſam eingehüllt von dem Dunſte unſerer Atmoſphäre, deren Ausſtrömung ſie begleitet und ihr eine gewiſſe Geſtaltung und gewiſſe Fähigkeit gibt, auf den Geiſt einzuwirken.

Der Menſch, als Glied der Geſellſchaft iſt mit der Fähigkeit begabt, eine Sprache zu erfinden wie der Biber mit jener zu bauen und zwar dort, wo er Waſſer und Bäume findet. Das Bedürfniß zu ſprechen iſt jenem inwohnend wie dieſem das zu bauen.

Der Menſch erfindet die Sprachen nicht mit

der Einförmigkeit, gemäß welcher der Bieber seinen Bau führt (gebunden durch die bestimmte und beschränkte Art seines Instinktes), sondern mit den der Intelligenz möglichen Verschiedenheiten.

Die Erfindung der Sprachen ist also eine natürliche, d. h. gemeinsame und gewissermassen Allen gegebene Industrie.

Was ihre Ausübung anbelangt, soll man sich nicht vorstellen, daß die Schwierigkeit so groß sei, einige Wörter zu erfinden. Kinder selbst sind dessen fähig und überall hat das menschliche Geschlecht angefangen wie sie. Wenige Wörter würden sonach einer isolirten Familie genügen, die auf ihre Bedürfnisse und ihre Wohnung beschränkt wäre. Wenige Wörter auch bilden die Idiome der Erfinder. Andere kommen dazu und fügen neue Wörter zu den bekannten. Namen beilegen ist nicht viel schwerer als Bilder schaffen. Die Sprachen der Wilden sind wohl nicht viel merkwürdiger als die Karten ihrer Länder, die sie auf Hirschhäute zeichnen. Zeichnung ist Sprache für die Augen — Sprache, Malerei für das Ohr.

Welch ein Abstand zwischen der Zeichnung eines Huronen und dem Gemälde eines David, und zwischen den ersten Idiomen der Arcadier

und der Sprache eines Cicero; wie weit iſt vom Kahne der Wilden oder von dem mit Feuer zum Schiffchen ausgehöhlten Baume bis zum großen Schiffe auf der See, wie weit vom Zelte der Scythen bis zu Conſtantins Stadt!

Die zuerſt erfundenen Wörter ſind einfache Bezeichnungen; dann folgen die activen; dann die affectiven, die letzten ſind die Ausdrücke der einfachen Thätigkeit des Geiſtes. Den Bogen zu biegen, eine Sehne daran zu befeſtigen, den Pfeil darauf legen — ſind ſo complicirte und ſchwierige Operationen, als die, einen Satz zu bilden, und doch finden ſich Pfeil und Bogen überall; überall wo Inſelbewohner, ſind auch Kähne; wo Menſchen und Wälder, ſind Waffen und Jagd, Waffen, die weit tragen. Ueberall, wo mehrere Menſchen, da ſind auch Wörter. Der Menſch iſt mit der Eigenſchaft der Sprache geboren; wer gibt ſie ihm? Der — welcher dem Vogel ſeinen Geſang gab.

In den Sprachen iſt etwas Weiſſagendes und Begeiſtertes.

Die Wörter ſind ein Theilchen Luft, welches ſich geſtaltet und zu Charakteren aufwickelt, deren Klang die dem Ohre vernehmbare Form bildet. Wir leſen mit dem Gehörſinne.

In dem Mechanismus des Wortes kann man die Zunge als die Sehne ansehen, die den davor gelegten Pfeil von selbst abschießt. In der That auch ist das Wort ein Pfeil, den man fliegen läßt.

Das Wort ist nichts als der verkörperte Gedanke.

Die Sinne sind Räume, in welchen die Seele Freud und Leid empfindet. Diese Räume werden durch Tod, Alter und oft durch Krankheit zerstört. Aus ihnen entfernt sich die Seele durch innere Sammlung, Gebet und Ascese.

Gehör, Gesicht und selbst der Sinn der Betastung liegen ganz in der Seele.

Ein Stäubchen im Auge scheint hart wie Kiesel; ein Strohhalm auf dem Augapfel hat die Wirkung eines Balkens; die Hand vor den Augen verdunkelt als ob sie ein Berg wäre.

Wir sprechen von Massen, Dichtigkeiten und gewaltigen Lasten; es ist, weil wir selbst von unaussprechlich leichter Materie sind.

Das Geistige besteht beinah allein; die Materie ist nur da, um ihm eine Hülle zu geben; sie ist nur ein einfaches Bild und ihre Schwere, ihre Dichtigkeit sind beinah nur Schein.

Schmerz und Freude bestehen nicht außerhalb der Seele, und doch sind sie wichtigere und bestehendere Realitäten, als Eisen, Blei und Marmor und alle Körper zusammen genommen.

Der Wille ist Anfang der Bewegung. Wenn der Gedanke der Bewegung vorangeht, ist Wahl und Sichtung da; durch den Willen findet sogleich eine Concentration der Kräfte statt; die Hand spannt den Bogen und es erfolgt der Schuß. Denn in jeder Bewegung ist ein Losdrücken, ein Schnellen und Sausen der Sehne, eine Explosion, mag nun das Ziel getroffen sein oder nicht.

Auch die Thiere haben einen Willen; denn alle haben Bewegung; allein nicht alle haben das Denken, weil sie dessen nicht bedürfen, und dieses durch den Instinkt ersetzt werden kann. Die Wahl ist nur der moralischen Kraft unentbehrlich.

Die Seele ist ein entflammter Dunst, welcher brennt ohne daß er sich verzehrt; unser Körper ist die Leuchte dazu. Die Flamme aber ist nicht nur Licht, sondern auch Empfindung. Es gibt so zarte Körper, daß Alles in ihnen bis zur Seele dringt, selbst das Materiellste.

Die Seele ist einfacher Substanz, allein be-

kleidet. Gott allein iſt vollkommen einfach; denn nichts vermag ihn zu umhüllen.

Die ganze Seele iſt ein Auge, wie der ganze Leib ein Fühlen. Jene beobachtet viele Wahrheiten, deren ſie ſich nicht vergewiſſern kann; dieſer erreicht viele Gegenſtände, die er nie wird handhaben können.

Der innere Sinn iſt in unſerer Seele das, was das Fühlen im Thiere iſt; und gleichwie der Sitz des letzteren im ganzen Fleiſche iſt, durchdringt der erſtere die ganze Befähigung der intellectuellen Subſtanz.

Die Seele iſt für die Augen, was das Geſicht für das Fühlen iſt; ſie ergreift was allen Sinnen entſchlüpft. Gleichwie in der Kunſt das Schönſte über alle Regel erhaben, ebenſo iſt im Wiſſen das Höchſte und Wahrſte außerhalb der Erfahrung.

Um die Sprache der Modernen zu ſprechen, ſagen wir: die Seele hülle ſich gleich der Spinne in das Centrum eines Geſpinnſtes ein, in welches tauſend Fäden, Nerven genannt, auslaufen.

Unſere Seele iſt immer in vollem Leben. Sie iſt es in Krankheit, Betäubung, im Sterben und noch mehr nach dem Tode.

Es gibt einen Raum der nur Leere iſt, einen anderen, der Breitung iſt. Es iſt nöthig daß die Seele athme; dieſer Raum iſt ihre Luft, ihre Breitung; da bewegt ſie ſich mit Behaglichkeit. Ein einziger an dieſem Elemente geſchöpfter Zug reicht zur Erfriſchung ihres Wohlbehagens — der Wirkung ihrer Mäßigung — hin.

Es gibt Seelen, die nicht nur keine Flügel, ſondern nicht einmal Füße zu ihrer Conſiſtenz haben und keine Hände zur Werkthätigkeit.

In der Seele iſt ein Geſchmack, der das Gute liebt, wie im Leibe eine Luſt, die das Vergnügen liebt.

Mögen wir machen was wir wollen — nur jener Scharfſinn wird uns eigen ſein, womit der Himmel uns begabt hat. Alles andere iſt ein trügeriſcher Schein, eine Lüge, die unſere Nichtigkeit verbirgt. Allein durch das Herz und durch die Handlungen können wir täglich beſſer werden

Eine harmoniſche Seele iſt auch eine gerechte und weiſe; die muſikaliſche iſt auch eine poetiſche.

In mir iſt ein gutes und ein böſes „Ich"; ein weites und ein enges; ein karges und ein

verſchwenderiſches Ich; ein Ich, das ſich einſchränkt, und eines, das ſich in Allem breitet. Es gibt endlich ein Ich großer und ſchöner Seelen und eines der kleinen und niedrigen. Jene haben lobenswerthe Freuden und Neigungen, dieſe ſtrafbare Gleichgültigkeit und Härten. Jene nähern ſich den Engeln, dieſe den böſen Geiſtern. In Jenen iſt Alles Farbe, in Dieſen Alles Entfärbung. —

Man ſoll — wie Lorenz Joubert ſagte, als er der Königin von Navarra von der menſchlichen Seele ſprach — dieſe ausmalen, mit lieblichen Düften erfüllen, färben und befeuchten.

Titel VI.

Von den intellectuellen Fähigkeiten.

Alles was mit der Empfindbarkeit die Fähigkeit verbindet, sich in sich, um sich mit Wahl und freier Bestimmung zu bewegen — hat eine Art des Denkens; der Mensch allein aber hat Gedanken, aus welchen er ein Gewebe und ein langes Geflechte zu bilden vermag.

Ich vermuthe, daß die Organe des Denkens in verschiedene Classen getheilt sind. Durch die einen gelangt man zu Vorstellungen, durch andere überlegt man — so zwar, daß durch die Bewegung des einen die anderen stets mitbewegt werden. Große Geister haben Organe von solcher Stärke und Einigung, daß sie immer in genauem Verhältnisse zugleich bewegt werden.

Es ist nicht nur eine Schulfrage, sondern eine Frage der Wissenschaft und Kenntniß der

Seele, ob es eigentlich angeborene Gedanken gebe oder nicht.

Wenn, indem die Aufgabe darüber dem Gehöre auffällt, die Idee eines Gegenstandes, einer Existenz, welcher den Sinnen nie auffiel, alsogleich in unserm Geiste entsteht, sich entfaltet und entwickelt, so kann man sagen und soll denken, daß dieß darin ein angeborener Gedanke sei oder daß sein Keim in uns gelegen, gleichsam wie der Funke in den Adern des Kiesels gedacht wird. Indem wir diese Vorstellungen gleichsam als Keime in unserem Geiste annehmen und daß gewisse Lichtstreifen die Entfaltung veranlassen, dann versteht man sich und gewinnt an Klarheit. — Diese angeborenen Gedanken sind in uns nicht unzerstörbar. Sie können vielmehr sehr leicht entstellt, entartet, alterirt und versetzt werden. Obschon ewig, ist doch alles dieses beweglich, wird leicht verjagt, wie alles was Keim ist.

Ohne vorlaufende Möglichkeit kann kein Gegenstand begriffen werden; kein Individuum ohne einen vorlaufenden Naturbegriff, keine Existenz ohne vorlaufende Existenz; nichts Individuelles ohne eine allgemeine Idee.

Diese universelle Idee ist der unentbehrliche Raum für jeden Gegenstand, der in unsern Geist

geſetzt werden ſoll. Es iſt wie ein erſter Gedanke, der aus unſerem Geiſte, aus der Natur und aus Gott ſelbſt kömmt; mathematiſche, transcendentale Vorſtellung, welche jeder Belehrung und ſelbſt jeder Erfahrung vorangeht.

Wenn ihr ſagt: „Gott iſt gerecht, Gott iſt gut," was thut ihr anderes als eine der erhabenſten und kühnſten Verrichtungen des Verſtändniſſes? Ihr vergleicht Gott mit einem Vorbilde, ſeine Weſenheit mit der eines Ideales. Ihr ſchreibt ihm eine Vollkommenheit zu, die ihr gewiſſermaſſen auſſerhalb ſeiner annehmt. So ſehr iſt das Urſprüngliche für den Geiſt außer der Exiſtenz und allein in der Eſſenz. Und dieſe erhabene Verrichtung, dieſe ſo kühne Verrichtung wird von dem kleinſten Geiſte ohne Unterlaß, ohne Anſtrengung bewirkt — was ſage ich? — ja unvermeidlich. Die Ideen! die Ideen! ſie ſind vor Allem, und gehen Allem voran in unſerem Geiſte.

Plato hat Unrecht: „es gibt Dinge, welche ſich mittheilen, aber nicht gelehrt werden; es gibt deren, die man offenbar inne hat, ohne ſie mittheilen zu können."

Streng genommen vielleicht kann man nur in Solchem gelehrt ſein, was gelehrt werden kann; allein man kann mit einer Kunſt begabt

ſein, die man nicht mitzutheilen im Stande iſt; ſo wie z. B. Scharfblick, Inſtinkt, Genius oder auch Menſchenkenntniß und die Gabe zu regieren.

Zuweilen ſpricht eine geiſtige Fähigkeit zur anderen und wird von dieſer verſtanden, wie der Mund zum Gehöre redet, wenn man allein iſt. Das wiſſen die Schüler wohl, die mit lauter Stimme ſtudiren, was ſie lernen wollen, damit das zu Lernende durch zwei Thore in das Gedächtniß eingehe.

Je mehr ich darüber nachdenke, deſto mehr erkenne ich, daß der Geiſt außerhalb der Seele ſei, wie die Hände außerhalb des Leibes, die Augen außerhalb des Kopfes, die Zweige außerhalb des Stammes; er hilft zu vermögen, nicht aber mehr zu ſein.

Der Geiſt iſt ein Feuer, deſſen Flamme der Gedanke iſt. Der Flamme gleich ſtrebt er emporzulodern. Man trachtet ihn niederzuhalten, indem man die Spitze nach abwärts lenkt.

Der Geiſt iſt die Atmoſphäre der Seele.

Unſer Geiſt hat mehr Gedanken, als das Gedächtniß behalten kann; er fällt mehr Urtheile, als er Motive dazu angeben könnte; er ſieht

weiter als er reichen und weiß mehr Wahrheiten als er erklären kann. Ein guter Theil seines eigenen Selbst wäre sehr nützlich angewendet in dem Aufsuchen jener Gründe, die ihn bestimmten, sich die Beobachtungen zu bestätigen, welche ihm aufgefallen und die ihn geflohen.

Die Seele wird von einer Menge von Blitzen durchzuckt, an welchen sie wenig Theil nimmt und die sie mit einer solchen Raschheit durchdringen und erleuchten, daß sie ihrem Gedächtnisse entfallen. Man wäre über die Menge der Gegenstände, die sie gesehen, erstaunt, wenn man, bei Wiedervorstellung dessen, was in ihr vorgegangen, Alles wenigstens dem Gedächtnisse nach beobachten und alle Umstände davon ergründen wollte. Wir ergründen uns nicht genug und vernachlässigen gleich den Kindern, was wir in den Taschen haben, um nur an das zu denken, was wir in den Händen oder vor Augen haben.

Der Gedanke muß etwas Wirkliches sein und muß von sich selbst eine Spur in uns zurücklassen, weil wir die Gewalt haben, wenn wir dieser nachgehen, den Entflohenen wieder festzuhalten.

Blödsinn und Wahnsinn sind Krankheiten des

Gehirnes, nicht des Geistes. Der Wahnsinn ist ein heftiger Traum vielleicht von mehrjähriger Dauer; der Blödsinn ein Halbschlaf, die lange Betäubung eines erwachenden Menschen.

In unseren Gedanken ist nur Geist; kein Alter, keine Erfahrung und nicht der Ernst, welcher sich daran knüpft, wenn sie durch die menschlichen Geschäfte gegangen sind.

Der Gedanke ist bald eine einfache Bewegung, bald eine That der Seele.

Was wir die Seele im Menschen nennen, ist unveränderlich; was wir aber Geist nennen, ist weder in allen Lebensaltern, noch Lebensverhältnissen noch alle Tage ein und dasselbe. Der Geist ist ein Bewegliches, dessen Richtung sich fortwährend bei wechselndem Winde ändert.

Dem Blinden könnte man das Licht nicht erklären, dem Tauben nicht den Schall, dem Dummen nicht den Geist. Nur die Intelligenz kann das intellectuelle Element darthun. Man würde begreifen können, daß ein Dreieck ohne Zuthun der Intelligenz gebildet worden wäre. Eine blinde Bewegung, eine zufällige Gährung ist im Stand alle Arten von Figuren ins Leben zu rufen. Aus einem zufälligen Wurfe von

Schriftzeichen könnte eine Iliade entstehen. Allein die Intelligenz der Iliade könnte es nicht.

Die Intelligenz ist Blüthe und vollständige Entwicklung des Keimes der menschlichen Pflanze.

Mögt ihr auch der menschlichen Intelligenz Grenzen setzen, sie sieht und strebt darüber hinaus. Euer „nec plus ultra“ haben Pygmäen geschrieben.

Der kleinste Gedanke hat mehr Breite, Raum und Fähigkeit, als nöthig ist, um die ganze Materie zu enthalten und dieser Raum, diese Breite und Fähigkeit hat er eben deßhalb, weil er kein Körper ist. —

Jedes unserer Organe ist wie ein Apparat, in welchem sich die verschiedenen Gegenstände ihrer Operation zersetzen und läutern.

Wenn man ausdrückt, was man denkt, so bildet sich eine Art angenehmer Ausscheidung, und wenn man denkt, was man soll, so bewerkstelligt man eine nutzbringende Nahrung.

Die Gewohnheit zu denken erzeugt darin Leichtigkeit; sie macht uns fähig, Alles durchdringender und schneller anzuschauen. Unsere Organe — wie unsere Gliedmassen — erlangen

durch Uebung mehr Beweglichkeit, Kraft und Biegſamkeit.

Es iſt gut, wenn man den Geiſt ſich im Raume zu bewegen lehrt; die moraliſche wie intellectuelle Welt iſt damit angefüllt.

Die Urtheilskraft iſt eine kalte und ſtarke Fähigkeit; der Geiſt eine zarte und lebhafte Eigenſchaft.

Es gibt eine Menge von Ausſprüchen, an welchen die Urtheilskraft nicht betheiligt iſt; man thut einen Ausſpruch ohne Augenſcheinlichkeit, aus Läſſigkeit, mit Unüberlegtheit um eine langweilende Frage abzuſchneiden oder um in ſich ſelbſt eine quälende Ungewißheit aufhören zu machen; kurz — weil man überhaupt will, nicht aber aus Intelligenz.

Kleines aus großen Motiven thun, und in den kleinſten Dingen die größten Beziehungen ſehen — das iſt das große Mittel, in ſich den empfindenden und intellectuellen Menſchen zu vervollkommnen.

Klare Gedanken dienen zum Sprechen; allein es ſind meiſt verworrene Gedanken, die unſere Handlungen veranlaſſen. Sie ſind es, die das Leben leiten.

Bei vielen gewichtigen Materien und hochhaltigen Fragen müſſen die entſcheidenden Gedanken aus dem Gefühle kommen. Alles geht verloren, wenn ſie anderswoher kommen, und wenn man eine andere Gattung derſelben zuläßt.

Die Vernunft kann uns auf das zu Vermeidende aufmerkſam machen, das Herz allein ſagt, was zu thun iſt.

Gott iſt in unſerem Gewiſſen, nicht aber in unſeren Verſuchen; wenn wir vernünfteln, gehen wir allein und ohne ihn.

Denken, was man nicht fühlt, das heißt ſich ſelbſt belügen. — Alles, was man denkt, muß man mit ganzem Sein denken, mit Leib und Seele. Um uns in uns zu vertiefen, müſſen wir uns vorerſt erheben.

Die wahrhaften Meinungen und Gefühle der Menſchen bilden ſich nur langſam, aus einem Gewohnheitlichen nicht ſchnell Zufälligen. Der Zwang, oder um beſſer zu ſagen, die Zurückhaltung iſt ſehr geeignet, ſie aufrichtiger, lebendiger, vollſtändiger und dauernder zu machen.

Wenn die Empfindungen Regel des Urtheils ſind, ſo vermag ein Windſtoß, eine Wolke, ein Dunſt dieſe Regel umzuſtoſſen.

Die Erfahrung in vielen Meinungen gibt dem Geiſte eine große Biegſamkeit und befeſtigt ihn in ſolchen, die er für die beſten hält.

Geſunder Sinn iſt das zu wiſſen, was man zu thun, geſunder Verſtand, das zu wiſſen, was man zu denken hat.

Wenn wir überlegen, ſo bilden ſich materiell in unſeren Organen Falten, Entfaltungen, Einſchläge, die zu Runzeln werden können, wenn das Nachdenken tief geht.

Jede Unbeſtändigkeit iſt ein Herumtappen.

Dem Haupte allein gehört das Ueberlegen; allein im ganzen Körper liegt das Gedächtniß.

Der Fuß eines Tänzers, die Finger eines geſchickten Muſikers haben, auf hervorragender Stufe, die Fähigkeit des ſich Erinnerns.

Das Gedächtniß iſt der Spiegel, in welchem wir die Abweſenden betrachten.

Der Scharfſinn geht der Aufmerkſamkeit voran, wie das Gefühl dem Befühlen.

Mit Kraft vorherſehen, iſt ſehen; Alles ſo Geſehene iſt wirklich gegenwärtig.

Gibt es wohl etwas Beſſeres als die Urtheilskraft?

Ja: die Gabe zu ſehen, das Auge des Geiſtes, der Inſtinkt des Eindringens, die ſchnelle Unterſcheidungskraft, endlich der natürliche Scharfſinn, Alles zu entdecken, was geiſtig iſt.

Zwiſchen dem Geiſte und der Seele iſt die Einbildungskraft, naive und liebliche Fähigkeit, welche an jedem jener Beiden Theil hat.

Zwiſchen dem Geiſte und der Einbildungskraft iſt das Urtheil und der Geſchmack.

Einbildungskraft nenne ich die Fähigkeit, das Intellectuelle fühlbar zu machen, das Geiſtige zu verkörpern, kurz, ohne Veränderung ſeiner Natur das zu Tag zu fördern, was an und für ſich unſichtbar iſt.

Für die Literatur wie für das Leben iſt die Einbildungskraft ſo nothwendig, daß ſogar die, welche ſie nicht haben und ſie verrufen, gezwungen ſind, ſich eine zu ſchaffen.

Die Vorſtellungskraft, eine thieriſche Fähigkeit, iſt wohl zu unterſcheiden von der Einbildungskraft, welche eine intellectuelle Fähigkeit iſt. Die erſte iſt paſſiv, die zweite — im Gegentheile — activ und ſchaffend.

Kinder, Schwachköpfe, Furchtſame haben viel Vorſtellungskraft; nur Leute von Geiſt und vielem Verſtande haben viele Einbildungskraft.

Der Einbildungskraft ſind die größten Wahrheiten erſchloſſen: z. B. die Vorſehung, ihr Gang, ihre Pläne; dieſes entgeht unſerer Urtheilskraft; die Einbildungskraft allein ſieht es.

Ohne Einbildungskraft iſt die Empfindung auf den Augenblick beſchränkt, in dem ſie beſteht; die Gefühle ſind lebendiger, kürzer und haben keine Harmonie in ihrer Reihenfolge.

Die Einbildungskraft iſt das Auge des Geiſtes. Sie iſt in dem, was ihr Beſtes iſt, in der Intelligenz der unſichtbaren Dinge die Fähigkeit ſich dieſe vorzuſtellen.

Titel VII.

Von der Natur der Geister.

Die Natur der Geister ist es, ihr natürliches Licht, und nicht der Grad ihrer Stärke, (veränderlich wie die Gesundheit) was ihren eigentlichen Werth, ihre Eigenschaft und Vortrefflichkeit ausmacht.

Man mißt die Geister nach ihrer Größe; es wäre besser sie nach ihrer Schönheit zu schätzen.

Die Geister gleichen den Feldern; an einen ist die Oberfläche das Beste, an andern der Grund in einer großen Tiefe.

Es gibt Geister, welche besser als andere, aber dennoch verkannt sind, weil man sie mit gewöhnlichem Maaßstabe nicht messen kann. Es ist wie mit einem Metalle, für welches kein Probirstein da ist.

Es gibt erleuchtete Köpfe, geeignet das Licht aufzunehmen, zu behalten und zu verbreiten. Sie ſtrahlen nach allen Seiten hin, ſie erhellen; allein damit iſt ihr Wirken aus. Ihr Wirken bedarf ſecundärer Gehülfen zur Nachhaltigkeit; ſo die Sonne, die hervorruft, aber weiter nicht pflegt.

Die Neigung zum Guten, die Schnelligkeit es zu ergreifen und die Beſtändigkeit es zu wollen; die Dichtigkeit, Weichheit und Feſtigkeit der Federkraft, welche jene Neigung bewegt; die Lebendigkeit, Stärke und Genauigkeit des Aufſchwunges zum beſtimmten Zwecke — dieß ſind die Elemente, welche, wie eben ſo viele Schriftzüge, durch ihre Zuſammenſetzung den inneren Werth des Menſchen beſtimmen.

Jeder Geiſt hat ſeinen Bodenſatz.

Es gibt Menſchen, die ihren Geiſt nur dann haben, wenn ſie guter Laune ſind; andere nur, wenn ſie traurig geſtimmt ſind.

Der Himmel beſcheert ſelten denſelben Menſchen die Gabe gut zu denken, gut zu reden und in allen Dingen gut zu handeln.

Gewiſſe Geiſter müſſen, um ihr Feuer ausſtrahlen zu laſſen, von einem beſtimmten Gegen-

stande und auf kurze Zeit zurückgedrängt und gleichsam gefangen sein. Dann brechen sie los und erheben sich in Schwingungen den Weinen gleich, die nur dann sprudeln und ihr Feuer zeigen, wenn ihre Gährung, in einen engen Raum geschlossen und in die Wände der Flasche gebannt, sich concentrirt und eine Lebendigkeit gewinnt, die durch größere Freiheit vernichtet würde.

Wer denkt wohl nur um des Vergnügens willen, zu denken? Wer prüft wohl allein um des Vergnügens willen, zu wissen?

Es gibt leichte Geister, die aber keine leichten Ansichten haben; ihre Grundsätze und ihre Tugenden machen sie ernst, wenn es sein muß.

Im Gegentheile gibt es ernste und düstere Geister, die sehr seichte Grundsätze haben. In solchen Fällen ist Alles verloren.

Einiger Leichtsinn bringt immer in die trefflichsten Naturen, und da sie Flügel haben, um sich zu erheben, haben sie deren auch, um sich zu verirren.

Was man Leichtigkeit des Geistes nennt, ist oft nur ein Schein durch die Lebendigkeit seiner Bewegungen hervorgebracht; eine Leichtigkeit der

Evolutionen, die sehr von jener der Aufmerksamkeit und des Urtheils verschieden ist.

Die Einen können nur in der Ruhe Thätigkeit finden, die Anderen nur Ruhe in der Bewegung.

Geister, welche nie ruhen, sind vielen Verirrungen ausgesetzt.

Da es Menschen gibt, die mehr Gedächtniß als Urtheilskraft haben, gibt es deren auch, die in gewisser Beziehung mehr Gedanken als Geist haben; auch können sie dieselben weder anspannen noch leiten. Andere haben nicht genug Gedanken für ihren Geist; er zehrt ab aus Langeweile, wenn er nicht durch Kleinigkeiten aufgemuntert wird. Andere endlich haben der Gedanken zu viele für ihr Alter und ihre Gesundheit und werden von ihnen gequält.

Die Einen declamiren sich ihre Gedanken vor, Andere sagen sie auf, wieder Andere singen sie. Einige erzählen sie sich, lesen oder sprechen sie sich selbst vor.

Vernunft ist eine Biene; man fordert von ihr nur, was sie hervorbringt; ihr Nutzen gilt als ihre Schönheit.

Der Geiſt aber iſt ein Schmetterling, und ohne Anmuth iſt er wie ein farbloſer Schmetterling; er gewährt kein Vergnügen.

Die Natur hat zwei Arten ausgezeichneter Geiſter geſchaffen: die einen, um ſchöne Gedanken oder ſchöne Handlungen hervorzubringen, die anderen, um dieſe zu bewundern.

Man iſt niemals mittelmäßig, wenn man viel geſunden Sinn und viel gute Empfindungen hat.

Es gibt ausgehöhlte, tönende Geiſter, in welchen die Gedanken wie in einem Inſtrumente widerhallen. Andere wieder, deren Feſtigkeit flach iſt und wo der wohlklingendſte Gedanke nur die Wirkung eines Hammerſchlages hervorbringt.

Zarte Geiſter ſind alle erhaben geborene Geiſter, die keinen freien Lauf nehmen konnten, weil entweder die Schwäche ihrer Organe, der Wechſel ihrer Geſundheit oder die Weichlichkeit ihrer Gewohnheiten ihrem Aufſchwunge hinderlich war.

Sich mit kleinen wie mit großen Dingen beſchäftigen, für dieſe wie für jene geeignet ſein — iſt nicht Schwäche oder Kleinlichkeit, ſondern Capacität und Tüchtigkeit.

Durchdringende Geiſter überſpringen alles Vorläufige; ſie halten weder ſich noch Andere am Rande der Fragen auf.

Der Geiſt bleibt ſo lang ſtark als man die Kraft hat, ſich über deſſen Schwäche zu beklagen.

Es gibt eine körperliche Schwäche, welche aus der Stärke des Geiſtes kömmt und eine Schwäche des Geiſtes, die aus der Kraft des Körpers entſteht.

Bei Schwächlichen kömmt es oft vor, daß ſie einen guten Geiſt, aber ſchwaches Gehirn haben.

Es gibt von Natur aus erleuchtete und durchdringende Geiſter, die viele Klarheiten beſitzen, welche ſie nicht durch Nachdenken erlangt haben und deſſen auch nicht fähig wären.

Die Einen gehen nur durch die ſchönen Gedanken hindurch, Andere halten ſich darin auf; dieſe ſind die Glücklicheren; die anderen aber ſind die Größeren.

Man ſoll ſeinen Geiſt nur in glücklichen, befriedigenden oder vollkommenen Gedanken ruhen laſſen. Glückliche Gedanken hat man, wenn man ſie erwartet und bereit iſt, ſie aufzunehmen.

Die, welche ihrem Geiſte ernſte Gedanken verſagt haben, verfallen in düſtere.

Was den Geiſt nur in Bewegung ſetzt, macht uns thätig und ſchreibluſtig; was ihm aber Licht und Glück bringt, das macht uns nur betrachtend.

Von einigen Geiſtern kann man ſagen: es iſt in ihnen hell; von Anderen nur: es iſt in ihnen warm. Dort iſt viel Wärme, wo viel Bewegung; dort viel Licht, wo viel Heiterkeit; ohne Heiterkeit kein Licht.

Aufgeklärt ſein — iſt ein wichtiges Wort! Es gibt gewiſſe Leute, die aufgeklärt zu ſein wähnen, weil ſie entſchieden ſind, ſonach die Ueberzeugung für die Wahrheit und ſtarkes Begreifen für Intelligenz annehmen. Andere gibt es, die, weil ſie alle Wörter wiſſen, auch alle Wahrheiten zu wiſſen glauben. Wer aber iſt erleuchtet von jenem ewigen Lichte, das in die Gehirnwände dringt und die Geiſter, die es durchdrungen, und die Gegenſtände, die es berührt, für ewig erleuchtet?

Es gibt Köpfe, die keine Fenſter haben und in welche das Tageslicht nicht von oben eindringen kann. Nichts kömmt ihnen von der Himmelsgegend zu.

Wer Einbildungskraft, aber nicht Kenntniſſe hat, hat Flügel, aber keine Füße.

Falſche Geiſter ſind ſolche, die kein Gefühl des Wahren haben und nur deſſen Definitionen; die vor ſich hin ſchauen, ſtatt in ihr eigenes Gehirn; die in ihren Schlüſſen die Gedanken, welche ſie von den Dingen haben, zu Rathe ziehen, nicht aber die Dinge ſelbſt.

Es gibt Menſchen, die, wenn ſie ſprechen oder urtheilen, in ihren Kopf hineinſehen, ſtatt in Gott, in ihre Seele, in ihr Gewiſſen und in den Grund der Dinge zu blicken. Man erkennt dieſe Gewohnheit ihres Geiſtes an der Haltung, die ſie annehmen, und an der Richtung ihres Blickes.

Einfache und aufrichtige Geiſter irren ſich nur immer halb.

Die Falſchheit des Geiſtes kömmt aus einer Falſchheit des Herzens; ſie kömmt daher, daß man im Geheimen nur ſeine eigene Meinung, nicht aber die wahre Meinung zum Zwecke hat. Ein falſcher Geiſt iſt in Allem falſch, gleichwie ein ſchielendes Auge immer ſchief blickt. Allein man kann ſich ein Mal, hundert Mal irren, ohne einen falſchen Geiſt zu haben. Falſch iſt der Geiſt nicht — wenn er aufrichtig iſt.

Es gibt Perſonen, die viel Vernunft in ihrem Geiſte haben, aber nicht in ihrem Leben; Andere hingegen haben deren viel im Leben und wenig im Geiſte.

Menſchen von Geiſt behandeln Geſchäfte oft, wie Unwiſſende die Bücher: ſie verſtehen nichts davon.

Wenn Leute von Einbildungskraft oft durch den Anſchein getäuſcht werden, ſind es kalte Geiſter ebenſo oft durch ihre Kombinationen.

Gebt den kalten, ſchwerfälligen Geiſtern ſubtile und feine Lehrſätze und ihr werdet ſehen, welch' ſonderbaren Mißbrauch ſie davon machen. Werft einige Lichtblitze in einen von Natur aus finſteren Geiſt und ihr werdet ſehen, wie er ſie verdunkeln wird. Dieſe Finſterniß wird nur um ſo offenbarer werden; das Chaos wird auf die Nacht folgen.

Die Stärke des Gehirnes macht eigenſinnige und die Stärke des Geiſtes feſte Charactere.

Gedanken ſtark haben, iſt Nichts; das Wichtige iſt, daß die Gedanken ſtark ſeien, d. h. ſolche, die eine große Stärke der Wahrheit enthalten. Wahrheit und ihre Stärke aber hängen nicht von dem Kopfe des Menſchen ab.

Man nennt einen ſtarken Menſchen den, welcher Einwürfen kräftigen Widerſtand leiſtet; das iſt aber nur eine Kraft der Stellung.

Ein ſtumpfes Geſchoß von ſtarker Hand geſchleudert, kann kräftig treffen, weil es von Leib zu Leib geht; allein ſtarke Zungen und ſtarker Eigenſinn vermögen einem ſchwachen aber ſtark ausgeſprochenen Gedanken nicht wahre überzeugende Kraft zu verleihen, denn der Geiſt allein dringt zum Geiſte.

Es iſt nicht ein ſtarker Kopf, doch ſtarke Vernunft, die man ſich wünſchen und an Anderen ehren ſoll.

Oft iſt ein ſogenannter ſtarker Kopf nur ſtarke Unvernunft.

Ein harter Geiſt iſt ein Hammer, der nur zermalmt. Die Härte des Geiſtes iſt manchmal nicht minder Unheil bringend und gehäßig, als die Härte des Herzens.

Feſt iſt man durch Grundſätze, ſtarrköpfig aus Temperament. Starrkopf iſt der, deſſen Organe, wenn ſie einmal eine Richtung angenommen haben, gar nicht oder lange nicht eine andere annehmen können.

Manche Geiſter gleichen jenen convexen oder

concaven Spiegeln, welche die Objecte so wiedergeben, wie sie dieselben aufnehmen; nie aber so, wie sie wirklich sind.

Fragen bezeichnen die Ausdehnung des Geistes, Antworten die Feinheit desselben.

Feurige Geister haben etwas Tolles an sich; kalte Geister etwas Stupides.

Wenige Geister sind geräumig; wenige selbst haben einen leeren Raum oder bieten irgend eine freie Stelle. Alle beinahe haben beschränkte Fähigkeiten, die durch irgend ein sie vollpfropfendes Wissen besetzt sind.

Der Geist, der sich und Andere erfreuen will, muß sich immer erhaben erhalten über seine eigenen Gedanken und deßhalb muß er ihnen eine biegsame Form geben, welche geeignet ist, sich zu verengen oder zu erweitern, d. h. die natürliche Biegsamkeit beizubehalten.

Alle Geister von kurzem Gesichte sehen nur in ihren eigenen kleinen Gedanken klar, sehen aber Nichts in jenen Anderer. Geister der Nacht und Finsterniß — sind sie jenen schlechten Augen ähnlich, die in der Nähe das Dunkle sehen, in der Ferne aber das Helle zu bemerken nicht im Stande sind.

Fette Geiſter, verachtet nicht die mageren!

Es gibt müde Geiſter, die eine Art Paßgang gehen; ihre Gangart mißfällt nicht jedem Geſchmacke.

Man verrenkt ſich den Geiſt wie den Körper.

Um wie viel ziehe ich dieſen ſchwerfälligen Geiſtern, die uns durch ihr Gewicht und ihre Unbeweglichkeit läſtig ſind, die man weder zum Fliegen noch Schwimmen bringen kann, weil ſie ſich nicht zu helfen wiſſen, die uns enge einſchließen und fortſchleppen, — um wie viel ziehe ich ihnen jene vor, welche ſich in den Schwingungen der Vögel gefallen, die ſich gerne erheben, über den Waſſern hinſchweben, ſich ins Weite verlieren, die Lüfte durchſchneiden, um dann zu einem feſten, ſicheren und beſtimmten Punkte zurückzukehren!

Es gibt Dinge, die der Menſch nur im Allgemeinen kennen kann. Große Geiſter ſind damit zufrieden, einen allgemeinen Ueberblick zu haben, dieſer reicht aber gemeinen Geiſtern nicht hin. Beſchwert durch Unwiſſenheit von Natur aus und durch die Nothwendigkeit, wollen ſie in ihrem lächerlichen und kindiſchen Dünkel jene Allgemeinheit nicht dulden. Sie werden nur da-

durch befriedigt, daß ſie ſich beſtimmte und deutliche Gedanken ſelbſt über Gegenſtände, deren genaue Beſtimmung Irrthum iſt, erſinnen oder, daß man ihnen dergleichen bietet.

Dieſe gemeinen Geiſter haben keine Flügel. In Nichts können ſie ſich halten, was blos Raum iſt; ſie bedürfen der Stützpunkte, Fabeln, Lügen und Götzenbilder. Lügt ihnen alſo vor; betrügt ſie aber nicht! —

Es gibt Geiſter, welche Maſchinen ſind und verdauen, was ſie lernen, wie jene Ente des Vaucauſon das Futter verdaute; mechaniſche Verdauung, die nicht nährt!

Die Erhebung des Geiſtes gefällt ſich in Allgemeinheiten, ſein Ernſt ſtrebt nach Anſtrengung.

Es gibt Meinungen, die aus dem Herzen kommen; wer nicht eine beſtimmte Meinung hat, hat auch keine beſtändige Empfindung.

Es gibt betrachtende und genaue Geiſter, welche in ihrer Thätigkeit zerſtreut werden durch den unermeßlichen und fernen Hinblick auf das „το καλον“ oder die himmliſche Schönheit, von der ſie allenthalben hinein irgend ein Bild oder einen Strahl bringen möchten, weil ſie es immer vor ihrem Blicke haben, wenn ſie auch

Nichts vor Augen haben; Geiſter — die, Freunde des Lichtes, jeden Gedanken, den ſie verwirklichen wollen, lange in Betrachtung ziehen, deſſen Aufleuchten erwarten, wie Buffon vorſchrieb, als er den Genius der Fähigkeit zur Geduld definirte. — Geiſter, welche die Erfahrung gemacht haben, daß auch die trockenſte Materie und die matteſten Worte in ihrem Innern den Beginn und Funken eines Glanzes verſchließen, wie jene Nüſſe der Fee'n, in welchen man Diamanten fand, wenn glückliche Hände ihre Hülſe zerbrachen; — Geiſter, welche überzeugt ſind, daß das Schöne, von dem ſie durchdrungen ſind, das elementare und reine Schöne in allen Punkten verbreitet iſt, welche der Gedanke erreichen kann, wie das Feuer in allen Körpern; — Geiſter — aufmerkſam und durchdringend — welche dieſes Feuer in den Kieſelſteinen der ganzen Literatur erblicken und ſich von denen, die in ihre Hände fallen, nicht eher losmachen können, als bis ſie lange die ſie bergende Ader aufgeſucht haben und ſie ſchnell herausquellen ließen; — Geiſter, welche auch ihre Syſteme haben und behaupten z. B. daß ſchön ſehen nnd verſchönern nichts ſei, als alle Dinge ſo ſehen und zeigen, wie ſie wirklich innerſter Subſtanz und nicht, wie ſie nur dem oberflächlich prüfenden Blicke

ſind; — Geiſter, die nicht leicht zufrieden geſtellt ſind ihrer Durchdringlichkeit wegen, welche ihnen allzudeutlich die Vorbilder zeigt, die entweder nachzuahmen oder zu vermeiden ſind; — Geiſter, thätig, obſchon träumeriſch, die nur in gründlicher Wahrheit ruhen können, die nur beglückt werden durch das Schöne oder mindeſtens durch deſſen verſchiedene Annehmlichkeiten, gebildet durch kleine Theile und leichte Funken aus dem Schönen; — Geiſter, weniger nach Ruhm als nach Vollendung ſtrebend, die müſſig ſcheinend die thätigſten ſind, wenig beachtet aber auf Erden (weil ihre Kunſt lang und das Leben immer kurz iſt) wenn nicht irgend ein glücklicher Zufall ihnen einen Gegenſtand darbietet, in welchem ſich das ihnen nothwendige Element und der Spielraum für ihre Gedanken im Ueberfluſſe befindet; ſolche, die ohne Denkmal bleiben, da ihnen unter den begabten Geiſtern nur eine innere Fruchtbarkeit, mit welcher Wenige vertraut ſind, zu Theil geworden.

Titel VIII.

Von den Leidenschaften und Affecten der Seele.

Die Leidenschaften sind den Empfindungen, was der Regen dem Thau und das Wasser dem Dunste ist.

Die menschlichen Leidenschaften machen sich stets dem Herzen vernehmlich; sie finden ihr Echo darin.

Wenn die Neuheit nothwendig ist, Leidenschaften hervorzubringen, so ist es die Abwechslung, um sie bestehen zu machen.

Das Elend verlöscht die Leidenschaften, der Ueberfluß nährt sie. Die Kleinen haben nur Bedürfnisse.

Man will immer, daß der Arme fehlerfrei ſei; und das will man, weil es ihm vielleicht leicht wäre, vollkommen zu ſein.

Himmel und Erde müſſen in den menſchlichen Neigungen vermiſcht ſein und ſich darein theilen, damit Alles gut gehe und die Menſchen glücklich ſeien.

Um nun dieſes Gleichgewicht herzuſtellen, ſind zwei Betrachtungen nothwendig: Die Schwächen der Natur und die Anſtrengungen der Tugend; viel Religion und viel irdiſche Neigungen. Für das Eine hat die Natur geſorgt; an uns liegt es, für das Andere zu ſorgen.

Man muß die Leidenſchaften dem Körper überlaſſen; das Herz ſoll nur zärtlich ſein. Wenn man ein überſpanntes Herz hat, liebt man falſch: man muß mit Beſonnenheit lieben, um wahrhaft zu lieben.

Schöne Empfindungen machen ſchön. Man nehme nur z. B. welch' bewunderungswürdigen Ausdruck Schamhaftigkeit, Ehrfurcht, Frömmigkeit, Mitleiden und Unſchuld dem menſchlichen Antlitze verleihen.

Zum Himmel erhobene Augen ſind immer ſchön, wenn ſie es auch ſonſt nicht ſind.

Die Leidenſchaften des Geiſtes und der Ehrgeiz des Leibes bieten dem Aufmerkſamen zwei abſcheuliche Entſtellungen dar.

Man muß die Leidenſchaften reinigen; alle können unſchuldig und rein werden, wenn ſie gut geleitet und gemäßiget werden. Der Haß ſelbſt kann zum lobenswerthen Affekte werden, wenn ihn nur die lebendige Liebe zum Guten in uns erweckt hat. Alles was die Leidenſchaften reinigt, macht ſie auch ſtärker, dauerhafter und lieblicher.

Wir verwenden zu den Leidenſchaften den Stoff, der uns für unſer Glück gegeben wurde.

Die Leidenſchaften ſind nur Natur; aber das Nicht-Bereuen iſt die Verderbtheit.

Die Gewiſſensbiſſe ſind Strafe des Verbrechens; Reue iſt ſeine Sühne. Jene gehören einem gequälten Gewiſſen an, dieſe der gebeſſerten Seele.

Reue iſt ein Beſtreben unſerer Natur, das aus unſerer Seele die Urſachen der Verderbtheit verſcheucht. Sie verſöhnt den Menſchen mit ſeinen Fehlern.

Das Geſtändniß iſt das Werkzeug der Sühne.

Die Fehler, welche einen Menſchen lächerlich machen, machen ihn ſelten widerwärtig; ſo, daß man durch das Lächerliche dem Widerwärtigen entkömmt.

Wer keinen Fehler zeigt, iſt ein Einfältiger oder ein Heuchler, dem man nicht trauen ſoll.

Es gibt Fehler, die ſo ſehr mit ſchönen Eigenſchaften vereinigt ſind, daß ſie dieſe gleichſam ankündigen und daß man wohl daran thut, ſie nicht abzulegen.

Die Menſchen finden in ihrer Unwiſſenheit und in ihren Laſtern Motive des Mißtrauens; in ihrer Erkenntniß und ihren Tugenden jene des Vertrauens.

Mißtrauen iſt das Erbtheil der Blinden.

Die Furcht hat immer offene Augen; Liebe ſchließt die ihrigen gerne.

Wenn man das Kommende zu ſehr gefürchtet, endigt man damit einige Erleichterung zu empfinden, wenn es wirklich gekommen.

Alle Leidenſchaften ſuchen das auf, was ſie nährt; die Furcht liebt den Gedanken an Gefahr.

Furcht hängt mit der Einbildungskraft, Feigheit mit dem Charakter zuſammen.

Die Furcht nährt die Einbildungskraft.

Der Zorn, der seinen Sitz in den Nerven hat, geht schneller und vollkommner vorüber, als jener, dessen Sitz in den Stimmungen, in den Säften ist; dieser läßt tiefere Spuren zurück; länger und tiefer hat er den Groll zur Folge.

Es ist immer unsere Ohnmacht, die uns reizt.

Unser Geschmack beurtheilt das, was wir lieben, und unsere Urtheilskraft bestimmt, was angemessen ist; dieses sind ihre respektiven Funktionen und dabei sollen sie bleiben. Sie unterscheiden sich wie Neigung und Ueberlegung.

Wer das Vergnügen fürchtet, ist noch besser als der, welcher es haßt.

Die Reichen sollten die Freuden den Armen überlassen und die Tugenden für sich behalten.

Ausschweifung jeder Art enthält viel Seelenkälte; sie ist ein überlegter und freiwilliger Mißbrauch des Vergnügens.

Furcht ist das Reizende an der Ausschweifung.

Empfindung macht alles Das unschmackhaft (insipid), was nicht wirklich Empfindung ist;

das iſt ihre unangenehme Seite. Dieß iſt auch das Unbequeme am Vergnügen; es entfremdet von der Vernunft.

Nichts verkleinert den Menſchen mehr, als kleine Vergnügungen.

Die Freude iſt beſſer als das Vergnügen, weil ſie ein Vergnügen iſt, welches uns und den Andern gemein iſt.

Wenn die Vergnügungen der Großen lärmend und heiter ſind, werden ſie für die Landleute ein Schauſpiel, das ſie aufweckt und ermuntert, ihren Geiſt in Thätigkeit ſetzt, ihre Geſpräche belebt und ihr Leben freudiger ſtimmt.

Freude iſt Jugend; Schmerz — Alter.

Der Menſch, welcher ſingt, wenn er allein iſt und, ſo zu ſagen, der Muße des Körpers hingegeben iſt, hat hiedurch in ſeiner Stellung ein gewiſſes Gleichgewicht und eine gewiſſe Harmonie; alle ſeine Saiten ſind wohlgeſtimmt.

Blinde ſind heiter, weil ihr Geiſt nicht durch die Vorſtellung von Dingen zerſtreut wird, die ihnen gefallen können und weil ſie noch mehr Ideen haben als wir äußerlich Anſchauliches.

Dieß iſt eine ihnen vom Himmel gegönnte Entſchädigung.

Der gute Humor iſt fruchtbar an freundlichen Gedanken, an Hoffnungen, Erwartungen und Erfindungen, die zum Vergnügen gereichen. Er iſt für die Vergnügungen des Menſchen das, was die Einbildungskraft für die Künſte. Er gefällt ſich darin, liebt ſie, vermehrt und ſchafft ſie.

Man iſt meiſtens nur durch das Nachdenken unglücklich.

Alles, was Beſchäftigung mit Anderen veranlaßt, erheitert; was nur ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigen macht, verſtimmt. Daher die Schwermuth im Menſchen, der in ſich verſchloſſen lebt.

Heiterkeit hellt den Geiſt auf, beſonders literäriſche Heiterkeit. Langeweile macht verwirrt; die größte Spannung gibt ihm eine falſche Richtung, Erhabenes verjüngt ihn.

Kaltblütigkeit iſt eine große Feindin des Guten.

Die Grazie iſt in den Gewändern, Bewegungen und Manieren; die Schönheit im Nackten und in den Formen.

Dieß iſt wahr in leiblicher Beziehung; wenn es ſich aber um die Empfindung handelt, ſo iſt

ihre Schönheit in ihrem geiſtigen Gehalte und die Grazie in ihrer Mäßigung.

Die Mäßigung beſteht darin, daß wir wie die Engel bewegt werden.

Gott hat der Zeit befohlen, die Unglücklichen tröſten.

Der Schmerz hat ſein Gleichgewicht. Die Ruhe des Lebens kann bisweilen, wie ein Gegengewicht, die Verzweiflung des Augenblickes aufwiegen.

Im Zorne und im Schmerze gibt es ein gewiſſes Loslaſſen, das man zu ergreifen und zu beſchleunigen wiſſen muß.

Die Pulsſchläge meſſen die Zeit, die Herzſchläge das Leben; aber der Friede allein und die Bewegungen unſerer Seele ſind das Maas für das Glück.

Glück iſt, ſeine Seele als gut zu erkennen; es gibt kein Anderes, ſo zu ſagen und dieſes kann ſelbſt in der Trübſal beſtehen; deßhalb gibt es Schmerzen, die allen Freuden vorzuziehen ſind, und dieſen auch von allen Denjenigen, die ſie empfunden haben, vorgezogen würden.

Die Freundſchaft iſt eine Pflanze, welche der Trockenheit widerſtehen muß.

Man muß nicht nur ſeine Freunde pflegen, ſondern in ſich ſelbſt die Freundſchaft; man muß ſie mit Sorgfalt erhalten, warten, ſo zu ſagen begießen.

Wer nicht auf eine ſchöne Weiſe ſieht, iſt ein ſchlechter Maler, ſchlechter Freund, ſchlechter Liebhaber; er kann ſeinen Geiſt und ſein Herz nicht bis zur Güte erheben.

Wer ſich nie täuſchen ließ, iſt kein Freund. Wer mit einem mißgünſtigen Blicke die Fehler ſeiner Freunde belauert, entdeckt ſie mit Freude.

Wenn man liebt, ſo urtheilt das Herz.

Wir verlieren immer die Liebe Derjenigen, die unſere Achtung verlieren.

Es iſt immer eine grauſame Lage, ſich nicht entſchließen zu können, einen Menſchen zu haſſen und zu verachten, den man weder lieben noch achten kann!

Freimüthigkeit geht durch Stillſchweigen verloren, durch die Schonung und die Rückſichten, welche Freunde gegenſeitig ausüben.

Begnügen wir uns mit den ſchönen Eigenſchaften unſerer Freunde, gehen wir ihnen gleichſam entgegen! Befriedigen wir aber ihre Fehler nicht, ſobald wir beſſer thun können!

Die Zeit beſchwichtigt jeden Rauſch, ſelbſt den der Freundſchaft; langgewährte Treue hat auch ihre letzten Bewunderungen.

Man liebt und lobt oft unſere ſchönen Eigenſchaften nur deßhalb, weil unſere Fehler deren Glanz mäßigen. Oft liebt man uns ſogar mehr um unſerer Fehler als unſerer guten Eigenſchaften willen.

Man muß ſich lieben machen, denn die Menſchen ſind nur gegen Die, welche ſie lieben, gerecht.

Wahre Zuneigung kann man nur von Denen erwarten, die von Natur aus weich und liebevoll ſind.

Wer immer liebt, findet nicht Muße, ſich zu beklagen und unglücklich zu fühlen.

Viel geliebt haben: an dieſen Fehler iſt das Verzeihen gebunden und dieſes iſt geheiligt.

Die Menge der Zuneigungen erweitert das Herz.

Die Strafe Derjenigen, welche die Frauen zu viel geliebt haben, iſt, daß ſie dieſelben immer lieben müßen.

Zärtlichkeit iſt das Ruhen der Leidenſchaft.

Verſteckte Wohlgerüche und heimliche Liebe verrathen ſich.

Nur die man fürchtet, liebt man ſtark und ernſthaft, weil die Furcht unſern Geiſt an ſie feſſelt und weil man ihnen ſowohl alles Gute, das ſie thun, anrechnet, als alles Böſe, das ſie unterlaſſen. Uebrigens — wenn ſie nicht böſe ſind, unterjochen ſie das Herz ſelbſt und man wagt es nicht, ſie zu haſſen.

Der Haß zwiſchen beiden Geſchlechtern erliſcht ſchwer.

Die Menſchen lieben nie unveränderlich Jene, welche ſie verderben, ſelbſt wenn ihnen dieſe unermeßliche Wohlthaten erwieſen haben.

Es iſt geringere Gleichgültigkeit zu läſtern, als zu vergeſſen. Vergeſſen! wie ſanft iſt dieſes Wort!

Abweſenheit muß man durch Erinnerung ergänzen.

Wohlwollen gesellt zu unseren Fähigkeiten und Genüssen die Genüsse und Fähigkeiten aller Gegenstände, die es umfaßt. Der Mensch ist ein unermeßliches Wesen, welches theilweise bestehen kann, dessen Existenz aber um so reizender ist, je reicher und vollständiger sie ist.

Wer einen Gegenstand oft gesehen, gesellt sich aus Instinkt, wenn er ihn mit Vergnügen wieder sehen will, einen andern Menschen bei, der ihn noch nicht gesehen hat.

Wer immer im Menschen ein Gefühl von Wohlwollen erstickt, tödtet ihn theilweise.

Alles was die Bande vermehrt, welche Menschen an Menschen fesseln, macht sie besser und glücklicher.

In dem, was man Gesammtgeist einer Genossenschaft (esprit de corps) nennt, ist wenigstens Liebe zu den Andern oder zu Einigen, was doch immer besser ist, als einfache Selbstliebe.

Wenn Apathie — wie man sagt — ruhender Egoismus ist, so könnte die vielgerühmte Activität auch Egoismus in Bewegung sein.

Es wäre also der Egoismus in Bewegung,

welcher ſich über den ruhenden Egoismus beſchweren wollte.

Nichts iſt gut, Nichts kann nützlich ſein, verdient geliebt zu werden, wenn es nicht etwas Himmliſches enthält, ſei es in der Intelligenz durch Gedanken, ſei es im Willen durch Neigungen, die gen Himmel gerichtet ſind.

Ein Glück, ein großes Glück iſt es, von Geburt aus gut zu ſein.

Ein Theil der Güte beſteht vielleicht darin, daß wir die Menſchen mehr achten und lieben, als ſie es verdienen; allein dann iſt es ein Theil der Klugheit, zu glauben, daß die Menſchen nicht immer das werth ſind, wie man ſie ſchätzt.

Gott will, daß wir ſelbſt ſeine Feinde lieben.

Ohne Güte tödtet die Gewalt das Gute, wenn ſie es berührt, und das Mitleiden bethaut und nährt das Uebel.

Gott hat in den Menſchen nicht blos die Selbſtliebe, ſondern auch die Liebe zu Andern gelegt. Das Warum des größten Theiles unſerer Eigenſchaften iſt, daß man gut iſt, daß man ein Menſch iſt — nemlich Gottes Werk.

In den meiſten redlichen Gefühlen liegt etwas Beſſeres und Wichtigeres, als Berechnung und Ueberlegung: Inſtinkt und Nothwendigkeit.

Man iſt nur gut aus Erbarmen. Es muß ſonach in all' unſern Empfindungen etwas Erbarmendes ſein, ſelbſt in der Entrüſtung, im Haſſe gegen die Böſen. Muß dieß aber auch der Fall ſein in unſerer Liebe zu Gott? Allerdings, Erbarmen über uns, wie deſſen auch ſtets in der Dankbarkeit enthalten iſt.

So iſt allen unſeren Empfindungen irgend ein Erbarmen eingeprägt — über uns oder über Andere.

Die Liebe der Engel zu uns iſt ſelbſt nur ein unausgeſetztes Erbarmen.

Wenn man nicht darauf Acht hat, ſo iſt man geneigt, die Unglücklichen zu verdammen.

Man ſollte die Menſchen mehr darin üben, das Unglück zu beklagen, als es zu ertragen.

Jeder bemitleidet Uebel, die er ſelbſt fürchtet.

Euer Geiſt ſei nicht ſchwerer zu befriedigen als euer Geſchmack; euer Urtheil nicht ſtrenger als euer Gewiſſen.

Man muß die Empfindungen dem Herzen nahe halten. Gewöhnt man das Herz daran, nur Das zu lieben, was für den Geiſt allein beſteht, ſo bleibt nur noch der Hang für Abſtraktes und man opfert ihm gerne die Wirklichkeit auf. Liebt man die Menſchen zu ſehr im Allgemeinen, ſo bleibt der Zuneigung wenig für die Einzelnen; man hat an die Allgemeinheit ſein ganzes Wohlwollen vergeben, und das Individuum kömmt zu ſpät.

Dieſe philoſophiſchen Zuneigungen, die man nicht ohne Anſtrengung empfindet, verderben und trocknen die Fähigkeit zu lieben aus.

Das Herz muß dem Geiſte vorangehen, und die Nachſicht der Wahrheit.

Die guten Regungen ſind Nichts, wenn ſie nicht zu guten Thaten werden.

Gute Handlungen, die man nie gethan, ſind für den Willen eine Entdeckung, ein Fortſchritt.

Von Jemandem Wohlthaten empfangen iſt ein ſichereres Mittel, ſich ihn anhänglich zu machen, als wenn man ihn ſelbſt ſich zu Dank verpflichtet hätte. Der Anblick eines Wohlthäters iſt oft ungelegen, der eines Menſchen, dem

man Wohlthaten erwieſen hat, iſt immer angenehm: man liebt in ihm ſein eigenes Werk.

Wenn man ſich aller Menſchen entſchlagen, Niemandem verpflichtet ſein will, ſo iſt dieß ein ſicheres Zeichen einer gefühlloſen Seele.

Jeder Menſch ſoll ein Autor ſein; wenn nicht von guten (literäriſchen) Werken, doch von guten Handlungen.

Es reicht nicht hin, ſeine Gaben in Manuſcripten, ſeinen edlen Sinn in Pergamenten zu haben.

Man liebt ſeine guten Handlungen ſelbſt auszuüben.

Gutes ſoll man thun, ſo oft man kann; ſich gefällig erweiſen aber zu allen Stunden; denn das kann man auch.

Biſt du arm, ſo zeichne dich durch Tugenden aus; biſt du reich, ſo thue es durch Wohlthaten.

Das Vergnügen zu geben iſt wahrem Glücke nothwendig; und der Aermſte kann dieſes Vergnügen haben.

Will man freigebig ſein, ſo muß Einem nichts daran liegen, reich zu ſein.

Die Religion verpflichtet ſelbſt den Armen, freigebig, edel, großmüthig und prachtliebend in der Liebe zu ſein.

Spare doch nicht auf Koſten jeder Freigebigkeit.

Mein Sohn, habe die Seele eines Königs und die Hände eines klugen Haushalters!

Unſer Credit iſt eines unſerer Güter, und wir müſſen auch damit dem Unglücklichen beiſtehen.

Wenn du gibſt, ſo gib mit Freuden und Lächeln.

Es iſt erlaubt, mit ſich zufrieden zu ſein aus Ueberzeugung, nicht aber aus Ueberlegung.

Die Eitelkeit, welche in dem Wunſche beſteht, zu gefallen und ſich Andern angenehm zu machen, iſt eine halbe Tugend; denn ſie iſt offenbar halbe Demuth und halbe Liebe.

In den Höhen der Seele iſt eine Region, wohin der Weihrauch des Lobes dringen, doch der Hochmuth nie gelangen kann.

Unſchuldige Eitelkeit, die ſich an leichten Dünſten weidet, kann ein zarter und unſerer

Natur angemeſſener Fehler ſein, beſonders beim Poeten; allein Eigendünkel iſt der Feind der Güte.

Eitelkeit nimmt nur dann Vernunft an, wenn ſie zufrieden iſt.

Es iſt gut, die Ader der Eitelkeit zu öffnen, damit ſie der Menſch nicht voll in ſich behalte und ſich übernehme; ſie bedarf, ſo zu ſagen, täglicher Ausflüſſe.

Befriedigte Eigenliebe iſt immer zärtlich. Selbſt der Eigendünkel hat ſeine zärtlichen Augenblicke.

Stolze Charaktere lieben Die, welchen ſie dienen.

Leute voll Eigendünkel ſcheinen mir, wie Zwerge, die Geſtalt eines Kindes, und die Haltung eines Mannes zu haben.

Der Ehrgeiz iſt unerbittlich; jedes Verdienſt, welches nicht ihm dient, iſt in ſeinen Augen verächtlich.

Die Menſchen entſchließen ſich, Die, welche ſie fürchten, zu lieben, damit ſie von ihnen begünſtigt werden.

Diener lügen oft nur aus Ehrerbietung und Furcht.

Bewunderung ist für die Aufmerksamkeit Erleichterung; es ist ein Ziel, das diese sich zu ihrem Vergnügen und ihrer Beruhigung setzt.

Es gibt eine Art von Bewunderung, welche Tochter des Wissens ist.

Exaltation ist jene Höhe der Empfindung oder der Gedanken, welche aus äußeren Veranlassungen kömmt; Begeisterung hat ihren Ursprung im Charakter selbst.

Durch Anbetung gibt man eine Andeutung von der Gottheit, von der Macht durch Unterwerfung und vom Verdienste durch Ehrfurcht.

Die Achtung huldigt der Herrschaft, welche man über sich selbst oder über Andere übt. Sie ist ein Gefühl — geboten und erhoben wie ein Tribut.

Man trachte so viel als möglich, Niemanden zu verabscheuen.

Alles altert — selbst die Hochachtung — wenn man sich dabei nicht in Acht nimmt.

Hochachtung ist besser zu empfinden, als

einzuflößen; denn der Achtende iſt immer ſchätzungswerth.

Dieſes Gefühl hat als Grund eine Meinung von Trefflichkeit, die ſich in Solchen nicht bilden kann, in welchen Nichts vortrefflich iſt.

Der Hochachtung fähig zu ſein, iſt heut zu Tage beinahe ſo ſelten, als ihrer würdig zu ſein.

Wir achten auch wider unſern Willen Die, welche wir geachtet ſehen.

Schwer wäre es, verachtet und tugendhaft zu leben: wir bedürfen einer Stütze.

Ohne Hochachtung bringt das Verdienſt nicht die Täuſchung hervor, welche deren Reiz iſt. Man empfindet für die, welche ſie einflößen, eine Art zarter Hinneigung, deren Glück verloren gienge, wenn man für ſie nur eine nach der Größe ihres Werthes bemeſſene Achtung hätte.

Durch die Keuſchheit athmet die Seele ſelbſt an den verderbteſten Orten reine Luft ein; durch die Enthaltſamkeit iſt ſie ſtark, in welchem Zuſtande der Leib auch immer ſein mag; ſie iſt königlich durch die Herrſchaft über die Sinne; ſie iſt ſchön durch Erleuchtung und Frieden.

Gott! was die Keuſchheit für bewunderungs-

würdige Liebe veranlaßt! und welcher Reize berauben uns die Begierden!

Es iſt hinreichend, vernünftig zu ſein, um auch mäßig zu ſein; doch die Frömmigkeit allein macht keuſch.

Man hat geſagt, daß die Keuſchheit die Mutter der Tugenden ſei. Sie feſſelt in der That die liebſte und gewaltigſte unſerer Leidenſchaften. Die von ihr bewohnte Seele erlangt durch ſie eine Energie, welche es ihr leicht macht, alle ſich ihr auf dem Wege der Pflicht entgegenſtemmenden Hinderniſſe zu überwinden. Iſt die Keuſchheit verloren, ſo wird die Seele weichlich und feig; ſie hat nur ſolche Tugenden, die ihr keine Mühe koſten.

Die Menge iſt die Mutter der Schamloſigkeit; Einheit ihre Feindin.

„Gott wird Den ſtrafen", ſagen die Morgenländer „der ſieht und der geſehen wird." Schöne aber ſchreckenerregende Empfehlung der Keuſchheit.

Keuſchheit hat die Verzierungen erfunden.

Das Elend hat eine gewiſſe Scham zu beobachten. Es liegt dieſer der edle und lobenswerthe Widerwille, welcher allen Menſchen eigen

iſt, zu Grunde, den Augen Anderer unangenehme und widerwärtige Gegenſtände auszuſtellen.

Man ſoll ſich wohl hüten, in dieſes edle Gefühl — ſowohl gegen Andere wie gegen ſich ſelbſt — Eingriff zu thun.

Es gibt Menſchen, deren Wohlthaten das Unglück ſchänden; Andere, deren Klagen oder Haltung gewiſſermaſſen das Unglück den Vorübergehenden preis geben. — Der Arme ſoll die Beſcheidenheit der Jungfrauen haben, die von ihrem Geſchlechte und ſeinen Schwächen nur mit Zurückhaltung, insgeheim und nur, wenn es nothwendig iſt, ſprechen.

Ein Spinnengewebe, aus Seide und Licht geſponnen, wäre nicht ſchwerer auszuführen, als die Bearbeitung: „Was iſt die Schamhaftigkeit?“

Titel IX.

Was ist die Schamhaftigkeit?

Ich habe einen reizenden Gegenstand zu malen; er widerstrebt aber ohne Unterlaß der Farbe jeder Schreibart und duldet kaum genannt zu werden. Ich betrachte ihn hier von der Höhe, und mit Mühe läßt er sich fassen, auch wenn man ihn in sich und um sich selbst beobachtet.

Mein Unternehmen ist mühsam, vielleicht unmöglich. Ich verlange nur, daß man mir in dem Labyrinthe und in dem betretenen Wege mit Ausdauer folgen möge. Ich wünsche, daß man mich verlasse an dem Abhange, der mich führt. Endlich mache ich auf Das Anspruch, was ich selbst meinem Gegenstande und meiner Schreibart gewidmet habe: eine hoffende Geduld und lange Aufmerksamkeit.

Die Schamhaftigkeit ist eine gewisse an unsere Empfindung gebundene Furcht, welche macht,

daß die Seele, wie ihr Bild, die Blume, so lange sie empfindlich und zart ist, bei dem geringsten Anstoß dessen, was sie durch zu lebhafte Eindrücke oder vorzeitige Aufklärungen verletzen könnte, sich in sich zurückzieht und verbirgt.

Daher diese Verwirrung, die, indem sie bei jeder Unordnung auftaucht, unsere Gedanken trübt, vermengt und sie gleichsam für ihre Berührungen unempfänglich macht. Deßhalb dieses Befühlen, welches all' unseren Eindrücken vorhergeht; dieser Instinkt, der sich allem Unerlaubten widersetzt; diese unbewegliche Flucht, dieses blinde Unterscheiden und dieser stumme Fingerzeig dessen, was vermieden und nicht gekannt werden soll.

Daher diese Schüchternheit, welche alle unsere Sinne vorsichtig macht, und welche die Jugend bewahrt, ihre Unschuld der Gefahr auszusetzen, aus ihrer Unwissenheit zu treten und ihr Glück zu stören.

Daher dieses scheue Wesen, durch welches die Unerfahrenheit unberührt zu bleiben strebt, Alles fliehend, was uns zu sehr gefallen; fürchtend, was sie verletzen könnte.

Die Schamhaftigkeit senkt die Wimper zwischen Aug' und Gegenstand und läßt einen nützlicheren Schleier, einen wunderbareren Flor zwi-

ſchen unſeren Geiſt und unſere Augen fallen. Sie iſt unſerem Auge bemerkbar durch eine unausgedehnte Weite und eine magiſche Vertiefung, welche ſie all' unſeren Formen mittheilt, unſerer Stimme, unſerer Miene, unſeren Bewegungen und was ſo viel Lieblichkeit verleiht. Denn man kann es leicht ſehen: Was der Quelle ihre Kryſtallhelle, ein Glas dem Paſtell, der Duft einer Landſchaft, das iſt die Schamhaftigkeit für die Schönheit und für unſere kleinſten Reize.

Welchen Werth hat denn die Schamhaftigkeit? Warum wurde ſie uns gegeben? Wozu dient ſie der menſchlichen Seele? Welches iſt ihre Beſtimmung und welches ihre Nothwendigkeit?

Ich will dieß zu entwickeln verſuchen.

Wenn die äußere Natur ein ſichtbares Weſen erſchaffen will, gebraucht ſie alle Vorſicht, ſo lang es noch ſchwach iſt. Sie hüllt es durch einen geheimen Mechanismus in ein Gewebe aus all ihren Stoffen und bildet ihr eine ſolche Schutzwehr, durch welche nur der Einfluß des Lebens und der Bewegung ohne Anſtrengung gelangen kann. Sie ſetzt den Keim in Ruhe, in Einſamkeit und Sicherheit; ſie vollendet ihn langſam und läßt ihn ſich auf einmal entfalten.—

So hat ſich das Weltall gebildet; ſo bilden ſich in uns alle unſere ſchönen Eigenſchaften

Will die innere Natur unſere moraliſche Weſenheit ſchaffen und in unſerem Buſen irgend eine ſeltene Vollkommenheit aufblühen laſſen, ſo bringt ſie vor Allem die Keime hervor und legt ſie in das Centrum unſeres Daſeins, fern von den Bewegungen, welche auf unſerer Oberfläche vorgehen.

Sie läßt uns leben im Schatten eines geheimnißvollen Schmuckes, ſo lange wir zu empfindlich und noch unvollendet ſind, auf daß die Entwicklungen, die ſie für dieſe Epoche bereitet, in unſeren beſcheidenen Fähigkeiten in Sicherheit vor ſich gehen können, auf daß ſie nicht durch die zu nackten Eindrücke harter und ſtarker Leidenſchaften geſtört werden, welche aus anderen Weſen und aus allen Körpern ausſtrömen.

Da die Theilchen, welche unſere Empfindungen verurſachen — wenn ſie ohne Zögerung in jenes Aſyl, das allen Einflüſſen offen ſteht, eindrängen, das Zarteſte, was es enthält, zerſtören würden, indem unſere Seele der Wirkung der Materie preis gegeben würde, ſo hat die Natur ihnen einen Damm geſetzt.

Sie umgibt dieſe liebende und lebendige Stätte, wo der Charakter in einen Halbſchlum-

mer verſunken in ſeinem Keime all ſeinen Zuwachs erhält, mit einem engverbundenen, kreisförmigen, durchflichtigen und unbemerkbaren Netze. Sie läßt nur halbes Tageslicht und halbes Geräuſch und nur die reine Eſſenz aller Neigungen eindringen. Allen unſern Empfindungen ſtellt ſie Zurückhaltung entgegen und waffnet uns mit dem vollendetſten Mechanismus, der unſeren fühlbaren, zum Schutze unſeres äußerlichen Daſeins gegen den Schmerz beſtimmten Texturen noch ein Unſichtbares beifügt, welches unſere erwachende Empfindbarkeit gegen die Luft vertheidiget.

Kurz, in dieſer Epoche des Lebens gibt uns die Natur eine Hülle; und dieſe Hülle iſt die Schamhaftigkeit (Scham).

Man kann ſich dieſe vorſtellen, indem man ſich unſer Daſein in ſeiner Blüthe ringsum von einer Einfaſſung umgrenzt denkt, und ſo, daß dasſelbe alle irdiſchen Eindrücke durch Hinderniſſe aufnimmt, welche ſie von ihrem Bodenſatze reinigen oder deſſen Ausſchweifungen verzehrt.

An unſerer Oberfläche hält ſie die unnützen Niederſchläge jener Eindrücke, welche von Außen kommen, feſt, und macht die Seele, indem ſie zwiſchen ihren Knoten nur das Elementare, von allem Ueberflüſſigen Befreite, einläßt, ohne An-

ſtrengung für die Weisheit empfänglich und den Willen nur für die Gewohnheit, den geiſtig bewegenden Kräften, wie ſie ſelbſt iſt, zu gehorchen.

Sie ſichert unſeren Fähigkeiten Zeit und Möglichkeit, ſich zu entfalten, fern von Eingriffen und Unregelmäßigkeiten, in einem beſtimmten Kreiſe, wo Reinheit ſie nährt und Unſchuld ſie umgibt, wie ein durchflichtiges Fluidum.

Unſer Herz hält ſie in Ruhe und unſere Sinne fern vom Geräuſch in ihren unſichtbaren Banden, unfähig uns in unſerer Entwicklung zu hemmen, allein geeignet, uns zu vertheidigen, alle Anfälle zu entkräften und unſeren eigenen Abſchweifungen Schranken zu ſetzen, wenn zu viel Bewegung uns ſchaden, ja uns vernichten könnte. — Sie ſtellt zwiſchen unſern Sinnen und allen ihren Beziehungen einen ſolchen Verkehr und eine ſolche Vermittlung her, daß durch dieſe in den Umkreis, in welchem die Seele ihren Sitz hat, nur gemäßigte Bilder, milde Wallungen, gutgeheißene Empfindungen eingehen können.

Soll ich nun noch von ihrer Nothwendigkeit reden?

Was das Eiweiß den kleinen Vögeln, dieß ſie einhüllende Gewebe, — was dem Kerne die

Kapſel, was der Kelch der Blume, — was der Himmel dieſer Welt iſt — das iſt die Schamhaftigkeit unſeren Tugenden. Ohne dieſe ſchützende Hülle könnten ſie ſich nicht entfalten; ihr Aſyl wäre verletzt, der Keim wäre bloßgeſtellt und die Brut verloren.

Wenden wir dieſe Gedanken auf Thatſachen an und das Syſtem auf Erſcheinungen.

Wir alle haben Schamhaftigkeit, allein nicht eine gleiche Schamhaftigkeit. Dieſe nicht materielle Hülle hat verſchiedenartige Gewebe. Sie iſt uns Allen gegeben, allein nicht mit gleicher Freigebigkeit, noch mit gleicher Gunſt vertheilt. Einige haben ſie nicht ſo fein gewebt, bei Anderen iſt ſie nur ein Lappen. — Die, welche in ſich die Keime zu allen Vollkommenheiten haben, beſitzen allein die vollkommene, ganze Schamhaftigkeit, deren unzählige Fäden an allen Punkten, in welche das Daſein ausläuft, hängen. Dieſe iſt es, die ich beſchreibe.

Wir behalten ſie auch nicht immer. Sie gleicht der Schönheit; entſetzliche Ereigniſſe rauben ſie uns, und von ſelbſt, ohne Gewalt, nimmt ſie ab und verwiſcht ſich, ſobald ſie unnöthig wird und ihr Zweck erreicht iſt.

Die Schamhaftigkeit beſteht ſo lange, als in

uns noch ein unbewußtes Theilchen ist, das noch nicht zur Substanz und Festigkeit geworden, so lange, bis unsere Organe empfänglich gemacht wurden, unvergängliche Eindrücke aufzunehmen und zu behalten.

Wenn aber der zarte Same unserer festen Eigenschaften ganz entwickelt ist; wenn unsere primitiven guten Stimmungen, gleichsam wie die sich verdickende Milch, in uns das Element der Güte hervorgebracht haben oder unsere natürliche Güte unerschütterlich geworden; wenn, genährt durch keusche Erfahrungen, unser Geist sich entwickelt hat und sein Gleichgewicht, Vernunft genannt, behaupten kann, d. h. wenn unsere Vernunft sich gebildet hat, wenn unsere moralische Richtschnur unmerklich jene Unzerstörbarkeit, Charakter genannt, erlangt oder der Charakter alle Zuwüchse seines-Keimes erhalten hat; wenn endlich das geheime Princip jeder Verderbtheit nur mit unserem Willen in uns gelangen und uns nur mit unserem Wissen verletzen kann, wenn unsere Vertheidigung in uns selbst liegt — dann ist der Mensch vollendet, der Schleier fällt und das Gewebe löst sich.

Allein selbst dann läßt die Scham ihre Spuren in uns zurück und läßt uns ihren Schutz. Wir verlieren deren Mechanism, behalten aber

ihre Tugend. Es bleibt uns noch ein Schatten von jenem Gewebe, d. h. jene Röthe, die uns durchfliegt und bekleidet, gleichsam um den Makel zu vertilgen, den uns Schamlosigkeit eindrücken will, oder um der übermäßigen und unerwarteten Freude Widerstand zu leisten, die uns das Lob veranlaßt.

Sie hinterläßt uns noch kostbarere Früchte: Einen reinen Geschmack, dessen erste Reize Nichts abstumpfte; eine klare Einbildungskraft, deren Spiegel Nichts getrübt; — einen beweglichen, gut gestalteten Geist, geeignet sich zum Erhabenen aufzuschwingen; eine große Biegsamkeit, die keine Krümmung erstarrt hat; — die Liebe zu unschuldigen Freuden, die einzigen, welche man lange Zeit gekannt; die Leichtigkeit, glücklich zu sein durch die Gewohnheit, allenthalben sein Glück in sich selbst zu finden. Etwas, vergleichbar mit dem zarten Sammte der Blumen, die lange in den enggeschlossenen Banden, in welche kein Hauch eindringen konnte, gehalten waren; einen Reiz, den die Seele in sich hat und in Alles überträgt, so daß sie ohne Unterlaß liebt, und die Fähigkeit hat, immer zu lieben; — eine unvergängliche Rechtlichkeit; denn, man muß es hier gestehen, wie man es auch vielleicht vergessen mag: Kein Vergnügen

befleckt die Seele, wenn es durch Sinne gegangen, in welchen jene Unverdorbenheit ſich allmählig ausgebreitet und langſam incorporirt hat; endlich — eine ſolche Gewohnheit von Selbſtzufriedenheit, daß man ſie nicht mehr laſſen könnte, und daß man vorwurfsfrei leben muß, um befriedigt zu leben.

Titel X.

Von den verschiedenen Lebensaltern.

Die Kindheit macht das Leben und besonders das Alter.

Der Himmel hat den Kindern einen großen Reichthum an Thränen geschenkt.

Nichts kostet die Kinder mehr, als Ueberlegung; weil die letzte und wesentlichste Bestimmung der Seele im Schauen, Erkennen und nicht im Ueberlegen besteht. Ueberlegung ist eine der Arbeiten des Lebens, ein Mittel wohin zu gelangen, ein Weg, ein Durchgang, nicht aber ein Centrum.

Erkennen und erkannt sein, das sind die beiden Ruhepunkte des Lebens; darin wird das Glück der Seelen bestehen.

Das Kind spricht die Worte mit dem Gedächtnisse aus; lang vorher ehe es dieß mit der Zunge thut.

Wenn Kinder ſpielen, ſo machen ſie alle Schritte und Bewegungen, welche nothwendig ſind, um ſie zu überzeugen, daß ihre Einbildungen Wirklichkeit ſind.

Spielſachen ſind Bilder, welche äußere Gegenſtände ihrem Begriffe und ihren Anlagen anpaſſen, indem ſie dieſelben mit ihrem Alter, ihrer Natur und ihrer Kraft in Verhältniß bringen.

In unſerer Jugend iſt oft Etwas in uns, was beſſer iſt, als wir ſelbſt ſind, d. h. beſſer als unſere Wünſche, unſere Vergnügungen, unſere Einwilligung und Billigung.

Unſere Seele iſt dann noch gut, obſchon Intelligenz und Wille es nicht ſind.

Ein einziges Alter iſt fähig, den Samen der Religion aufzunehmen. Er keimt nicht mehr auf einem Boden, welchen Leidenſchaften ſchon verwüſtet, vertrocknet und gehärtet haben.

Jedes unfromme Kind iſt ein böſes oder verderbtes.

Aſſociation der Ideen macht, daß wir alle Ereigniſſe des erſten glücklichen Kindesalters lieben: die Speiſen, mit welchen wir genährt wurden, die Lieder, die wir gehört, die Erzieh-

ung, die wir erhalten und ſelbſt die Leiden, die dieſe uns verurſacht.

Ein mißtrauiſcher Jüngling läuft Gefahr, einmal hinterliſtig zu werden.

Die Jüngeren entſprechen ihrer Pflicht nicht, wenn ſie keine Achtung vor den Bejahrteren haben, und dieſe nicht, wenn ſie von den Jüngeren Nichts verlangen.

Achtet nur den Jüngling, welchen die Greiſe höflich finden.

Die philoſophiſche Weisheit der jungen Leute iſt immer in manchen Punkten Narrheit.

Wie könnte man in den Verwirrungen des Alters das Gleichgewicht der Vernunft behalten? Wie könnte dieſe die richtige Mitte treffen, wenn das Herz voll Neigungen, das Blut voll Strömungen und Feuer iſt?

Wende dich an junge Leute: ſie wiſſen Alles!

Das reife Alter iſt aller Freuden des blühenden Jugendalters fähig; das hohe Alter aller jener der Kindheit.

Es tritt ein Alter ein, wo die Kräfte unſe-

res Körpers ſich in unſern Geiſt verſetzen und zurückziehen.

Anfang und Ende des Lebens ſind das Beſte, was es hat, oder wenigſtens das Ehrwürdigſte; denn jenes iſt das Alter der Unſchuld, dieſes das der Vernunft.

Die Leidenſchaften der Jünglinge ſind bei Greiſen Laſter.

Um recht zu thun muß man vergeſſen, daß man alt iſt, wenn man es iſt, und in der Jugend nicht zu ſehr fühlen, daß man jung iſt.

Das Beſte im Menſchen ſind ſeine jungen Gefühle und ſeine alten Gedanken.

Jugend liebt alle Arten von Nachahmungen; das reifere Alter liebt nur die ausgeſuchten davon; das hohe Alter nur die ſchönen.

Das Uebel iſt, daß jedes Alter, jedes Geſchlecht immer die Güter haben will, die einem anderen Alter, einem anderen Geſchlechte angehören.

Zwei Lebensalter ſollen geſchlechtlos ſein; das Kind und der Greis ſollen beſcheiden wie Frauen ſein.

Alter liebt das „Wenig“ — Jugend das „zu Viel.“—

Die vier Arten von Liebe entſprechen den vier Altern des regelmäßigen menſchlichen Lebens; es iſt die Liebe zu Allem, die Liebe zu den Frauen, die Liebe zur Ordnung und die Liebe zu Gott. Es gibt aber bevorzugte Seelen, welche ſich ſchon von Jugend, ja von Kindheit an den beiden letzten Arten der Liebe hingeben, ſich der Liebe zu den Frauen enthalten, und ihr Leben lang nur Unſchuldiges lieben.

Es iſt ein Glück, ſeine Leidenſchaften und nicht ſeine Kräfte zu überleben.

Der Abend des Lebens bringt ſeine Lampe mit.

Religiöſe Tugenden können mit dem Alter nur zunehmen; ſie berühren ſich durch den Verfall der Leidenſchaften und den Verluſt der Vergnügungen. Die rein menſchlichen Tugenden im Gegentheile nehmen im Alter ab und verarmen.

Mit jedem Jahre bildet ſich uns ein Knoten, wie in den Bäumen; mancher Zweig der Intelligenz entwickelt ſich, oder verdorrt und erhärtet.

Der geſchäftlos Forſchende weiß, daß er al-

tert; allein er fühlt es wenig; er iſt für ſeine Studien immer gleich geeignet.

Die Langſamkeit des Alters erleichtert die Geduld bei der Arbeit.

Mit dem Alter entſteht eine Art Entblätterung in dem moraliſchen und intellectuellen Theile des Gehirns; der Geiſt lebt ab; ſeine Kenntniſſe und Meinungen löſen ſich von der markigen Subſtanz gleichſam in Schichten los; die früheren, erſten Eindrücke, inniger darin gebunden, treten hervor und leben wieder auf nach Maßgabe, wie die andern ſich losttrennen und dieſe unbedeckt laſſen.

Man kann im Leben weit fortſchreiten ohne zu altern.

Der Fortſchritt im reiferen Alter beſteht darin, daß man auf ſeine Tritte zurückkömmt und einſieht, wo man betrogen war, das Erkennen der Irrthümer im hohen Alter iſt eine große Entdeckung.

Der Verſtand des Weiſen hat — wie ſein Gewiſſen — ſeine Forſchungen, ſeine Betrübniſſe, ſeine Scham und ſeine feſten Vorſätze.

Dieſer Zuwachs des Lebens, den wir Alter

nennen, wäre jedenfalls immer viel werth, wenn er uns auch lediglich gegeben wäre, um zu bereuen und beſſer zu werden, wenn auch nicht gewandter.

Das hohe Alter iſt das Stadium, in welchem die Puppe einſchlummert.

Das Alter hat ſeine Eisſchollen; man fühlt ſie an den Knien, an dem Ellbogen, an allen Juncturen; ſie gehen bis zum Herzen — aber dahin gelangen ſie nur zuletzt.

Das Alter raubt dem geiſtreichen Menſchen nur die der Weisheit unnützen Eigenſchaften.

So lange dem Menſchen die Vernunft bleibt, hat er auch genug Feuer, Geiſt und Gedächtniß, um ſich mit dem Himmel und mit guten und einfachen Seelen zu unterhalten; dieß genügt; alles Uebrige iſt ein Ueberflüſſiges, welches nur zu Geſchäften, Vergnügungen und äußeren Ehren dient. Weſſen bedarf man aber — von all' Dieſem — wenn man nichts Nothwendiges mehr vom Schickſal verlangt, wenn man weiſe und alt iſt?

Das Alter, der Ewigkeit nah, iſt eine Art Prieſterthum und heiligt uns, wenn es leiden-

ſchaftslos iſt. Es ſcheint ſonach ermächtigt, in der Religion ſeine Stimme abzugeben, doch mit Mißtrauen und Furcht. Wenn man dann auch keine Leidenſchaften hat, ſo hat man ihrer doch gehabt und behält deren Gewohnheiten; wenn man auch Gott näher iſt, ſo hat man doch die Eindrücke der Erde behalten; endlich — man hat ſich lang getäuſcht und muß fürchten, ſich noch zu täuſchen und beſonders auch Andere.

Durch das Alter ſind nur bejahrte Prieſter glücklich oder Solche, die ihnen gleichen.

Ein glückliches Alter iſt für alle Menſchen, die es ſehen, ein ſchönes Verſprechen; denn Jeder kann darauf eine Hoffnung für ſich und die Seinen bauen. Es iſt die Ausſicht auf ein Alter, das man zu erreichen ſich ſchmeichelt, und beobachtet gerne, daß es Schönheiten hat.

Greiſe ſind des Volkes Majeſtät.

Rüſtige Greiſe allein ſind die Träger der Würde des Alters und nur ihnen ziemt es, von ihrem Alter zu ſprechen. In ihnen iſt das Alter in ſeiner Schönheit, und man liebt es darin.

Die Schwächlichen müſſen ihr Alter vergeſſen machen, ja es ſelbſt vergeſſen; nur von ihrer Hinfälligkeit ſollten ſie reden.

Die ein ſehr langes Alter haben, werden gleichſam von ihrem Körper gereinigt.

Nur jenes Alter iſt ſchön, das patriarchaliſch und prieſterlich, nur jenes liebenswürdig, das levitiſch und höflich iſt.

Es ziemt ſich für Greiſe, nur vor einer kleinen Anzahl lange Zeit zu reden, nemlich vor Solchen, die wieder vor Andern zu ſprechen haben.

Greiſe haben das Gedächtniß für Längſtvergangenes, nicht aber für Jüngſtgeſchehenes.

Ihr Gedächtniß hat denſelben Fehler wie ihr Geſicht; man kann von ihnen ſagen, ſie haben ein weites Gedächtniß, d. h. wie das Volk ſich ausdrückt, ſie erinnern ſich weit.

Schrecklich — aber oft wahr, daß die Greiſe gerne Andere überleben.

Fürchten wir ein ſtolzes Alter!

Das Alter ſoll ſich in einer gewiſſen geeigneten und friſchen Art kleiden, wie mit jugendlicher Weiſe ſich umgebend.

Höflichkeit glättet die Falten.

Der Ueberreſt menſchlicher Weisheit, durch das Alter gereinigt, iſt vielleicht das Beſte, was wir haben.

Das Alter iſt Freund der Ordnung ſchon deshalb, weil es Freund der Ruhe iſt. Es liebt Alles um ſich hergerichtet als Mittel der Bequemlichkeit, Erſparniß an Mühe und Erleichterung für das Gedächtniß.

Erfreuet die Greiſe!

In den Zeiten, wo Jeder kaum mehr wiſſen konnte, als Das, was er geſehen, mußte das Alter noch mehr geehrt ſein.

Ehret das Alter; denn auch ihr werdet altern.

Ehret das Alter; denn viele Menſchen ſind alt geworden.

Die Freundſchaft, welche man einem Greiſe widmet, hat einen eigenthümlichen Charakter; man liebt ihn wie etwas Vorübergehendes; es iſt eine reife Frucht, deren Abfallen man erwartet. So iſt es ungefähr mit den Kränklichen; man möchte immer gerne das Wort des Epictet auf ſie anwenden: „Ich ſah das Zerbrechliche brechen.“

Mit erloſchenen Sinnen, mit abnehmenden Kräften hängt man mehr an dem zukünftigen als gegenwärtigen Leben und iſt unglücklich, wenn, da man in dieſem nicht mehr leben kann, man nicht auch im anderen leben will. Indem man mit allzuſchwachen Händen fliehende Güter feſthalten will, entfernt und wendet man ſich von jenen Gütern ab, die uns ſelbſt entgegenkommen, weil ſie unſern Schwachheiten gefallen und ſich mit ihnen durch das Wenige an Kraft und Leben, deſſen man zu ihrem Genuſſe bedarf, vereinigen. Dann aber hat das Gedächtniß keine Spannkraft mehr und durch eine beſondere Wohlthat hat die Leichtgläubigkeit einen hohen Grad erreicht.

Statt alſo Erinnerungen auffriſchen zu wollen, ſollte man vielmehr nur daran denken, ſeine Hoffnungen zu ſtärken, zu nähren und ſich in ſie zu verſenken, da wir nur dafür geeignet geblieben ſind. Die Hoffnungen dieſes Alters können nur Gegenſtände eines anderen Lebens zum Ziele haben.

Zeit und Geſundheit ändern durch ihren Wechſel auch unſere Aufgabe und unſere Verpflichtungen. Jedes Alter iſt ſeinem Ende nahe; es hat immer eine nahe Zukunft, mit der wir uns alle in gleicher Weiſe zu beſchäftigen haben,

eine Zukunft, welche die Jugend zu ihren Füßen, das Alter vor seinen Augen sieht.

Soll man denn am Ende des Lebens sowie in dessen Mitte oder bei dessen Beginne handeln? Muß unsere Thätigkeit in dieser Epoche nicht eine andere Richtung haben als zu anderen Zeiten? Sollte man dann für das Fliehende oder für das Kommende handeln? Was mich betrifft, glaube ich, daß man pflanzen soll und nicht aufbauen, was auch immer die jungen Männer davon sagen mögen.

Titel XI.

Von den Frauen.

In den Klaſſen, welche keine Erziehung genoſſen haben, ſind die Frauen beſſer als die Männer. In den höheren Ständen findet man die Männer den Frauen überlegen.

Es kömmt daher, weil die Männer empfänglicher ſind, reich an den errungenen Tugenden zu ſein; die Frauen an den angebornen.

In literariſchen Zeitaltern iſt ein Bedürfniß zu bewundern den Frauen eigen; dieſes iſt aber eine Schmälerung des Bedürfniſſes zu lieben.

Die Macht iſt eine Schönheit, die ſelbſt das Alter von den Frauen geliebt macht.

Um glücklich zu leben und ſich immer ſelbſt gleich zu bleiben, ſollte eine hübſche Frau jung ſterben, eine ehrbare Frau aber lange leben.

Zur Gattin ſollte man ſich nur die Frau wählen, welche man, wenn ſie ein Mann wäre, zum Freunde wählen würde.

Nichts macht einer Frau mehr Ehre, als ihre Geduld, und nichts weniger, als die Geduld ihres Mannes.

Der Triumph der Frauen iſt nicht, ihre Verfolger zu ermüden und zu überwinden, wohl aber ſie zu erweichen und zu entwaffnen.

Nur die Unauflösbarkeit der Ehe kann für die Frauen eine wahrhafte Gemeinſchaft der Würde ihrer Männer erzeugen, und daraus äuſſere Achtung, Ehre und Werthſchätzung.

Trennung der Ehe mißfällt ſelbſt an den Vögeln; Buffon hat die Turteltauben verrufen.

Mit Würde iſt man nur Einmal Gattin und Wittwe.

Das Weinen der Kinder iſt den Frauen ziemlich eigen.

Die Frauen ſind nur Frauen, um Mütter zu werden; durch die Freude gelangen ſie zur Tugend.

Kinder ſind nur von ihren Müttern gut gepflegt; Männer nur von ihren Frauen.

Frauen in Männerkleidern und nicht in ihren langen, wallenden Gewändern verlieren die Grazie.

Alle Frauen lieben die Geister, welche in jungen Körpern wohnen, und die Seelen, welche schöne Augen haben.

Die Frauen halten Alles für unschuldig, was sie sich erlauben.

Alle Frauen, die mit ihrer Schönheit zufrieden sind, überlassen sich dem Vergnügen mit mehr Hingebung als die andern.

Das Vergnügen, ihre Schönheit zu zeigen, ist besonders jenen Frauen angeboren, deren Gestalt schöner ist als ihr Gesicht.

Die Frau soll schamhaft sein, nicht allein für sich, sondern besonders für ihr ganzes Geschlecht; d. h. sie soll eifersüchtig sein, daß alle Frauen die Gesetze der Schamhaftigkeit beobachten; denn was die Keuschheit der Einen verletzt, verletzt die Keuschheit Aller.

Eine Dirne, die sich den Augen der Männer nackend zeigt, entblößt in deren Augen alle ehrbaren Frauen. Indem sie sich enthüllt zeigt, zeigt sie alle andern ohne Schleier.

Junge Mädchen ſoll nichts zu Materielles und Irdiſches beſchäftigen. In ihre Hände gehören nur leichte Stoffe.

Gleichſam wie ſie die Natur von der Erde befreit und in ſchlanken Formen entwickelt, um ſie ſchön zu machen, ebenſo ſoll die Erziehung Das für ihre Seele thun, was die Natur für ihre Körper leiſtet. Alles was vollen Taſtſinn entwickelt, beſonders für lebendige Gegenſtände, ſchickt ſich wenig für ihre Reinheit und würde ſie zerſtören. Aus Inſtinct fühlen ſie es ſelbſt wohl und beſchauen mehr, als ſie berühren. Selbſt die zarteſten Gegenſtände rühren ſie nur mit den Fingerſpitzen an. Sie gleichen der Einbildungskraft und ſollen wie dieſe nur leiſe ſchweben. Der Gefühlſinn (Taſtſinn) iſt von unſeren Sinnen der wenigſt jungfräuliche.

Man kann beobachten, daß ein Mädchen nichts ſo anrührt, wie eine Frau, ebenſo auch nicht eine in ihrer Seele keuſche Frau wie eine, die es nicht iſt. Man könnte an dieſem Kennzeichen allein das moraliſche Temperament der Frauen erkennen.

Titel XII.

Von der Gesellschaft, von der Conversation, von der Höflichkeit und den Manieren.

Die Welt sehen, das ist über die Richter richten.

Ist man in der Gesellschaft Vorbild, so braucht man kein Werkzeug derselben zu sein.

Seinen Geschmack zu reinigen, indem man den Geist läutert, das ist ein Vortheil des guten Umgangs und der literarischen Gesellschaft. Mittelmäßige Gedanken werden im Gespräche ausgegeben; die ausgesuchten behält man sich zum Schreiben vor.

Was sagt man nicht Alles im guten Glauben, indem man einen Gegenstand verhandelt,

an das man nicht dächte, wenn man ſich darauf beſchränken wollte, es zu wiſſen, ohne davon zu ſprechen! Der Geiſt erhitzt ſich und ſeine Wärme bringt Das hervor, was aus ſeinem Lichte nicht hervorgienge. Sprechen iſt eine Quelle von Irrthümern, vielleicht aber auch von einigen Wahrheiten. Das Wort hat Flügel, es trägt dahin, wohin man nicht gienge.

Man ſoll in ein Buch nur das Quantum des Geiſtes legen, welches nöthig iſt; im Geſpräche aber kann man deſſen mehr als nothwendig iſt aufwenden.

Der Mißbrauch des Geiſtes im Scherze gefällt; im Ernſte mißfällt er.

Im Geſpräche begnügt man ſich mit Benennung, mit Bezeichnung der Gegenſtände, ohne ſich die Zeit zu nehmen, ſie aufzufaſſen.

In der Geſellſchaft ſpricht man nur Oberflächliches; im vertraulichen Umgange ſpricht man kaum mehr als von Dem, was man ergründet hat.

Man muß in die Ideen Anderer eingehen, und aus ihnen wieder herauskommen können; ſo wie man in den eigenen ſich aus und ein bewegen ſoll.

Nur in der Hoffnung verſtanden zu werden kann man ſich frei weg erklären; man kann dieß aber nur von Solchen hoffen, die halbwegs unſerer Meinung ſind.

Ein großer Nachtheil im Wortſtreite iſt es, der Schwäche ſeiner eigenen Gründe und der Stärke derer Anderer Gehör zu geben; allein ſchön iſt es, auf dieſe Weiſe zu unterliegen.

Zweck des Streites oder der Discuſſion ſoll nicht der Sieg, ſondern die Berichtigung (Verbeſſerung) ſein.

Niemals iſt es die Meinung der Andern, die uns mißfällt, ſondern der Wille, den ſie haben, uns ihrer Anſicht zu unterwerfen, während wir es nicht wollen.

Widerſpruch ärgert uns nur, weil er uns im ruhigen Beſitze irgend einer Anſicht oder eines Vorzuges ſtört. Deßhalb ärgern ſich Schwache mehr als Starke, Kränkelnde mehr als Geſunde.

In den Discuſſionen, mit welchen der Menſch ſeinen und Anderer Geiſt quält, ſind es meiſtens die aus ſeinen Ideen, nicht aus den Gegenſtänden entſtehenden Schwierigkeiten, mit welchen er im Streite liegt.

Vernünftig zu ſein, — darnach ſoll man trachten; nicht aber darnach, nur recht zu haben; und vielmehr nach Aufrichtigkeit ſtreben, als nach Unfehlbarkeit.

Offenheit iſt eine natürliche Eigenſchaft; beſtändige Wahrheitsliebe eine Tugend.

Behutſamkeit — zur Ausführung gut — ſchadet den Geſchäften bei Rathſchlägen und nützt nur Dem, der ſie hat. Aufrichtigkeit iſt bei Berathſchlagungen nothwendig. Sie öffnet der Nachforſchung neue Wege; führt den Geiſt an mehr Punkte; vermehrt die Einheiten in der Zahl der der Berathung unterworfenen Auskunftsmittel; kurz — ſie hilft zu glücklichem Reſultate; denn um gut zu wählen, iſt es beſſer aus Tauſenden als aus Zweien zu wählen.

Im Scherze wurde geſagt: „Wenn man ſich verſtändigt hat, weiß man ſich Nichts mehr zu ſagen.“ — Allerdings; allein man kömmt in Verſuchung, ſich zu verlaſſen und zu meiden, wenn man ſich nicht verſtändigt.

Was kann man in einen Geiſt noch legen, der in ſich voll und voll von ſich iſt?

Solche, die in allen Dingen Meinungen

haben, welche weder wachſen noch abnehmen können, und auf die Niemand einen Einfluß üben kann, ſind für die Geſellſchaft wenig geeignet.

Zum Beſten der Geſellſchaft muß es Viele geben, in welchen der geſunde Sinn vorherrſcht, und Einige, welche von ihrem Geiſte beherrſcht werden.

Auf Marmor gegoſſenes Oel zeigt das Bild eines Charakters, welcher ſanfter Ueberredung unzugänglich iſt.

Man iſt gedrängt im Leben, und jene entſchiedenen Charaktere, ſo ſchwach ſie insgeheim auch ſein mögen, gleichen jenen Schranken, die man, wenn man ihnen auf ſeinem Wege begegnet, lieber umgehen als überſteigen möchte; ſtatt ihre Meinungen regelrecht zu erſtürmen, umſchließt man ſie oder umgeht ſie.

Unlenkſame Geiſter ſetzen ſich der Schmeichelei aus. Man ſucht natürlich Solche zu entwaffnen, die man nicht beſiegen kann, und die man nicht bekämpfen will.

Der Grundſatz, daß Körper ſich durch ihre Maſſen anziehen, durch ihre Oberflächen ſich abſtoßen, könnte auch in moraliſchem Sinne ge-

nommen werden. In der That: wie viele Menschen, die sich von Natur aus in der Gesellschaft gegenseitig gefallen würden, stoßen sich durch ihre Manieren, Ansichten und Gewohnheiten von einander ab!

Man muß in seinem Kopfe immer ein Eckchen offen und frei behalten, um den Meinungen der Freunde darin einen Raum zu gewähren und um sie vorübergehend zu beherbergen. Es ist wirklich unerträglich mit Menschen umzugehen, die in ihrem Gehirne so vollbesetzte Zellen haben, daß Nichts von Außen mehr eindringen kann.

Herz und Geist sollen gastfreundlich sein.

Schreiben wäre viel weniger beschwerlich, als mit solchen Leuten mündlich verhandeln, welche an Alles, was wir denken und sagen, den Bimsstein ansetzen; sie verletzen uns. Man kann sich mit ihnen nicht erholen; nur Lanzen brechen, fechten und kämpfen kann man. Der Zwang, den sie uns ohne Zweck und Noth auferlegen, ist die unbequemste aller Abhängigkeiten.

In der Musik des Gesprächs dient die Aufmerksamkeit des Hörenden als Begleitung.

Man soll jene Nachsicht und Aufmerksam-

keit in ſich tragen, welche die Gedanken Anderer zur Blüthe bringen.

Schlecht iſt die Art des Geiſtes, welche aus unſerem Charakter Gefälligkeit, Nachſicht, Herablaſſung, Leichtigkeit mit Andern zu leben und zu verkehren, ihn mit ſich und mit uns zufrieden zu ſtellen, mit einem Worte: liebenswürdig und liebend zu ſein — ausſchließt.

Ein ruhiges und geduldiges Faſſungsvermögen ſucht allmählig zu begreifen, fügt ſich der Ueberzeugung, vermeidet Starrſinn und liebt mehr, erleuchtet zu werden, als zu herrſchen.

Es gibt Unterredungen, an welchen weder Leib noch Seele Theil hat. Jene Geſpräche nenne ich ſo, wobei Niemand aus der Tiefe des Herzens, noch aus der ſeiner Laune redet; bei welchen weder Hingebung noch Heiterkeit, vertrauliche Mittheilung oder Scherz iſt; wo man weder Bewegung noch Ruhe findet, weder Unterhaltung noch Erleichterung, weder Sammlung noch Zerſtreuung; endlich, wo Nichts gegeben und Nichts empfangen wird; dieſes aber iſt kein wahrhafter Verkehr.

Wahrhaft Treffendes (bon-mots) überraſcht Den, welcher es ſagt nicht minder als Jenen, der es hört; es fällt uns ohne unſer Zuthun bei,

oder wenigstens ohne unſere thätige Theilnahme, wie Alles, was Inſpiration iſt.

Sinnreiches Geſpräch: mit einem Manne iſt es Einklang; mit einem Weibe iſt es Harmonie (Concert). Befriedigt wirſt du durch das eine; entzückt durch das andere.

Man ſoll keine Wärme zeigen, die nicht getheilt wird; Nichts iſt kälter, als was ſich nicht mittheilt.

Im Geſpräche ſoll die Leidenſchaft, welche heftig iſt, nur die Hofdame der ruhigen Intelligenz ſein. Es iſt erlaubt, ja lobenswerth, mit ſeinem Humor zu ſprechen; allein denken und urtheilen ſoll man nur mit ſeiner Vernunft.

Es iſt beſſer eine Frage verarbeiten ohne ſie zu entſcheiden, als ſie entſcheiden ohne ſie verarbeitet zu haben.

Nicht Der iſt ein Schwätzer, der viel denkt und viel ſpricht, ſondern Der, welcher mehr ſpricht als er denkt.

Der Eine ſagt gerne was er weiß; der Andere was er denkt.

Wer nicht zu ſchweigen weiß, erlangt keinen

Einfluß. Wenn es zu handeln gibt, thue es mit Hingebung; sollst du sprechen, sei sparsam. Im Handeln fürchte die Trägheit; im Reden den Ueberfluß, die Hitze und den Wortschwall!

Schweigsamkeit ist bei Vielen eine politische Eigenschaft, eine Gattung Charlatanism, die alle Wirkungen versteckter Windbeutelei hat.

Hat Jemand zwei Namen, so nenne ihn beim schönsten, weichsten und wohlklingendsten!

Im Verkehr der Rede gebrauche Gold- und Silberstücke!

Schamhaftigkeit und Frömmigkeit sollen im leichten Gespräche nie verletzt werden. Sie dem Erröthen auszusetzen und sie, sozusagen, zu beflecken, das ist ein rohes Spiel, ein wahrhaftes Attentat.

Das ganze Leben wird darauf verwendet, sich mit Anderen zu beschäftigen; die eine Hälfte bringen wir zu, sie zu lieben, die andere, ihnen Uebles nachzureden.

Sich selbst kennen ist eine Pflicht; es ist uns aber nicht geboten, die Anderen zu kennen. Nach erstem Ueberblicke ihre Fehler näher zu

beobachten, iſt bei Geſchäften nützlich, unſerer Tugend aber unnütz, ja ſchädlich.

Üble Nachrede iſt für die Bösartigkeit Erleichterung.

Der Himmel ſtraft oft die Fehler rechtlicher Leute in ihrem Andenken, indem er dieſes der Verleumdung preis gibt.

Das lächerlich machen, was es nicht iſt, iſt gewiſſermaßen Das ſchlecht machen, was gut war.

Am Schlechten ſich beluſtigen iſt ſo viel als daran ſich erfreuen.

Wer über das Schlechte, was es immer ſei, lacht, hat einen nicht ganz richtigen moraliſchen Sinn.

Es iſt natürlich, daß Die, welche nichts zu thun haben, die Zeit ihres Müſſiggehens damit zubringen, Andere zu tadeln.

Man muß mit Geiſt haſſen und verachten. Grobe Worte verletzen den guten Geſchmack; dummes Lachen iſt immer das Lachen eines Einfältigen; es macht Den, der es hat, verhaßt.

Zeige nicht Kehrſeite und Abſchnitt Jenen,

welche nicht die Medaille (d. h. das Hauptgepräge) gesehen haben.

Sprich nicht von den Fehlern rechtlicher Leute zu Solchen, die weder ihr Leben, noch ihre Verdienste kennen.

Ruhe den Guten! Friede den Ruhigen!

Indem man als Verkehrtheit des Geistes nimmt, was nur Verkehrtheit einer Ansicht ist, oder als Charakterfehler, was nur Fehler der Laune; indem man einen Menschen nach einer Aeußerung, ein Leben nach einer Handlung, eine Seele nach einer Bewegung beurtheilt, wenn alles Dieses unregelmäßig, so thut man viel Uebles und begeht viele Ungerechtigkeiten.

Um von einem berühmten Manne Uebles zu sagen, muß man warten, daß er solches gethan.

Wenn es verzeihlich ist, mit seiner Laune über Lebende zu urtheilen, so ist es nur erlaubt, mit der Vernunft über Todte zu richten. Unsterblich Gewordene können nur mit unvergänglichem Maße gemessen werden d. i. mit dem der Gerechtigkeit.

Sagt man von einem eitlen, schwatzhaften Manne, er sei ein guter Familienvater, ein gu-

ter Nachbar, ein wohlwollender Wirth, ſo beurtheilt man ihn mit deſſen Seele. Sagt man, im Gegentheile, vom wackern Familienvater, vom dienſtfertigen Nachbar und vom gaſtfreundlichen Hausherrn, er ſei ein Schwätzer, ſo beurtheilt man ihn mit ſeinem Geiſte; es heißt dieß das Geſicht wegen eines Auswuchſes vergeſſen, oder die Fläche wegen eines Pünktchens.

Jedes natürliche Verdienſt iſt eine Himmelsgabe; man muß ſorgfältig vermeiden, es zu verſpotten. Was aber die Verdienſte betrifft, welche von den Menſchen kommen, ſo werden ſie oft zum Nachtheile der göttlichen Gaben erlangt und man darf dabei weniger gewiſſenhaft ſein.

Einem Ehrenmanne ein Verdienſt zuſchreiben, das er nicht hat, heißt das verkennen, was er wirklich hat.

Fraubaſerei handelt nur von dem, was vorgeht, nicht was wirklich iſt; ſie iſt eine Neugierde, die ſich in einem kleinen Kreiſe bewegt und nicht mehr hinausfindet; ein Nachforſchen nach Ereigniſſen, um darüber zu ſprechen, nicht aber irgend einen Schluß daraus zu ziehen.

Das Vergnügen zu gefallen iſt ein rechtmäßiges, das Verlangen zu herrſchen ein anſtoßgebendes.

Es iſt beſſer, ſich wohlgefällig als geltend zu machen.

Gelehrten Männern ziemt es populär zu ſein wie Königen.

Schöne Kleider ſind ein Zeichen der Freude.

Die Gewänder ſollten zur Idee der Schönheit gehören; ſie machen die Grazie aus.

Beſcheidene Kleidung macht Den, der ſie trägt beſcheiden; iſt ſie complicirt, ſo trägt ſich unmerklich davon etwas in die Manieren der einfachſten Perſonen über. Nicht alle Menſchen können ihre Kleidung ihren Sitten anpaſſen; allein alle richten unvermeidlich ihre Manieren nach ihrem Kleide.

Der gut gekleidete Soldat ſchätzt ſich höher; gut bewaffnet wird er muthiger; gut genährt iſt er ſtärker, kühner, zufriedener und geneigter zu gehorchen und recht zu thun. Auch ſcheint er dem Feinde furchtbarer und imponirt ihm. Ein gutes Aeußeres iſt eine Macht.

Nur eine verworfene und verdorbene Seele trotzt immer der Wohlanſtändigkeit; kleinlich aber iſt es, bei allen Gelegenheiten ihr Sclave zu ſein.

Pflicht und Wohlanſtand ſind nicht immer übereinſtimmend.

Höflichkeit iſt die Blüthe der Menſchlichkeit. Wer nicht höflich genug, iſt auch nicht genug menſchlich.

Mache den Armen tugendhaft und höflich, damit er dem Blicke der Menſchen ſo angenehm werde, wie jenem Gottes.

Die Höflichkeit umhüllt die Schroffheiten unſeres Charakters und verhindert, daß Andere dadurch verletzt werden.

Man ſollte ſie niemals ablegen, ſelbſt nicht im Kampfe gegen rohe Menſchen.

Achtung vor dem Alter, dem Verdienſte und der Würde iſt ein Theil unſerer Pflicht; Achtung gegen unſeres Gleichen, gegen Fremde und Unbekannte iſt ein Theil der Höflichkeit und wahren Bildung.

Es iſt wohlwollend und höflich, damit anzufangen, daß man die Menſchen achte und ihnen Vertrauen ſchenke. Wenigſtens beweiſt es, daß wir lange in guter Geſellſchaft gelebt, ſowohl mit Anderen als mit uns ſelbſt.

Höflichkeit iſt der Güte, was die Worte den

Gedanken ſind. Sie wirkt nicht blos auf Manieren, ſondern auch auf Geiſt und Herz; ſie mildert alle Empfindungen, Anſichten und Aeuſſerungen.

Höflichkeit (civilité) iſt ein Theil der Ehrbarkeit.

Vertraulichkeit gefällt, auch ohne Güte; mit Güte bezaubert ſie.

Anmuth und Freundlichkeit ſind eine Einladungskarte, welche das ganze Jahr hindurch circulirt.

Natürlichkeit, die ſich ohne es vorauszuſehen dem Gelächter ausſetzt, iſt Naivität; ſieht ſie es voraus ohne es zu fürchten, ſo wird ſie Freimüthigkeit.

Die, welche ihr eigenthümliches Naturell unverſehrt zu bewahren gewußt haben, ſind immer über jenes Anderer entzückt, ſelbſt wenn es dem ihrigen entgegen wäre.

Jede Unbefangenheit (naiveté) läuft Gefahr lächerlich zu werden, verdient es aber nicht; denn in jeder Unbefangenheit liegt unbedachtes Vertrauen und ein Beweis von Unſchuld.

Leichtgläubigkeit ist das Kennzeichen eines guten Naturells.

Würde (Gravität) ist nur die Rinde der Weisheit; allein sie bewahrt diese.

Gutmüthigkeit (bonhomie) ist eine Vollkommenheit. Sie besteht darin, seine Theilnahme nie Dem zu versagen, was die Aufmerksamkeit beschäftigt; und die Aufmerksamkeit Allem zu schenken, was unschuldig ist. Sie ist eine herangewachsene, bewahrte, befestigte und entwickelte Kindlichkeit. Für den gewöhnlichen Menschen ist sie ein Glück, wird aber zur reichlichen Quelle der Freuden und Erholungen für den beschäftigten, so wie für den großen Mann.

Geschäfte haben eine Art von Unförmlichkeit, welche die Gutmüthigkeit mildert; ja sie kann sie sogar anziehend machen.

Zufriedenes Aussehen steht dem rechtschaffenen Manne immer wohl an.

In der Bewegung soll Anmuth sein, in dem Gedanken Blüthe, im Tone Aufrichtigkeit, in der Hand Leichtigkeit, in der Intention Billigkeit und im Urtheile Richtigkeit und Rechtlichkeit.

Wie wenig bedarf es, um zu verhindern,

daß ein Vers, ein Gedicht, ein Gemälde, ein Zug, ein Gesicht, ein Gespräch, ein Wort, ein Laut, eine Bewegung rührend sei!

Guter Geschmack ist einer Seite der Moral unentbehrlich; denn er regelt den Wohlanstand.

Anstand ist aber noch nicht guter Ton, und dieser nicht immer guter Geschmack.

Grazie ahmt die Schamhaftigkeit nach, wie Höflichkeit die Güte.

Alle Grazie entsteht aus irgend einer Geduld, sonach aus irgend einer Kraft, die sich an sich selbst übt.

Grazie oder Zurückhaltung — das ist Eines.

Die Grazie umgibt die Zierlichkeit (Eleganz) und kleidet sie.

Kraft ist Naturgabe, allein die Grazie ist Gewohnheit. Diese entzückende Eigenschaft muß geübt werden, um ständig zu werden.

Das äußerlich Schöne soll man nicht verrufen, denn es bietet den natürlichen Abglanz schöner Wirklichkeit. Nur Das, was es Lügen straft, soll man tadeln.

Schöne Manieren ſtreben darnach, die ſchöne Geſtalt nachzuahmen.

Man hält ſich gerade, um groß zu erſcheinen; man wirft ſich in die Schultern um die Bruſt breiter zu machen; man geht mit hochgehaltenem Kopfe um dem Halſe eine zierliche Verlängerung zu geben.

Die ſchöne Geſtalt hängt von dem Bau eines gutgebildeten Körpers ab und ſchöne Manieren geben uns davon einigen Anſchein.

Die Manieren ſind eine Kunſt. Es gibt deren vollkommene, löbliche und fehlerhafte; allein nie ſind ſie gleichgiltig.

Warum haben wir keine Vorſchriften, die ſie lehren, oder wenigſtens Grundſätze, nach welchen wir ſie beurtheilen können, wie die Bildhauerei, die Muſik und dgl.? Die Wiſſenſchaft der Sitten (Manieren) wäre für das Glück und die Tugend der Menſchen von größerer Wichtigkeit als man glaubt.

Wenn Tugend zu Sitten führt, führen dieſe zur Tugend; deßhalb ſind die Manieren ein weſentlicher Theil der Sitten. Man ſollte ſich alſo ſchöne, einfache und ſchickliche Manieren angewöhnen und dieß bei jeder Gelegenheit, um zur erhabenen Weisheit zu gelangen.

Titel XIII.

Leben, Krankheit und Tod.

Dieses Leben ist die Wiege des zukünftigen.

Gott hat das Leben gemacht, damit es geübt, nicht aber daß es gekannt werde.

Das Leben ist ein Land, welches die Greise geseh'n und bewohnt haben. Die es durchstreifen wollen, können sich nur an sie wenden, um nach den Wegen zu fragen.

Mit Ehrfurcht muß man Vergangenes aufnehmen, und mit Mißtrauen das Gegenwärtige, wenn man für die Sicherheit des Zukünftigen Vorsorge treffen will.

Unser Leben ist gewebte Luft (Wind).

Wie viele Leute doch trinken, essen und freien, kaufen, verkaufen und bauen, Contracte schließen

und für ihr Hab und Gut sorgen, Freunde haben und Feinde, Freuden und Leiden, geboren werden, wachsen, leben und sterben! — aber Alles im Schlafe!

Es ist nicht hinreichend, auf der großen Landstraße des menschlichen Lebens zu gehen, geboren zu werden, zu heirathen und zu sterben. Während des Wachsens muß man dem Willen seiner Eltern unterthan leben. Später muß man sein Haus, seine Familie und seine Gesellschaft gründen, leiten und für ihre Gegenwart und Zukunft sorgen, indem wir Allem, was uns angeht, gute Grundsätze von Rechtlichkeit und Tugend einprägen, uns selbst und die Unsern der Regel unterwerfen, unser Haus mit dem Nothwendigen bestellen, unserer Familie ein gutes Beispiel und unseren Freunden ein gutes Andenken hinterlassen; endlich — sollen wir in der Hoffnung auf ein besseres Leben sterben.

Etwas Eitelkeit und etwas Ueppigkeit; darin besteht das Leben der meisten Männer und Frauen.

Das Leben ist eine Pflicht; wir sollen trachten, uns daraus ein Vergnügen zu machen wie aus allen unseren übrigen Verpflichtungen.

Wir sind Priester der Vesta: Unser Leben

iſt ein heiliges Feuer, welches zu unterhalten wir den Beruf haben, bis Gott ſelbſt es in uns auslöſcht.

Jeder iſt ſeine eigene Parze und ſpinnt ſich ſeine Zukunft.

Wir müſſen unſer Leben wie unſere Schriften behandeln. Anfang, Mitte und Ende in Einklang und Harmonie bringen.

Dazu müſſen wir ſo Manches ausſtreichen.

Bedenke das Vergangene, wenn du beratheſt, das Gegenwärtige, wenn du genießeſt, und die Zukunft in Allem, was du thuſt.

In jedem Menſchen iſt ein göttlicher Theil, der mit ihm geboren wird; ein menſchlicher, der mit der Zeit wächſt.

Den Erſten müſſen wir erhalten und eifrig in uns pflegen; der Andere beſteht ohnedem fort.

Schulden verkürzen das Leben.

Nur mehr die ſchönen Frauen lieben und ſchlechte Bücher ertragen, ſind Zeichen der Abnahme.

Willig muß man Gebrechen hinnehmen, mag ſie der Himmel ſenden oder die Zeit mitbringen.

Vergrößere dir die Uebel des Lebens nicht, verkenne aber nicht das Gute daran, wenn du glücklich leben willſt!

Das beſte Auskunftsmittel, ſich viele Sorgen im Leben zu erſparen, iſt, wenig an ſein eigenes Intereſſe zu denken.

Denke an die Uebel, von welchen du verſchont biſt!

Es gibt Uebel, welche die Geſundheit der Seele ſind, Uebel, jener Leibeskraft vorzuziehen, welche die Organe verhärtet, die Seele unterdrückt und den Geiſt belaſtet.

Es gibt für die Seele nur ein Mittel, den Leiden dieſes Lebens zu entkommen, nämlich ihre Freuden zu fliehen und dieſe höher zu ſuchen.

Glücklich iſt man, wenn man aus dem Zuſtande der Geſundheit tritt, um in den der Weisheit einzugehen.

O Beiſpiele, o Vorbilder! . . . . Seht dieſen armen Mann! vier oder fünf Empfindungen des Tages reichen ihm hin, ſich glücklich zu fühlen und die Vorſehung zu ſegnen: Stroh, um darauf zu liegen, Brod dreimal des Tages und einige Priſen Tabak machen ihn zum König!

Kränkliche haben nicht wie andere Menſchen ein Alter, welches durch das plötzliche Sinken all' ihrer Kräfte ihren Geiſt beſchwert. Sie behalten bis zu ihrem letzten Ende dieſelbe Schwäche, aber auch dasſelbe Feuer und dieſelbe Lebhaftigkeit. Gewohnt, ihres Leibes nicht zu genießen, bewahren ſie größtentheils einen geſunden Geiſt im kranken Körper. Die Zeit ändert ſie wenig, ſie ſchadet nur ihrer Dauer.

Es gibt einen gewiſſen Grad ſchlechter Geſundheit, welcher glücklich macht.

Kräfte in immerwährender Anſtrengung, Thätigkeit ohne Raſt, Bewegung ohne Unterlaß, Agitation ohne Frieden, Leidenſchaften ohne Schwermuth, Vergnügungen ohne Ruhe! Das heißt den Schlummer aus dem Leben verbannen, gehen ohne je ſich zu ſetzen, ſtehend altern und ſterben ohne geſchlafen zu haben.

Medicinaliſch leben iſt nicht immer unglücklich leben, was auch das Sprichwort ſage; wenn man nur während dieſer Zeit in ſich und mit ſich lebt.

In ſich leben heißt nur ſolche Bewegungen haben, die aus uns kommen oder mit unſerer Einwilligung; mit ſich leben heißt nichts empfinden, was uns nicht bekannt iſt, d. h. Zeuge, Vertrauter und Schiedsrichter zu ſein von Allem

was man thut, was man ſagt und denkt; das heißt ſich ſelbſt zum Genoſſen haben, zum Freunde und Führer; das iſt zugleich das Leben führen und es betrachten.

Das Ausſehen von Unſchuld, welches man auf dem Antlitze der Geneſenden bemerkt, kömmt daher, daß ihre Leidenſchaften geruht haben und dieſe noch nicht ihre Macht ausüben.

Das große Geſchäft des Menſchen iſt das Leben, und das große Geſchäft im Leben das iſt der Tod.

Die Schwäche der Sterbenden verleumdet das Leben.

Niedrig in's Leben treten — voll Ruhm ſterben, das ſind die beiden Endpunkte menſchlicher Glückſeligkeit.

Ein redlicher Mann ſtirbt immer zu jung, das heißt zu früh.

Man muß liebenswürdig ſterben, wenn man es kann.

Geduld und Uebel, Muth und Tod, Ergebung und Nothwendigkeit kommen meiſtens zugleich. Gleichgiltigkeit für das Leben entſteht meiſtens mit der Unmöglichkeit, es zu erhalten.

Der Tod ist ein Strom, welcher alle Sorgen verschlingt und aus dem man Vergessenheit der Leiden trinkt.

Dieses Leben ist nur die Wiege unseres Daseins. Was kümmern uns also Krankheit, Zeit, Alter, Tod — verschiedene Stufen einer Verwandlung, die gewiß hier unten nur ihren Anfang hat?

Wenn der Tod herannaht, spielt der Gedanke noch mit dem Gehirn, wie ein leichter Dunst, bereit sich zu zersetzen. Er bildet sich nur mehr kreiselnd gleich der Seifenblase, die sich in einen Wassertropfen auflöst.

Die Poesie von welcher Sokrates sagte, daß die Götter ihn gemahnt haben, sich ihrer zu befleißen bevor er sterbe, das ist die Poesie eines Plato nicht Homers, die immaterielle himmlische Poesie, welche die Seele entzückt und die Sinne in Schlummer hält.

Sie soll gepflegt werden in der Gefangenschaft, im Leiden und im Alter. Diese ist das Entzücken der Sterbenden.

Wenn man gefunden, was man gesucht hat, so hat man die Zeit nicht, es zu sagen; man muß sterben!

Titel XIV.

Familie und Haus.

Die häusliche Herrschaft gebührt den Eltern über die Kinder, den Meistern über die Lehrlinge, den Greisen über die Jugend.

In einem wohlgeordneten Staate befehlen Könige Königen, das heißt den Familienvätern, welche in ihrem Hause Herren und Regenten sind. Es ist gewiß ein großes Uebel, wenn Jemand das seine schlecht regiert; ein viel geringeres aber, als regierte er es gar nicht.

Sein Haus regieren heißt wahrhafter Staatsbürger sein, wahrhaft theilnehmen an dem allgemeinen Regimente des Staates, dessen schönste Pflichten üben und dessen Gang erleichtern.

Jedes Familienoberhaupt sollte in seinem Hause oberster Priester und König sein.

Wenige Männer sind es werth, das Oberhaupt einer Familie zu sein, und wenige Familien sind fähig, ein Haupt zu haben.

Es gibt eine Klasse der Gesellschaft, in welcher die frommen Kinder nicht wissen, daß ihre Eltern sterblich sind. Sie haben es nie gewagt, daran zu denken.

Der Fluch der Väter kürzt das Leben ab; jener der Mütter bringt den Tod.

Alles, was ein Familienvater zu den Seinen sagt, soll Liebe oder Furcht einflößen.

Strenge macht die Eltern liebevoller. Man liebt die, welche man ehrfurchtsvoll fürchten wird.

Es gibt gute Eigenschaften, die sich nicht übertragen lassen und die nicht in den Erbgang kommen.

Was zart ist, verdünstet.

Der Sohn eines ernsten und kräftigen Vaters ist gewöhnlich ein vernünftiger Mensch; der Sohn ein geistvollen Mannes ist selten auch geistreich.

Die Jüngeren sind meistens die Schöneren; ihre Formung ist genauer und bestimmter.

Man ſoll ſeinen Sammt nach Innen tragen, das heißt ſeine Liebenswürdigkeit vorzüglich Denen zeigen, mit welchen man bei ſich lebt.

Nicht ohne Grund war der heimathliche Heerd bei den Völkern des Alterthums geheiligt. Er iſt unter allem Beſitze dem Menſchen der nothwendigſte; er ſollte auch der geehrteſte ſein. Mit ihm kann man überall leben, ohne ihn ſollte man ſterben.

Der Betſchemel iſt zur guten Ordnung ein unentbehrlicher Hausrath; wo er nicht iſt, da gibt es keine Hausgötter, keine Ehrfurcht.

Spiel und Rolle eines Menſchen mag man verrufen, allein nie deſſen Sein und Sitten, wenn er ſie nicht ſelbſt zur Schau trägt. Man kann ihn auf ſeinem Theater auspfeifen, nicht aber im Innern ſeines Hauſes, noch auf der Straße. Er ſoll immer ſo behandelt werden wie er ſich zeigt.

Unſere Väter fanden ihre Freuden in ihrer Familie, ihre Belehrung in den Tempeln, ihre Erheiterung in ihrer Bibliothek und ihre Erholung bei den Nachbarn.

Der wahre Spießbürger iſt ein friedlicher

und träger Beſitzer deſſen, was er hat. Er iſt immer mit ſich und leicht mit Andern zufrieden.

Die Fabel ſagt: „Es iſt nicht höflich, den Leuten in ihrem Hauſe zu widerſprechen.“ So hat alſo Jeder das Recht, unumſchränkter Herr in ſeinem Hauſe zu ſein, darin wie ein König zu leben und glücklich zu ſein, ſelbſt in ſeiner Eigenliebe. Es iſt gleichſam ſeinen Fehlern und Schwächen geſtattet, ſich darin breit zu machen. Er iſt zu Hauſe: wer es betritt, kömmt in ein fremdes Reich. Dieſes ſind bei geſitteten Völkern Privilegien, durch die das häusliche Leben reizend wird und allen Unabhängigkeiten des ungeſchlachten, vereinzelten Menſchen vorzuziehen iſt.

Dieſes Leben, überdieß, hat Pflichten, welche fortwährend das Opfer ſeiner Rechte auferlegen; allein das Aufgeben derſelben iſt ein freiwilliges, großmüthiges und ehrenhaftes: und ſo wird es ein Beſitz, ein Genuß, und ein Schatz mehr.

Ein Wenig von Allem, Nichts nach Wunſch: großes Mittel, mäßig, weiſe und zufrieden zu ſein!

Sorge dafür, daß dir in deinem Hauſe immer Etwas fehle, deſſen Entbehrung dir nicht zu ſchwer fällt und was dir zu wünſchen ange-

nehm iſt! Man muß ſich in einem ſolchen Zuſtande und in ſolcher Neigung erhalten, daß man nie geſättigt und nie unerſättlich ſei.

Wer Alles, was er kann, thut, ſetzt ſich der Gefahr aus, ſeine Begrenzung zu zeigen. Man ſoll weder ſeine Talente noch ſeine Kraft noch ſeinen Aufwand zum Aeußerſten treiben.

Die Aufmerkſamkeit, welche man dem Hauſe und der Einrichtung widmet, zieht vom Herrn des Hauſes ab, wie der Tempel vom Gotte ablenkt.

Die Bequemlichkeit hat Religion, Moral und Höflichkeit zerſtört.

Aller Luxus verdirbt entweder die Sitten oder den Geſchmack.

Der Tiſch iſt wie ein Altar, den man an Feſttagen und bei Feſtlichkeiten ſchmücken ſoll.

Bei Feſtlichkeiten genügt es, freudig zu ſein, um liebenswürdig zu erſcheinen.

Feſtlichkeiten am Morgen ſind Ausſchweifungen. Ich haße Geſänge beim Frühſtück.

Das Mahl am Abend iſt die Freude des Tages.

Weder zu ſeinem noch zu unſerem Vergnügen ſollen wir einen ausgezeichneten Tiſchgenoſſen als gewöhnlichen Gaſt haben; wir werden ſeiner und er unſerer überſatt.

In der Mäßigkeit liegt Reinlichkeit und Zierlichkeit.

Mäßigkeit, bei der nicht auch Tugend iſt, liebt man nicht.

Der Gebrauch des Bettes, iſt man allein darin, dient der Weisheit. Pythagoras ſagt: „Aus dem Lager ſoll man ſich einen Tempel machen.“

Danke dem Himmel, wenn er dir ſchöne Träume beſcheert. „Der Weiſe“, ſagten die Stoiker, „hat ſinnige und kluge Träume.“

Titel XV.

Von der Weisheit, der Tugend, der Moral, von der Regel und Pflicht.

Die Weisheit ist der Anfang des Schönen.

Das Gerechte, Gute, Schöne und Weise ist was im Einklang mit der Idee ist, welche Gott vom Gerechten, Guten, Schönen und Weisen hat.

Nimm Gott aus der erhabenen Philosophie weg, so schwindet auch alle Klarheit; er ist ihr Licht und ihre Sonne, er ist es, der Alles erleuchtet; „in lumine tuo videbimus lumen."

Die Weisheit ist eine Wissenschaft, durch welche wir die Dinge unterscheiden, die für die Seele gut sind und die es nicht sind. Sie ist das Wissen alles Wissens; denn sie allein kennt dessen Werth, und gerechte Schätzung, dessen wahren Gebrauch, Gefahr und Nutzen.

Weisheit iſt im Lichte ruhen. Glücklich die Geiſter, welche erhaben genug ſind, um in ihren Strahlen zu ſpielen!

Ziehe die Alten zu Rath, höre die Greiſe!

Wenig weiſe iſt der, welcher nur ſeine eigene Weisheit hat, und wenig gelehrt, der es nur aus ſeiner Wiſſenſchaft iſt.

Weisheit iſt die Kraft der Schwachen.

Weisheit und Täuſchung vereinigt, ſind die Wonne des Lebens und der Kunſt.

Geſunder Sinn fügt ſich der Welt: Weisheit ſucht Einklang mit dem Himmel.

Menſchliche Weisheit entfernt die Uebel aus dem Leben. Nur durch die göttliche Weisheit finden wir die wahren Güter.

Durch Bewegung ſucht man die menſchliche Weisheit, durch Ruhe oder Betrachtung die göttliche.

Wenn Gott ſich von der Welt zurückzieht, verſenkt ſich der Weiſe in Gott.

Unſere Urtheile und Empfindungen enthalten nicht genug Weisheit oder Tugend, wenn ſie nicht genug Geduld enthalten.

Wie ſoll man die Zeit bereuen, welche man verwendet hat, um recht zu thun.

Durchſchneide nicht, was du löſen kannſt.

Die Vernunft im Menſchen iſt die allgemeine Ergänzung der Ohnmacht der Natur.

Die Tugend iſt die Geſundheit der Seele. Sie bewirkt, daß wir in den geringſten Blättern des Lebens Saft finden.

Vollkommene Unſchuld iſt völlige Unwiſſenheit; ſie iſt weder klug noch mißtrauiſch, und man kann auf ihr nicht Grund bauen; allein ſie iſt eine liebenswürdige Eigenſchaft, welche man beinahe eben ſo ſehr verehrt, ja mehr liebt als die Tugend.

Tugend ſucht ſich zu verbreiten, und die, welche ſie haben, theilen ſie gerne mit.

Man muß die Tugend üben, auch wenn man ſie nicht hat, d. h. durch den Willen und gegen ſeine Neigung.

Die Tugend aus Berechnung iſt die Tugend des Laſters.

Tugenden machen Den, der ſie beſitzt, fort-

während glücklich. Sie beſſern ſelbſt Diejenigen, welche ſie ſehen und nicht beſitzen.

Eigene Tugend und das Glück Anderer, das iſt die zweifache Lebensaufgabe des Menſchen auf Erden. Sein Glück iſt ſeine höchſte Beſtimmung; allein das iſt es nicht, was er ſuchen ſoll; er kann es nur erwarten und erlangen, wenn er deſſen würdig iſt.

Will das Schickſal einen Menſchen ſchätzbar machen, ſo verleiht es ihm Tugenden, will es ihn geſchätzt machen, ſo gewährt es ihm Erfolge.

Das Wichtige im bürgerlichen Leben iſt das Gute und Schlechte, Laſter und Tugend. Alles Uebrige ſoll nur Spiel ſein.

Jenen, die keine Tugend haben, ſoll man auch die Wiſſenſchaft verweigern.

Um tugendhaft zu ſein, iſt es nicht unnütz, das Zeugniß über ſich ſelbſt ſo genügend als möglich zu machen.

Nothwendigkeit kann eine zweideutige Handlung ſchuldlos machen; allein ſie vermöchte ſie nicht auch lobenswerth zu machen.

Man iſt nicht ſchuldlos, wenn man ſich ſelbſt ſchadet.

Keine Tugend erſcheint klein, wenn ſie ſich auf einem großen Schauplatze zeigt.

Man liebt mehr die Eigenſchaften; man ſchätzt mehr die Tugenden.

Für den Erfolg in der Welt bedarf es vielleicht ſolcher Tugenden, die beliebt machen und ſolcher Fehler, durch welche wir gefürchtet werden.

Gute Leute aller Art ſind leicht zu täuſchen, denn, da ſie das Gute leidenſchaftlich lieben, glauben ſie leicht auch Alles, was ihnen dazu Hoffnung gibt.

Man muß Alles thun, daß es den Rechtſchaffenen zum Gefallen iſt.

„Favores ampliandi, odia restringenda;“ das iſt einer jener Grundſätze, deren Wahrheit kubiſch iſt, oder die ſchön und wahr ſind, von welcher Seite man ſie immer betrachten mag. Ich glaube, daß die Moral allein deren hat.

Indem man den Sinnen Gehör gibt, zerſtört man die guten Empfindungen. Mit allzuſehr geſchonten, gepflegten und verfeinerten Sinnen flieht man die werkthätige Tugend: Betrachtet barmherzige Schweſtern!

Die Tugend beklagt ſich weder, noch beſchwert oder beunruhigt ſie ſich darüber, daß ſie unbelohnt bleibt; Ungerechtigkeit bringt kein anderes Gefühl in ihr hervor, als eine ſanfte Schwermuth.

Alles erlernt ſich — ſelbſt die Tugend.

Sorge, daß Das, was an den Andern Laſter iſt, an dir Tugend werde. Möge der Zorn dich gemäßigt machen, der Geiz freigebig, die Ausſchweifung mäßig.

Moral iſt die Erkenntniß der Regeln, welchen wir nicht nur unſere Handlungen anpaſſen ſollen, ſondern auch unſere Neigungen. Dieſe ſind ein ſo wichtiger Theil unſeres Verhaltens, daß ich mich wundere, daß kein Philoſoph ſie der Definition des wichtigſten Objectes der Moral einverleibt hat.

Unſere Neigungen verhalten ſich zu unſeren Handlungen, wie die Gedanken zu den Worten. Das Weſentliche dabei iſt, in der Moral wie in der Logik, daß die erſteren gut ſeien.

J. J. Rouſſeau hätte, in ſeiner Weiſe die Moral zu betrachten, ſie alſo definiren können: „die Kunſt ſeine Leidenſchaften mit Nutzen zu vermehren.“ Dabei wären aber zwei Hauptirrthümer geweſen:

Einmal, den Nutzen betreffend; denn ein solcher kann nicht entstehen indem man die Leidenschaften vermehrt, d. h. den Menschen mehr Leidenschaften gibt, als die Natur ihnen zugetheilt hat, oder größere, als sie selbst sind.

Zweitens, was die Anwendung betrifft; denn es kann nützlich sein, die Leidenschaften dahin zu stimmen, daß sie in ihrer Thätigkeit, in ihren Handlungen und kleinsten Bewegungen eine gewisse Ordnung, Geradheit, Anständigkeit und Schönheit beibehalten; allein diese Sorgfalt der Moral zuwenden hieße Alles vermengen.

Die Moral ist nur da, um zurückzudrängen und zu beschränken; sie ist Regel, unbewegliche, unveränderliche Regel und dadurch selbst ist sie die Schranke, der Zügel, nicht aber der Stachel.

Haß und Liebe, Zorn und Sanftmuth, Kraft und Schwäche, Trägheit und Thätigkeit — alles Dieses muß die Moral lenken.

Der hauptsächliche Irrthum oder Fehler der Moral, als der über Gesetze und Gewohnheiten der Gesellschaft wachenden Doctrin, besteht darin, Das als schuldlos bestehen zu lassen, was den öffentlichen Sitten verderblich ist.

Es gibt Leute, die Moral nur im Stück

haben; es iſt ein Stoff, aus dem ſie ſich nie ein Kleid machen.

Die Moral iſt das Brod der Seele; man muß ſie unter die Menſchen zubereitet vertheilen: man ſoll ſie zermalmen, malen, backen und ſie ihnen in Stücke vorſchneiden (wie das Brod).

Ohne Vorbild, ohne ideales Vorbild kann Keiner recht thun.

Eigenthümliches Gewiſſen, eigenthümliche Moral, eigenthümliche Religion — dieſe Dinge können ihrer Natur nach nicht eigenthümlicher Beſitz ſein.

Jeder kann nur bei ſeiner Lampe ſehen; er kann aber bei fremden Lichte gehen oder handeln.

Grundſatz (Maxime) iſt der genaue und edle Ausdruck einer wichtigen und unbeſtreitbaren Wahrheit.

Gute Grundſätze ſind der Keim zu allem Guten; ſtark in das Gedächtniß eingeprägt, nähren ſie den Willen.

Grundſätze ſind für die Intelligenz, was die Geſetze für die Handlungen ſind, ſie erleuchten nicht, aber ſie leiten, lenken und retten blind-

lings. Es iſt der Faden im Labyrinthe, der Kompaß in der Nacht.

Das Vergeſſen oder Nichtbeobachten irgend eines alltäglichen Grundſatzes iſt es, was Alles Gefahr laufen und untergehen macht.

Das Geſetz regelt die That; die Moral regelt die Richtſchnur.

Man muß ſich mit Anker und Ballaſt verſehen, d. h. mit feſten und beſtändigen Anſichten, ſeinen Ballaſt behalten und geankert bleiben ohne vom Ufer zu ſtoßen. Laſſet immerhin die Wimpel flattern und die Segel ſchwellen; der Maſt allein muß unerſchütterlich bleiben!

Oft hat man von einer Wahrheit das Gefühl aber nicht die Meinung (Ueberzeugung); dann iſt es möglich, daß man ſeine Aufführung nach dem, was man fühlt, richte und nicht nach dem, was man denkt.

Die Regel ſoll gerad ſein wie ein Faden, nicht wie eine Eiſenſtange. Die Schnur zeigt die Linie an, ſelbſt wenn ſie ſich biegt, und die Beugung alterirt ſie nicht.

Jede gute Regel iſt nachgiebig und gerad. Starre Geiſter bilden ſie aus Eiſen.

Jede Regel hat ihren Grund, der ihren Geiſt ausmacht und nach welchem man ſich zu richten hat, wenn man bei Beobachtung derſelben von der eigenen Vernunft abweichen muß. Folge daher in allen Dingen der Regel oder beſſer noch dem Geiſte (dem Grunde) derſelben, wenn Du ihn kennſt!

Wer ohne Zweck lebt oder wie man zu ſagen pflegt in den Tag hinein, lebt traurig.

Das Ziel iſt nicht immer geſetzt, um erreicht zu werden, ſondern um als Richtpunkt zu dienen. So die Vorſchrift der Feindesliebe.

Die höchſte Regel ſoll man nicht in ſich oder um ſich ſetzen, ſondern über ſich.

Beim Handeln ſoll man ſich an die Regel halten, beim Urtheilen auf die Ausnahmen Rückſicht nehmen.

Um im moraliſchen Leben Freunde zu haben muß man ſich ein Ziel ſetzen, um es zu erreichen; Alles aber was Ziel, iſt auch Grenze. Wo keine Regel und kein Geſetz iſt, da iſt nicht nur keine Tugend, ſondern auch kein Vergnügen. Selbſt die Spiele der Kinder haben ihre Geſetze und würden ohne dieſe nicht beſtehen. Regeln

ſind immer unbequem, und doch, je ſtrenger deren Beobachtung, deſto größer die Freude.

In der Regel iſt eine Ruhe, durch die ſich jede Autorität, welche die Ordnung handhabt, die ihr Untergebenen zur Dankbarkeit verpflichtet. Der Menſch liebt von Natur aus Den, welcher ihn leitet, unterrichtet, ihm befiehlt und ihn lenkt.

Hüten wir uns wohl, aus Dem nur einen Vorſchlag zu machen, was Vorſchrift, Regel und Befehl iſt.

In einer Zeit, wo keine Vorſchriften beſtehen, taugen ſelbſt rechtliche Leute weniger. Das Leben iſt dann eine Brücke ohne Geländer, von welcher ſich Ausſchweifende in Laſter ſtürzen, wenn ſie wollen, und Betrunkene ohne es zu wollen. In guten Zeiten iſt man beſſer, als man es an und für ſich iſt, und ſchlechter in den ſchlechten Zeiten.

Jeder Menſch ſoll eine Gewalt in ſich haben, die ſeine Handlungen, ſelbſt die geheimſten, der Regel unterwirft, und daß er ſich ſelbſt ſeine Gedanken und Thaten leitet, den Blick ſeiner Intelligenz und die Hand ſeines Willens. — Jeder ſoll ſich ſelbſt König, Obrigkeit und Richter ſein.

Unſere Eigenſchaften ſind nur eine Reihenfolge. ohne Licht, eine Regelmäßigkeit ohne Regel, eine Richtung ohne Richtſchnur, ein Gleichgewicht ohne Schwerpunkt, eine Harmonie ohne Tactſchlag, ein Inſtinkt deſſen, was man ſein, aber nicht deſſen, was man thun ſoll. — Ohne die Pflicht und deren Begriff gibt es keine Sicherheit in der Tugend.

Unſere Natur beſteht aus ihrer Schwäche und ihrer Stärke, aus ihrer Ausdehnung und ihren Grenzen.

Wir bedürfen der Lehren, die unſern Schwächen angemeſſen ſind; außerdem können wir ſie nicht ertragen, behalten und bewahren; angemeſſen auch unſerer Kraft, außerdem könnten wir ſie weder anwenden, noch uns damit begnügen.

Könnte man nicht ſagen, daß Gott ſeit Chriſti Erſcheinung in die Natur mehr Licht und Gnade ſtrömen ließ?

Es ſcheint wirklich, daß ſeit dieſer Zeit in die Welt ein allgemeineres Bewußtſein der Pflichten gedrungen iſt und eine ausgebreitetere und allgemeinere Leichtigkeit, wahre und große Tugend zu üben.

Die Moral bedarf eines Himmels, wie das Gemälde des Lufttons.

Wir ſind erleuchtet, weil Gott über uns glänzt, und wir ſind rechtſchaffen, weil er uns berührt. Gott erleuchtet uns, als Licht; er richtet uns auf, als Regel. Dieſe Regel — nicht unterſchieden, doch gefühlt — bildet den Vergleichungspunkt für unſer Urtheil in Allem, was auf anderem als auf ſinnlichem Wege erwogen werden muß.

Wenn man die Idee von Gott ausſchließt, iſt es unmöglich einen genauen Begriff von der Tugend zu haben.

Unſere Pflichten ſehen wir nur in Gott gut; er iſt der einzige Grund, auf welchem ſie dem Geiſte immer lesbar ſind.

Die Furcht Gottes iſt uns eben ſo nothwendig, um uns im Guten zu erhalten, als die Furcht des Todes es iſt, um uns an das Leben zu binden.

Wir beurtheilen uns nach dem Urtheile der Menſchen, ſtatt es nach dem Urtheile des Himmels zu thun.

Gott iſt der einzige Spiegel unſerer Selbſt-

erkenntniß; in jedem Andern findet nur ein Sich-ſehen ſtatt.

Indem Gott die Seelen ſchafft, ſpricht er zu ihnen und ihren Naturen und ertheilt ihnen Lehren, deren Sinn ſie vergeſſen, deren Eindrücke jedoch bleiben. Von dieſem alſo niedergelegten Worte und Strahle bleibt uns — bei den größten Verfinſterungen der Seele, bei der größten Unaufmerkſamkeit des Geiſtes — eine Art von Schwirren und Schimmern, welches nie aufhört und uns früher oder ſpäter in unſern äußerlichen Zerſtreuungen ſtört.

Gott! und daher alle Tugenden, alle Pflichten!

Wenn deren ſind, an welchen die Idee Gottes nicht Theil hat, wird ſich immer irgend ein Fehler oder eine Ausſchweifung daran finden; es fehlt daran entweder die Zahl oder das Gewicht, oder das Maas — kurz Alles, deſſen Genauigkeit göttlich iſt.

Dem Himmel muß man nachgeben, den Menſchen widerſtehen.

Der Pflicht ſoll man nicht gerade in's Geſicht ſchauen, man ſoll ſie mit geſenkten Augen hören und ihr gehorchen. Unverſchämtheit iſt

es, ſeinen eigenen Augen Geheiligtes unverſchleiert zu laſſen.

Die Pflicht! In Bezug auf uns ſelbſt, iſt ſie Unabhängigkeit von den Sinnen; in Bezug auf Andere iſt ſie Ausdauer im Helfen, Unterſtützen und Erleichtern; Hülfe im gut Sein, im gut Handeln, im gut Wollen, im gut Wünſchen; Hülfe durch Zuſammenwirken und Widerſtand, durch Geben und Verweigern, durch Strenge und Herablaſſung, durch Lob und Tadel, durch Schweigen und Reden, durch Leid und Freude.

Als Bewohner ein und derſelben Erde, als Reiſende desſelben Augenblickes, als Gefährten desſelben Weges — ſollen wir uns gegenſeitig helfen und, wenn wir an das Ziel gelangt ſein werden, haben wir Rechenſchaft zu geben von Dem, was wir für das Glück Anderer gethan haben, für ihr Glück oder für ihre Tugend. Ein Lächeln ſelbſt wird uns belohnt werden.

Als Werkzeuge haben wir eine Beſtimmung, als moraliſche Weſen — Freiheit.

Leben und Tod, durch die wir in die Welt eingehen und aus ihr ſcheiden; Reichthum und Armuth, die uns darin einen Platz beſtimmen; Ruhm und Schande, Erhöhung oder Erniedrigung, die uns unſere Rollen anweiſen, gehören

zum allgemeinen Laufe der menſchlichen Thätigkeit und machen einen Theil unſerer Beſtimmung aus. Gott hat ſich die Vertheilung vorbehalten; er theilt nach Willkür Jedem ſein Maas aus.

Das Gute und Schlechte hingegen liegt in unſern Händen oder, wie die heilige Schrift ſagt, in den Händen unſeres Rathes, weil ſie unſer Verdienſt oder unſere Schuld ausmachen.

Gleichwie wir alſo den beiden bewegenden Kräften unterworfen ſind, jener der Erde und unſerer eigenen, ſo auch ſind wir von zwei Willenskräften beherrſcht, von der eigenen und jener der Vorſehung; Urheber der erſten und Werkzeuge der letzteren; Herren über unſere Werke, um den der Tugend angewieſenen Lohn zu empfangen; Maſchinen für das Uebrige.

Das Beſſer- oder Schlimmer-ſein hängt von uns ab; alles Andere liegt bei Gott.

Die größten Heiligen können große Sünder ſein, weil ſie Menſchen ſind, d. h. frei.

Die Freiheit erklärt alle Fehler, alle Verbrechen, alles Unglück, allein ſie bewirkt auch alle Verdienſte.

Frei ſein heißt nicht Alles thun, was man will, ſondern was man für das Beſte hält.

Es wäre ein Leichtes, die Freiheit durch das Verbrechen zu beweiſen, welches ein Widerſtand gegen unſern natürlichen Trieb iſt, Gutes zu thun; wie auch durch tugendhafte Handlungen, inſoferne dieſe eine Abweichung von unſerer Neigung zum Wohlleben ſind.

Die Menſchen müſſen entweder Sklaven der Pflicht oder der Gewalt ſein.

Wenn einmal der genaue Begriff der Pflicht in ein enges Gehirn gedrungen iſt, bleibt er feſt darin.

Ohne die Pflicht iſt das Leben weichlich und knochenlos; es kann ſich nicht mehr halten.

Weh uns, daß wir immer mit den Pflichten Anderer und nicht mit den unſrigen beſchäftigt ſind!

Der wahrhaft Tugendhafte erfüllt ſeine Pflichten ihrer Reihe nach: er läßt die großen den kleinen vorangehen.

Man muß ſeine Laune ſeiner Rolle opfern und ſelbſt ſeine Tugenden der Pflicht.

Die Pflichten haben ein Geſetz, welches ihre Erfüllung regelt. Keine gute Empfindung ſoll den ihr angewieſenen Kreis überſchreiten. Kein

Eifer ohne Maaß; kein Aufſchwung, der zu übereilt iſt; Kraft muß biegſam ſein; Gleichheit herrſche; man ſoll ſeiner Herr und durch dieſe Herrſchaft ſeiner Tugenden Meiſter ſein.

Glücklich Die, welche in ihrem Herzen eine Lyra haben und in ihrem Geiſte Muſik, welche ihre Handlungen ausführen! Ihr ganzes Leben wird eine Harmonie geweſen ſein, im Einklang mit den ewigen Melodieen! —

Titel XVI.

Von der Ordnung und dem Zufalle, vom Guten und Schlechten.

Ordnung iſt Coordination des Mittels mit dem Zwecke, der Theile zum Ganzen, des Ganzen zur Beſtimmung, der That zur Pflicht, der Arbeit zum Vorbilde, des Lohnes zum Verdienſte.

Das Wohlbehagen iſt das Geſetz der beſeelten oder lebenden Körper; allein die Ordnung iſt das Geſetz der Geiſter.

Ordnung iſt für die Anordnung, was die Seele dem Leibe, was der Geiſt für die Materie. Anordnung ohne Ordnung iſt ein Körper ohne Seele.

Denkt euch die allgemeine Ordnung! Alles was darin in den Begriffen, den Bildern, den

Gefühlen, den Einrichtungen conform iſt — iſt ſchön; und Alles iſt gut, was darin in den Handlungen, Vorſätzen und Unternehmungen übereinſtimmend iſt — dieß iſt die Regel.

Wo nicht Ordnung und Harmonie, da iſt kein Zeichen Gottes mehr. Da iſt Wüſte und war Herabwürdigung.

Regelmäßigkeit ſcheint immer nur aus einer Abſicht, aus einem Gedanken hervorgehen zu können. Iſt ſie Wirkung des Zufalls, ſo gleicht dieſer einer Vorausſicht.

Alle ſind geboren um die gute Ordnung zu beobachten. Wenige aber, dieſe zu begründen.

Wenn der Geiſt in der Ordnung irrt, ſo iſt es, als ob ſich der Geſchmack im Schönen irre.

Klugheit und Erfolg, Ausſaat und Aernte, Tugend und Glück folgen ſich in natürlicher Weiſe; ſind aber nicht unzertrennlich. Die Weſenheit der Dinge einigt ſie; oft aber trennt ſie der Weltlauf.

Schlechte Geiſter ſind die, welche am Genuſſe der Ordnung nie Gefallen finden konnten oder die dieſer Reiz nicht zu feſſeln vermochte.

Nichts dauert immer; allein was am längſten dauert, das iſt die Ordnung, weil ſie das der Natur der Dinge Angemeſſenſte iſt.

Es iſt nicht möglich, ohne Vergnügen richtig zu ſingen oder zu tanzen; ſo natürlich angenehm iſt die Beobachtung jedes richtigen Taktmaaſes! Moraliſche Bildung iſt ebenfalls Tact und Harmonie; es iſt auch unmöglich, gut zu leben ohne große, innere Freudigkeit.

Der Menſch — mit ſich ſelbſt in Ordnung und Harmonie — empfindet die von ihnen gewährte Freude und Ruhe und ſieht ſie, ohne ſie zu unterſcheiden. An das Gefühl der ſüßen, weitſchweifenden Klarheit, welche alle ſeine Fähigkeiten innig durchdringt, bindet ſich jenes einer Wärme, von welcher die Seele geheimnißvoll und friedlich bewegt iſt.

Der Menſch iſt glücklich, wenn er unabläßig die Aufgabe, für die er geeignet iſt, erfüllt, und wenn er freudig auf dem Standpunkte bleibt, den Gott gewollt.

Der beſte Ehrgeiz und allein der Ordnung gemäß iſt der: in dem Standpunkte, auf welchem die Vorſehung uns geboren werden ließ, ſich auszuzeichnen und darin zu verharren.

Entrückst du einen mittelmäßig begabten Menschen seiner bescheidenen Stellung, so machst du ihn unverschämt, im etymologischen Sinne des Wortes; er wird sich in eine seiner Natur und seinen Gewohnheiten zugleich widrige Stellung nie fügen und schicken können.

Jeder weise Begriff fesselt den Menschen an seinen Platz im Universum; macht, daß er ihn fühlt und liebt wie einen Geburtsort, bequem, angenehm und gewohnt.

Man erinnert sich immer seiner selbst mit einer gewissen Liebe, mit Vergnügen gedenkt man seiner früheren Leichtgläubigkeiten, insoferne der Stolz nicht darüber erröthet. Je mehr man deren hatte, desto mehr erfreut man sich. Man war nämlich damals in der Ordnung, indem man mehr Kind war als Andere.

Glücklich, wer nur für eine Sache geeignet ist! Indem er sie thut, erfüllt er seine Bestimmung.

Man muß seinen Beruf lieben d. h. die Niedrigkeit oder Höhe des angewiesenen Standes. Wenn du also König bist, liebe dein Scepter; bist du Diener — deine Livree.

Plötzlicher Glückswechsel hat einen großen Nachtheil; die Reichgewordenen haben nicht gelernt, reich zu sein, und die Verarmten nicht — arm zu sein.

Das Vergnügen, welches man empfindet, gegen sich selbst gerecht zu sein, kömmt von einer Rückkehr zur Ordnung durch die Wahrheit.

Schwäche, die zur Ordnung zurückführt, ist besser als Kraft, welche davon entfernt.

Die Armuth ist eines der Mittel, deren die Vorsehung sich bedient, um die Ordnung in der Welt aufrecht zu erhalten, indem sie durch diesen Zügel die Bösen bändiget und ihr Murren durch das Beispiel einiger Guten unterdrückt, welche wie sie leiden.

Der Zufall ist ein Theil, welchen die Vorsehung sich in den Geschäften der Welt vorbehalten hat, und sie wollte nicht, daß die Menschen auch nur wähnen könnten, auf diesen Theil irgend einen Einfluß zu haben.

Der Zufall ist dem Klugen meistens günstig.

Im Ruhme ist immer Glück.

Die Uebel kommen aus der Nothwendigkeit

und aus der Ordnung! Alles Gute aber aus dem alleinigen Willen Gottes.

Das Uebel iſt der Dünger des Guten.

Der Leiden und des Unglückes auf dieſer Welt ſoll man nur gedenken, um ſie zu erleichtern; ſich darauf zu beſchränken, daß man ſie betrachtet und beklagt, heißt ſie ohne Nutzen ärger machen. Wer kein Auge von ihnen verwendet, ruft Stürme daraus hervor.

Weder Liebe noch Freundſchaft, Ehrfurcht, Bewunderung, Dankbarkeit und ungemeſſenſte Hingebung dürfen uns die Unterſcheidung des Guten und Böſen rauben. Sie iſt ein Gut, das wir nicht verkaufen dürfen und das durch Nichts bezahlbar wäre.

Wer immer — in allen Dingen — den Begriff verdirbt, welchen die Menſchen von der Vollkommenheit haben ſollen, verdirbt auch das Gute in ſeiner urſprünglichen Quelle.

Das „gut“ iſt mehr werth als das „beſſer.“

Alles „Beſte“ iſt kaum von Dauer.

Trachten wir, dem Guten die ſchönſte, dem Böſen die ſanfteſte Bezeichnung zu geben, ſo

oft wir die Behandlung, die wir von den Menſchen erdulden, werthſchätzen wollen; denn auf dieſe Weiſe beſänftigt man ſich ſelbſt. Bei verhaßten Qualificationen bleiben ſanfte Seelen immer dießſeits. Sie ſchonen ſich und Andere.

Man muß das Gute um des Guten willen thun; man muß es wollen in den Mitteln und in der Abſicht, in der Ausführung und im Endzwecke.

Das Gute, das man durch Schlechtes gethan, iſt ein verfälſchtes, vergiftetes, welches das Schlechte hervorbringen wird, deſſen Keim man hineingelegt hatte; ein Waſſer iſt es, das die Kanäle verdorben haben.

Vielleicht geſchieht es durch eine gerechte Anordnung der Vorſehung, daß Frevelthaten die Uebel vermehren, welchen ſie zuvorkommen wollten. Vielleicht, wenn Caligula nicht durch eine ſcheinbar löbliche That und Verſchwörung getödtet worden wäre, hätte Claudius nicht regiert, noch aber auch Nero, Domitian, Commodus und Heliogabal. Caligula hätte nach einigen Verbrechen fortgelebt, und wäre im Bette geſtorben; die Thronfolge der römiſchen Kaiſer hätte einen andern und wohl glücklicheren Lauf genommen.

Vielleicht bringt Das, was ſchlecht iſt, oder mit Schlechtem befleckt, nie etwas Anderes als Schlechtes hervor. Gott behält ſich das Unglück vor, um es zu rechter Zeit zu ſchicken.

Wir haben die Aufgabe recht zu thun, einzig und allein recht zu thun; dieß iſt unſer Tagwerk.

Titel XVII.

Von der Wahrheit, der Täuschung und dem Irrthume.

Wahrheit ist die Realität im Begreiflichen. Es giebt deren verschiedene Arten: die allgemeine und besondere Wahrheit; die Wahrheit der Thatsache oder der einfachen Existenz, und die Wahrheit der Natur oder der nothwendigen Existenz.

„Der Mensch ist ein Thier, welches Religion hat." Das ist eine Wahrheit aus Natur und Nothwendigkeit.

„Die Menschen sind habgierig und eigennützig." Dieß ist eine Wahrheit aus einfacher Thatsache, deren Nichtwissen, da sie sein oder nicht sein kann, für den Geist ohne Nachtheil ist.

Die Erkenntniß der allgemeinen, natürlichen Wahrheit ist in der That von großer Wichtigkeit für die Regelung und Erleuchtung des Gei-

ſtes; allein jene der beſondern (particularen) Wahrheit iſt nur für unſere Geſchäfte wichtig und nützlich.

Die allgemeinen Wahrheiten ſind Wahrheiten aus Gott. Die particularen ſind nur Meinungen des Menſchen. Der Name „Wahrheit“ ſollte nur dem gegeben werden, was die Naturen, die Weſenheiten betrifft, und nie dem angehören, was ungekannt bleiben darf. Nur die Wahrheiten, welche das Herz erleuchten und die Handlungen regeln, ſind allein dieſes ſchönen Namens würdig. Wendet man ihn auf materielle Dinge an, ſo verdunkelt man deſſen Klarheit. Alles, was nicht Abſtraction und Grundſatz iſt, verdient nur den Namen: Thatſache.

Die höchſten Wahrheiten ſind von ſo großer Schönheit, daß ſelbſt deren irrthümliche Anſchauung etwas Hinreißendes hat und daß die Schatten, welche ſie umhüllen, ein nicht zu bezeichnendes Leuchten haben.

Geſchichtliche Wahrheit, außerhalb der Geſchäfte, iſt nur für den Unterrichteten von Belang; phyſiſche Wahrheit nur unſerem Körper wichtig; allein moraliſche Wahrheit iſt für unſere ganze Seele, für unſer Leben und unſern Tod von Gewicht. Was liegt ſonach wohl an

einer hiſtoriſchen Wahrheit, da, wo die moraliſche iſt? Wenn die erſtere die letztere zweifelhaft macht, darf man ihr nicht trauen und von dieſer ſoll man die Erläuterung abwarten.

Mißbrauch der Erfahrung iſt, von Einzelnheiten auf die Menge ſchließen oder von einer Menge auf die Allgemeinheit.

Es gibt untergeordnete Wahrheiten, die für Leben und Gebräuche dienlich ſind; mittlere Wahrheiten, welche den Geiſt üben und ihn einigermaßen befriedigen; endlich höchſte Wahrheiten, welche die Seele erleuchten, nähren und beglücken. Man muß immer die untergeordneten durch die mittleren an die höchſten reihen.

Lernet die Wiſſenſchaften aus der Wahrheit, d. h. in der Anſchauung Gottes; denn ſie ſollen die Wahrheit zeigen, nämlich überall Gott. Schreibet, redet, denket Nichts, wovon ihr nicht glauben könnet, daß es vor Gott wahr ſei.

Die Wahrheit kömmt nicht aus uns und kann nicht aus uns kommen; in allem Geiſtigen kömmt ſie von Gott oder von gottbefreundeten Geiſtern, denen ſein Licht geleuchtet; in allem Materiellen aber von den Dingen, in welche ſie

Gott gelegt hat. Vor Allem muß man alſo Gott zu Rath ziehen, dann die Weiſen und den eigenen Geiſt in Allem, was geiſtig iſt; man muß ſich in die Tiefe der Gegenſtände verſenken in Allem, was materiell iſt.

Unſere lichten Augenblicke ſind Augenblicke des Glückes; wenn es in unſerm Geiſte hell iſt, iſt es ſchön darin.

So ſehr lieben wir die Ruhe des Geiſtes, daß wir uns bei Allem aufhalten, was nur einigen Schein von Wahrheit hat, und wir entſchlummern auf Wolken.

Um in die Regionen des Lichtes zu gelangen, muß man durch Wolken gehen. Einige bleiben in dieſen, Andere aber dringen weiter.

Für menſchliche Ereigniſſe muß man keine unſichtbaren Urſachen ſuchen, wenn handgreifliche, noch auch zweifelhafte, wenn beſtimmte vorhanden ſind; man müßte nur zu höheren Gründen durch jenen Aufſchwung des Geiſtes ſeine Zuflucht nehmen, der im Himmel ausruht, wenn er ſich auf Erden ermüdet hat.

Im Lichte ſind zwei Punkte: einer erleuchtet, der andere führet. Halte dich allein an den erſten!

Suchen wir unſer Licht in unſeren Gefühlen. Sie haben eine Wärme, die viele Klarheiten in ſich faßt.

Aller Glanz hat ſeinen Urſprung in irgend einem Wiederſcheine. Die Wahrheit gleicht dem Himmel, die Meinung den Wolken.

Die Wahrheit; Gott allein ſieht ſie! — Was würde man dort oben ſagen oder denken? Darin beſteht die Wahrheit.

Sie beſteht darin, ſich Alles ſo vorzuſtellen, wie Gott und die Heiligen es ſehen; wie man es vom Himmel aus ſieht, wenn man auf die Erde blickt.

Nur von oben herab ſieht man in Wahrheit. Man ſoll immer ſagen können: Dieß iſt wahr auf Erden und im Himmel.

Was wahr iſt beim Licht der Lampe, iſt es nicht immer an dem der Sonne.

Wahrheit nimmt den Charakter der Seele an, in welche ſie dringt. Streng und rauh in trockenen Gemüthern, mäßigt und mildert ſie ſich in liebenden Seelen.

Es iſt nothwendig und wichtig, die Wahrheit zu kennen, doch nicht alle Wirklichkeiten. Die Kenntniß der letzteren dient zum Leben und

wirken; doch jene der Wahrheit dient, um recht zu leben, recht zu handeln, zu denken, und zu wollen.

Nicht jede Wahrheit läßt ſich gut ſagen; denn, allein und vereinzelt ausgeſprochen, kann ſie zum Irrthum und zu falſchen Schlüßen führen; alle Wahrheiten jedoch wären gut zu ſagen, wenn man ſie zugleich ausſpräche und wenn man eine gleichmäßige Leichtigkeit hätte, ſie alle auf einmal überzeugend darzuſtellen.

Die Wahrheit, ſagt man, iſt der Geſellſchaft immer nüzlich. Sonach wäre es jederzeit erlaubt, Das zu verkünden, was man für wahr hält? Dieß behaupteten die Sophiſten und behaupten noch einige Philoſophen. Sie laſſen die Wahrheit darin beſtehen, Nichts zu ſagen, was ſie nicht beweiſen können. Sie lieben ſie und betrachten ſie als ein Vorrecht, eine Würde, als eine Art perſönlicher Freimachung. Ueberzeugt, daß alle ihre Gefühle die Tugend ſelbſt, alle ihre Gedanken die Wahrheit ſelbſt ſind, wähnen ſie ſich geborne Obrigkeit, Geſetzgeber von Natur aus und als ſolche nicht nur befugt, ſondern verpflichtet, ihre Anſichten zu verbreiten.

Allerdings iſt die göttliche Wahrheit immer der Geſellſchaft nüzlich, weil ſie immer Wahr-

heit iſt; allein die Wahrheit des Menſchen iſt oft nur Irrthum, weil der menſchliche Geiſt nicht unfehlbar iſt.

Jeder rechtliche Menſch, wenn er neue Anſichten hat, ſollte ſich nur diejenigen derſelben zu veröffentlichen erlauben, die, erprobt von dem Urtheile wohlgeſtalteter Geiſter, offenbar unſchuldig und nützlich durch ſich ſelbſt ſind. Die Nützlichkeit ganz beſonders könnte ihn zum Entſchluß beſtimmen; denn ſie iſt einer der Charaktere der Wahrheit; ſie iſt ihr Körper, wie die Klarheit deren Schatten iſt.

Es iſt beſſer einen Tropfen Lichts zu geben oder zu empfangen, als einen Ocean von Dunkelheiten.

Wenn das im ſtrengſten Sinne als Conſequenz Wahre nicht abgeſchloſſen und in ſich den Geiſt befriedigende Wahrheit enthält, ſo iſt dieſes nicht hinreichend wahr oder nicht nützlich genug.

Damit eine Vorausſetzung eine gute Wahrheit enthalte, muß ſie als Grund und Folge wahr ſein.

Die Zeit und die Wahrheit ſind Freunde, obſchon es viele der Wahrheit widerſprechende Augenblicke gibt.

Gott hat aus der Reue Weisheit ſowohl, als Tugend der Sterblichen gemacht. Die Widerrufung iſt für unſere Irrthümer, was die Beichte für die Fehler: eine Pflicht, ein Heilmittel, eine Sühne.

Die, welche nie ihre Meinung zurücknehmen, lieben ſich ſelbſt mehr, als die Wahrheit.

Wenn man das Wahre liebt, ſo hört man immer gerne den Menſchen Das ſagen, was er denkt, und ſieht ihn ſelbſt gerne Das thun, was er gewollt hat.

Es iſt nicht immer nothwendig, daß die Umgebung der Wahrheit wahr ſei; es genügt, wenn ſie dieſe ſchmückt und fähiger macht, das Herz zu rühren.

Man kann den Menſchen richtige Begriffe beibringen, indem man einen trügeriſchen Weg einſchlägt, d. h. die Wahrheit durch Irrthum und Täuſchung hervorbringt.

Es gibt natürliche, nicht errungene Vorurtheile, welche der Beurtheilung vorangehen und dieſe dahin bringen, wohin ſie nothwendigerweiſe gelangen ſoll und zwar durch ſolche Wege, die ſie betreten muß, um die rechten Fortſchritte zu

machen. Man verirrt ſich, wenn man eine ſolche Leitung zurückweiſt. Der Philoſoph muß ſich dazu bequemen, wenn er die Wahrheit darthun will; er kann ſogar bisweilen die Sprache der Vorurtheile ſeiner Zeit annehmen, nie aber ihre Irrthümer.

Habet einen Geiſt, in welchen die Wahrheit nackt eingehen könne, damit ſie geſchmückt aus ihm wieder hervortrete.

Eine Wahrheit beleuchten, ſie verſtändlicher machen, ſie in einem ſchöneren, die Aufmerkſamkeit feſſelnden Lichte zeigen, ihr einen neuen Glanz geben — dieß heißt Licht verbreiten.

Was ſinnreich iſt, iſt der Wahrheit ſehr nahe.

Man kann ſich noch leichter im Wahren als im Schönen täuſchen.

Was man empfindbar macht, das iſt beinah bewieſen, und Das beinah empfindbar, was man denkbar macht.

Man leiſtet alſo den Wahrheiten einen großen Dienſt, wenn man ſie denkbar macht.

Eine Pflicht und Aufgabe des Weiſen, ein Zeichen ſeiner Güte iſt es, daß er ſich bemühe, die Wahrheit gut auszudrücken und die Aufmerkſamkeit zu feſſeln.

Die durch die Wahrheit und durch Gedanken erzeugte Freude macht ſich in den Worten fühlbar, mit welchen man ſie ausdrückt.

Wer eine Frage beleuchtet, vergüldet und färbet die Wahrheit.

Das Weſentliche in einem Werke iſt nicht, daß es viele Wahrheiten enthalte, ſondern, daß keine darin verletzt ſei.

Es gibt Wahrheiten, welche, um ſichtbar zu werden, der Färbung bedürfen. Alles beſonders, was mit der Einbildungskraft zuſammenhängt, kann ſeine äußere Weſenheit nur durch Form und Farbe erlangen. Man muß die Wahrheit damit umgeben, auf daß ſie betrachtet werde.

Die Grazie der Wahrheit iſt, daß ſie verſchleiert ſei. Die Weiſen haben immer in Räthſeln geſprochen, und die Räthſel eines Augenblickes ſind ein großes Mittel der Belehrung. Wir lieben die daraus entſtehende, weil wir ſie hervorgebracht haben; das Wort iſt Eigenthum des Leſers, der es geſucht, wie das des Verfaſſers, der es gegeben.

Jede nackte und rohe Wahrheit hat die Seele nicht genug durchdrungen, hat nicht genug in unſerm Kopfe circulirt; die Intelligenz hat ſie

nicht hinlänglich gereinigt, das Herz nicht genug mit ſeinen Säften getränkt, die Einbildungskraft ſie nicht genug geſchmückt mit ihren Gewändern. Der Geiſt hat Nichts gethan, als ſie behauen, gleichſam wie ein Stück Holz, das die erſte Hand aus dem Rohen gearbeitet hat. Die Wahrheit oder vielmehr der Stoff, in welchem ſie ſich befindet, muß mehrmals verarbeitet werden bis er Klarheit, Luft, Licht, Form und Farbe wird.

Alles, was wir ſagen, muß von uns und unſerer Seele tingirt ſein. Dieß Verfahren iſt langwierig, allein es macht Alles unſterblich.

Hütet euch Das als beſtreitbar zu behandeln, was immer als unbeſtreitbar angeſehen werden ſoll.

Macht Das vom Urtheile abhängig, was aus der Triebkraft des innerſten Sinnes kömmt. Legt die Wahrheiten des Gefühles aus, beweiſet ſie aber nicht.

In den Beweiſen liegt Gefahr; denn, indem man argumentirt, iſt es nothwendig, den Fragepunkt als problematiſch anzunehmen; was man ſich angewöhnt, für problematiſch zu halten, das wird endlich zweifelhaft erſcheinen.

In allem Fühlbaren und Sichtbaren beweiſe niemals das ſchon Geglaubte; in allem Gewiſſen

und Verborgenen, ſeiner Natur und Größe nach, mache glauben; beweiſe aber nicht; in Dem, was Pflicht und Ausübung betrifft, befiehl und erkläre nicht. „Fürchte Gott“ — das hat Menſchen gottesfürchtig gemacht; die Beweiſe vom Daſein Gottes haben Viele zu Atheiſten gemacht.

Die Herausforderung ruft den Angriff hervor. Jeder Prozeß-Krämer veranlaßt Chikane, und beinah immer geht man vom Verlangen, dem Doktor zu widerſprechen, in jenes über, die Doctrine zu beſtreiten. Die Kühnheit, mit welcher man eine Wahrheit vertheidigt, reizt zu entgegengeſetzter Kühnheit; das Trotzbieten ihrer Kämpen haben ihr viele Feinde gemacht. Schmücke ſie, waffne ſie aber nicht; man wird ſie viel weniger bekriegen.

Es gibt Achtung gebietende Grundſätze, welche in ihrem eigenen Begriffe den Grund ihrer Gewißheit enthalten; und dieſes macht ihre Auctorität aus. Es kann alſo jener mächtige Grund, der die Kraft der Lehre bildet, nicht von ihr getrennt werden. Er bewegt ſich gewiſſermaßen in dem Kreiſe, den er ausfüllt, ohne deſſen Grenzen zu überſchreiten, concentrirt ſich darin und tritt nie heraus. Man fühlt, daß er darinnen ausgebreitet iſt; man wagt es aber nicht, ihn daraus zu nehmen oder ihn von dem Platze zu

rücken, den er in unſerm Geiſte einnimmt, noch von ſeiner unbeſtimmten Tiefe, die ſeine Sicherheit zu bilden ſcheint.

Dieſer Grund hält ſich darin außer aller Berührung und ſo zu ſagen fern, erfaßt werden zu können, erhaben über jeden Zweifel und zugleich allen Einwürfen und Beweiſen unzugänglich; vollkommene Kennzeichen der Ueberlegenheit, die man noch nicht beobachtet oder klar bezeichnet hat.

So enthalten die Erde und alle Himmelskörper, welche ſich im Raume ſchwebend erhalten, und, uns leuchtend, kreiſen, in ihrer Sphäre ihre Gravitation vollſtändig, ſowie auch das Grundprinzip derſelben, ohne irgend ein Ueberſtrömen. Dies bildet ihre Unabhängigkeit und dient zu ihrer Erhaltung.

Leicht finden ſich Beiſpiele von ſolchen höchſten Wahrheiten, welche ſich ohne Stütze erhalten; von nothwendigen Wahrheiten, die mit vollem Rechte geglaubt werden und von ſolchen ewigen Wahrheiten, welche nicht neu ſein können, die aber, um neu zu erſcheinen, nicht nöthig haben ungekannt zu ſein.

Illuſion iſt ein integrirender Theil der Realität; ſie gehört weſentlich zu ihr, wie die Wirkung zur Urſache.

Die Täuſchung (Illuſion) hat Gott geſchaffen als einzigen Berührungspunkt, durch welchen die Materie zur Seele gelangen kann. Um dieß zu bewirken, hat er zuerſt einen ſubtilen Stoff gebildet, der, obgleich von den Sinnen erfaßbar, ſie dennoch zu durchdringen vermochte. Er ſetzte ihn (dieſen Stoff) zwiſchen Nahrung und Gaumen; daraus entſtand der Geſchmack; zwiſchen *Blumen und Geruchsſinn; daraus wurden* die Wohlgerüche; zwiſchen Gehör und Schall; ſo ward Harmonie und Melodie; zwiſchen Augen und Gegenſtände, und es entſtanden die Farben, die Perſpektive und die Schönheit.

Iſt das Organ fehlerhaft oder das Objekt in ſeinen weſentlichen Beſtandtheilen alterirt, ſo kann die Täuſchung nicht mehr bewirkt werden, weil einer der beiden Theile ſeinen Einſatz nicht zu leiſten vermag. Täuſchung — in der That — iſt ein Spiel der Natur, welches ſich darin gefällt, uns durch ſeine Ausſtrömung einiges Vergnügen zu bereiten. Sie kann nur durch ein zartes Aushauchen, ein unſichtbares Verfließen hervorgebracht werden, welche zwiſchen den verſchiedenen Weſen eine beſtändige Strömung erhalten.

Gott benützt Alles, ſelbſt unſere Täuſchungen.

Täuſchungen kommen vom Himmel, Irrthümer von uns ſelbſt. Nicht ſich zu irren, ſondern ſich zu verirren muß man fürchten. Sich irren iſt ein kleines Unglück; allein ſich verirren ein großes.

Man irrt aus Ueberlegenheit und aus Mittelmäßigkeit.

Der Eigendünkel verurſacht eben ſo viele Irrthümer, als die Leichtgläubigkeit; es iſt alſo beſſer, ſich durch den Irrthum eines Andern zu irren als durch ſeinen eigenen; daraus ſchließe ich, daß Leichtgläubigkeit dem Eigendünkel noch vorzuziehen ſei.

Der Irrthum, welcher in Sentenzen ſpricht, verkündet trügeriſche Orakel. Eine kühne Behauptung täuſcht uns mit Auctorität.

Es gibt unüberwindliche Irrthümer, die man nie angreifen ſoll.

Das Schlimmſte am Irrthume iſt nicht das, was Falſches an ihm iſt, ſondern das daran Willkürliche, Blinde und Leidenſchaftliche.

Einiger Irrthum hängt ſich immer an die in der Welt umlaufenden großen Wahrheiten, und etwas Fabel an große Ereigniſſe, welche

die Aufmerkſamkeit der Menge ſehr in Anſpruch genommen haben.

Da in manchem Geiſte immer irgend eine Chimäre iſt, findet ſich immer wieder ein Geiſt, der ſeine Chimäre Dem beifügt, was durch ihn läuft. Es gibt alſo keine Wirklichkeit, die nicht ihr Wunderbares hätte, wenn ſie allgemein geworden und von Mund zu Mund gegangen iſt.

Aus Gewohnheit wiederholt man oft noch lang, was man nicht mehr glaubt; denn üble Gerüchte überdauern Meinungen, und die Lüge iſt lebenskräftiger als der von ihr ausgeſäte Irrthum, ſelbſt nachdem ſie ihn verloren.

Eine der nützlichſten Wiſſenſchaften iſt das Erkennen, daß man ſich geirrt habe, und eine der reizendſten Entdeckungen, ſeinen Irrthum einzuſehen. „Fähig, ſich zu enttäuſchen" — ſchönes Lob und ſchöne Eigenſchaft!

Wehe dem, der ſich ſpät irrt! Er wird ſeinen Irrthum nie einſehen.

„Zweifeln" — ſagt Herr von Servau, „das heißt aus dem Irrthum treten." Er hätte beifügen ſollen, daß dieß auch oft die Wahrheit verlaſſen heißt.

Es iſt eine Verirrung der Neugierde, immer Urſprung und Gründe zu ſuchen. Der Himmel hat uns nur erlaubt, das zum Leben und zur Tugend Nothwendige zu kennen.

Nur durch Höhe d. h. indem man ſeinen Geiſt über das Menſchliche erhebt, kann man gewiſſen Irrthümern entkommen.

Es iſt kein ſicheres Verfahren, die moraliſche Welt immer durch die phyſiſche zu erklären; denn in dieſer letzteren nehmen wir oft den Schein als Wirklichkeit und unſere Muthmaßungen als Thatſachen an. Sonach laufen wir Gefahr, ſtatt eines Irrthums deſſen zwei zu haben, indem wir der einen Welt den falſchen Maasſtab anlegen, den wir bei der anderen gebrauchen.

Der tiefſte Sinn täuſcht uns ſelten, oder er täuſcht uns nur in der Weiſe, wie Gott ſelbſt uns getäuſcht wiſſen will. Keiner von uns iſt beſtimmt, Alles zu wiſſen und nie zu irren.

Nicht mit dem Wahren und Falſchen ſollen wir uns vor Allem beſchäftigen, ſondern mit dem Böſen und Guten.

Nicht den Irrthum, ſondern das Böſe ſollen wir fürchten.

Es ſind Geiſter, welche durch alle Wahrheiten zum Irrthume gelangen; es gibt aber Glücklichere, welche durch alle Irrthümer zur Wahrheit kommen.

Beinahe alle Irrthümer guter Geiſter ſind nur eine Verſetzung und üble Anwendung irgend einer Wahrheit.

Sie irren ſich durch Mißverſtändniß.

Es iſt oft mehr Geiſt und Scharfſinn in einem Irrthume als in einer Entdeckung.

Irrthum beunruhigt; Wahrheit bringt Ruhe.

Titel XVIII.

Von der Philoſophie, von Metaphyſik, von den Abſtractionen, von der Logik und den Syſtemen.

Angeborne Liebe zur Weisheit iſt Das, was Plato philoſophiſches Naturell nannte.

Philoſoph ſein iſt, nach populärem Begriffe, entſchloſſen ſein, Alles durch eigene Vernunft zu beurtheilen.

Beide Philoſophieen, die, welche ſich mit den Körpern, und jene, welche ſich mit den Geiſtern beſchäftigt, ſind gut, nützlich und nothwendig. Man muß die Materie mit den materiellen Sinnen und Erfahrungen ſtudieren, den Geiſt mit dem inneren Auge und mit Erfahrung, die man durch ſich ſelbſt gemacht hat.

Beurtheilung und Einbildungskraft, Geduld und Begeiſterung, Ueberlegung und Empfindung ſind Werkzeuge, deren Gebrauch uns bei unſeren Forſchungen gleich unentbehrlich iſt. Die Seele hat nicht zuviel an ihrem Takte und Scharfſinn, an ihrem Geſchmack und Gedächtniſſe, an ihren Füſſen und Flügeln, um zur Wahrheit zu gelangen.

Die Philoſophie ſoll die Irrthümer aufſuchen, um ſie zu bekämpfen; dieß iſt ihr einziger Beruf. Da aber die Wahrheit dem Irrthume gleicht und beide oft vermengt ſind, hat ſie auch Wahrheiten getödtet.

Verwechsle nicht Geiſtiges mit Abſtractem, und vergiß nie, daß die Philoſophie eine Muſe hat und nicht blos eine einfache Werkſtatt der Beurtheilung ſein ſoll!

Das Licht der Philoſophie ſelbſt ſoll uns lehren, daß die ſchlechteſte Religion höheren Werth hat als die beſte Philoſophie.

Es gibt eine blumenreiche Philoſophie, voll Anmuth und Freude, eine eben ſo heitere als erhabene Wiſſenſchaft.

In einer guten Philoſophie iſt das Schöne

immer auch das Wahrſte, oder wenigſtens der Wahrheit am nächſten.

Schöne philoſophiſche Bücher ſind ſolche, welche das in der Welt und für Jedermann Dunkle mit Klarheit darlegen.

„Ich — woher — wo — für — wie?“ Dieß iſt die ganze Philoſophie: Exiſtenz, Abkunft, Ort, Endzweck und Mittel.

Man muß mit der Seele, nicht mit dem Gehirn philoſophiren.

Die Körper vergeiſtigen iſt gerade auf ihre Weſenheit losgehen. Man muß Denjenigen, welche dieß mit einigem Talente verſucht haben, ein Verdienſt daraus machen, ſtatt ſie zu tadeln.

Was ſoll man mit einer Philoſophie anfangen, welche das Geiſtige aus den Weltſyſtemen und die Frömmigkeit aus der Moral verbannt? Das iſt, aus einer Rechnung die nothwendigſten Mehrheiten, die integrirenden Theile aus der Aufzählung verweiſen.

Jede nützliche Philoſophie iſt auf die Unterſcheidung der Seele und des Leibes gegründet. Die Metaphyſik beſteht darin, ihre Unterſchiede zu bezeichnen; die Moral, ſie zu befolgen.

Die Methaphyſik iſt eine Art Poeſie; die Andacht iſt ihre Ode.

Um die erhabene Materie der Methaphyſik gut zu behandeln, muß man ſich von den Philoſophen entfernen und den Dichtern ſo viel als möglich nähern.

Gleichwie die Poeſie oft philoſophiſcher iſt als die Philoſophie ſelbſt, ſo iſt auch die Metaphyſik, ihrer Natur nach, poetiſcher ſelbſt als Poeſie.

Die Metaphyſik kann der Moral nicht mehr entbehren, als Phyſik der Mechanik und Poeſie der Muſik.

Metaphyſik ſagt dem Geiſte zu, weil er in ihr Spielraum findet; außerdem trifft er allenthalben nur Völle. Der Geiſt bedarf einer phantaſtiſchen Welt, in welcher er ſich bewegen und ergehen kann; er gefällt ſich darin, nicht ſo faſt der Gegenſtände als des Raumes wegen, den er findet. In dieſer Art lieben Kinder den Sand und das Waſſer und alles Flüſſige und Biegſame, weil ſie darüber nach Willkür verfügen können.

Praktik iſt ſchwer, Theorie ergötzlich; die

Seele erhält ſich darin und verjüngt ſich in den Freuden der Intelligenz.

Der Raum in der methaphyſiſchen Welt iſt dem Geiſte und ſeinen Evolutionen nothwendig, beſonders dem beflügelten Geiſte. Dieſes unbeſtimmte Licht vervollkommnet den Blick ohne ein Objekt zu zeigen und ohne Wiſſen zu gewähren, nährt den Scharfſinn und vermehrt die Intelligenz. Es gibt eine Region des Lichtes, in welcher ſelbſt der Irrthum durchſichtig iſt und den Geiſt nie verdunkelt.

Was uns in der Moral täuſcht, das iſt der ausgelaſſene Hang zum Vergnügen. Was uns in der Metaphyſik hemmt und verzögert, iſt die Liebe zum Beſtimmten.

Bei metaphyſiſchen Fragen muß man durch Klarheit zur Entſcheidung kommen; in den Fragen der Moral und Praxis durch die Nützlichkeit. Sobald man ſagen kann: „es iſt zum Vortheile des Menſchengeſchlechtes“ — hat man dargethan, was zu thun ſei; ſo auch, wenn man präcis aufgefaßt, hat man gefunden, was man glauben ſoll.

Die Metaphyſik iſt für die Moral, was Mathematik für Mechanik, Phyſik für Medizin, Che-

mie für Pharmacie ist. Sie muß durch ihre Klarheit die Motive geben, wie die übrigen Wissenschaften durch ihre Theorieen Werkzeuge, Proceduren und Vermischungen liefern sollen. Unglücklicherweise hat man sie bisher nur zum Dienste ihrer eigenen Dienerin verwendet, d. h. nur zur Verbesserung der Sprache und der Logik, gleichsam wie ein Grammatiker, welcher in den Versen der erhabensten Poesie nur Regeln und Beispiele für die Construktion zu finden weiß.

Traut nicht in metaphysischen Werken jenen Wörtern, welche in der Welt nicht eingeführt werden konnten und nur zur Bildung einer eigenen Sprache zu verwenden sind.

Wer immer den Unterschied der Wörter: Das Schöne und die Schönheit, Wahres und Wahrheit, Ideal und Abstractes nicht fühlt, der ist ein schlechter Metaphysiker.

Der Logiker operirt, der Metaphysiker betrachtet.

Die Metaphysik macht den Geist besonders stark. Deßhalb ist manchmal der Metaphysiker so grausam.

Die Vernunft sucht eine Masse von klaren Vorstellungen über die Metaphysik und man

war in dieſer Beziehung nur darauf bedacht, ihr eine Maſſe von gelehrten Kenntniſſen zu geben.

Wer zwiſchen Seele und Leib genau zu diſtinguiren weiß, zwiſchen Gott und der Welt, Vorbild und Werk, Verordnung und Geſetz, That und Regel; wer in den Naturen die erhabene, niedrige und mittlere zu unterſcheiden im Stand iſt, der weiß genug — ja viel!

Metaphyſik iſt für Diejenigen gut, welche ſich in höhere Regionen verſteigen; Die, welche die Erde nie verlaſſen, bedürfen ihrer nicht; die Moral vertritt ihre Stelle.

Religion iſt die einzige Metaphyſik, welche der große Hauſe (die Menge) verſtehen und ſich aneignen kann.

Practiſche Metaphyſiker ſind die Frommen.

Wo der geiſtige Menſch die Worte: Gott, Erſchaffung, Wille, göttliches Geſetz anwendet, iſt der materielle Vernünftler ſtets benöthigt, ſich abſtracter Ausdrücke zu bedienen, wie z. B.: Natur, Daſein, Wirkung. Er nährt ſeinen Geiſt nur mit Gebilden ohne Form, ohne Farbe und Schönheit.

Natur haben wir die Bewegungen der Ma-

ſchine genannt, welche Gott durch ſeine Kunſt gebildet hat; Zufall nennen wir, was ohne unſere Theilnahme geſchieht und ſcheinbar ohne Mitwirkung der Natur.

So ſind Zufall und Natur nur zwei verſchiedene Arten, die Veranlaſſungen zu erfaßen, Arten, welche unſerem Geiſte angehören; man kann daher ſagen, die Natur ſei erſt nach dem Menſchen gekommen.

Jeder abſtracte oder allgemeine Begriff ſtellt dem Geiſte die Objecte ſo dar, wie ſie das Auge nur in einer Entfernung ſchauen könnte, welche ihr eine Unterſcheidung der einzelnen Theile nicht geſtatten würde.

Die wahre Metaphyſik beſteht nicht darin, daß man Fühlbares zu Abſtractem macht; ſondern Dieſes zu Fühlbarem; Verborgenes zu Erſcheinendem; daß man das nur Begreifliche wo möglich auch erſinnlich, und endlich Alles, was ſich der Aufmerkſamkeit entzieht, begreiflich mache.

Welcher Zeit bedarf es doch, bevor die Abſtraction dem Geiſte etwas Vorſtellbares und Begreifbares geworden! Mit wie vielen Uebermalungen muß dieſer Schatten geſtärkt werden!

Man ſage, was man wolle: die Metaphern ſind der Metaphyſik ebenſo nothwendig wie die Abſtractionen. Nimm alſo zur Abſtraction deine Zuflucht, wenn die Metapher dir fehlt, und zu dieſer, wenn die Abſtraction irrt. Greife nach der Evidenz und zeige ſie, ſo gut du kannſt: darin beſteht die ganze Kunſt und alle Regel.

Unklarheit der Begriffe macht das Herz ſchwankend. Man ſollte nur mit großer Mäßigung abſtracte Ausdrücke gebrauchen. Sie ſind nicht nur keine Benennungen wirklicher Weſen, ſondern ſie drücken ſogar keinen beſtimmten Begriff aus, und indem ſie den Geiſt, ſich nicht zu hören, gewöhnen, gewöhnen ſie allmählig das Gewiſſen daran, daß es uns nicht richte.

Je mehr der Styl verkörpert iſt, deſto moraliſcher iſt er. Geſchieht es, daß die Sprache ſich dergeſtalt vervollkommnet, daß ſie ganz phyſiſch würde, ſo würde dieſe Umwälzung eine eben ſo wichtige in den Sitten veranlaſſen.

Behaupten wir kühn, daß oft nur figürliche Ausdrücke geeignet ſind, den Zuſtand der Seele genau verſtändlich und begreiflich zu machen und was in ihr vorgeht d. h. die Wahrheit. Hobbes mag immerhin wollen, daß man ſie aus der Argumentation verbanne. Entweder muß man

ſie annehmen oder auf ſo manche Erklärung verzichten. Nicht blos unſer Verſtändniß, ſondern die Natur der Dinge verlangt es.

Indem die Seele, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ſich das Schauſpiel ihrer eigenen Gedanken gibt, bekleidet ſie dieſe mit Figuren und ſpricht zu ſich ſelbſt in Bildern. Dieß iſt eine wahrhaft vertrauliche Sprache. Die Sprache des reinen Geiſtes, welche die Malebranchiſten ſo ſehr anempfohlen haben, raubt den Gedanken ihren Auftrag und ihre Farben, um ſie nur in den trockenſten Umriſſen darzuſtellen. Es iſt die Kunſt der Nevrologen (Nevrologie — Nervenlehre) oder des Geometers. Die Seele beſchränkt ſich darauf nicht; ſie malt ſich Alles und malt Alles; der reine Geiſt iſt nur einer ihrer Gehülfen.

Iſolirt man die rationelle von allen übrigen Fähigkeiten, ſo gelangt man dahin, auch das Reellſte und Ständigſte in der Welt (ſowohl für Sinne als Herz) dem geiſtigen Auge abſtract zu machen; dann iſt Alles zweifelhaft, Alles wird problematiſch und Alles kann beſtritten werden. — Was ſpricht man noch von Ordnung, von Schönheit? Für die iſolirte Urtheilskraft gibt es nur Ja und Nein, nur Beſtehendes oder Nichtbeſtehendes, Einheiten oder Nullitäten.

Der große Mißbrauch der Abſtraktionen iſt in der Metaphyſik, die Weſen der Vernunft als reelle Weſen anzunehmen, ſo z. B. den Gedanken u. dgl. m.; und in der Politik, die vielen Weſen als Weſen der Vernunft anzunehmen, wie z. B. ausübende Gewalt u. dgl.

Wie viele Leute machen ſich abſtrakt, um tief zu ſcheinen! Die meiſten abſtrakten Ausdrücke ſind Schatten, welche Leerheit verſtecken.

Die Schule hatte die Kunſt gefunden, mit Worten zu verwirren, und wir haben die Kunſt, es durch Gedanken zu thun. Unſere Vorgänger täuſchten ſich durch Leere und Spitzfindigkeiten, wir täuſchen uns durch Fülle und falſche Gründlichkeit.

Alle dieſe ſogenannten Metaphyſiker lernen Nichts, als in der Metaphyſik Nichts zu glauben, und ihr eigenes Wiſſen beſchränkt ſich darauf! O Metaphyſikaſter!!

In ihren Operationen geht die Logik von einer Definition aus, die Methaphyſik von einer Idee. Jene hat als Zweck die Ueberzeugung, dieſe die Klarheit und Zuſtimmung; jene gehört dem Beurtheilenden, dieſe dem Darthuenden an. Erſtere, wie die Arithmetik, wendet in ihren

Operationen nur eine Art Calcul an, die zweite iſt weſentlich überzeugend, darſtellend; an ihr nimmt die Seele Theil.

Sie unterſcheiden ſich wie Axiom und Idee, wie Princip und Vorſtellung.

Logik iſt für die Sprachlehre Das, was der Sinn für den Klang der Worte.

Die Urtheilskraft iſt eine Art intellektueller Maſchine mit deren Hülfe man Folgerung zieht d. h. in eine bereits angenommene Meinung eine andere einſchließt, welche dieſer erſteren von Natur aus nicht eigen iſt.

Ein verborgener Vernunftſchluß iſt jene Wahl der Worte, welche, indem ſie zuerſt zugeſtandene Bilder darbietet, uns unmerklich veranlaßt, andere anzunehmen, die wir nicht zugeſtanden hätten.

Dieſe Schlüſſe haben die Macht und Gewalt eines wirklichen Vernunftſchluſſes, nicht aber die Härte, das Herriſche und Zurückſtoßende desſelben.

Die Richtigkeit der Beurtheilung hat ihre Regeln und ihre Phyſiognomie. Die Richtigkeit des Begreifens hat ſie nicht; allein ſie iſt jener bei weitem überlegen.

Was heißt definiren? Es ist ein Beschreiben, ein Zeichnen mit Worten dessen, was der Geist allein sieht; es ist, Dem eine Umgrenzung geben, was für das Auge keine hat; also malen was man nicht sehen könnte; das heißt einen körperlosen Gegenstand in einen Raum einschränken, der keine Wirklichkeit hat. Und was heißt nun gut definiren? — Den Begriff richtig wiedergeben, welchen alle Geister sich in sich selbst und wider ihren Willen von dem Gegenstande, den man erörtern will, machen, wenn sie zufällig daran denken.

Die bestimmteste Nützlichkeit des Syllogism ist eine Art Fechtkunst, Gymnastik, welche den Geist Derer, die sich darin üben, gelenk macht.

Höhere Logik bedarf der Argumente nicht; sie überzeugt allein schon durch die Wendung, welche sie ihren Schlüssen zu geben weiß.

Bemühet Euch, umfangreich zu urtheilen. Es ist nicht nöthig, daß die Wahrheit genau sich in allen Worten vorfinde; es ist genug, daß sie im Gedanken und in den Sätzen sei. Allerdings ist es gut, daß der Vernunftschluß Grazie habe: diese ist aber mit einer zu strengen Genauigkeit nicht vereinbar. Der trockene Schluß ist das

Knöchelſpiel des Skeletts, deſſen Bewegungen den angekündigten Fall herbeiführen ſollen.

Einen Schluß verlaſſen, um in den inneren Sinn einzudringen; aus dem Subjecte treten, um den Stoff zu durchlaufen; aus den Argumentationen, um Athem zu ſchöpfen, indem man ſich dem Gefühle hingibt, iſt wohl erlaubt, ſehr nützlich und ſehr geeignet in allen wohlgemeinten Discuſſionen. Sie ſollen nicht ſo methodiſch ſein, daß ſie nicht unbefangen ſein können.

Den Grundſatz nach ſeinen Folgen prüfen, iſt von der geſunden Logik erlaubt und durch die geſunde Vernunft geboten.

Bisweilen beurtheilt die Vernunft nicht, während die Unvernunft es thut.

In den Begriffen kann ſich die äußerſte Subtilität finden; allein ſie ſoll nicht im Vernunftſchluße, im Beurtheilen ſein.

Begriffe leiſten den Dienſt des Lichtes und haben an deſſen Natur Antheil; allein die Urtheilskraft iſt ein Stab und bietet eine Art Befühlung dar, wo immer etwas ſehr Fühlbares ſich vorfindet.

Im Geiſte geht eine fortwährende Circulation von unmerklichen Urtheilen vor.

Man kann Andere durch ſeine eigenen Gründe überführen; allein man überzeugt ſie nur durch die ihrigen.

Dinge, welche von der Erleuchtung des Geiſtes abhängen, können andern Menſchen nur durch jene des ihrigen bewieſen werden.

Der Sehende hat hundertmal weniger Vernunftgründe nöthig als der Blinde; dieſer muß bei jeder Betaſtung mit ſeinem Stabe zu Inductionen, Conjecturen ſeine Zuflucht nehmen; jener ſieht, und ſchreitet weiter.

Einwürfe bekämpfen iſt oft nur ein Zerſtören von Fantomen; man erleuchtet dadurch Nichts, ſondern macht nur verſtummen, verfinſtern, verdunkeln.

Wenn ein Vernunftſchluß den Inſtinct und die allgemeine Praxis verletzt, mag er wohl bisweilen ſchwer zu widerlegen ſein; jedenfalls aber iſt er trügeriſch. Kann man auch nicht gleich darauf antworten, ſo ſoll man doch nichts deſtoweniger im Widerſtande gegen ihn verharren. Der Kluge macht ſich von ihm frei, indem er die allgemeine Anſicht feſthält.

Iſt ein Begriff einmal klar, ſo iſt jeder ihn

angreifende Einwurf, wenn er gleich auch Verlegenheit bereitet, falſch; dabei ſich aufhalten, iſt nur Thorheit.

Ueberzeugung iſt für den Geiſt eine Art Gehenna, aus welchem er ſich durch das Geſtändniß befreit.

Bethört vom eigenen Schmerze, entkömmt er, indem er Das bekennt, was er nicht glaubt. Die Kunſt zu überzeugen, auf welche Viele ſo ſtolz ſind, iſt in ihrer Anwendung auf einfache Menſchen nicht wunderbarer, als wenn man einem Kinde die Daumen feſthält. Gegen gewandte Menſchen iſt es die Kunſt des Netzfechters unter Gladiatoren.

In der täglichen Ausübung, wenn man mit Macht wirkt, mit Ehrgeiz und geradezu, d. h. indem man Andere zwingt, ſich in ihren Handlungen, ihrem Geſchmack, ihren Reden und Leben zu fügen — iſt es fürwahr eine Scharfrichter-Kunſt, die Kunſt eines Brontes, des Folterers.

Nichts was bewieſen werden kann, iſt evident; denn das Evidente zeigt ſich von ſelbſt und kann nicht bewieſen werden.

Das Paradore ſpricht meiſtens einen wah-

ren Satz aus, deſſen Gegentheil ebenfalls wahr iſt.

Der Sophiſt begnügt ſich mit dem Scheine, der Dialektiker mit dem Beweiſe, der Philoſoph will durch Einſicht und Evidenz wiſſen.

Sophism iſt ein Fantom, ein Schein von guten Urtheilen und von Vernunft.

Das Syſtem iſt eine Lehre, welche ſeinem Erfinder lediglich perſönlich eigen iſt. Wenn es allen Anderen widerſpricht, iſt das Syſtem ſchlecht; erleuchtet es dieſelben, ſo iſt es gut, wenigſtens als ſolches.

Jedes Syſtem iſt ein künſtliches Gebäude, eine Werkſtätte, die mich wenig intereſſirt; ich prüfe, welche natürliche Reichthümer es enthält und beachte nur deſſen Schatz. Andere kümmern ſich nur um das Gehäuſe; ſie kennen deſſen Umfang und wiſſen, ob es von Cyprerholz, von Sandel, Aloe, Ebenholz oder Nußbaumholz iſt. Um ſpinnen zu können bedürfen die Seidenwürmer kleiner Holzzweige in beſtimmter Vertheilung; man ſoll ſie ihnen laſſen, ſoll ſie damit verſehen; allein nicht auf den Spinnrocken ſondern auf die Seide ſoll man die Aufmerkſamkeit richten.

Ein Syſtem iſt oft nur ein neuer Irrthum, den man nicht zu widerlegen weiß, weil er noch nicht beſtanden hat und weil man nicht Zeit hatte, ſich auf deſſen Bekämpfung vorzubereiten.

Sind Syſteme Spinngewebe, ſo ſollten ihre Fäden doch wenigſtens Seide ſein.

Titel XIX.

Vom Raume, von der Zeit, vom Lichte, von der Luft, der Atmosphäre, von den Feldern, den Thieren, Blumen u. s. w.

Der Raum ist die Statur Gottes.

Die Begriffe von Ewigkeit und Raum haben etwas Göttliches, was die von der einfachen Dauer und Räumlichkeit nicht haben.

Der Raum ist für den Ort, was die Ewigkeit für die Zeit ist. „Die Zeit, dieß unbewegliche Bild der unbeweglichen Ewigkeit" hienieden gemessen durch die Reihenfolge der Wesen, welche ohne Unterlaß wechseln und sich erneuen, wird gesehen, empfunden, gezählt — existirt. Ueber uns gibt es keinen Wechsel, keine Nachfolge, weder ein Neues noch Altes, weder ein Gestern noch

ein Morgen. Alles iſt dort ſichtbar und immer ſich gleich bleibend.

Die Zeit iſt Bewegung im Raume.

Selbſt in der Ewigkeit iſt Zeit, nicht aber eine irdiſche, weltliche Zeit, welche nach Bewegung und Folge gezählt wird; es iſt eine geiſtige, unverwüſtliche Zeit, welche durch die Regungen der Geiſter und durch die Reihenfolge der Gedanken gemeſſen wird, die deren Bewegungen ſind. Sie zerſtört Nichts, ſie vollendet. Ihre Veränderungen ſind Verbeſſerungen, Entwickelungen. Sie verzehrt das Uebel um des Guten willen und verlöſcht das Gute durch Beſſeres. Sie bietet Gott ihre Anſchauungen dar und dieß ohne Unterlaß.

Die runde Geſtaltung ſichert der Materie, welche ſie umfaßt, eine erleichterte Dauer zu; die Zeit weiß nicht, wo ſie anfaßen.

Durch einen Geiſt, der ſich zurückgezogen hat, iſt jede Maſchine in Bewegung geſetzt worden.

Das Licht iſt wie eine göttliche Feuchtigkeit.

Das Licht iſt Gottes Schatten; die Klarheit iſt der Schatten des Lichtes.

Nichts in der Materie kann ſchön ſein, als durch den Eindruck des Gedankens oder der Seele, ausgenommen das Licht. Dieſes iſt durch ſich ſelbſt ſchön oder vielmehr durch den Eindruck ſeines unmittelbaren Anfangs, welcher Gott iſt.

Der Widerſchein iſt für die Farben, was das Echo für die Töne.

Falſche und ächte Diamanten haben gleichen Schliff und gleiche Durchſichtigkeit; allein in dem Lichte der erſteren liegt eine Freiheit, eine Freudigkeit, welche ſich in dem der letzteren nicht findet: die Wahrheit fehlt. Nur das Wahre iſt ſchön.

Des Diamanten Seele iſt das Licht.

Die erſte Helle des Tages iſt erfreulicher, als jene der Stunden, welche ihr folgen. Sie hat ſo zu ſagen einen weſentlichen Charakter von Heiterkeit, womit ſie unſere Stimmung ohne unſer Zuthun tingirt.

Die Flamme iſt ein feuchtes Feuer.

Das Feuer, ſagt man, leiſtet Geſellſchaft; es erweckt Nachdenken. In der Phyſik beſonders gibt es kein anregenderes Schauſpiel. Stellung, Schweigen, Ort und die Art Träumerei, in wel-

chen man ſich befindet, wenn man ſich wärmt, tragen dazu bei, daß der Geiſt aufmerkſamer und thätiger wird. Der Feuerherd iſt ein Pindus, wo die Muſen weilen.

Das Gold iſt die Sonne der Metalle.

Man nimmt den Gewittern eine ihrer Nützlichkeiten, indem man den Menſchen die religiöſe Furcht raubt, welche ſie ihnen allenthalben von Natur aus einflößen.

Die Luft iſt tönend; der Ton iſt losgelaſſene, vibrirte, geſtaltete, articulirte Luft.

Lärm iſt unterdrückter, ungeſtalteter Ton. Er durchſchneidet die Luft und beunruhigt ſie; der Ton ſchwebt in ihr und bezaubert ſie. Jener beunruhigt, dieſer beruhigt uns; wir ſind Inſtrumente, welche der Ton ſtimmt und der Lärm zerſtört.

Der Ton iſt dem Winde, was die Flamme der Wärme.

Ohne Begleitung des Geſanges der Cicade iſt das Zittern der Luft im Sommer bei großer Sonnenhitze wie ein Tanz ohne Muſik.

Während des Regens herrſcht eine gewiſſe

Dunkelheit, welche alle Gegenſtände verlängert. Sie veranlaßt durch die Stellung, die unſer Körper einzunehmen gezwungen wird, eine Art Sammlung, welche die Seele empfänglicher macht.

Das Geräuſch, welches der Regen hervorbringt, erweckt auch, indem es das Ohr fortwährend beſchäftigt, die Aufmerkſamkeit und hält dieſe geſpannt. Die dunklere Färbung, welche er dem Gemäuer, den Bäumen, den Felſen gibt, vermehrt noch den Eindruck, den dieſe Gegenſtände hervorbringen.

Endlich — die Einſamkeit und Stille, die er um den Reiſenden breitet, indem er Menſchen und Thiere veranlaßt zu ſchweigen und ſich in einen Zufluchtsort zu begeben, machen ihm vollends ſeine Eindrücke deutlicher.

In ſeinen Mantel gehüllt, bedeckten Hauptes iſt der Wanderer, einſame Pfade wandelnd, auf Alles aufmerkſamer und Alles vergrößert ſich vor ſeiner Einbildungskraft oder ſeinen Augen.

Die Bäche ſind angeſchwollen, das Gras dichter, das Geſtein ſichtbarer, der Himmel der Erde näher und alle Gegenſtände, auf einen engeren Horizont beſchränkt, ſcheinen einen größeren und wichtigeren Raum einzunehmen.

Der Lärm, welcher von einem Orte kömmt, macht die ihn umgebenden öde erſcheinen; kömmt er aus mehreren, ſo belebt er ſogar die Zwiſchenräume.

Das Echo iſt der Spiegel des Tones und das Abbild des Geräuſches.

Der Schall der Trommel zerſtreut die Gedanken, und eben deßhalb iſt dieſes Inſtrument vorzugsweiſe ein militäriſches.

Die Düfte ſind wie Seelen der Blumen; ſelbſt im Reiche des Schattens können ſie empfunden werden.

Die Tulpe iſt eine ſeelenloſe Blume; Roſe und Lilie aber ſcheinen beſeelt.

Was auf dem Gottesacker wächſt, ſollte man nicht einſammeln; ſelbſt das Gras ſollte aus Pietät unbenützt bleiben.

Orte ſterben wie die Menſchen, wiewohl ſie fortzubeſtehen ſcheinen.

Unſere Stadtgärten riechen nach Eingeſchloſſenem.

Die Hortikultur verſchafft uns die feinſten Genüße der Agrikultur.

Wege an Abhängen bringen dieſelbe Wirkung hervor wie Flüſſe in der Ebene.

Die Flügel des Schmetterlings ſind bemalte Blätter, welche ihn über den Blumen ſchwebend erhalten.

Ich bilde mir ein, daß die Reptilien die vorſichtigſten Thiere ſind, daß ſie beinahe immer klare und richtige Kenntniſſe haben, viel Unwiſſenheit und wenig Irrthum.

Fiſche müſſen gleich den Raubvögeln liſtig und zugleich beſchränkt ſein.

Die fleiſchfreſſenden Thiere lieben nicht nur die Beute, ſondern auch die Jagd. Sie iſt ihr Spiel, ihr Zeitvertreib, ihr Vergnügen. Alle, in Wirklichkeit, jagen fröhlich und ſo zu ſagen lachend.

Das Vergnügen der Jagd iſt das Vergnügen, zu erreichen.

Es wäre nützlich zu erforſchen, ob die Geſtaltung, welche ein Vogel, der nie ein Neſt geſehen hat, ſeinem Neſte gibt, nicht irgend eine Analogie mit ſeinem inneren Bau hat. Iſt denn der Inſtinkt nicht jedenfalls die Wirkung nothwendiger Eindrücke, welche von gewiſſen Empfin-

dungen hervorgebracht ſind? Iſt er nicht ein bloßer Mechanismus?

Die Schnelligkeit, mit welcher wir handeln, und die man Inſtinkt nennt, erlaubt uns nicht, uns in dieſem Augenblicke ſelbſt zu beobachten. Deßhalb vielleicht iſt ein Thier, je mehr es mit Inſtinkt, umſoweniger mit Ueberlegung begabt.

Titel XX.

Von den Regierungen und von den Verfassungen.

Politik ist die Kunst, die Menge oder die Mehrheit zu kennen und zu leiten; ihr Ruhm ist nicht, sie dahin zu leiten wohin sie will, sondern wohin sie muß.

Das größte Bedürfniß eines Volkes ist, beherrscht zu werden; sein größtes Glück, gut beherrscht zu werden.

Die Menge liebt die Menge oder die Mehrheit in der Staatsregierung; die Weisen lieben die Einheit darin. Doch um den Weisen zu genügen und ihre Vollkommenheit zu erreichen, soll diese Einheit ihre gerechte Ausdehnung als Grenzen haben, und diese Grenzen sollen von ihr ausgehen. Die Weisen wollen sie erhaben und voll, dem Diskus gleich, nicht einem bloßen Punkte ähnlich.

Die Souveränität gebührt Gott und ihm allein. Er ſetzt ſie ein, er erhält ſie aufrecht, er entzieht ſie, er hält ſie in Schwebe und leitet ihren Wechſel nach ſeinem Gutdünken.

Die, welche herrſchen wollen, lieben die Republik, Diejenigen, welche gut beherrſcht ſein wollen, lieben nur die Monarchie.

Mag man thun was man wolle, die Gewalt iſt allenthalben; nothwendiges, unvermeidliches und unentbehrliches Eines und Menſch. Es lohnt wohl der Mühe, ſich ſo zu quälen, um dieſer Einheit einen Anſchein von Vielheit und Täuſchung zu geben!

Eine ungetheilte Macht iſt nicht immer eine abſolute.

Jede legitime Autorität ſoll ihre Ausdehnung und ihre Grenzen lieben.

Macht dahin ſetzen, wo Stärke nicht iſt, und ihr Gegengewicht geben, dieß iſt das Geheimniß der politiſchen Welt. Je mehr in einem Staate Gewalt oder moraliſche Kraft in Oppoſition mit der reellen oder phyſiſchen Kraft iſt, deſto künſtlicher iſt dieſer Staat conſtruirt.

Keine Kunſt, kein Gleichgewicht, keine po-

litiſche Schönheit iſt bei einem Volke, wo Stärke und Gewalt ſich in ein und denſelben Händen befinden d. h. in jenen der Mehrzahl. Deßhalb auch hat die Geſchichte demokratiſcher Verfaſſungen nur Glanz und Intereſſe, wenn ſich die Gewalt in Wirklichkeit verrückt durch die Wirkung des Aufſchwunges eines tugendhaften Mannes über die Bewegungen der Menge, welche allein durch ſich ſelbſt und ohne Fiktion ſtark iſt. Durch Fiktion! dieſe muß allenthalben ſein! Politik ſelbſt iſt eine Art Poeſie.

Die Menge braucht nicht erſt durch Geſetze und Uebereinkunft eine Macht zu erhalten, welche ſie durch eigene Kraft hat. Die Macht, welche nur aus der Zuſtimmung kömmt, iſt es, die der Erklärung bedarf. In dem politiſchen Mechanismus iſt es nothwendig, daß die Menge ihrer Rechte und das Oberhaupt ſeiner Schwäche vergeſſe.

In den Staatsregierungen, welche der Uebermacht der Zahl gehorchen, iſt es eine Würde der Statik oder Arithmetik, ein rohes oder quantitatives Uebergewicht, welches über die menſchlichen Angelegenheiten richtet!

Staatsregierungen entſtehen durch ſich ſelbſt;

ſie werden und werden nicht gemacht. Man befeſtiget ſie; man gibt ihnen Beſtand, aber nicht das Sein. Verfaſſungen waren, ſind und können immer nur Töchter der Zeit ſein.

Die Natur des Menſchen iſt biegſam und fügt ſich in Alles. Darauf muß man in den Geſetzen oder Verordnungen über öffentliche Moral Rückſicht nehmen. Allein in den Staatenverfaſſungen ſind die Verhältniſſe der Vergangenheit und Gegenwart zu berückſichtigen. — Nehmen wir als beſtimmt an, daß keine Staatsregierung eine Sache der Wahl ſein kann. Sie iſt beinah immer eine Sache der Nothwendigkeit.

In politiſchen Neuerungen geſchieht Alles durch eine Art Vertrag und ſoll ſo geſchehen.

In Sachen des Regierens muß immer die Gerechtigkeit vorangehen; es iſt aber nicht immer nöthig, daß ſie ihnen folge. Was uns dabei tröſten und zur Reſignation bewegen kann, iſt die Betrachtung einer traurigen Wahrheit, welche man ſelten zurückrufen aber wiſſen muß; und zwar folgender: Aller Orten und zu allen Zeiten hat jede politiſche Einrichtung durch irgend eine Ungerechtigkeit begonnen, und bei allen Völkern haben die guten Geſetze angefangen, das ſchon Beſtehende zu conſolidiren.

Es gibt Regierungsformen und Klimate, welche günstiger sind als andere; allein man kann sich dieselben nicht nach Willkür verschaffen. Doch können Industrie und Kunst durch geschickte Zusätze im Einzelnen die wohlthätigen Einflüsse der einen wie der anderen einführen.

Wie man der Rauheit eines sibirischen Winters durch Oefen abhilft, ebenso kann man die Strenge des Despotismus erweichen, geneigter machen, indem man dem Despoten väterliche Gemüthsart und das Herz eines Königs gibt. In diesem Falle leihen Gemüthsart des Herrschers und Milde der Gebräuche ihr Oel den Triebfedern der Autorität, wie der Herd seine Wärme dem Klima leiht.

Es gibt besonders vortreffliche Epochen, und von einer Trefflichkeit, die in allen Regierungsformen gleich ist. Allein von diesen letzteren sind die einen dauerhafter als die anderen und sonach vorzuziehen.

Es geschieht, daß die erbärmlichsten Temperamente Augenblicke einer Jugend haben, welche sie den Stärksten gleich stellen; allein Alle haben nicht die Eigenschaft mit ihren Kräften zu altern.

Diese Welt muß durch die Ideen der anderen Welt regiert werden.

Man ſoll herrſchen wie der Himmel, ohne daß ſich die Menſchen dareinmengen.

Handhabung und Amt in der Gewalt, Gewalt und Wollen im Amte ſind eine Unordnung, welche im erſten Falle Barbarei des Staates und im zweiten Schwäche und Verfall anzeigt.

Politiſche Verfaſſungen bedürfen der Elaſticität. Sie verlieren dieſe, wenn Alles in ihnen durch feſte Geſetze geregelt und ſo zu ſagen unbeugſam iſt.

Eines der ſicherſten Mittel, einen Baum zu tödten iſt, ihn zu untergraben und ſeine Wurzeln bloß zu legen. So iſt es mit den Inſtitutionen; man ſoll den Urſprung derer, welche man erhalten will, nicht zu ſehr aufdecken. Aller Anfang iſt klein.

An Neuerungen iſt nur Das gut, was Entwickelung, Zunahme und Vollendung iſt.

Ahmet die Zeit nach: Sie zerſtört Alles langſam; ſie untergräbt, nützt ab, entwurzelt, löſt ab — allein ſie reißt nicht mit Gewalt aus.

Suchet durch die Wiſſenſchaften den Lebensbedarf zu verbeſſern und dadurch die Jugend leichter und die Seele für das Gute empfängli-

ber zu machen. Das iſt ihre höchſte Nützlichkeit!

Nur immer von Wohlſtand und Handel reden, dieß iſt die Sprache eines Kaufmanns, nicht die eines Philoſophen.

Nur die Bereicherung der Völker zum Zweck haben, iſt die Operation eines Banquiers, nicht die eines Geſetzgebers.

Aufrecht erhalten und wieder herſtellen: ſchöner Wahlſpruch! Der ſchönſte aller Wahlſprüche für eine weiſe Regierung, nach Revolutionen.

Die Schwäche, welche erhält, iſt beſſer als die Stärke, welche zerſtört.

Die Milde, welche der Stärke folgt, iſt eine Milde, die ſich ihrer vergangenen Stärke bewußt iſt: robur pristinum redolet.

Die Menſchen werden ungleich geboren. Die große Wohlthat der Geſellſchaft iſt, dieſe Ungleichheit ſo viel es möglich iſt, zu vermindern, indem ſie Allen Sicherheit, hinlänglichen Beſitz, Erziehung und Hülfe verſchafft.

Regierungen — euer Geſchäft iſt Krieg und Friede, öffentlicher Wohlſtand und allgemeine Ruhe! Ihr ſeid aufgeſtellt, den Privatmann die-

ſer großen Sorgen zu entledigen. Darum bekümmert ſind und ſollen in einem wohlverwalteten Staate nur Die ſein, welche ihn lenken. Der ſchützende Baum iſt ihr Sinnbild. In der That iſt es, um den Privatmann jener Sorgen zu entheben, ſehr wichtig, eine Regierung zu haben, welche deſſen fähig iſt, d. h. deren Theile ſo ineinander greifen, daß ihre Functionen leicht und von ſicherer Dauer ſeien. Ein immerwährend unruhiges Volk iſt ein ſtets bauendes; ſein Schutzort iſt nur ein Zelt; es lagert, hat ſich aber nicht feſtgeſetzt.

Eine Verfaſſung zu machen, iſt ein Gebäude aufführen. Bedenket beſonders des Schlußſteins im Gewölbe, daß er ſo feſt ſei, daß rings um ihn ſich Nichts ſenken und er ſelbſt weder auf- noch abwärts könne.

Titel XXI.

Von der Freiheit, der Gerechtigkeit und von den Gesetzen.

Die Rechte des Volkes kommen nicht von ihm, sondern von der Gerechtigkeit; die Gerechtigkeit kömmt von der Ordnung und diese von Gott selbst.

Gewalt und Recht sind es, die Alles in der Welt regeln; Gewalt in Ermanglung des Rechtes.

Gewalt und Recht haben in ihrer Natur Nichts mit einander gemein. Man soll auch in Wirklichkeit das Recht dahin setzen, wo die Gewalt nicht ist; denn die Gewalt ist durch sich selbst eine Macht.

Es gibt wohl ein Recht des Weiseren, nicht aber ein Recht des Stärkeren.

Die Freiheit iſt ein von ſeinen Launen beherrſchter Tyrann.

Begehret vielmehr freie Seelen, als freie Menſchen! die moraliſche Freiheit iſt die allein nothwendige; die andere iſt gut und nützlich, inſofern ſie dieſe begünſtigt.

In einem wohlregierten Staate ſoll nirgends, ſelbſt in den Trachten und in der Lebensweiſe Freiheit ohne Maas ſein. Maasloſe Freiheit iſt — wo ſie immer ſein mag — ein maasloſes Uebel.

Die Ordnung liegt in den Dimenſionen; dieſe in den Grenzen. Wenn Alles Regel ſein ſoll, darf Nichts frei ſein.

In was immer unbeſchränkte Freiheit verlangen, iſt Willkür wollen; denn überall, wo die Freiheit keine Schranken hat, iſt Willkür.

Die Freiheit ſoll gleichſam wie in einer Urne ſein, und dieſe ſoll der Herrſcher in ſeinen Händen haben, um nach Maasgabe daraus zu ſpenden.

Keine Freiheit, wenn nicht ein ſtarker und mächtiger Wille die feſtgeſetzte Ordnung ſichert.

Die Ehrfurcht vor dem Herrſcher allein ſollte die Freiheit entfernen.

Wenn die göttliche Vorsehung die Welt der menschlichen Freiheit preis gibt, so züchtigt sie die Erde mit der größten aller Geißeln.

Was gewinnen mit der Freiheit weise und rechtliche Leute, welche von der Vernunft beherrscht werden und Sklaven ihrer Pflichten sind? Vielleicht dürfte Das, was diese sich niemals erlauben können, Niemanden erlaubt sein.

Die öffentliche Freiheit kann nur durch die Aufopferung der persönlichen Freiheiten hergestellt werden. In dieser bewunderungswürdigen Einrichtung müßen die Starken einen Theil ihrer Stärke, die Schwachen einen Theil ihrer Hoffnungen abtreten. Der Despot allein ist souverän frei. Man kann mit Niemanden die Freiheit theilen, ohne einen Theil derselben zu überlassen und zu verlieren. Verminderte, mitgetheilte und verbreitete Freiheit ist besser, als die, welche ganz ist und concentrirt.

Erinnern wir uns der Worte Hesiod's: „Die Hälfte ist besser als das Ganze;" — Intensität, mehr als Ausbreitung.

Unterordnung ist schöner als Unabhängigkeit. Jene ist Ordnung und Regelung, diese — Anmaßung mit Isolirung verbunden. Jene bietet

ein wohlvertheiltes Ganzes, dieſe nur die Einheit in ihrer Kraft und Fülle. Jene iſt der Accord, dieſe der Ton; jene der Theil, dieſe das Ganze.

Freiheit! Freiheit! In allen Dingen Gerechtigkeit, und dieß wird der Freiheit genug ſein.

Die Gerechtigkeit iſt die Wahrheit in Thätigkeit.

Gerechtigkeit iſt das Recht des Schwächſten. In uns iſt ſie das Gut des Nebenmenſchen und in den Anderen das unſere.

Gerechtigkeit ohne Macht und Macht ohne Gerechtigkeit: welch' erſchreckliche Uebel!

In der Ordnung liegt es, daß dem freiwilligen Fehltritt die unvermeidliche Strafe folge.

Es gibt Verbrechen, welche das Schickſal nie verzeiht.

Die Gerechtigkeit hinkt und kömmt langſamen Schrittes an; allein ſie kömmt an.

Gewöhnlich iſt die Schuldloſigkeit geringer als die Rechtfertigung; der Fehler kleiner als die Anſchuldigung und das Uebel minder als die Klage.

Wenn der Fehler bekannt iſt, ſo ſoll jede Züchtigung nicht nur correctiv (heilend), ſondern auch exemplariſch ſein.

Sie ſoll entweder den Schuldigen oder die Menge beſſern.

Die Wiedervergeltungsſtrafe iſt nicht immer billig, wenn ſie ausgleicht; ſie iſt aber jedenfalls gräßlich, wenn ſie übergreift. „Sie iſt die Gerechtigkeit der Ungerechten", ſagt der hl. Auguſtinus. Wir können beifügen: „Die der Unwiſſenden und der Barbaren."

Es gibt Acte der Gerechtigkeit, welche die ſie Ausübenden verderben.

Ordnet nur Strafen an, welche langſamer Vorbereitungen bedürfen, deren Oertlichkeit im Voraus beſtimmt und ſo weit entlegen ſei, daß der Zorn des Richters Zeit habe, ſich abzukühlen und der Begnadigungsbote noch anlangen könne.

Es gibt eine Nachſicht, welche Verweigerung der Gerechtigkeit iſt.

Man glaubte ehemals, daß die Gerechtigkeit nicht aus dem Geſetze komme, ſondern dieſes aus jener.

Es gibt Geſetze und Decrete. Nur Das kann

Geſetz genannt werden, was das Gerechteſte, Weiſeſte, moraliſch Verpflichtendſte und mit dem Willen Gottes Uebereinſtimmendſte ſcheint. Weil die Geſetze immer zu herrſchen beſtimmt ſind, ſollen ſie der Ausdruck einer über alle einzelnen Fälle erhabenen Vernunft ſein.

Die Decrete aber haben nur die Umſtände im Auge; der Geſetzgeber gibt ſie nicht ſo faſt als ſolcher, ſondern als Verwalter des Staates. Für eine Zeit, für einen Augenblick gemacht, brauchen ſie nicht, wie das Geſetz, Ausdruck der unwandelbaren Vernunft zu ſein; es iſt hinreichend, wenn die Klugheit ſie geboten.

Die Geſetze ſchweigen bei Unruhen; dann ſprechen die Decrete. In ſchönen Tagen leuchten die Geſetze, in neblichten die Decrete. Sie verhüllen das Geſetz gleichſam wie zu gewiſſen Zeiten, wenn die Anbetung ausgeſetzt wird, in den Tempeln das Heiligſte verhüllt bleibt, damit es nicht entweiht werde.

Die beſten Geſetze entſtehen aus den Gebräuchen.

Die erſten Geſetze waren nur das erſte Verfahren, welches durch Einſchärfung der öffentlichen Autorität unveränderlich wurde. Alles was zum Geſetze wird, war vorerſt Gebrauch, und

die Geſchichte unſeres Gewohnheitsrechtes war die des Rechtes aller Völker. Solon's Geſetze entſtunden wie Gewohnheit der Sinne. Solcherweiſe entſtandene Geſetze ſind aber nicht die ſchlechteſten, und der Geiſt, ſie zu wählen, anzupaſſen, zu beſſern und mit Vollkommenheit zu faſſen, iſt nicht der geringſte.

Nimmt man den Geſetzen ihr Alter, ſo macht man ſie minder ehrwürdig. Will man für alte neue ſubſtituiren, ſo muß man ihnen einen Anſtrich von Alterthum geben. Man muß in die Worte, welche ſie ausdrücken, alte Endungen legen, Etwas, das dem lateiniſchen „untor“ und „unto“ entſpricht.

Hüten wir uns in allen Dingen, unter den Fundamenten zu wühlen!

In Griechenland nahmen die Weiſen in ihren Geſetzen Rückſicht auf die Bequemlichkeit der Völker, und vermieden darin Widerſpruch mit ihren Sitten und Gebräuchen.

Sie machten ſie wohlgefällig, gleich als ob ſie dichteten.

Allerdings ſollten Geſetze ſich bis auf einen gewiſſen Punkt nach den Sitten und Gewohnheiten richten und, wie Solon ſagt, für das Volk,

das ſie erhält, gut ſein; allein ſie müſſen beſſer ſein, als dieſes.

Man ſoll vielleicht auf die Rohheit der Geiſter Rückſicht nehmen, doch nicht auf ihre Verderbtheit; denn es handelt ſich darum, wieder aufzurichten und im Menſchen iſt ein ſtetes Biegſames: das ſind ſeine Laſter.

Nos in rectum genitos natura juvat, si emendari volimus.

Geſetze ſind einfache Aufſchriften, oft an entlegenen Orten aufgeheftet, wo Niemand ſie leſen kann.

Wollt ihr, daß man nicht auf einem Wege gehe, ſo ſetzet eine Schranke, die auch den zerſtreuteſten Menſchen gleich anfangs den Schritt hemme. Unmöglichkeit entfernt von unerlaubten Dingen beſſer als Verbieten.

Wir unterwerfen uns der Nothwendigkeit, wenn ſie von den Gegenſtänden kömmt; kömmt ſie von den Menſchen, ſo empört ſie uns.

Leget daher in alles nicht Fühlbare, alles Fühlloſe und Unbeugſame, wie Geſetz und Regel ſind, die Nothwendigkeiten, welchen ihr euch ſelbſt und Andere unterwerfen müßt.

Man kann über Fälle, ſoll aber nicht über

das Geſetz Prozeß führen. Oeffentlich über Geſetze ſtreiten, welch' gräuliche Entweihung! Das heißt den Keim bloß legen. Die Quelle ſoll heilig ſein und deshalb verborgen, und ihr ſetzt ſie der Luft und dem Tagslicht aus!

Wenn Geſetze aus Verhandlungen entſtehen, ſo kommen ſie nicht mehr von Oben, noch aus dem Geheimniſſe des Gewiſſens; ſie ſind ſchon bei ihrem Entſtehen der Chicane gerichtsbar.

Geſetze gegen die Ausſchweifung ſind dem kühnen Geſchlechte nothwendig, damit es vor ſeinen Laſtern geſchützt ſei; dem ſchwachen Geſchlechte zur Sicherung ſeiner Ruhe.

Wollt ihr, daß das Eigenthum geheiligt ſei, ſo laſſet den Himmel ins Mittel treten. Nichts iſt geheiligt, wo Gott nicht iſt.

Seit Einführung der Parlamente wird die ganze Welt in den meiſten Fällen von denſelben Richtern gerichtet.

Außerhalb der Verwaltung der Rechtspflege waren die Richter ſo zu ſagen über Niemand geſtellt. Sonach war man durch ſeines Gleichen gerichtet, aber durch ſolche, die unterrichteter waren, als man es ſelbſt geweſen.

Käuflichkeit der Aemter hatte wenigſtens den Vortheil, daß, wer eine Gerichtsſtelle gekauft, in ſeinen Meinungen und ſeinem Gewiſſen unabhängig war, weil er gegen die Gewalt, von welcher er ſie gekauft, keine Verpflichtung hatte.

Von den Rechtskundigen zu ſeines Gleichen übergehen, das iſt herabſteigen und zurückgehen.

Titel XXII.

Von politischen Personen.

Ein König soll immer ein bewaffneter Gesetzgeber sein und sich, wie Heinrich IV. sagte, nur mit dem Schwerte an der Seite unter Vormundschaft begeben.

Ein König ohne Religion scheint immer ein Tyrann.

Verleidet einem Könige seine Rolle nicht; denn es ist eine nothwendige Rolle.

Weil die an der Spitze Stehenden gleichen Ursprungs wie ihre Untergebenen sind, ist es nöthig, sie mit Pracht zu umgeben.

In Allem muß man die Könige schmücken — zu ihrem, zu unserem und zu der menschlichen Gesellschaft Frommen.

Wie der Wilde seinen Unterhalt seinem Hunger opfert, so auch opfert der Despot seine Ge-

walt ſeiner Macht; ſein Regiment verſchlingt das ſeiner Nachfolger.

Die Züchtigung ſchlechter Herrſcher beſteht darin, daß ſie für ſchlimmer gehalten werden, als ſie wirklich ſind.

Gleichwie der Prieſter ſeine Miſſion glauben muß, der Arzt ſeine Kunſt, alſo muß ein König das Königthum und ſeine Stellvertretung Gottes glauben.

Wenn er nur ſeine Menſchlichkeit glaubt, ſo iſt er nur ein Beamter oder Vorſtand.

Alle großen Männer glaubten ſich mehr oder weniger inſpirirt.

Wenige Männer, im großen politiſchen Drama, ſind geeignet, eine Rolle zu erfinden; Viele ſind es aber, eine zu ſpielen.

Die Einen ſind nur Diener der Vorſehung, Andere aber deren Miniſter. Dieſe ſind es, welche ihre Anordnungen ausführen und mit ihrem Willen, mit ihrer Weisheit den eigenen Gedanken, den eigenen Willen vereinigen.

Alle Eroberer haben in ihren Anſichten, in ihrem Genie und Charakter Etwas mit einander gemein.

Zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Verhältniſſen ſind große Männer nur ſolche, welche mit ſtärkerem Eigenſinne als Andere die herrſchende Meinung behaupten, der man die Oberhand verſchaffen will.

Wenige Menſchen ſind der Erfahrung würdig; denn die Meiſten werden durch ſie verderbt.

Alle, denen es geſtattet iſt, ſich niederzulaſſen und in Ruhe zu leben, ſind gleichſam auf eine Wagendeichſel geſetzt und haben zur Pflicht und Aufgabe, die Anderen, welche in Thätigkeit und Bewegung leben müſſen, zu lenken und zu leiten.

Wenn man die Menſchen, die kein väterliches Erbe haben, in gewiſſer Beziehung ausſchließt, ſoll man nicht denken, es geſchehe deßhalb, als hätten ſie weniger Liebe zum Vaterlande oder zur Tugend (denn dieſe Anſicht würde dem Reichthume zu ſehr huldigen); ſondern deßhalb, wie Jeder ſich durch ſeine eigene Erfahrung überzeugen kann, daß der Menſch, der den Fluctuationen des Schickſals und dem Spiele des Zufalls ausgeſetzt iſt, weniger Herr ſeiner ſelbſt iſt und Gefahr läuft excentriſch zu werden, weil er weder genug Ruhe, noch Muße und Glück hat, ſich zu ſammeln und ſeine Empfindungen und Gedanken zu regeln. Er iſt minder klug, nicht

etwa durch ſeine Schuld, ſondern durch die ſeiner Lage. Aus dieſem Titel allein kann man Demjenigen, welcher nicht eigene Geſchäfte gehandhabt hat, (ſo lange dieſe ſeine Stellung ſich nicht ändert,) auch die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten verweigern.

Erhöhe nicht, was zerbrechlich iſt.

Wie viele kraftloſe Schultern haben nicht ſchwerer Laſten begehrt!

Wähle zum Amte nicht Denjenigen, der des Amtes bedarf, ſondern Jenen, deſſen das Amt bedarf.

Eine Gewalt, die man ſelbſt einmal auszuüben hofft, erträgt man leicht.

Der Staatsmann iſt ein Bote, welchem die gegenwärtige Zeit als ein Depoſitum anvertraut iſt, auf daß er ſie der künftigen ſo wie er ſie übernommen hat oder verbeſſert zurückgebe.

Staatsmänner betäuben ſich im Dunſte des Weines, den ſie ausgießen, und ihre eigene Lüge täuſcht ſie.

Siegreichen Feldherrn ſoll man ausgezeichnete, dauernde und immer wiederkehrende Ehren erweiſen, nicht nur aus Dankbarkeit oder Gerech-

tigkeit, ſondern dem Gründungsgeiſte gemäß, damit dieſe Ehrenbezeugungen die Meinung, welche man von ihnen hat, noch erhöhe, damit ſie größer und würdiger in den Augen der Mitbürger und furchtbarer für den Fremden werden.

Die Ehrengranaden und Stäbe, die Zeichen und Orden, durch Napoleon eingeſetzt, waren treffliche moraliſche Münze. — Wenige unter den Starken haben eine weit und hoch tragende Einbildungskraft. Sie wollen einen Ruhm der Gegenwart, ſie wollen Belohnungen an ſich ſelbſt tragen, die ſie berühren, auszeichnen und ſchmücken — einen Ruhm, der in die Augen ſpringt und ſich ſo zu ſagen mit ihnen verkörpert. Den Anführern ertheilet Ehren; die Soldaten aber bekleidet damit.

Der Erfolg dient den Menſchen als Piedeſtal; er macht ſie größer erſcheinen, wenn nicht Ueberlegung den Maasſtab anlegt.

Solche, deren Meinung großes Gewicht hat, muß man in die Tempel der Weiſen verſetzen, nicht auf die Bänke der Abſtimmenden. Man ſoll ſie zum Entſcheiden benützen, nicht zum Berathen. Ihre Stimme ſoll Geſetz ſein, nicht aber zur Zählung gehören. Da ſie über der Menge ſtehen, ſoll man ſie auch nicht in ihren Reihen laſſen.

Um einer Corporation von mittelmäßigen und beweglichen Leuten vorzustehen, muß man wie dieſe mittelmäßig und beweglich ſein.

Eine Corporation iſt einer Verſammlung vorzuziehen, weil ſie weniger Eile hat zu handeln, ihre Exiſtenz zu conſtatiren und weil ſie im Falle eines Irrthums oder Fehlers Zeit hat zur Einſicht und Verbeſſerung.

Es iſt etwas Tröſtliches, daß zu keiner Zeit und in keinem Lande, Rom ausgenommen, die Unterdrückung eines Volkes eine totale werden konnte, und daß es keinen einzigen Despoten gegeben, der, wenn auch noch ſo grauſam und unumſchränkt, in dem unterwürfigſten und feigſten Lande nicht irgend Einen gefunden hätte, der ihm nicht mit Trotz und Verachtung begegnet wäre. Dieß iſt übrigens ſehr natürlich. Wenn die Laſter der Könige ſchrecklicher geworden ſind, als ihre Gewalt, und wenn man von ihren Launen Aergeres als von ihrem Zorne zu fürchten hat, trotzt man dieſem und empört ſich offen gegen jene.

Eine Wahrheit ſtellen uns Geſchichte und Welt ohne Unterlaß vor Augen, nämlich daß es einen gewiſſen Grad von Bosheit gibt, den

kein Menſch, ſelbſt der laſterhafteſte, erreichen kann. Lieſt man die Annalen der übrigen Welt, ſo ſollte man glauben, daß die Ungeheuer, welche römiſche Kaiſer waren, nur Chimären geweſen. Es hat Nichts gegeben und wird gewiß Nichts mehr geben, was mit der Grauſamkeit, den Ausſchweifungen, der Albernheit, der Frechheit, der unglaublichen Wuth und der langen Ungeſtraftheit jener abſcheulichen Tyrannen zu vergleichen wäre, welche jenes Volk beherrſcht haben, deſſen knechtiſche Erniederung dem hohen Grade der erſteren gleich kam, ja ihn vielleicht noch übertroffen haben mochte.

Der Tiger iſt ein ſanftes, wohlthätiges und vernünftiges Thier im Vergleiche zu Nero, Caligula, Heliogabalus, Commodus und einigen andern ungeheuren Frevlern jener Zeit. Was den alten Tiberius betrifft, ſo war er ein durchtriebener Verbrecher und eine Memme, welchen ſein herbes Geblüt und mißtrauiſcher Geiſt mit Ueberlegung zur Laſterhaftigkeit brachten. Dieß iſt begreiflich; allein ſeine Nachfolger gehören beinahe nicht in die Claſſe des Möglichen und wenn unter den Geſchichtſchreibern nicht ſo ernſte Männer wären, müßte man ſie als Betrüger verachten und laut verkünden, daß ſie uns nur zum Beſten haben wollten.

Marat hatte das Geſicht eines Vampyrs.

Friedrich II., dieſer weiberloſe König, wird nie mein Held ſein. Seine berühmte Taktik hatte die ihr gezollte Achtung ſchon Lügen geſtraft, als ſie ſich in letzter Zeit mit unſerem franzöſiſchen Ungeſtüm meſſen wollte. Die gerühmten Preußen wurden jedesmal geſchlagen, bevor ſie ihre Stellung eingenommen hatten, zu welcher ſie ihre langwierigen Evolutionen entwickelten. Wenn dieſe militäriſchen Einrichtungen ſo wenig Stich gehalten, wie wird es mit ſeiner Moral ſein, oder um beſſer zu ſagen mit ſeinem allſeitigen Einfluſſe, der in den Sinn der Preußen eine ſolche Gleichgültigkeit für alles Wichtige und Ernſte gelegt, Arbeit oder Krieg ausgenommen.

Er hat ſein Land reicher und kriegeriſcher, aber nicht beſſer gemacht. *)

Fox war ein Mann, der ſich, im vollſten Sinne des Wortes genommen, zu zeigen wußte; Anderes wußte er nicht.

Die Weisheit Bonapartes lag in ſeinen Gedanken, und ſeine Thorheit in ſeinen Leidenſchaften.

*) Hier dürfte der Standpunkt nicht zu vergeſſen ſein, von welchem aus Joubert Friedrich den Großen betrachtet. Anmerk. d. Ueberſ.

Titel XXIII.

Von den öffentlichen und Privat-Sitten; von dem Charakter der Nationen.

Das menſchliche Geſchlecht — in ſeiner Maſſe — iſt etwas Bewegliches, welches ſich in's Gleichgewicht zu ſetzen ſucht.

Es gibt Sitten und Gebräuche, welche zur menſchlichen Natur gehören und die man immer und überall finden wird. — Man ſagt, der oder jener Gebrauch ſei griechiſch, römiſch oder von den Barbaren; ich aber ſage, er iſt menſchlich und die Menſchen ſinnen auf ihn und erfinden ihn überall, wo er ihnen Bedürfniß iſt.

Die öffentlichen Sitten ſind eine Straße, welche die Nachkommen auf ihrem Lebenswege gebahnt finden. Wo keine Sitten ſind, da iſt auch kein Weg; Jeder muß ſich dann den ſeinen

bahnen und ſtatt an's Ziel zu gelangen, erſchöpft er ſich, die Straße zu ſuchen.

Sitten geſtalten ſich aus Brauch und Gewohnheit.

Gebräuche machen die öffentlichen, Gewohnheiten die individuellen Sitten.

Sind die öffentlichen Sitten gut, ſo ſind die individuellen von geringerem Belange, weil die Entehrung, welche ihnen folgt, ihre Nachtheile lähmt. Sind aber die öffentlichen Sitten ſchlecht, ſo erhalten gute individuelle Sitten eine große Wichtigkeit. Sie werden deren Cenſur, bisweilen ihr Beſſerungsmittel. Sie retten die Grundſätze durch eine Art Proteſt gegen das Zeitalter, bewahren das geweihte Feuer und überliefern es wie ein anvertrautes Gut der nachfolgenden Generation.

Wir haben die Welt als ein Erbe empfangen, welches zu verſchlechtern, Keinem von uns erlaubt iſt, das aber vielmehr jede Generation verpflichtet iſt, den Nachkommen verbeſſert zu hinterlaſſen.

Barbarei iſt in den Sitten, niemals aber in den Geiſtern, die Zeiten ausgenommen, in welchen man das Alterthum verachtet.

Denkmäler ſind die Klammern, welche eine Generation mit der andern verbinden. Bewahret, was eure Väter geſehen haben!

Zeiten ſind für uns wie Oertlichkeiten; wir leben in den einen wie in den andern; ſie umgeben uns, ſie berühren, umhüllen uns und laſſen uns immer irgend einen Eindruck zurück.

Ungeſunde Orte und verderbte Zeiten inficiren uns durch ihre Anſteckung.

Wir ſind Alle mehr oder minder ein Echo, und wiederholen, wider Willen, die Tugenden, Fehler, Bewegungen und den Charakter Derjenigen, mit welchen wir leben.

Im Strome ſoll man ein Kieſel ſein, ſeine Adern behalten und fortrollen, ohne aufgelöſt zu werden, noch aufzulöſen.

Das Beiſpiel ſteigt abwärts, nicht aufwärts.

Poetiſche Sitten ziemen dem menſchlichen Leben und dem einzelnen Individuum; patriarchaliſche — der Familie; ernſte Sitten dem Manne der Oeffentlichkeit; heilige — dem Prieſter, dem Greiſe, dem Kranken und dem Chriſten.

Die poetiſchen Sitten ſind die des goldenen Zeitalters; patriarchaliſche die der Bibel; ernſte

und ſtrenge die der Geſchichte; heilige und religiöſe jene der Legenden.

Wollen wir alſo Alles, was würdig iſt nachgeahmt zu werden, kennen lernen, ſo müſſen wir die Legenden zu einem Theile unſerer Studien und Beobachtungen machen.

Das Merkwürdige aus dem Leben der Heiligen ſind nicht ihre Wunder, ſondern ihre Sitten; glaubt nicht ihre Wunder, wenn ihr wollt; glaubt aber ihre Sitten, denn Nichts iſt mehr erwieſen.

Nichts iſt ſchön, nach den Waffen, als Studium oder Andacht.

Eine Idee des Friedens, wie die der Intelligenz, verbindet ſich mit jener des Studiums. Dadurch wird dieſes ſelbſt für Ungebildete achtungswerth, und von ihnen beinah beneidet wie ein Glück.

„Ich denke wie meine Erde“ ſagte ein Gutsbeſitzer; ſinnreiches Wort, welches wir tagtäglich anwenden können.

In der That denken die Einen wie ihre Scholle, die Andern wie ihr Kramladen; Einige wieder wie ihr Hammer; Andere wie ihr leerer Beutel, der gefüllt werden möchte.

Von der menſchlichen Natur Unfehlbarkeit und Unverdorbenheit begehren, heißt vom Winde wollen, daß er ſich nicht bewege.

Es gibt Menſchen, aufrecht und biegſam wie Schilfrohr d. h. geneigt, dem leiſeſten Winde nachzugeben.

Seine Gedanken an vorübergehende Ereigniſſe heften, die ſie mit ſich forttragen, iſt in den Sand ſchreiben, in die Wogen zeichnen und auf Windesflügel bauen.

Nur der religiöſe Menſch iſt ſich immer gleich; weil ſein Gott ſich nicht ändert.

Es iſt Gleichförmigkeit in den Sitten, wenn Sprichwörter mit gleicher Ehrfurcht von den Klugen aus allen Ständen der Geſellſchaft angeführt werden.

Das Volk weiß zu erkennen, aber es weiß nicht zu wählen.

Es iſt der Tugend, aber nicht der Weisheit fähig.

Füge dich deiner Natur; will ſie, daß du mittelmäßig ſeiſt, ſei es; gib den Klügeren nach, nimm ihre Meinungen an und ſtöre nicht die

Welt, weil du ſie zu lenken nicht im Stande wäreſt.

Das Publikum iſt jener Theil der Allgemeinheit einer Stadt oder einer Nation, welcher, mit den veröffentlichten Dingen beſchäftigt iſt und ſich eingeübt hat, dieſe zu beurtheilen.

Nur das tugendhafte und einſichtsvolle Publikum iſt das wahre, das einzige, deſſen Stimmen zählen und deſſen Urtheile maaßgebend ſein können.

Iſt man im Zweifel, welche Meinung die richtige ſei, ſo muß man die ehrlichſte wählen.

Laſſet uns nur ſolche Meinungen haben, welche mit vortrefflichen Empfindungen verträglich ſind. In einer guten Logik iſt das Gefühl ſelbſt in intellectuellen Dingen Richter.

In der Geſchichte handelt es ſich darum, den Werth der Menſchen zu würdigen; in der Politik, für die Bedürfniſſe der Seele und des Leibes zu ſorgen; in der Moral, ſich zu vervollkommnen; in der Literatur, ſeinen Geiſt zu erfreuen und zu verſchönern durch Klarheiten, Bilder und Farben des Wortes; in der Religion, den Himmel zu lieben; in allen Dingen, Alles

in ſich zu erkennen und zu verbeſſern. Suchet alſo in der Geſchichte der Menſchen, was wahr und was nicht wahr iſt; in der Politik, was nützlich und was es nicht iſt; in der Moral, was gerecht und was nicht gerecht iſt; in der Literatur, was ſchön und was nicht ſchön iſt; in Sachen der Religion, was fromm und was nicht fromm iſt; in Allem endlich, was beſſer oder ſchlechter macht.

Für die Völker ſollte es eine geheime Geſchichte der Wohlthaten der Könige geben; für dieſe aber eine geheime Geſchichte der gerechten Züchtigungen, welche die Völker bisweilen den Königen auferlegt haben. Könige ſollten nur dieſe, Völker nur jene leſen.

Das Volk haßt die Laſter an den Großen; liebt aber an den Königen eine Güte, die der ſeinen gleicht.

Das iſt, weil ſeine Güte die beſſere iſt, wie ſeine Laſter die ſchlechteren ſind.

Mit unſchuldigen Menſchen iſt eine gute Aufführung liebenswürdiger, gleichwie eine Stimme an den Orten, wo ein Echo iſt, mehr Gewalt hat.

Der Gegenſatz der Fehler eines jeden Zeit-

alters gefällt in der Gegenwart auch ſelbſt wenn er ein Fehler iſt.

Die Roheit verzeiht nur den verfeinerten Laſtern, da ſie immer bereit iſt, die eigenen Fehler an Andern zu verdammen.

Der Luxus der Kleinen richtet den Staat zu Grunde.

Führet den Communismus ein, und ihr werdet bald ein Volk von Jägern, Kriegern, Zerſtörern haben und einen Ackerbau, welcher den Sklaven überlaſſen bleibt.

Nicht das Verlangen nach den wahren Gütern verderbt den Menſchen, ſondern das nach den falſchen. Niemals wurde ein Volk dadurch verdorben, daß es Getreide, Früchte, reine Luft, beſſeres Waſſer, vollkommnere Künſte, ſchönere Frauen, ſondern weil es Gold, Edelſteine, Sklaven, Gewalt, falſchen Ruf und ein ungerechtes Uebergewicht haben wollte.

Wenn man dir ſagt, ein Volk ſei unterrichtet, ſo frage immer darnach, in wie weit es das Schöne in den Künſten kennt.

Jedes materielle Volk wird früh oder ſpät von einem moraliſchen (geiſtig gebildeten) Volke unterjocht werden.

Wenn ſich ein Volk, welches nicht ſehr ſinnreich iſt, literariſch auszeichnen will, ſo iſt es natürlicher Weiſe geneigt, ſich in das Wiſſen zu werfen; das iſt ſeine Zuflucht. Die Natur verleiht jenen Geiſtern größere Ausdauer, welche ſie mit weniger Scharfſinn begabte.

Je humoriſtiſcher, lebhafter und heftiger ein Volk iſt, deſto mehr Dialect hat es; dieſer (accent) bezeichnet, worin es am ungebundenſten iſt. Höflinge, gewohnt ſich immer Zwang anzuthun, haben keinen Dialect. Stets gleichmüthige, ruhige und erhabene Seelen drücken ihre Empfindungen und Gedanken ebenfalls ohne Dialect aus.

Niemals hat ein ausgezeichneter Mann den Dialect ſeiner Landsleute rein d. h. gänzlich beibehalten.

Gleichgültige Gegenſtände mit Lebhaftigkeit und Feuer zu ſagen, iſt Brauch der Südländer. Es kömmt daher, weil ihre gewohnte Lebendigkeit nicht in der Seele, ſondern im Blute liegt.

Völker, welche Tugend und wahres Wiſſen verloren haben, können dieſe nicht mehr wiedererlangen. Niemand, die wahrhaft Weiſen ausgenommen, will rückwärtsgehen, ſelbſt um den guten Weg wieder zu betreten.

Es gibt fatalistische Zerstörungen. Unsere Klugheit sucht das Mittel dagegen und dieß ist auch eine unserer Pflichten. Allein wenn das Mittel gefunden, dann kommen andere Uebel. Der Himmel thut, was er will und was sein muß.

Dieselbe Kaltblütigkeit, mit welcher wir sagen: „der Staat hat sich überlebt und muß untergehen," könnte uns auch zu sagen veranlassen: „Mein Vater ist alt und muß sterben." — Dieß ist eine unerlaubte Kaltblütigkeit.

In einem jeden Zeitalter, auch in dem aufgeklärtesten, herrscht, was man im vollsten Sinne sagen könnte, ein Zeitgeist, eine Art von Atmosphäre, die vorüberzieht, während ihrer Dauer aber die ganze Welt über die Wichtigkeit und Wahrheit der meisten herrschenden Ansichten irre führt.

Das Volk will dem Herrscher in's Gesicht sehen d. h. es will das Loos, das ihm in dem Glücksspiele des Schicksals zufiel, betrachten.

Einige Menschen achten die Macht wie Andere die Tugend. Die damit Bekleideten flößen ihnen dieselbe Ehrfurcht, Liebe und Bewunderung ein.

Der Adel iſt eine der Vorausſetzung gebührende Würde, daß wir gut handeln werden, weil es unſere Väter gethan.

In dem Naturelle der Menſchen und der Völker liegt eine gewiſſe Streitſucht. Wenn ſich dieſer Geiſt zu widerſprechen und zu ſtreiten in Kleinigkeiten äußert, warum darüber klagen? Das ſind glückliche Zeitalter Das zu fürchtende Uebel iſt jenes, welches die fundamentale Ordnung der Geſellſchaft angreift und erſchüttert.

In der Politik muß man immer den Tadlern einen Knochen zum Benagen überlaſſen.

Es iſt als ob die Völker die Gefahren liebten, weil ſie ſich in deren Ermanglung ſolche ſchaffen.

Nicht Ereigniſſe, ſondern Gerüchte ſind es, welche Volksbewegungen verurſachen. Was geglaubt wird, bewirkt Alles.

Jeder Schrei und jede Klage haucht gleichſam einen Dunſt aus; aus dieſem bildet ſich eine Wolke, aus dieſer Wolke kommen Blitze und Stürme.

Revolutionen ſind Zeiten, in welchen der Arme ſeiner Rechtſchaffenheit, der Reiche ſeines Vermögens und der Unſchuldige ſeines Lebens nicht ſicher iſt.

Was Bürgerkriege blutiger als andere macht, iſt, daß man ſich leichter entſchließt, ſeinen Feind zum Zeitgenoſſen als zum Nachbar zu haben; man will es nicht darauf ankommen laſſen, der Rache ſo nahe zu bleiben.

Den Völkern ſchmeicheln bei politiſchen Stürmen heißt, den Wogen ſagen, daß ſie das Schiff lenken und dem Steuermanne, daß er den Wogen nachgebe.

Was verdirbt, gährt. Die Hefe fällt durch ihre eigene Schwere immer zu Boden.

Was durch Krieg kömmt, wird durch Krieg wieder fortgehen; jede Beute wird wieder genommen werden; jeder Raub wird zerſplittert; alle Sieger werden wieder beſiegt werden und jede mit Kriegsbeute gefüllte Stadt wird einſt wieder geplündert werden.

Zwiſchen Völkern, die ſich lange bekriegt haben, bilden ſich ſtarke Bündniſſe. Der Krieg iſt eine Art Handelſchaft, welche ſelbſt Die vereiniget, welche er getrennt.

Die Franzoſen kommen leichtſinnig, aber gemäßigt zur Welt; ſie haben einen leichten, angenehmen und wenig imponirenden Geiſt. Selbſt

die Weiſen dieſer Nation ſcheinen in ihren Schriften junge Leute zu ſein.

Die Franzoſen ſind andauernder Empfindungen nicht fähig, die ausgenommen, welche ihr Häusliches betreffen.

Kein Volk der Welt thut das Ueble mit ſo wenig Würde als wir (die Franzoſen). Unſere Begierlichkeit iſt nur Flatterſinn, unſere Ränke ſind nur Windbeutelei. Wir ſind lächerlich und unangenehm, ſobald wir uns von der Geradheit und Großmuth entfernen; unſer Maas iſt eng, unſere Pläne ſind ſchlecht angelegt; unſere Haltung ſelbſt wird ſpitzfindig; die andern Nationen — ernſter, überlegter und tiefer bewegt — haben uns bald zum Beſten; man behandelt uns ſchimpflich und lacht uns aus, ſo oft man will. Tugend allein ziemt uns wohl; wir üben ſie mit Grazie und beinah immer ſpielend; wir vollbringen die edelſten Handlungen und leiſten die größten Opfer mit Leichtigkeit, Einfachheit und Größe; allein wir müſſen unſerm Inſtinkte überlaſſen ſein; will man uns in einer Weiſe zu handeln veranlaſſen, die unſerer Natur entgegen iſt, ſo werden wir kleinlich, intrigant ohne Erfolg, Jedermanns Spielball und der Verachtung würdig.

Deßhalb iſt die Geſchichte unſerer Heere ſo ſchön und die unſerer Genoſſenſchaften ſo erbärmlich. Betrachtet das Schickſal unſerer Niederlaſſungen in Indien. Wir vermochten wohl eiferſüchtige Nationen mit bewaffneter Hand aus der Stellung, die ſie eingenommen hatten, zu verjagen und uns durch unſere Laune mehr als ſie Freunde zu machen; allein wir haben es nie verſtanden, durch unſern Verkehr und Handel den ihren zu verdrängen. Amerika und Indien haben kein ungerecht vergoſſenes Blut von uns zurückzufordern und wir haben weder ihre Rache noch ihren Haß zu fürchten; allein wir müſſen über ihre gerechte Verachtung erröthen; oft haben ſie unſere Faktoren mit Schimpf fortgejagt, wie ungeſchickte Schelme, die unverſchämt genug waren, ſich mit Trug zu befaſſen, aber immer ohne Geſchick und Betriebſamkeit.

Die Hinterliſt bedarf der Berechnung, der Vorſicht, des Geheimniſſes und der Langſamkeit; dazu iſt der Franzoſe nicht befähigt. Nur die Empfindungen gelingen ihm, die eines Wurfes bedürfen; nur der Verkehr, welcher Geſchmack, Keckheit und Schnelligkeit erfordert.

Zeitſchriften und Bücher ſind in Frankreich gefährlicher als irgendwo, weil dort Jedermann

geiſtreich ſein will, und Die, welche es nicht ſind, dieſes immer vom Autor, den ſie leſen, vermuthend, ſich beeilen ihm gleich zu denken und zu ſehen.

Bringe Homer's Poeſie und Demoſthenes Redekunſt in die Mode; die Franzoſen werden ſie nachmachen und ſich ſogar darin auszeichnen.

Man muß bei den Köpfen der Franzoſen auf den Wind Bedacht nehmen und ihn wählen; denn jeder Wind verdreht ſie ihnen.

Die Franzoſen ſind auf der Welt die am meiſten Fähigen, verrückt zu ſein, ohne den Kopf zu verlieren.

Sie irren ſich eigentlich nur methodiſch; ſo wenig ſind ſie für die Methode gemacht.

Ihre geſunde Vernunft geht immer richtiger und ſchneller, als ihre Ueberlegung.

Die Franzoſen waren ein moraliſches Volk, durch ihre Laſter ſelbſt, welche ſie wenig an die Materie feſſelten; während z. B. die Holländer ein materielles Volk waren, ſelbſt durch ihre Tugenden: die Liebe zur Arbeit und den Geiſt der Sparſamkeit.

Wir haben in Frankreich noch einen gewöhnlichen Ausdruck, welcher das Ueberbleibſel und

Zeichen von Edelmuth und gewohnter Uneigennützigkeit unſerer vergangenen Sitten iſt. In unſern kleinen Städten ſagt man von einem Menſchen, der gerne aufhäuft: „Er hängt an der Materie“ — gewiß ein ſehr philoſophiſcher Ausdruck, welcher der Nation, bei der er üblich iſt, Ehre macht.

Bei den Südländern verraucht die Bosheit durch Worte und Gedanken. Minder ſubtil und ernſter bei den Bewohnern des Nordens, kann ſie ſich nur durch Thaten befriedigen.

Die Geſchäfte Englands gehen gut; allein mit ſeiner Ruhe geht es ſchlecht. Ich ſehe dort nur ein Volk, welches glaubt, ſeine Reichthümer nicht theuer genug erkaufen zu können. Nehmt ihm morgen ſeinen Handel und übermorgen wird es ſeine politiſchen Beängſtigungen unerträglich finden und ſie nicht mehr leiden wollen. Ein ganz friedliches Leben würde ihm ſeine Verfaſſung verhaßt machen. Seine Staatsverwaltung iſt ihm ein Gegenſtand der Unruhe und des Mißtrauens, nicht aber der Liebe, der Ruhe und Sicherheit.

Aus England kamen wie die Nebel, jene metaphyſiſchen und politiſchen Ideen die Alles verfinſtert haben.

Die Engländer sind für ihre eigene Rechnung rechtliche Leute, was die ihres Landes betrifft, sind sie ohne Treu' und Glauben.

Das englische Volk ist ruhig, so oft es nicht heftig bewegt wird, und sein Charakter vertritt die Stelle der Polizei.

Es ist von gesetzter Laune, die den Leidenschaften Zeit läßt, sich langsam zu häufen und zu wachsen; deßhalb sind seine Empfindungen stark.

Die Engländer sind in Ehrfurcht vor ernsten Dingen erzogen, die Franzosen in der Gewohnheit, sich darüber lustig zu machen.

In England ist das Parlament König und der König ist Minister; doch ein erblicher, perpetuirlicher, unverletzlicher Minister. Er ist ein verstümmelter, einäugiger, hinkender, einarmiger, aber geehrter Monarch.

Was Ludwig XIV. gesagt: „es gibt keine Pyrenäen mehr," ist unrichtig. Nicht dieses war es, was Frankreich und Spanien zu Freunden gemacht; es ist vielmehr die Eroberung der Franche-Comté, welche, da sie beiden Nationen den Gegenstand der Zwietracht genommen, Spanien in seine natürlichen Grenzen zurückwies,

innerhalb welcher wir es um nichts mehr zu beneiden hatten.

Spanien und Frankreich ſind und ſollen verbündet bleiben, weil es Pyrenäen gibt.

Stolz iſt der vorherrſchende Charakter der Spanier. Selbſt in ihrer Leidenſchaft zum Golde liegt mehr Stolz als Habſucht. Der Glanz dieſes Metalles iſt es, ſeine Reinheit und ſo zu ſagen ſein Ruhm, der es ihnen ſo werth macht. Sie betrachten es als den König der Metalle und glauben, als die edelſte Nation der Erde, deſſen Beſitzes allein würdig zu ſein. Deßhalb waren ſie gegen die Indianer ohne Erbarmen, um ihnen dieſen erhabenen Stoff zu entreißen, welcher ihnen in den Händen eines nackten Volkes wie in Gefangenſchaft ſchien.

Die Spanier haben in ihren Empfindungen die Aufgeblaſenheit, welche ſich auch in ihren Büchern findet; eine Aufgeblaſenheit, die um ſo mehr zu beklagen iſt, weil ſie Stärke des Charakters und wahrhafte Größe verdeckt. Sie haben ſich durch einen unſinnigen Prunk verhaßt und ſtrafbar gemacht, und ihre Schmach wird Jahrhunderte hindurch dauern.

Dieſes Beiſpiel ſoll andere Völker belehren, auf die Ehre ihres Namens mehr Acht zu haben

und ihn fleckenlos zu bewahren. Jetzt noch leiden die Spanier an dem Abscheu, den sie uns als die Eroberer Indiens eingeflößt haben; denn ohne zu wollen trägt man auf Individuen selbst im vertrautesten Verhältnisse die Ansicht über, welche man über Sitten und allgemeinen Charakter ihrer Nation angenommen hat.

Seinen Herrschern neue Reiche zu geben und die Gelegenheit zu finden, gelehrt zu werden und sich so zu zeigen, dieß war der doppelte Zweck, welchen Americus Vespucius zu erreichen suchte und der ihn in seinen Augen ehrte.

Er fand es schön, auf dem Meere wie in den unbekannten Ländern durch die Lehren der Astronomie, einer damals wenig gekannten und entwickelten Wissenschaft, sich selbst zu lenken. Sein Geist war erhaben und sein Charakter kühn; allein niemals regelte ihn ein großer Grundsatz der Moral.

In seinen Berichten will er immer in die Wissenschaften eingeweiht erscheinen; allein er schreibt vielmehr nur wie ein Mann, dessen Gedächtniß schöne Beschreibungen wiedergibt, als wie ein Reisender, welchem die Einbildungsgabe schöne Gegenstände darstellt.

Anson reiste mit Gepränge, gefolgt von ei-

ner glänzenden, zahlreichen Begleitung. Byron wanderte auf dem Meere wie ein Mann, der es kennen lernen wollte, um sich darauf zu schlagen; Carteret wie ein Seemann, der seinen Beruf liebt; Wallis als Edelmann, der Sitten und Orte studiren will; Bougainville wie ein französischer Krieger, der einen pikanten Bericht vorbereitet; Cook als Segler, der einen großen Namen erringen und einen dauernden Ruf bei den gebildeten Nationen und bei den Wilden hinterlassen wollte.

Höflichkeit in den Manieren und Rohheit in den Sitten; Schwäche aus Unwissenheit und Eigendünkel durch Erfolge; Unvollkommenheit von Natur aus; Auszeichnung, die geborgt ist; tausendjährige Laster, die ewig sein werden, weil sie der Raçe, dem Klima und der Gewohnheit angehören; Tugenden von einem Tage, die kurz dauern, weil sie angelernt aber nicht wesentlich sind; kurz — ein Volk, aus dem man gemacht hat, was es nicht sein kann und das verdammt ist, das wieder zu werden, was es vorher gewesen: das sind die Russen.

In den Schmeicheleien der Orientalen liegt mehr Bewunderung als Furcht.

Sind die Chinesen wirklich in einem so un-

vollkommenen Zuſtande als man behauptet, und gibt es auf der Welt ein einziges Volk, bei welchem die Gewalt, der Miniſter und der Unterthan, ſtärker und deutlicher vereinigt, getrennt und geſtellt ſind?

Sie wurden oft beſiegt, ſagt man; ſollte man aber, die Einrichtungen einer Nation für den Zufall und die Ereigniſſe des Krieges verantwortlich machen?

Sie wurden oft beſiegt; allerdings, ihre Kaiſer, aber niemals ihre Sitten! Und iſt nicht die Dauer ein Zeichen von Vortrefflichkeit der Geſetze, gleichwie Nutzen und Klarheit in Syſtemen ein Charakter von Wahrheit ſind? Welches Volk hatte jemals ältere Geſetze, die weniger abgeändert und mit größerer Ständigkeit geehrt, geliebt, ſtudiert wurden?

Man könnte den Handel der Nationen folgenderweiſe ihrem Charakter nach eintheilen:

Der Spanier Juwelier, Goldarbeiter, Steinſchneider; der Engländer Fabrikant; der Deutſche Papierhändler; der Holländer mit Lebensmitteln handelnd; der Franzoſe Modehändler.

In der Schifffahrt iſt der Erſte der Genannten muthig, der Zweite geſchickt, der Dritte gelehrt, der Vierte erfinderiſch und der Fünfte verwegen.

Einem Schiffe ſoll man einen ſpaniſchen Capitän, einen engliſchen Piloten, einen deutſchen Hochbotsmann und holländiſche Matroſen geben. Der Franzoſe treibts auf eigene Weiſe. Dem Erſten muß man eine Eroberung in Vorſchlag bringen; eine Unternehmung dem Zweiten; Forſchungen dem Dritten; Gewinn dem Vierten; einen Handſtreich dem Fünften. Der Erſte will große Reiſen; der Zweite Reiſen von Wichtigkeit; der Dritte nützliche Reiſen; der Vierte Reiſen um zu gewinnen, und der Fünfte ſchnelle Reiſen.

Der Erſte ſchifft ſich ein um weiter zu kommen, der Zweite um zu handeln, der Dritte um zu ſehen, der Vierte um zu gewinnen, der Fünfte um anzukommen. Das Meer iſt dem Spanier Weg, dem Engländer Aufenthaltsort, dem Deutſchen Studierzimmer, dem Holländer Transportmittel und dem Franzoſen Poſtwagen.

Titel XXIV.

Vom Alterthume.

Drei Dinge haben die Alten an ihren Boden gefesselt: die Tempel, die Gräber und ihre Vorfahren.

Die größten Bande, welche sie mit ihrer Verfassung vereinigten, waren Gewohnheit und Alterthümlichkeit.

In der neuen Welt haben Hoffnung und Liebe zur Neuheit Alles verändert. Die Alten sagten „unsere Vorfahren"; — wir sagen „die Nachwelt". Nicht wie sie lieben wir das Vaterland d. h. Land und Gesetze unserer Väter; wir lieben vielmehr Gesetze und Länder unserer Kinder; es ist der Zauber der Zukunft und nicht jener der Vergangenheit, der uns verführt.

Das Wort „patria" bei den Alten hieß so viel wie „väterliche Erde" und hatte für sie einen zum Herzen dringenden Klang. Das Wort „Vaterland," mit keinem anderen bekannten Worte

verbunden, wird nur durch Nachdenken begreiflich; es hat für uns nur einen ſtummen Klang, einen dunklen Sinn und vermag in unſerer Seele nicht ähnliche Empfindungen zu erwecken. In unſeren Idiomen zum Subſtantiv geworden, bezeichnet dieſes Adjectiv nur einen moraliſchen Begriff und deßhalb iſt es kalt.

Viele Wörter haben ihre Bedeutung geändert. Das Wort Freiheit z. B. hatte eigentlich bei den Alten dieſelbe Bedeutung wie dominium. „Ich will frei ſein" hieß bei ihnen ſoviel wie: „ich will die Stadt beherrſchen oder verwalten", bei uns aber: „ich will unabhängig ſein." —

Freiheit hat bei uns eine moraliſche Bedeutung, bei den Alten aber eine gänzlich politiſche.

Nicht von Griechenland, ſondern ſo zu ſagen vom Griechenthume waren die Griechen begeiſtert; und ſo wäre es, wollte man darauf Acht haben, vielleicht bei allen Völkern, die durch Vaterlandsliebe berühmt geworden.

Die Liebe zu ihren Sitten, Geſetzen und Gebräuchen war es, die den Patriotismus ausmachte.

Die athenienſiſche Höflichkeit war der unſern

überlegen. Sie hatte beinah die Sprache der Galanterie.

Socrates ſagte im Gaſtmahle des Platon zu Alcibiades: „Die geiſtigen Augen werden ſcharfſehender in dem Alter, in welchem die körperlichen Augen ſchwächer werden und du biſt noch weit von dieſem Alter entfernt.“ Welche Feinheit liegt in dieſem Widerſpruche!

Die Alten, ſo materiell ſie in ihren Einrichtungen geweſen, waren durch ihre Poeſie vergeiſtigt.

Die Alten hatten ein Bedürfniß zur Tugend und waren ihr nicht der Vorſchrift wegen zugethan, ſondern ſie widmeten ſich ihr ſo zu ſagen von ſelbſt durch Vernunftſchlüſſe und leichte Betrachtungen.

Weil Gott den Griechen nicht die Wahrheit verleihen wollte, gab er ihnen die Poeſie.

Als die Tochter des Ariſtotes, Pythias genannt, eines Tags befragt wurde, welche Farbe ihr am beſten gefälle, antwortete ſie: „Die ſei es, welche aus Schamhaftigkeit auf dem Antlitze einfacher und argloſer Menſchen entſtehe.“

Pinarkes ſagte zu den Athenern: „Ihr habt

Menon, den Müller, getödtet, weil er in seiner Mühle ein freies Kind des Pillenes zurückhielt.“ „Ihr habt den Thimistius mit dem Tode bestraft, weil er während der Feste der Ceres eine Musikerin aus Rhodus beleidigt hatte, und den Enthymakes, weil er ein junges Mädchen von Olynth entehrt . . . .“ Welchen Begriff erhält unser Geist durch diese Strenge von der Milde der Sitten und der natürlichen Güte der Athenienser!

Bisweilen also zeugen strenge Gesetze von einem Volke, daß es gut ist.

Die Alten lernten an den Stufen der Altäre von ihren Göttern, indem sie nur schöne und gute Worte an sie richteten, sanft, zierlich und höflich in ihren Reden gegen die Menschen zu sein.

Den Griechen und besonders den Athenienſern gehört das Schöne in Litteratur und Bürgerthum; den Römern in der Moral und Politik; den Juden in Religion und im häuslichen Leben; den übrigen Völkern die Nachahmung dieſer Drei.

Die Athenienſer hatten einen von Natur aus edlen pathetiſchen Geiſt, wie die Franzoſen einen natürlich heiteren.

Die Griechen liebten die Wahrheit; allein sie konnten sich das Verlangen nicht versagen, sie zu schmücken und gelegentlich zu verschönern.

Die Spindel der Parzen war das Bild der Zeit. Die um die Spille gewundenen Fäden stellten die Vergangenheit vor; der, welchen sie zwischen den Fingern spannen, war das Sinnbild der Gegenwart, und der noch unförmliche und verworrene an der Spindel befestigte Knäuel, war das Bild der Zukunft.

Die Athenienser und die Griechen hatten wohl Acht auf natürliche Schönheit.

Scharfsinn des Geistes, Sanftmuth und Muth machten in Sokrates' und Platons Augen die Vollkommenheit des Mannes aus: Sanftmuth, die den Mann in dem Staate friedliebend und den Bürgern angenehm macht; Muth, der ihn für Leiden stärkt, für die Vergnügungen mäßigt und dem Feinde furchtbar macht; Scharfsinn des Geistes, der ihn reizend für seine Freunde im Umgange und vortrefflich für sein eigenes Leben macht, indem er ihn immer das bemerken und thun heißt, was das Bessere ist.

Umgang haben und erkennen; darin vorzüglich bestand nach Platon das Glück des Privatlebens.

Als ſchönſtes Naturell eines jungen Mannes lobt Platon Lebendigkeit mit Folgſamkeit verbunden.

Die Lebhaftigkeit, ohne Zweifel, kommt von der Natur und läßt ſich nicht gewinnen; allein die Folgſamkeit läßt ſich lernen und zwar durch die Beugung, welche die Geſchmeidigkeit allem nicht Biegſamen geben kann. Lebhaftigkeit bedarf wenig Zeit und verzehrt deren wenig. Sie überläßt ſie der Langſamkeit, welche, in ſo ferne ſie dieſelbe gut zu gebrauchen weiß, in weiten Zwiſchenräumen Alles leiſten kann.

In der Seele der Alten lag ein Gefühl und eine Zärtlichkeit, die wir nicht mehr haben. Richtigere Begriffe haben uns ſelbſt gegen Helden zu ſtrengeren Richtern gemacht, als die Griechen es waren.

Die Alten preiſen immer die Feſtigkeit als ſeltene und heroiſche Eigenſchaft. Sie mußten alſo von unſerer Trockenheit des Herzens und der Sitten weit entfernt ſein.

Man machte dem Euripides den Vorwurf, daß er den Menelaus, ohne daß es nöthig war, zu ſchlecht gemacht habe. Dieſes Urtheil war für die Kritiker ehrenvoll. Sie betrachteten dieſe willkürliche Schlechtigkeit als Abſurdität.

Es ſcheint mir viel ſchwieriger, unſerer Zeit, als der des Alterthums anzugehören.

Die Athenienſer waren feinfühlend von Geiſt und Gehör.

Ein mißfälliges Wort hätten ſie nicht ertragen, ſelbſt wenn es nur anführungsweiſe gebraucht worden wäre.

Man könnte ſagen, daß ſie, wenn ſie ſchrieben, immer guter Laune waren. Im Styl mißbilligten ſie jene Härte, welche herbe, rauhe, traurige und ſtrenge Sitten anzeigt.

Die Lebensart der Lacedämonier war es, welche ihrem Style ſo viel Gewicht und guten Geſchmack gab; ohne dieſe wäre er lächerlich geworden.

Es iſt oratoriſch, in der Rede die Autorität der Alten anzuwenden; moraliſch, ſie zu achten. Die Philoſophie, welche ſich derer in ihren Vernunftſchlüſſen bedient, iſt ſanfter, überzeugender und geeignet, beſſer zu machen.

Die Alten muß man langſam leſen; man bedarf vieler Geduld d. h. vieler Aufmerkſamkeit, um großes Vergnügen zu haben, ihre ſchönen Werke zu durchgehen.

Stärke geht aus der Uebung hervor, Uebung aus dem Widerſtande — der Schwierigkeit. Deßhalb hatten die Bürger der Republiken des Alterthumes, welche die Arbeiten durch Sklaven verrichten ließen, Ringen und Fauſtkampf eingeführt, um durch Weichlichkeit nicht entnervt zu werden. So auch haben die Griechen, welchen die Vergangenheit eine **tabula rasa** war, ihre Verskunſt, Dialektik, Rhetorik d. h. Feſſeln für Vernunft, Geiſt und Wort erfunden, um ſich den Geiſt beweglich, die Vernunft ſcharfſinnig und den Styl vollkommen zu machen.

In der Schreibart der erſten Schriftſteller des Alterthums ſind die Worte beſtimmt, edel oder ernſt und jedes derſelben enthält einen vollſtändigen Sinn. Der Satz beſteht aus wenigen Gliedern, Verbindungen und wird auf den erſten Blick geleſen, wie er auch mit einer einzigen Regung von Aufmerkſamkeit begriffen wird. Alles darin iſt in ſich verſtändlich. Man könnte ſagen, es ſind Lichttropfen, die das Auge mit dem erſten Blicke durchdringt.

Vieles in wenigen Worten ſagen, war die Kunſt der ſpäteren Schriftſteller. Nur Schönes ſagen war das Verdienſt der Schriftſteller älteſter Zeit.

Die Alten bedienten sich gewöhnlich des weitesten, doch der genauesten Bezeichnung nächsten Wortes, um der Aufmerksamkeit ein größeres Vergnügen zu gewähren. Sie untersagten eine der Umfassung feindliche Schreibart, scharfe Züge die Alles sagen und die deßhalb eine weittragende Beredsamkeit ausschließen.

Die Alten wußten beinah niemals ganz klar was sie dachten; sie durchwühlten ihren Geist wenig. Damit beschäftigt sich gut auszudrücken, begnügten sie sich mit dem Vergnügen, das ihnen ihre eigenen Worte gewährten, indem sie ihrem Nachdenken nur das Schöne entnahmen. — Man spricht von ihrer Einbildungskraft; von ihrem Geschmacke sollte man reden; dieser allein regelte ihre Wirksamkeit, indem er sie ihre Unterscheidungsgabe auf das Schöne und Schickliche anwenden hieß. Selbst ihre Philosophen waren nur schöne Schriftsteller, deren Geschmack ernster war.

Die Alten sagten, daß eine allzugeschmückte Rede nicht Sitten-bezeichnend sei, d. h. daß sie den Charakter und die Neigungen des Sprechers nicht ausdrückte.

In der That können unsere Künsteleien nur unsern Reichthum, unsere Kunst und literärische Gewandtheit zeigen.

Wenigſtens ſoll man klar ſein, wenn man nicht leuchtend iſt — und das iſt es, was alle Griechen waren.

Die Griechen gefielen ſich darin, ihre Sprache zu ſprechen und ſie über ihre Feder oder ihre Lippen gleiten zu fühlen; ſie waren von ihr entzückt. Das iſt, weil ihre Sprache ungezwungen war, und ſie war es, weil darin die zierlichen Wendungen Gemeingut waren; Volk und Schriftſteller ſprachen ſie mit derſelben Reinheit. Auch ſind Anſpielungen auf volksthümliche Sprichwörter ſelbſt den feinſten Schriftſtellern eigen; Platon iſt daran voll, und Anſpielungen ſind es, die dem Styl den größten Zauber und dem Geiſte die meiſte Unterhaltung verſchaffen. Er erheitert ſich darin, ruht aus und wird wieder belebt. Wir in Frankreich ſagten, daß Maximen die Sprichwörter gebildeter Leute ſeien. In Athen waren Maximen der Gebildeten und Sprichwörter des Pöbels ein und dasſelbe.

Der Rhythmus wirkt durch Perioden (Cadenzen) wie die Harmonie durch Töne. Durch Perioden, nicht durch Töne, durch Rhythmus, nicht aber durch Harmonie wirkten Accente und Maas der langen oder kurzen Sylben in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache.

Die Lateiner hörten ſich, die Griechen ſahen ſich reden; denn ſie wollten, daß ihre Worte ihren Gedanken glichen. Die erſteren trachteten nach Menge, Prunk, Würde und Beredſamkeit, die letzteren nach Klarheit und Grazie.

In den Lateinern liegt etwas Rauhes. Edle Mäßigung und guter Geſchmack zeichnet die Griechen und beſonders die Athenienſer aus.

Dieſe ſtolzen Römer hatten ein hartes Ohr, welchem lange geſchmeichelt werden mußte, um es geneigt zu machen, das Schöne zu vernehmen. Daher dieſer oratoriſche Styl, den man ſelbſt bei den gelehrteſten Geſchichtſchreibern findet. — Die Griechen jedoch waren mit den feinſten Organen begabt. Dieſe, leicht erregbar, durfte man nur leiſe berühren, um ſie in Bewegung zu ſetzen. Auch reichte der kleinſte Schmuck an einem zierlichen Gedanken hin, daß er ihnen gefalle, und die einfachſte Wahrheit genügte in ihren Beſchreibungen. Ganz beſonders beobachteten ſie den Grundſatz: Nicht mehr, als nöthig. Beſondere Auswahl und Beſtimmtheit in den Gedanken; ausgeſuchte und durch ihren eigenen Wohlklang ſchöne Wörter; endlich: nothwendige Mäßigung, damit Nichts den Eindruck verzögere, machen den Charakter ihrer guten Literatur aus.

Nur bei den durch römiſche Lebensart verdorbenen Griechen findet Ihr den der Reinheit entgegengeſetzten Schwall der Rede. — Niemals findet ſich ein oratoriſcher Ausdruck in ihren beſten Geſchichtſchreibern, und die Beredſamkeit ihrer großen Redner iſt der Geſchichte näher, als es bei ihren guten Erzählern die Geſchichte der Beredſamkeit iſt.

Die Sprache der Alten iſt es beſonders, welche wir eifrig durchforſchen ſollen.

Die Bücher der Alten ſind eine Encyclopädie des Styles, wo man in Beiſpielen die Kunſt findet, Alles mit Zartheit, mit Geſchmack und Schönheit zu ſagen; denn ſie reden von Allem mit weichem Accente und ſchöner Mundart. Selbſt ihre mittelmäßigen Werke haben den Stempel eines ſchönen Vorbildes.

Sie waren nicht begabter als wir es ſind; allein ihre Kunſt war größer als die unſere; in ihrem Lande herrſchte beſſerer Geſchmack und ſie hatten beſſere Bräuche geerbt.

Selbſt der Bodenſatz der Literatur der Griechen, in ihrem Alter, bietet einen köſtlichen Reſt (Rückſtand).

Das Alterthum! Mir ſind deſſen Ruinen lieber, als deren Wiederherſtellung.

Die Alten hatten an Euripides Weitſchweifigkeit bemerkt, und Ungleichheit in Sophokles; allein ſie haben ſich nicht erlaubt, ihnen einen Vorwurf daraus zu machen, da ſie die Mängel großer Schriftſteller gleichſam mehr einem Zufalle als einem Fehler zuſchrieben. Ihre Werke ſind ſchöne Bücherbände, auf welchen nur einige Waſſerflecken ſind.

„Nicht der Autor, ſondern die Zeit hat den Fehler begangen," ſagte Ariſtarkes, indem er von jenen Schönheiten der alten Schriften redete, für welche nachkommende Generationen Nichts mehr fühlen können; in der vernünftigen Behauptung, daß die Speiſen und deren Wohlgeſchmack ſich nicht geändert hätten, wohl aber der Geſchmack der Zeit.

Die Alten ließen ſich lieber hinreißen als abſtoßen. Niemals widerſetzte ſich ihr Geiſt ſeinem eigenen Vergnügen und beſtritt nie das Sinnvolle.

Es ſcheint, daß bei ihnen die Wiſſenſchaften, welche ſie Humaniora nannten, wirklich humaner waren als bei uns.

Ihre Kritik war nachſichtiger, ſanfter und wohlwollender, als die unſere; ſie war geneigter zu billigen.

Sie nahmen drei Gattungen an: Das Erhabene, das Einfache und das Gemäßigte.

„Alle" — ſagt Cicero — „die ſich bei den Griechen in irgend einer dieſer drei Gattungen ausgezeichnet haben, erlangten einen großen Namen."

Dieſe Männer, die mit dem Worte ſo Großes bewirkt haben und für welche die Redekunſt eine ſo hohe Macht war, achteten kein Werk gering, in welchem das Wort mit Geſchick angewandt war. Vor Allem bewunderten ſie die Kunſt, und jedes Werk, von dem ſie ſagen konnten: „Die Kunſt übertrifft den Stoff", galt ihnen als Meiſterwerk; ſie ſtellten es keinem anderen nach und ſetzten es einem jeden an die Seite.

Und in der That, was Ausübung und Nützlichkeit betrifft, iſt die Kunſt in einem Werke weit über den Stoff erhaben. Die Kunſt iſt es welche belehrt; aus ihr kann man ſich bereichern. Man kann ihre Schönheiten nehmen und anderswohin verwenden, ohne den Werken, in welchen ſie ſich befinden, irgend Etwas zu rauben. Die irdenen Gefäße der Etrusker haben uns gelehrt, Gold und Silber zu formen.

Wir wiſſen Nichts zu ſagen ohne es zu verwirren und zu zerknittern; die Alten hingegen entfalteten und entwickelten Alles.

In unſeren Schriften ſcheint der Gedanke aus der Bewegung eines Mannes hervorzugehen, welcher gerade vorwärts ſchreitet; in jenen der Alten hingegen ſcheint er aus der eines Vogels zu entſtehen, welcher ſchwebt und kreiſend vorwärts kömmt. Sie ſuchten mehr Zierlichkeit (quid deceat, quid non) als Kraft und Genauigkeit.

Betrachtet die den Griechen eigene Freiheit des Geiſtes und der Einbildungskraft! Wir in unſern Schriften haben, damit im Vergleiche, das Ausſehen von Sträflingen an der Kette, von Sclaven an der Arbeit, von Idioten in Extaſe.

Die Alten hatten viel weniger Bewegung, aber mehr Würde im Geiſte als wir. Daher die Mäßigung ihrer Reden und die Trefflichkeit ihres Geſchmackes.

Die Alten hatten nicht wie wir ihren Geiſt zum Nachſinnen und zur Anſtrengung gebildet. Deſto befähigter waren ſie, ihre Gedanken in die gewöhnlichen Geiſter übergehen zu laſſen, welche im Allgemeinen einer anhaltenden Spannung

oder Feſthaltung anſtrengender Aufmerkſamkeit wenig befähigt waren.

Der pathetiſche, erhabene, harmoniſche und für die öffentliche Redekunſt geeignete Styl war für den Griechen wie für den Römer ſo leicht, als der geiſtreiche und höfliche, lebendige und kurze, ſpielende und ſchmeichelnde Styl dem Franzoſen iſt. Der Geiſt des innern und ſocialen Lebens herrſcht bei uns vor, wie der des öffentlichen bei den Alten dominirte. Sie waren unterrichtet von Kindheit an, geübt von Jugend auf, zur Menge zu ſprechen; wir ſind es, zum Individuum zu reden. Sie hatten eine an Bildern und feierlichen Worten überſtrömende Sprache; unſere ſtrömt über an Worten zweideutigen Sinnes und ſinnreicher Wendungen. Es war ihnen ein Leichtes, lange, ernſte und rührende Reden zu halten, wie es uns leicht iſt, lang Angenehmes zu ſagen. — Cicero's Briefe ſind außerordentlich kurz und enthalten wenig Angenehmes. Seine Reden hingegen bieten deſſen eine unerſchöpfliche Quelle; ſein Geiſt zeigt ſich darin ſtets abwechſelnd, fruchtbar und ſcheint niemals zu ermüden.

Es wäre Cicero ebenſo ſchwer geweſen, einen Brief wie Voltaire zu ſchreiben, als dieſem,

eine Rede wie Cicero zu halten. Auch hätte es einen geiſtreichen Römer große Anſtrengung gekoſtet, einen Brief zu ſchreiben, wie jene, welche Caraccioli als die Clemens des XIV. anführt.

Niemals hätte es eine Römerin z. B. Veturia, Coriolanus Mutter dahin gebracht, ein Briefchen, das der Frau von Sevigné würdig geweſen wäre, nachzuahmen. Vielleicht aber wäre es einem athenienſiſchen Blumenmädchen gelungen.

Sehr gut ſagt man, daß jede Sprache ihren Charakter habe; allein, wie alle anderen Reichthümer der Völker, ſo entſtehen auch die Reichthümer der Sprache aus dem Verkehre, den die Menſchen unter ſich daraus machen.

Titel XXV.

Von dem Zeitalter.*)

Civiliſation! großes Wort, welches man mißbraucht und deſſen Annahme zunächſt Das iſt, was uns civiliſirt!

Es gibt ſonach eine Civiliſation durch Religion, Ehrbarkeit, Wohlwollen, Gerechtigkeit; denn alles dieſes vereinigt die Menſchen; und ihren Gegenſatz: die Rückkehr zur Barbarei, durch den Geiſt des Streites, durch Irreligioſität, Schamloſigkeit, Keckheit, Ehrgeiz Aller, fortwährender Hang zum Wohlleben, Gewinnſucht; denn alles dieß trennt die Menſchen und feſſelt uns nur an uns ſelbſt.

---

*) In dieſem Titel hat Joubert wohl ganz beſonders den damaligen Zuſtand Frankreichs im Auge gehabt.

Anmerk. des Ueberſ.

Wir leben in einem Zeitalter, in welchem die überflüßigen Gedanken überſtrömen und welches doch der nothwendigen Gedanken entbehrt.

Wenn ich die Jugend unſerer Tage betrachte, ſo meine ich, der Himmel wolle die Welt zu Grunde richten.

Beklagenswerthe Zeit! in welcher dem menſchlichen Geſchlechte kein Ausweg bleibt, als in die Berge zu flüchten, von welchen es herabgeſtiegen.

Seine Laune zur Richtſchnur ſeiner Urtheile und ſeine Liebhabereien zum Hebel ſeiner Handlungen machen, iſt eine gräuliche Gewohnheit unſeres Zeitalters.

Wenn Sitte und Autorität zerſtört ſind, ſo macht ſich ein Jeder Gewohnheiten und Manieren nach ſeinem eigenen Naturell: rauh, wenn dieſes rauh iſt.

Wenig Gedanken und viele Vorurtheile; viele Regungen und wenig Empfindungen; oder — wenn ihr lieber wollt — wenig beſtimmte, aber viel ſchweifende Gedanken; lebendige aber nicht bleibende Gefühle; Nichtglauben an Pflicht und Vertrauen zu allem Neuen; entſchiedener

Geiſt und ſchwebende Anſichten; Behauptung inmitten von Zweifeln; Selbſtvertrauen aber Mißtrauen gegen Andere; Kenntniß toller Doctrinen und Nichtwiſſen der Meinungen der Weiſen — das ſind die Uebel des Zeitalters.

Warum ſind wir Alle ſo empfänglich für den Eindruck angenehmer oder peinlicher Dinge? Unſere Väter waren es weniger. Es iſt, weil unſer Geiſt leerer und unſere Schwäche größer iſt. Wir ſind weniger beſchäftigt mit ernſten Gefühlen oder gründlichen Gedanken. Derjenige, welcher nur ſeine Pflicht im Auge hat und ihr nachgeht, beachtet weniger, was auf ſeinem Wege liegt.

Es gibt heutzutage keine unverſöhnlichen Feindſchaften mehr, weil es keine uneigennützigen Gefühle mehr gibt: es iſt ein Gutes, durch das Uebel erzeugt.

Ein und derſelbe Geiſt der Revolution hat die Menſchen in der Literatur, im Staate und in der Religion geleitet. Die Philoſophen wollten die Bibel durch ihre Bücher abſetzen, wie die Jacobiner die Autorität des Königs durch die ihrige.

Ein Jeder in dieſem Jahrhunderte wollte ſich

in Alles mengen, und der Volkshaufe, indem er an diesem philosophischen Eigendünkel Theil nahm, kam, um das mit den Händen zu thun, was der Kopf zu verrichten hat. Während die Einen mit ihren Abstractionen vorangiengen, bedienten sich die Anderen ihres Werkzeugs. Alles war dergestalt umgestürzt, daß sogar das Fallbeil für die Unschuld nach den Plänen und unter Aufsicht der Chirurgie geschmiedet wurde.

Beklagenswerthe Epochen sind diese, wo Jeder Alles nach seinem eigenen Gewichte abwägt und, wie die Bibel sagt, beim Lichte seiner Lampe wandelt.

Das Jahrhundert wird von der schrecklichsten Geisteskrankheit gequält, vom Eckel an Religion (im Allgemeinen). Nicht religiöse, sondern irreligiöse Freiheit begehrt es.

Man hat die Wege zerstört, die zum Himmel führten und die alle Welt betrat; jetzt heißt es sich Leitern machen.

Ketzerei ist heutzutage weniger zu fürchten als Unglaube; die Kirche hat jetzt andere Feinde, andere Gefahren; sie muß sonach auch andere Sorgen und andere Kämpfe haben!

Irreligion ist in der Welt nur mehr ein

Vorurtheil; denn wenn es einen Unglauben gibt, welcher von Menſchen und Zeit kömmt, ſo gibt es ſolchen auch, der ſeinen Urſprung in Büchern und in der Neuerung hat.

Sobald man bei vorzunehmenden Reformen in den Anſichten nur Neuerung, in den Religionen nur Abweichungen, in den Geſetzen nur Erſchlaffung, in den Sitten nur Abſonderung, in dem Vermögen nur Vergrößerung und in den Gebräuchen nur Bequemlichkeit einführen will, ſo arbeitet man darauf hin, Alles zu verſchlechtern.

Man hat heutzutage nicht nur Begierde, ſondern Ehrgeiz nach Gewinn.

In Poeſie, Beredſamkeit, Politik — nichts Neues, wenn es nicht offenbar beſſer iſt, und folglich erprobt durch Uebung und Prüfung.

Politik gehört vielmehr zur Klugheit als zur Wiſſenſchaft; mehr der wählenden als überlegenden Fähigkeit an; ſie iſt mehr urtheilend als demonſtrativ. Heutzutage täuſcht man ſich in der Weiſe, wie man ſie handhabt über ihre Natur, ihre Art, ihre Claſſificirung, und bedient ſich ſonach einer Methode und eines Werkzeugs, die beide ungeeignet ſind.

Bei den Griechen war der Philoſoph Metaphyſiker; in Frankreich iſt er — nach der Bedeutung, die man dieſem Worte gibt — Reformator; das iſt ein Menſch, welcher darnach trachtet, ſich durch ſeine eigene Vernunft zu leiten, und nie durch die Anderer; der in ſeinem Geiſte ein Tribunal errichtet, vor welchem er Alles erſcheinen läßt, was die Menſchen hochachten, und der ſeine eigenen Gedanken und ſich ſelbſt gegebenen Vorſchriften den bereits eingeführten Sitten, Geſetzen und Gebräuchen vorzieht.

Der Geiſt der Philoſophie des letzten Jahrhunderts war nur ein Geiſt des Widerſpruchs, auf Sitten und Geſetze angewendet. Der Geiſt des Widerſpruchs aber entfernt von jedem gründlichen Studium; er iſt bequem, denn er erfordert keine Mühe; er iſt aber auch zugleich unheilbringend und zerſtörend. — Der Geiſt der Zuſtimmung verlangt viel mehr Intelligenz, Prüfung und Wiſſen; er iſt mühevoll, aber wohlthätig, erhaltend und verbeſſernd.

Unſere Reformatoren haben zur Erfahrung geſagt: „Du faſelſt“ und zur vergangenen Zeit: „Du biſt ein Kind.“ —

Es gibt eine Neuerung, Tochter der Zeit, welche entwickelt; es gibt aber deren Eine, Toch-

ter der Menſchen, Tochter der Bewegung, der Leidenſchaften, der Phantaſie, die Alles verwirrt, Alles verrückt und keine Vollendung und Dauer zuläßt; ſie zerſtört alles Alterthum; ſie iſt Mutter der Unordnung, Zertrümmerung und des Unglückes.

Alles beinah, was wir Mißbrauch nennen, war Heilmittel in politiſchen Einrichtungen.

Die Salons haben die Sitten verderbt.

Der Scherz (plaisanterie) hat die Welt und den Thron zu Grunde gerichtet.

So oft die Worte: Altar, Grab, Erbe, heimathloſer Boden, alte Sitten, Amme, Oberhaupt, Andacht — mit Gleichgültigkeit gehört oder geſprochen werden — iſt Alles verloren.

Wir werden durch Irrthümer und Blendwerke beherrſcht; durch Irrthümer in den Meinungen, durch Blendwerke an den Menſchen.

Freiheit, Jury, der angenommene Nutzen der Volksvertretung, ſind Irrthümer. Mirabeau und Napoleon ſelbſt waren Blendwerke. — Es gefiel dem Himmel, dem Irrthume das Blendwerk zu Hülfe zu ſchicken.

In allen unſeren Verbeſſerungs- oder Reform-Plänen liegt eine beſtändige Hyperbel der Intention, welche macht, daß unſer Abſehen zu hoch und über das Ziel hinaus geht.

Wir leben in ſo ſonderbaren Conjunkturen, daß die Greiſe darin nicht mehr Erfahrung haben als die Jungen. Wir ſind Alle Neulinge, weil Alles neu iſt.

Alles, wozu man uns herausfordert, das thun wir und mehr noch; wahrhaft wie Schulknaben haben wir bei uns Alles zertrümmert, um zu zeigen, daß wir die Herren ſeien.

Wir gleichen einigermaßen Leuten, die, wenn das Haus in Brand geſteckt, ſich damit beſchäftigen, die Fackel und das gute Ausſehen des Brandſtifters zu bewundern und darauf ihre Klugheit beſchränken.

Es gibt in der Welt Viele, welche ſchlechte Anſichten haben und dazu gemacht ſind, deren gute zu haben; Andere wieder, bei denen gerade das Gegentheil der Fall iſt.

Das übertriebene Pathetiſche iſt für die Menſchen eine verderbliche Quelle der Verhärtung. Die allzu energiſche Schilderung der Leiden der

Menſchheit machen die Herzen grauſam und ſelbſt der Haß des Böſen, wenn er zu ſtark iſt, kann die Menſchen bösartig machen. So entſtunden aus dem Haſſe des Schlechten, welchen die Schriften des letzten Jahrhunderts hervorriefen, indem ſie unſere Aufmerkſamkeit nur auf die mit einigen Mißbräuchen zuſammenhängenden Uebel lenkten, die unerhörten Ereigniſſe, deren wir Zeugen waren, und die größten Grauſamkeiten, welche die Geſchichte der Menſchen beſudelt haben.

Eine Uebertreibung führt zur andern. Der Anſicht, daß jeder Angeklagte unſchuldig ſei, folgte bald die, daß jeder Ankläger tugendhaft ſei.

Sobald man den Geiſt an den Gedanken des Verbrechens gewöhnt hat, gewöhnt man auch bald die Sitten daran.

Man fürchtet heutzutage an dem Herrſcher die Strenge der Sitten und Meinungen mehr, als man deſſen Gier, Grauſamkeit und Tyrannei fürchten würde.

In politiſcher Hinſicht ſind wir beinah Alle von einem Feuer erfüllt, welches uns nur beunruhigt, und von einem Lichte, das uns nur blendet.

„Geſetzgebende, ausübende Gewalt, ꝛc.“ das ſind nur Schriftzeichen (Zahlen). Man hat in die Politik und ſelbſt in die Moral das Verfahren und beinah die Sprache der Algebra gebracht; man bedient ſich ſtatt der Buchſtaben abſtracter Worte; man combinirt ſie, und glaubt ſich zu verſtändigen und zu erleuchten, weil man Schatten bewegt hat. — In der That auch ſind dieſe neuen Wörter, dieſe dunklen Bezeichnungen für den Geiſt nur Schatten ohne Körper, ohne Wirklichkeit und ohne Schönheit.

In den geometriſchen Beweisführungen wenigſtens, wenn das Axiom in unſerem Kopfe iſt, iſt die Figur vor unſeren Augen, und zwiſchen ihr und unſeren Augen iſt das ganze Licht der Sonne, um die Fehler zu erleuchten, die wir machen könnten, wenn wir den Grundſatz beim vorliegenden Falle anwenden. In den vermeintlich politiſchen Beweisführungen aber ſehen wir die Thatſache nur in unſerem Geiſte oder Gedächtniſſe, da ſie hiſtoriſch iſt, und wir betrachten ſie nur bei unſerem eigenen unbeſtimmten und zitternden Lichte.

Es iſt ein großes Unglück, wenn eine Hälfte der Nation von der andern verachtet iſt; und ich rede nicht allein davon wie die Großen die Kleinen, ſondern auch wie die Kleinen die Großen verachten.

Politik wäre es, vornehme Geſchlechter zu verſchönern, indem man ihre Erben zwänge, ſich nur mit ſchönen Frauen zu vermählen. Bei uns traf man dieſe Fürſorge nicht. Unſere Großen hatten vor dem Volke ſelbſt nicht mehr den Vorzug anſehnlicher Geſtalt, welche doch ſo viele Autorität verſchafft.

Wo das Jahrhundert ſinkt, muß man es ſtützen.

Nur die Irrthümer des Geiſtes allein haben alle unſere Uebel veranlaßt. Die Eigenſinnigſten waren auch die Verworfenſten.

Dieſe Griechen, dieſe Römer waren ohne Zweifel großartige Perſönlichkeiten; indem wir aber ihre Thaten, Worte, Geberden und Stellungen bewundern, beneiden wir doch ja nicht deren Schickſal! trachten wir nicht nach einer Geſchichte, die uns ihnen ähnlich macht; behandeln wir ſie wie Schauſpieler, deren Spiel wir lieben, nicht aber deren Beruf!

Wißt ihr, was ihr denn, euch unbewußt, bei der Herſtellung eines geſetzgebenden Körpers wollt? Ihr wünſchet ein Theater und ihr möchtet die Schauſpieler ſein. Trotz der beſten Repräſentativverfaſſung werdet ihr immer noch ein ſchlechtes Volk und ein einfältiges Publicum haben.

Wir ſollten von dem Jahrhunderte das Verdienſt (das Gute) haben, wenn wir deſſen Fehler haben. Vom Uebel betroffen, laßt uns auch die Entſchädigungen lieben!

Den freiſinnigen Ideen des Jahrhunderts muß man die moraliſchen aller Zeiten entgegenſetzen.

Das Jahrhundert glaubte Fortſchritte zu machen, indem es ſich in Abgründe ſtürzte.

Ohne die ſich nahende Unwiſſenheit würden wir bald ein Volk, welches durchaus nicht mehr zu beherrſchen wäre.

Wenn die Völker ihr Alter haben, ſollte dieſes doch wenigſtens ernſt und heilig, nicht aber frivol und ungeregelt ſein.

Wehe dem Weiſen, der unter einem Volke leben würde, welches verdorben, geſchmeichelt, verhärtet und unverbeſſerlich in ſeinen gottloſen Gewohnheiten gealtert wäre! Er wäre der größten aller Freuden beraubt, nämlich der, die Menge zu lieben und zu achten.

Die Laſter der Könige erregen in großen Männern einen heiligen und gewaltigen Zorn; allein die Laſter des Volkes machen ſie troſtlos, wenn dieß Volk ſein eigener Herr iſt und wenn

man ihm allein ſeine Fehler und ſein Mißgeſchick zuſchreiben muß.

Feig und tyranniſch iſt es, in Zeiten und an Orten, wo Niemand ſie vertheidigen kann, Meinungen anzugreifen, welche lange Zeit hindurch geherrſcht und der Weisheit des Alterthums als Siegeszeichen gedient haben. Das hieße, bei geſichertem Vortheile kämpfen und einen ſchmählichen Sieg ſuchen.

Wenn du Alles, was alterthümlich iſt, veraltet nennſt; wenn du mit Namen, die einen Begriff von Verfall und ein Gefühl von Geringſchätzung mit ſich führen, Alles ſchmäheſt, was durch die Zeit geheiligt und geſtärkt wurde, ſo entweihſt und ſchwächſt du dieſe; der Verfall wird durch dich herbeigeführt.

Unſere Philoſophie ſollte Freundin des Alterthums, nicht des Neuen ſein und ſich Nutzen mehr als Glanz, Weisheit mehr als Kühnheit zum Ziele ſetzen. Die Vermuthung iſt immer dem günſtig, was da geweſen; denn wenn es da geweſen und beſtanden hat, ſo war irgend ein Grund für ſeine Exiſtenz und Dauer vorhanden. Dieſer Grund konnte nur in ſeinem Einklange mit dem ſchon Beſtehenden, in einem Bedürfniſſe der Zeit oder Natur liegen, kurz in

irgend einer Nothwendigkeit, welche es wieder zurückführen wird, wenn man es zerstört hat, und die dessen Nichtvorhandensein durch irgend ein schweres Ungemach fühlbar machen wird.

Soll eine gute Zeit kommen, so muß sie der guten Vergangenheit gleichen.

Die Zeit reißt uns hin und mit uns unsere guten Sitten, Gebräuche, unsere guten Manieren und Ansichten.

Um diese und uns selbst nicht zu verlieren, müssen wir an irgend einer Epoche anknüpfen und uns bestreben, deren Sitten, Ansichten, Gebräuche und Weisen in uns wieder aufleben zu lassen.

Gott hat die physischen Wissenschaften durch die Zeiten werden lassen; allein die anderen hat er sich vorbehalten: Er selbst schuf Moral, Poesie ꝛc. Die ersten Keime, zunächst durch seine Hände hervorgebracht, hat Er in die Seelen und Schriften der ersten Menschen hineingelegt. Daher kömmt es, daß das Alterthum, allen Schöpfungen näher, uns als Vorbild jener Dinge dienen soll, deren reinste Anfänge es empfangen und übertragen hat. Wir müssen, um uns nicht zu verirren, die Fußstapfen des Alterthums einhalten, insistere vestigiis.

Die trügeriſche Stimme, welche uns zurief: „Erfinde und du wirſt leben“ hat die Welt und die Kunſt zu Grunde gerichtet. Das Alte hat dem Menſchengeſchlechte nicht mehr genügt; dieſes wollte nur Neues und ſchmiedete Ungeheuer, die es mit Starrſinn realiſiren will.

Nichts macht den Geiſt in der Literatur ſo unvorſichtig und tollkühn als die Unkenntniß der Vergangenheit und die Verachtung älterer Schriften.

Man verlangt ohne Unterlaß nach neuen Büchern, während in denen, die wir ſchon lange haben, ein ſchätzbarer Hort der Wiſſenſchaft nnd Annehmlichkeit liegt, der uns aber unbekannt iſt, weil wir es vernachläßigt haben, ihm nachzuſpüren. Dieß iſt der große Nachtheil der neuen Bücher, daß ſie uns daran hindern, die alten zu leſen.

In dieſem Jahrhunderte liebt man in der Literatur weder den einfachen, geſunden Sinn, noch den Geiſt allein, noch conſequente Vernunftſchlüſſe. Man will mehr als geſunden Sinn, man liebt nur den coloſſalen Verſtand, und was die Vernunftſchlüſſe anbelangt, ſo haben dieſe alle Welt betrogen; deſſen eingedenk, traut man ihnen nicht mehr.

Die Alten waren beredſam, weil ſie zu unwiſſenden aber wißbegierigen Völkern ſprachen.

Wie könnte man aber hoffen, Menſchen zu belehren und zu überzeugen, die ſelbſt Alles zu wiſſen wähnen? Unſer Auditorium beſteht vielmehr aus bewaffneten Kritikern als aus geneigten Zuhörern.

Die literärtiſche Beurtheilung unſerer Väter war viel zaghafter und zögernder als die unſere; allein, genährt von ernſten Grundſätzen, war ihr moraliſcher Sinn früher ausgebildet. Sie vermochten nicht über ein Lied, ein Gebäude, ein Gemälde gut zu urtheilen; allein ſie wußten, was zu machen ſei. Heutzutage ſpricht man, damals handelte man; man unterhält ſich über Kunſt; damals beſchäftigte man ſich mit den Sitten.

Wir haben nicht mehr die Gutmüthigkeit (bonhomie) im Denken.

Unſere Väter beurtheilten die Bücher mit ihrem Geſchmacke, mit ihrem Gewiſſen und ihrer Vernunft; wir aber thun es mit den Regungen, die ſie in uns hervorbringen. Kann dieſes Buch ſchaden oder nützen? Iſt es geeignet den Geiſt zu vervollkommnen oder zu verderben? Wird es

Gutes oder Böſes ſtiften? — Große Fragen, die unſere Vorfahren ſich zu ſtellen pflegten! Wir fragen: Wird es Vergnügen machen? —

Es war eine Zeit, in welcher die Welt auf die Bücher wirkte; jetzt aber wirken dieſe auf die Welt.

Nachdem die „neue Heloiſe" erſchienen war, maßten ſich die jungen Leute an, Liebeshelden zu ſein, wie ſie früher Trinker und Raufbolde waren.

Mehr zur Schmach des Jahrhunderts als zur Ehre der Bücher geſchieht es, daß Romane eine ſolche Herrſchaft über Gewohnheiten und Sitten ausüben.

Die franzöſiſchen Schriftſteller denken, ſchreiben, ſprechen, urtheilen und erfinden zu ſchnell. Das kömmt aber von dem urſprünglichen Fehler unſerer Sitten: Wir haben zu viel Eile zu leben und zu genießen; wir genießen und leben zu ſchnell.

Wir ſchreiben unſere Bücher nicht, wenn ſie in uns fertig ſind; ſondern wir machen ſie während des Schreibens. Deßhalb iſt das Beſte, was ſie enthalten, mit Zurüſtungen überkleidet.

Sie ſind voll deſſen, was man hätte nehmen, und deſſen, was man hätte weglaſſen ſollen.

Unſere Beredſamkeit hat die Gewohnheit angenommen, in den Wind zu reden. In all' unſeren Reden vernimmt man eine Stimme, die ſich aufbläht und verliert.

Der Styl der meiſten jetzigen Schriftſteller iſt für Geſchäfte und Polemik gut; aber darüber hinaus geht er nicht. Er iſt bürgerlich aber nicht literärliſch.

Wir haben eine zu große Gewohnheit und Leichtigkeit in Abſtractionen; unſer Geiſt bezahlt ſich mit Wörtern, die gleichſam wie Papiergeld einen Werth der Uebereinkunft, doch gar keine Solidität haben. Deßhalb iſt ſo wenig Gold in unſerem Styl und in unſeren Büchern.

Während des letzten Jahrhundertes drückten ſich mittelmäßige Schriftſteller zu langſam aus; jetzt geſchieht das Gegentheil. Die Einen reden zu leiſe, Andere zu ſchnell; Einige ſcheinen nur unbedeutende Ausdrücke zu gebrauchen. Unſer Styl hat mehr Feſtigkeit, aber weniger Grazie; man drückt ſich richtiger, aber mit weniger Anmuth aus. Man articulirt gewiſſermaßen zu deutlich.

Heutzutage zeichnet ſich beinah alle Welt durch Gewähltheit des Styles aus; es iſt eine gemein gewordene Kunſt. Das Auserleſene iſt überall, das Befriedigende nirgends. „Ich möchte etwas Dünger riechen," ſagte eine geiſtreiche Frau.

In der heutigen Literatur iſt das Mauerwerk gut, aber die Architectur ſchlecht.

Wir ſehen nicht mehr darauf, was in den Büchern ſchön oder nicht ſchön iſt, ſondern was darin Gutes oder Schlimmes über unſere Freunde und unſere Anſichten geſagt wird.

Es iſt kaum zu ſagen, wie ſinnlich der Geiſt in der Literatur geworden iſt. Man will immer irgend eine Schönheit, irgend eine Lockſpeiſe in den ernſteſten Schriften. So vermengt man Das, was gefällt, mit dem wirklich Schönen.

Der philoſophiſche Styl, bei ſeinem Beginn deklamatoriſch und heftig, iſt ſeither emphatiſch oder aufgeblaſen geblieben. Selbſt wenn er ſich nur auf die Diſſertation beſchränkt, hat er dieſe Fehler beibehalten: nur iſt dann ſeine Emphaſe kälter und ſeine Gebläßtheit trockener.

In allen unſeren Abhandlungen iſt ein zänkiſcher Accent und ein verſteckter, ſtreitſüchtiger Ton.

An der Stelle jener poetiſchen und zugleich mathematiſchen Sprache, welche man bei metaphyſiſchen Stoffen anwenden muß, und wovon uns die Alten einige Beiſpiele hinterlaſſen, machen ſich unſere modernen Ideologen eine Art geographiſchen und catalogiſchen Styles, womit ſie dem Geiſtigen beſtimmte Stellung und Dimenſionen anweiſen. Die Unglückſeligen, die Alles verhärten und die Seele ſelbſt in Stein verwandeln!

Daß wir keine Poeten haben, kömmt daher, weil wir ihrer entbehren können. Sie ſind unſerm Geſchmacke nicht nothwendig, weil ſie es weder unſeren Sitten, noch Geſetzen, noch politiſchen Feſten, noch häuslichen Freuden ſind.

Die erſten Dichter oder die erſten Schriftſteller haben Narren zu verſtändigen Menſchen gemacht. Die modernen Schriftſteller ſuchen die Vernünftigen zu Thoren zu machen.

Die modernen Tramatiker haben aus ihrer Kunſt ein Spiel gemacht, wo man, um den Preis davon zu tragen oder wenigſtens außer Verluſt zu ſein, gewiſſe Regeln, ſchwierige und unnütze Formen beobachten muß, welche ſie unter ſich feſtgeſetzt haben.

In der Literatur iſt der Geſchmack zum Die-

ner geworden, und der Beifall ſo abhängig vom Vergnügen, daß man vorerſt in dem Buche den Verfaſſer und im Verfaſſer ſeine Launen und Leidenſchaften ſucht. Wir wollen, daß die Seele der Schriftſteller ſich mit jener Stärke und jenen Schwächen, dem Wiſſen und den Irrthümern, der Klugheit und Täuſchung zeige, welche die Menſchen zu unſeren Gebrauche geeignet machen und ſo wie wir ſie in den von uns geſchloſſenen Verbindungen gerne finden.

Wir verlangen nicht mehr einen Weiſen, ſondern einen Liebenden, einen Freund, oder wenigſtens einen Schauſpieler, der ſich ſelbſt darſtellt und deſſen Rolle und Spiel mehr unſern Geſchmack als unſere Vernunft feſſelt. Wir wollen nicht, daß uns die Bücher beſſer machen, ſondern nur zufrieden ſtellen; daß ihre Verfaſſer in uns eine Art fühlbaren Genuß erwecken; kurz — daß ſie Fleiſch und Blut haben. Das rein Geiſtige wüßten wir nicht mehr zu bewundern. Dennoch iſt das Licht das Gut der Augen; da wir aber empfänglich ſind, ſo würden wir, wenn irgend eine himmliſche Intelligenz plötzlich uns mit ihren Strahlen zu überſchütten käme, vielleicht ein ungekanntes Entzücken an dem helleren Lichte finden, welches ſie uns vorleuchten ließe.

Ein Uebel der heutigen Literatur iſt, daß unſere Gelehrten wenig Geiſt haben und unſere geiſtreichen Leute nicht gelehrt ſind.

Rauhe und mit ſtarken Organen begabte Geiſter haben ſich plötzlich in die Literatur hineingedrängt und ſie ſind es, die deren Blüthen abwägen.

Die Menge von Worten, welche unſere Bücher anfüllt, zeugt von unſerer Ungewißheit und von der Dunkelheit unſeres Wiſſens.

Beinah überall findet man Worte, die klar ſind und Gedanken, die es nicht ſind.

Es gibt Entdeckungen, zu welchen man nur durch Umwege gelangen kann. Die Modernen ſetzen Etwas darein, nach ihren geraden Linien zu verfahren; die platoniſchen Umſchreibungen waren eine ſichere Methode.

Ich habe jene Bücher ſatt, wo nur von der Materie die Rede iſt. Man könnte ſagen, daß die Wiſſenſchaften nur von Bergmännern, Maurern, Zimmerleuten, Feldmeſſern, Webern oder Wechslern ſtudirt und behandelt worden ſeien. Ich weiß nicht, ob dieſe Art zu lernen und zu lehren dem Gedeihen der Künſte günſtig ſei;

allein ganz beſtimmt iſt ſie dem Aufſchwunge des Geiſtes wie auch den Sitten nachtheilig.

Die Phyſik iſt heutzutage ſo umfangreich und nimmt in dem Geiſte, welcher ſie ſtudieren will, ſolch einen Platz ein, daß ſie alle ſeine Fähigkeiten ausfüllt und deſſen Gedanken verzehrt.

Wie viele Gelehrte doch die Wiſſenſchaften ſchmieden! Cyklopen ſind es, arbeitſam, eifrig, unermüdlich, aber — einäugig!

Die Wiſſenſchaft vermengt Alles: Sie gibt den Blumen ein thieriſches Gelüſten, und den Pflanzen ſelbſt nimmt ſie die Keuſchheit.

„Fortſchritte der Wiſſenſchaften!“ heißt es ohne Unterlaß; und niemals beſchäftigt man ſich mit der Frage von der Möglichkeit und Gefahr ihrer Ausartung!

Ein nützlicher Schimmer, der zum Ziele führt, iſt mehr werth, als das glänzendſte Licht, welches uns vom Wege ableitet. Das Jahrhundert des Lichtes! Wünſchen wir vielmehr ein Jahrhundert der Tugenden!

In dem Luxus unſerer Schriften und unſe-

res Lebens ſollten wir doch wenigſtens die Liebe und das Zurückſehnen zu jener Einfachheit haben, die wir verloren und vielleicht nicht mehr erlangen können.

Laſſet uns wenigſtens, indem wir aus unſerem Golde trinken, die antiken Opferſchalen vermiſſen! —

Endlich, um nicht in Allem verderbt zu ſein, laſſet uns doch Das lieben, was beſſer als wir, und indem wir untergehen, aus dem Schiffbruche unſeren Geſchmack und unſer Urtheil retten!

Titel XXVI.

Von der Erziehung.

Der Begriff der Ordnung in allen Dingen d. h. der literäriſchen, moraliſchen, politiſchen und religiöſen Ordnung iſt die Baſis aller Erziehung.

Kinder gehorchen den Eltern nur, wenn ſie ſehen, daß dieſe der Regel gehorchen. — Ordnung und Regel — einmal hergeſtellt und anerkannt — ſind die ſtärkſte Macht.

Die Erziehung ſoll zärtlich und ſtreng ſein, aber nicht kalt und weichlich.

Kinder ſollen ihre Geſpielen zu Freunden haben, nicht aber ihre Väter und Lehrer. Dieſe ſollen nur ihre Führer ſein.

Man könnte die Erziehung des Menſchen ſo vorbereiten, daß alle ſeine Vorurtheile Wahrheiten und alle ſeine Gefühle Tugenden wären.

Die Kinder ſollen in ſich ſelbſt einen Hofmeiſter haben; in ſie iſt er beſſer und beharrlicher, als ihnen zur Seite geſetzt. Alle ſind geneigt ihn anzunehmen; in ihrem Gewiſſen iſt für ihn immer ein freier Platz bereitet.

Die Unterſcheidungsgabe iſt der Vorſchrift vorzuziehen; denn ſie errathet dieſe und wendet ſie richtig an. Gebt alſo den Kindern das Licht, welches ſie in allen Dingen das Gute vom Böſen unterſcheiden lehrt, ohne ſie über Alles, was gut und böſe iſt, belehren zu wollen — was auch eine unendlich weitläufige und unmögliche Aufgabe wäre. Sie werden es hinlänglich unterſcheiden.

Zuerſt ſollen die geiſtigen und moraliſchen Begriffe in den Kopf kommen; denn wenn ſie den Platz ſchon von den Lehren der Phyſik eingenommen fänden, könnten ſie ſich nicht mehr durchſchlagen. Der Geiſt, gewohnt ſich mit materielleren Kenntniſſen zufrieden zu ſtellen, würde die beſſeren nicht mehr annehmen.

Erinnern wir uns wohl, daß Erziehung nicht blos darin beſteht, das Gedächtniß zu bereichern und das Verſtändniß zu erleuchten; ſondern daß ſie ſich vor Allem mit der Richtung der Willenskraft beſchäftigen ſoll.

Auf die Kindheit läßt ſich das anwenden, was M. de Bonald ſagt, daß man es für das Volk thun ſoll:

„Wenig für ſein Vergnügen, genug für ſeine Bedürfniſſe und Alles für ſeine Tugenden.“ —

Strenge erhärtet unſere Fehler und befeſtigt ſie; durch Nachſicht ſchwinden ſie oft. Wohlwollende Billigung iſt ebenſo nothwendig als verſtändige Cenſur.

Furcht ſtählt die Gemüther, wie Kälte das Eiſen.

In keinem Kinde, das nicht große Furcht empfunden hat, werden auch große Tugenden ſich entwickeln; ſeine Seelenkräfte ſind nicht gerüttelt worden.

Die große Furcht vor der Schande macht, daß die öffentliche Erziehung der häuslichen vorzuziehen iſt; denn durch die Menge der Zeugen wird der Tadel furchtbar und nur, wenn er öffentlich iſt, erblaſſen ſchöne Seelen davor.

Nur eine ſolche Erziehung erhalten zu haben, welche auch andern Menſchen gemeinſam, iſt für die ihnen Ueberlegenen von großem Vortheile, weil ſie dadurch ihnen ähnlicher ſind.

Die Furcht bannt die Liebe — wenigſtens bei Kindern.

In der Furcht liegt eine gewiſſe Strenge, welche verhindert, daß die Liebe verdünſte.

Lehrt die Kinder tugendhaft, nicht aber gefühlvoll ſein! Man kann vernünftig ſein durch die Vernunft eines Andern, und aus Grundſatz wohlthätig, denn Tugend läßt ſich erwerben; allein entlehntes Gefühlsleben iſt widerwärtige Heuchelei; ſie gibt ſtatt des Geſichtes nur eine Maske.

Weder in der Metaphyſik noch Logik noch Moral ſoll man dem Kopfe einprägen, was in das Herz oder Gewiſſen gehört. Macht aus der Liebe zu Eltern ein Gefühl und eine Vorſchrift; macht aber weder eine Theſis daraus noch eine einfache Demonſtration.

Man ſoll die Kinder vernünftig machen, aber nicht vernünfteln. Das Erſte, was man ſie lehren ſoll, iſt, daß es vernünftig ſei, wenn ſie gehorchen und unvernünftig, wenn ſie widerſprechen. Ohne dieſes würde die Erziehung ſich in Argumentationen verlieren, und Alles wäre dann vergebens, wenn die Lehrer nicht auch gute Diſputirer wären.

Wenn Kinder eine Erklärung verlangen, und man ſie ihnen gibt, ſie dieſelbe aber nicht begreifen, ſo ſind ſie demungeachtet zufrieden geſtellt und ihr Geiſt iſt beruhigt. Doch was haben ſie gelernt? Daß Dasjenige, was ſie erfahren wollten, ſehr ſchwer zu faſſen ſei; und dieß iſt an und für ſich ſchon ein Wiſſen. Sie warten und gedulden ſich mit Recht.

Man beobachtet nicht genug, inwieferne Sitten und Launen des Lehrers, wenn ſich dieſe in ſeinem Gefühle offenbaren, auf die Kinder bildenden oder verbildenden Einfluß ausüben.

Erziehung beſteht in Dem, was man ſagen und was man verſchweigen ſoll: aus Schweigen und Unterrichten.

Ueberall gibt es verenda, nefanda, silenda, tacenda, alto premenda.

Bewahren wir etwas Unwiſſenheit, um einige Beſcheidenheit und Nachgiebigkeit gegen Andere zu behalten; ohne Unwiſſenheit keine Liebenswürdigkeit. Einige Unwiſſenheit ſollte nothwendigerweiſe zum Syſtem einer vortrefflichen Erziehung gehören.

Man ſieht in den jungen Leuten nur immer Studenten; ich ſehe in ihnen junge Menſchen.

Wenn ihr den zarten Hauch der Nachsicht über sie wehen laßt und ihre Leidenschaften zum Blühen bringt, so werden sie die bitteren Früchte davon pflücken.

Bei Erziehung eines Kindes bedenke sein Alter (Altwerden).

Es ist nicht gut, den Kindern die Moral spielend beibringen zu wollen. Wenn es Etwas im menschlichen Leben gibt, das unveränderlich, von unserem Geschmacke, unseren Launen und unserem Willen unabhängig sein soll, so ist dieß die Pflicht. Sie ist das Ziel, welches nie verrückt werden darf, der Rettungsfelsen, an welchem sich Ebbe und Fluth unserer Neigungen an- und abstoßen sollen, selbst bei den Stürmen des Schicksals und der Leidenschaften. Wir müssen unsern Geist daran gewöhnen, daß er dieses Ziel als stets fest und unverrückbar betrachte.

Allein unsere neuesten Moralisten machen größtentheils bei ihrem spielenden Unterrichte aus der Pflicht eine Art Spielzeug, mit welchem sie behaupten, die Jugend zum Guten einüben zu können. Sie geben ihm tausenderlei Wendungen, versuchen damit auf dem beweglichen Sande unserer Einbildungskraft und Empfindung zu bauen und wollen aus ihm den in uns befind-

lichen leichteſten und veränderlichſten Gegenſtand — das Vergnügen — machen. Nicht auf ſolche Weiſe ſoll man dieſe größte Angelegenheit des Lebens, von welcher die ganze Tugend abhängt, behandeln. Es iſt weſentlich, ſie mit tiefem, gleichförmigem und ſtändigem Ernſte zu leiten und dieß iſt von Wichtigkeit, nicht allein für das Glück der Menſchen, ſondern ſelbſt für die Vergnügungen der Kindheit.

Von dem Augenblicke an, in welchem ſich die menſchliche Seele bildet, hat ſie eine ernſte Seite ebenſo gut wie eine leichte und frivole. Die Kinder haben zu gleicher Zeit an dem Impulſe Theil, der ſie dahin geſtellt, wo ſie ſind, und an dem Fortſchritte, der ſie hinreißt, wohin ſie ſollen. Sie fühlen ihre ferne Beſtimmung noch mehr als ihren ſo nahgelegenen Urſprung. Gibt es von außen eine Bewegung, die ſie zerſtreut, ſo iſt auch vor ihnen ein Licht, welches ſie anzieht, ein ihrer Natur ſo angemeſſenes Licht, daß Alles was daran Theil hat, ſie bezaubert, wenn ſie dasſelbe auch nicht klar zu unterſcheiden wiſſen. Das Erhabenſte jeder Art in Worten wie in Empfindungen gewährt ihnen ſtets Bewunderung; ſie zollen ihm Alle den Tribut einer blinden Verehrung. Ihr würdet ſonach keineswegs allen ihren Bedürfniſſen ent-

ſprechen, wenn ihr ſie nur mit einer fortwährenden Spielerei unterhalten wolltet. Ihr Geiſt will davon ausruhen; und wenn ihr ihnen Das als Scherz darſtellt, was ſeiner Natur nach ernſt iſt; wenn ihr ſie Das, was mit Bedacht und gleichſam wie ein Opfer behandelt werden ſoll, nur ſpielend und wie eine Unterhaltung ausüben heißet, ſo fühlen ſie, wider ihren eigenen und eueren Willen, in ihrer Aufführung das verborgene Mißbehagen und die unwillkürliche Unzufriedenheit einer falſchen Stellung.

Zeiget den Kindern nur Einfaches, damit ihr Geſchmack nicht verdorben werde, und nur Unſchuldiges, damit ihr Herz gut bleibe. Haltet jene Moral fern von ihnen, die dem Waſſer gleicht, welches keine Quellen hat; laſſet ſie nur lebendiges Waſſer trinken.

Das Wort „brav“ (sage) iſt ein Wort, welches ein Kind immer verſteht, wenn man es ihm auch nie erklärt.

Was man von der alten Erziehungsweiſe ſchmerzlich vermißt, iſt das, was ſie Moraliſches und nicht was ſie Belehrendes hatte; es iſt die Ehrfurcht vor den Lehrern und die Achtung, welche dieſe gegen ſich ſelbſt hatten; es iſt das Vorbild ihres Lebens und der Begriff, den man

ſich davon machte; es iſt die Unſchuld jener Zeit und die Pietät, welche man den Kindern gegen die Menſchheit wie gegen den Himmel einflößte: das Glück des Menſchen jeden Alters!

Everso succurrere seclo ſollte der Wahlſpruch einer jeden Univerſität ſein.

Um die von Plato ſo oft beſprochene Tugend zu lehren, gibt es nur Ein Mittel: Pietät zu lehren.

Den Prieſtern allein kömmt es zu, die Kinder in der Religion zu unterrichten. Der Schulmeiſter ſoll ſie nur beten lehren.

Pflege des Körpers und Erlernung der Künſte, Vernachläßigung des Geiſtes und Unkenntniß der Pflichten ſind die Merkmale der modernen Erziehung.

Weder Väter noch Lehrer ſollen ſich mit dem Thieriſchen der jungen Leute abzugeben ſcheinen. Ueberlaſſet dieſe unſaubere aber wichtige Angelegenheit dem Beichtvater, der ſie allein ohne Anſtoß gegen den Schüler wie gegen ſich behandeln kann, weil Gott zwiſchen Beide ins Mittel tritt.

Leider muß man jene Vorbilder der Fröm-

migkeit vermiſſen, welche ehemals überall den Blicken der Jugend begegneten, ſelbſt die bemalten Kirchenfenſter, der Anblick der Klöſter und der des Betſchemels vor dem Crucifixe, welcher in jeder Familie am Bette des Oberhauptes eine Hauskapelle bildete. — Die Schulen der Andacht würden uns, wären wir klug, für jenes Alter unentbehrlich ſcheinen, welches angehalten werden muß, die Pflicht zu lieben, weil es das Vergnügen lieben wird.

Die Richtung unſeres Geiſtes iſt wichtiger als ſein Fortſchritt.

Man ſoll einem Jeden, indem man ſich begnügt ihn zu vervollkommnen, das Maas ſeines Geiſtes, ſeinen Charakter und ſein Temperament laſſen.

Nichts ſteht dem Geiſte beſſer an, als ſein natürlicher Gang; daher kömmt ſeine Behaglichkeit, ſeine Grazie und ſeine ſcheinbare oder wirkliche Leichtigkeit. Alles, was ihn aufſchraubt, ſchadet ihm; indem man ſeine Triebfedern überſpannt, verdirbt man ihn.

Wir Alle tragen einige Spuren unſerer Beſtimmungen in uns. Man ſoll ſie nicht verwiſchen, ſondern ihnen folgen, damit unſer Geſchick nicht ein unvermeidlich falſches und unglückliches werde. Die zart Gebornen ſollen zart leben,

aber geſund; die kräftig Gebornen ſollen kräftig, doch mäßig leben; die lebendigen Geiſtes ſind ſollen ihre Flügel behalten und die Anderen ihre Füße.

Die Hülfe, welche man einem Geiſte gibt, um ihn aufmerkſamer und umfaſſender zu machen, iſt eine vermeintliche Kraft, eine erlernte Gewandtheit, die ihn in gleichem Maaße über ſeine Natur und über ſeine natürliche Stärke täuſcht: ein ſchwerer und betrübender Irrthum.

Nichts verbeſſert einen übel geſtalteten Geiſt — traurige und ſchmerzliche Wahrheit, die man ſpät und nach vielen vergeblichen Mühen erfährt.

Gebt, was Litteratur betrifft, Kindern nur Einfaches. Einfachheit hat den Geſchmack niemals verdorben; alles poetiſch Fehlerhafte iſt mit ihr unvereinbar. Die Lauterkeit des Waſſers verdirbt durch Beimiſchung zu erdiger Stoffe, unſer Nahrungsgeſchmack durch zu ſcharfe Genüße und unſer literäriſcher, der im Anfange rein iſt, durch zu ausgeprägte Bezeichnungen.

Gebt den Kindern Beiſpiele, Vorbilder voll Gemüthlichkeit und guten Geſchmackes und nur ſolche Autoren in die Hände, bei welchen ihre Seele zugleich Bewegung und ſtändige Ruhe

findet, die ſie ohne Anſtrengung beſchäftigen und deren ſie ſich ohne Mühe erinnern.

Man ſoll den Kindern nur ſolche Sätze als Beiſpiele geben, bei welchen zwiſchen Adjectiv und Subſtantiv nicht blos eine grammaticaliſche ſondern moraliſche Uebereinſtimmung iſt. Das Beiwort iſt ein Urtheil und zwar das einſchmeichelndſte von allen, denn es gleitet zugleich mit dem Worte hin; und wenn Nichts wichtiger ſein kann, als geſunde Begriffe, ſo iſt auch Nichts wichtiger, als jene Uebereinſtimmung. Ich möchte ſonach den Aufgabenmachern ſagen: Verbindet mit den Hauptwörtern immer Eigenſchaftswörter, die den Begriff und das Gefühl, welche man von jeder Sache haben ſoll, ausdrücken; weiſt Allem ſeine rechte Stelle im Geiſte an, indem ihr Alles auf der Welt an ſeiner rechten Stelle laſſet!

Daß man bei der Erziehung einen ausſchließlichen Vorzug der Mathematik einräumt, hat große Nachtheile.

Mathematik macht den Geiſt richtig für die Mathematik, während die übrigen Wiſſenſchaften ihn für die Moral regeln. Die Mathematik lehrt Brücken bauen, während die Moral zu leben lehrt.

Indem man einem Kinde Latein lehrt, lernt es Richter, Advokat, Staatsmann zu ſein. Die römiſche Geſchichte, ſelbſt die ihrer Eroberungen, lehrt der Jugend Feſtigkeit, Gerechtigkeit, Mäſſigung und Vaterlandsliebe. Die Tugenden ihrer Heerführer waren auch obrigkeitliche Tugenden; und ſie hatten bei ihren militäriſchen Verrichten keine andere Weiſe als auf dem curuliſchen Stuhle.

Thaten und Worte, Reden und Beiſpiele — Alles hilft in den lateiniſchen Büchern zuſammen, Männer der Oeffentlichkeit zu bilden. Dieſe Bücher würden hinreichen, einen Beamteten, welcher die Geſchichte und Lage ſeines Vaterlandes kennt, zu lehren, was ſeine Pflichten ſind und was ſeine Sitten, Talente und Arbeiten ſein ſollen.

Dieß wußte eine ausgezeichnete Magiſtratsperſon recht wohl, welche in unſerem Zeitalter, wo die beſten Bücher die Erziehung des Alterthums verrufen und viele Leute nur das Studium der modernen Sprachen billigen, mit eben ſo viel Muth als Vernunft ſagte: „Ich will, daß mein Sohn recht viel Latein könne.“

Die Wiſſenſchaften ſind eine Nahrung, welche Diejenigen aufbläht, die ſie nicht nährt; man

ſollte ſie ihnen unterſagen. Dieſe gerühmte Speiſe macht, daß ſie andere ihnen zuträglichere Koſt verſchmähen; ſo verblendet und geſchmeichelt ſind ſie über ihre künſtliche Dickleibigkeit.

Eure Geometrie iſt wohl gut, den Geiſt des Mannes aufzurichten; allein ſie erſtarrt jenen des Kindes; ſie iſt der Lenkſamkeit entgegengeſetzt.

Für eine edle und wiſſenſchaftliche Erziehung iſt es hinreichend, von Muſik und Mahlerei Das zu wiſſen, was die Bücher davon ſagen.

Die Manie zu claſſificiren iſt vielleicht für den Unterricht gut; allein der Wiſſenſchaft unnütz.

Sie hilft dem Schüler zur Antwort und dem Profeſſor zum Vortrage; doch weder dem Einen noch dem Anderen lehrt ſie erkennen. Sie iſt ganz und gar pädagogiſch und Nichts darüber.

Oft lernt man durch Vereinigung leichter als durch Trennung und Vereinzelung. So verſchafft eine Münze, welche den Namen einer Stadt dem Gedächtniſſe einprägt, dem Kinde eine größere Leichtigkeit, ſich den einer Provinz zu merken und ſo wird es ſich, von dieſer als einem bekannten Punkte ausgehend, nach und nach das ganze Univerſum ins Gedächtniß brin-

gen können. Geſchichte und Numismatik erleichtern das Studium der Geographie, obſchon ſie es zu erſchweren ſcheinen. Dieſe ſcheinbare Complikation aber iſt in Wirklichkeit nur ein Anwuchs von reellen Einzelnheiten, wovon jede dem Geiſte einen Grad, eine Leiterſproße, einen Zweig bietet, mit deren Hilfe er ſpringend und ſpielend auf den Gipfel gelangt. Es iſt alſo eine genaue und ſtrenge Analyſe bisweilen und in einem gewiſſen Sinne eher ein Mittel, um weniger zu wiſſen, als um mehr zu lernen.

Ein ſanftes dem Geiſte unmerklich mitgetheiltes Licht trägt eine Freudigkeit hinein, welche durch Nachdenken ſich darin vermehrt.

Wer nur Einen Ton hat, iſt monoton; wer monoton iſt, wird langweilig. Lernt alſo der Jugend alle Formen der Rede und bildet ſie, dieſe mit Leichtigkeit anzuwenden! Ein und derſelbe Ton langweilt, nicht aber ein und dieſelbe Stimme; dieſelbe Manier, aber nicht dieſelbe Hand; dieſelbe Farbe, aber nicht derſelbe Pinſel.

Es gibt eine gewiſſe Gleichförmigkeit, welche gefällt.

Virgil iſt überall Virgil; ſo auch Raphael, de Greuze, Fenelon, Boſſuet, Lafontaine, Racine;

vox hominum sonat; man findet und erkennt ſie wieder mit Entzücken immer als dieſelben ihn ihren verſchiedenen Werken!

Ein Werk mißfällt, wenn man den Verfaſſer nicht darin erkennt. Dieſer hat geſchaffen, während ſeine Seele abweſend war; es iſt ein Werk ſeines Pinſels, ſeiner Feder, aber nicht ſeines Ichs; es iſt die Kunſt oder das Handwerk allein; es ſind Linien und Farben, Tinte und Papier; doch es hat nur den Anſchein eines Buches, es iſt ein unſchmackhaftes, kaltes Gericht: der Meiſter fehlt darin. Die Seele ſchlummert bisweilen — das iſt wahr: bonus dormitat Homerus; allein genug, daß man ſie herausfühle, daß ſie durchblicke, daß man ſie errathe — man iſt zufrieden. Sie gefällt auch ſchlummernd, müßig oder zerſtreut. Die Fehler ſelbſt gewähren Vergnügen, wenn ſie dazu beigetragen hat; Nichts aber iſt ſchön ohne ſie.

Es iſt leichter, die Regelmäßigkeit als die Unordnung ſchön zu machen, denn dieſe ſtößt die Schönheit zurück und es bedarf einer eigenthümlichen beſonderen Gewalt, welche aber nur die Natur allein geben kann, um Schönheit in Unordnung einzuführen. Die Regelmäßigkeit iſt es alſo, welche man Anfängern als Vorbild

geben ſoll; nur die Meiſter haben das Recht, ſich ein anderes vor Augen zu ſtellen.

Das Vergnügen, welches die Menſchen im Gefühle zu belehren empfinden, wäre zu ihrem Glücke hinreichend; dieß zu veranlaſſen ſollte auch unſerem Ehrgeize hinreichend ſein; allein wir begnügen uns damit nicht, nützlich zu ſein; wir wollen blenden.

Die Furcht — im Lehrerſtande — als Pedant angeſehen zu werden, iſt abgeſchmackt.

Lehren iſt zweimal lernen.

Die Bücher eines Profeſſors (Lehrers) ſollen die Frucht langjähriger Erfahrung und die Beſchäftigung ſeines Ruheſtandes ſein.

„Begeiſtert, aber ſchreibet nicht“ — ſagt Lebrun; das ſollte man den Profeſſoren zurufen; allein ſie wollen ſchreiben und nicht den Muſen gleichen.

Titel XXVII.

Von den schönen Künsten.

Die Aufgabe der Kunst ist, den Stoff mit den Formen zu vereinigen, welche in der Natur die wahrsten, schönsten und reinsten sind.

Weit entfernt, die Künste in die Classe der nützlichen Ueberflüßigkeiten zu verbannen, soll man sie in die Zahl der für das Menschengeschlecht kostbarsten und wichtigsten Güter setzen. Ohne die Künste wäre es erhabenen Geistern nicht möglich, uns den größten Theil ihrer Gedanken zu offenbaren. Ohne sie könnte der vollkommenste und rechtlichste Mensch nur einen Theil jener Freuden empfinden, für die ihn seine Vortrefflichkeit empfänglich macht und auch nur einen Theil des Glückes, welches ihm die Natur bestimmt hatte. Es gibt so zarte Regungen und so hinreißende Gegenstände, daß sie nur durch

Farben oder Töne wiedergegeben werden können. Man muß die Künſte als eine Art eigenthümlicher Sprache anſehen, als die alleinige Mittheilungsweiſe zwiſchen uns und den Bewohnern einer höheren Sphäre.

Die Lehre, welche Nachahmung als den Hauptgrundſatz der Künſte betrachtet, hat einen wahreren und ausgedehnteren Sinn, als man denken ſollte.

Der Menſch mahlt ſich ſelbſt in ſeinen Werken und gelangt erſt dann dazu, ſie ſchön zu finden, wenn er ihnen Verhältniſſe gibt, die ſeinen eigenen entſprechen; ich will damit nicht ſagen, jene, welche er genau in ſich ſelbſt unterſcheidet, ſondern die in ihm verborgenen, welche er ſich nur — und zwar unbewußt, — in Nachahmungen ſichtbar macht.

Eine Nachahmung ſoll nur aus Bildern zuſammengeſetzt ſein. Wenn der Dichter einen leidenſchaftlichen Menſchen reden läßt, ſoll er ihm nur ſolche Ausdrücke in den Mund legen, welche bloß das Bild der Worte ſind, die ein wirklich leidenſchaftlicher Menſch anwenden würde. Wenn der Mahler irgend einen Gegenſtand in Farbe ſetzt, ſollen ſeine Farben nur das Bild der wirklichen Farben ſein. Der Muſiker ſoll

nur die Bilder der wirklichen Klänge und nicht die wirklichen Klänge anwenden. Dasselbe Geſetz gilt auch dem Schauſpieler für die Wahl ſeiner Betonung und ſeiner Geberden. Dieſes iſt die große, erſte und einzige Regel. Alle ausgezeichneten Künſtler haben ſie geahnt und beobachtet, obſchon ſie noch Niemand in Vorſchlag gebracht. Ich thue dieß aber mit um ſo größerem Vertrauen, weil ſie ſich durch ihre Evidenz darthut, wie alle Grundſätze, die aus der Weſenheit der Dinge hervorgehen.

In allen Künſten iſt der ſchönſte Ausdruck der, welcher aus einer erhabenen Betrachtung hervorgegangen.

Die Intelligenz ſoll ihr ähnliche Wirkungen hervorbringen, d. h. Empfindungen und Ideen, und die Künſte ſollen die Wirkungen der Intelligenz zu erreichen ſuchen. — *Künſtler! wenn* du nur Empfindungen erweckſt, thuſt du mit deiner Kunſt nur das, was eine Dirne mit ihrem Gewerbe und ein Scharfrichter mit dem ſeinigen eben ſo gut thun könnte als du? Wenn dein Werk nur Leib hat und nur zu den Sinnen ſpricht, ſo biſt du nur ein ſeelenloſer Arbeiter und Nichts iſt an dir geſchickt als deine Hände.

Mit Ausnahme einiger Darſtellungen, bei welchen die Mittelmäßigkeit für den Gebrauch genügt, wie z. B. bei Kirchenmahlereien, iſt alles Uebrige in den Künſten unnütz, wenn nicht die erhabenſte Schönheit ſich darin findet.

Gemeine Wahrheit oder abſolut Reelles kann kein Gegenſtand der Kunſt ſein. — Täuſchung auf einem wahren Grunde, dieß iſt das Geheimniß der ſchönen Künſte.

In der Kunſt gibt es viele Schönheiten, welche nur durch großen Koſtenaufwand natürlich werden.

Alles, was ſtreng abgeſchätzt werden kann und leicht nachzumachen iſt, ſoll aus der Kunſt verbannt ſein; man will nicht zu deutlich ſehen, woher der Eindruck kömmt. In ihr ſoll die Najade ihre Urne und der Nil ſeine Quellen verbergen.

Ein Kunſtwerk ſoll ein Weſentliches ſein und kein Willkürliches. Es ſoll ſeine Verhältniſſe, ſeinen Charakter und ſeine Natur haben; einen Anfang, eine Mitte, Nebentheile und ein Ende. Man ſoll darin einen Rumpf, die Glieder, die Natur und endlich eine Perſönlichkeit finden.

In jedwedem Kunſtwerke bildet die augenſcheinliche oder verborgene Symmetrie den ſichtbaren oder geheimen Grund des von uns empfundenen Vergnügens. — Alles Zuſammengeſetzte bedarf irgend einer Wiederholung in ſeinen Theilen, um gut verſtanden, gut im Gedächtniſſe behalten zu werden und ſich uns als ein Ganzes darzuſtellen.

In jeder Symmetrie iſt eine Mitte; daher iſt jeder Mittelpunkt der Knoten einer Wiederholung d. h. von zwei ähnlichen Extremitäten.

Schöne Linien bilden die Grundlage jeder Schönheit. Es gibt Kunſtzweige, in welchen ſie ſichtbar ſein müſſen, wie z. B. in der Architectur, die ſich mit deren Ausſchmückung begnügt. Bei Anderen, wie z. B. bei der Bildhauerkunſt, ſoll man ſie ſorgfältig verhüllen. In der Mahlerei ſind die Linien immer durch die Farben *hinlänglich umſchleiert. An den lebendigen Weſen* verbirgt, verſenkt und bedeckt ſie die Natur. Dieſe, wenn ſie ſchön ſein wollen, dürfen ihre Linien nur wenig zeigen; denn in den Linien liegt das Skelett; das Leben aber in den Conturen. —

Suchet in der Kunſt jene Linie des Lebens und der Schönheit, welche, ſelbſt wenn ſie dieſer keinen Ausdruck verleiht, den Leib, den ſie um-

faßt, und die Oberfläche, die ſie durchläuft, verſchönert. Sie muß ſich in unſerm Kopfe abwinden laſſen, ohne zu zerreißen; allein der Hand iſt es nicht möglich, ſie ohne Unterbrechung zu ziehen; dieſe muß zu wiederholten Malen anſetzen.

Zierlichkeit (Eleganz) kömmt aus der Klarheit der Formen, wodurch ſie leicht zu faſſen und zu zählen ſind.

Natürlichkeit in den Künſten iſt Aufrichtigkeit.

Die Grazie iſt das natürliche Gewand der Schönheit; Kraft ohne Grazie in den Künſten iſt wie ein geſchundener Körper.

Das Jünglingsalter der Kunſt iſt zierlich (elegant), ihr Mannesalter prächtig, ihr hohes Alter reich, aber mit Verzierungen überladen, die ihre Abnahme verbergen.

Man ſoll unaufhörlich trachten, die Kunſt auf ihr Mannesalter zurückzuführen, oder beſſer noch auf ihre Jugend.

Der Architect ſoll den Menſchen mahlen, indem er deſſen Aufenthaltsorte mahlt; ein Gebäude ſoll Den bezeichnen, der es bewohnt. Steine, Marmor, Glas ſollen ſprechen und künden, was ſie verbergen.

Auch den Gebäuden wie den Statuen ſoll man ein Piedeſtal geben, beſonders den Tempeln, welche ſo zu ſagen wie auf einen Altar geſtellt ſein ſollen.

Ebenſo wie in der Muſik das Vergnügen aus einer Vermiſchung von Tönen und Pauſen (Schweigen), von Ruhe und Laut entſteht, ſo in der Architectur aus der wohlgeordneten Austheilung von Fülle und Leere, von Zwiſchenräumen und Maſſen.

Schöne Eintheilungen (compartiments) gefallen uns, weil ſie uns mit Beſtimmtheit den Begriff eines Theiles des Raumes ausdrücken, ſo wie wir durch eine ſchöne Melodie die Elemente der Zeit, nämlich Bewegung und Ruhe ohne Berechnung und Aufmerkſamkeit empfinden.

Alles was lebt hat ſeine Seele in ſich ſelbſt; was gemahlt iſt, trägt ſie nach Außen. Leben und Seele einer Natur können ſich um ihre Stellung und ihre Züge feſtſetzen (manifeſtiren).

Sehr gut hat man geſagt, daß Grazie die äußere Seele der Schönheit ſei.

Unter den Antiken gibt es eine Venus, welche ein, einem ſchwellenden Schleier ähnliches Gewand ausgeſpannt hält, gleichſam als wolle ſie ſich damit bedecken. Dieſe kann man die

„züchtige Venus“ nennen; denn durch die Anordnung der Nebenſache erweckt ihre Nacktheit unfehlbar nur den Gedanken an ihre Schamhaftigkeit.

Es gibt eine Gattung von Menſchen, welche von der Liebe zu den Künſten dergeſtalt eingenommen ſind, daß ſie die Kunſt nicht als ein für die Welt Geſchaffenes anſehen, ſondern Welt, Sitten und Geſellſchaft als für die Kunſt geſchaffen. Indem ſie Alles, ſelbſt die Moral, der Bildnerei unterordnen, vermiſſen ſie, aus Hingebung für die Bildhauer, das Nackte, die Gymnaſtik, die Athleten und dgl.; und dieſes, weil ſie die Kunſt mehr als die Sitten, und Statuen mehr als ihre eigenen Kinder lieben.

Im Apollo liegt etwas der Stellung eines Redners Aehnliches, welcher eben eine Ironie abgeſchoſſen.

Pigalle hatte von der Natur ein ſcharfes Auge empfangen, das in jedem Zuge tauſend andere und in jedem Theile eine Menge anderer Theilchen beobachtete. Er mahlte Alles gern, was er zu ſehen wußte. Kein Künſtler vor ihm hatte dieſe Menge von Einzelnheiten dargeſtellt, welche die Kunſt ſo gerne nackt betrachtet, weil ſie dieſe zu reproduciren benöthigt werden kann, die aber

der gute Geſchmack mit einem Schleier zu bedecken liebt. Niemals konnte er die Erhabenheiten des menſchlichen Leibes ſich zur Genüge ausdrücken, ſo wie die Alten unerſättlich waren, ſie zur Contur zurückzuführen.

Er ſchien es ſich zum ſtrengen Geſetz gemacht zu haben, nur die Wirklichkeit nachzuahmen, nicht blos wie die Augen ſie ſehen, ſondern wie die Hände ſie befühlen könnten. Man hätte ſagen können, daß er die Leidenſchaften nur deßhalb behandelt habe, um der Oberfläche ſeiner Statuen eine größere Menge von Modulationen, Ungleichheiten und Eindrücken zu geben. Was ihn bei lebendigen Körpern beſonders anſprach, war nicht dieſe flüchtige und entfeſſelte Form, die ſie in ihrer Einheit einzuhüllen ſcheint, noch auch jene idealen und weichlichen Formen, von welchen ſich jeder Zug in ihnen ausprägt und die ein Philoſoph das Durchſcheinen der Seele nannte. Er betrachtete zuerſt an ihnen jene ausgeſprochenen Linien, welche das Individuum trennen, indem ſie es in ſich ſelbſt concentriren und es ſo zu ſagen von der uns umgebenden und an das Univerſum bindenden Luft losmachen. Er war gleichſam in eine Art Uebertreibung des Ausdruckes verliebt. Beinah in allen ſeinen Werken bemerkt man den zweifachen Zu-

ſtand der Extreme des menſchlichen Lebens, nämlich den, in welchem die Natur, indem ſie den Körper mit Kraft beſeelt, alle ſeine Theile hervortreten läßt oder jenen, in welchem ſie, dieſen verlaſſend, ſeine Theile entblößt und trennt.

Es iſt kein Zweifel, daß er bisweilen die Schönheit gemahlt hat, allein nie dieſe hinreißende Schönheit eines Leibes, der eine „ſchöne Seele“ beherbergt, um mit dem Dichter einen Ausdruck zu gebrauchen, welcher zu den Füßen irgend einer antiken Statue entſtanden ſcheint.

Die Alten haben in der That, unbeſchadet der treuen Nachahmung, ſich niemals ganz der Darſtellung entſchlagen, in welcher phyſiſche Schönheit mit moraliſcher vereinigt iſt. Bei ihnen bot die Unförmlichkeit dem Gedanken nur ein unſichtbares Bild abweſender Schönheit dar. In den Zügen der Greiſe erkannte man die Stelle, wo die Jugend geweſen, und ihre Darſtellung der Krankheit und des Todes ließen das Gedächtniß eine Wiedererinnerung des Lebens und der verlornen Geſundheit empfinden.

In Pigalle's Werken hingegen bietet der Greis Züge dar, in welchen man vergeblich die entſchwundene Jugend ſucht; der Kranke einen Körper, von welchem man nicht glauben kann, daß je Geſundheit darin geweſen.

Mit Einem Worte: er mahlte das hohe Alter, während die Alten nur das ehrwürdige mahlten; er zeigte nur die Verheerungen der Krankheit, während die Alten nur ihre Ermattung darstellten. Er war ausschließlich zum Bildhauer, die Alten aber als Poeten geboren.

Eine Idee war ihnen zu einem Werke hinreichend; eine Statue zu einem Denkmale. Pigalle aber war fortwährend auf die Nothwendigkeit beschränkt, mehr Figuren anzubringen.

Nachdem er in der Statue des Marechal de Saxe einen kräftigen Mann dargestellt hatte, der mit festem Schritte in das Grab steigt, bedurfte er noch eines trauernden Herkules und des klagenden, von Trophäen umgebenen Frankreichs, um den Helden zu mahlen; als er in dem Monumente zu Rheims den Wohlstand des Staates im Sinnbilde eines sitzenden Bürgers darstellte, dessen ernster Ausdruck jenen Geist bezeichnet, welcher nur dann ruht, wenn für alle Bedürfnisse gesorgt ist und alle Gefahren entfernt sind, mußte er, um die Milde der Regierung zu bezeichnen, noch eine weibliche Gestalt erfinden, welche einen Löwen leicht an der Mähne führt.

Dieser Ueberfluß an Nebendingen mag aller-

dings der Pracht unſerer Sitten entſprechen; allein der Genius des Künſtlers hätte ſich mächtiger gezeigt, wenn er das Glück der Unterthanen aus dem Antlitz des Herrſchers ſelbſt hätte ſtrahlen laſſen, und in dem ſterbenden Krieger den edlen und ernſten Stolz der Klage, die ſein Tod hervorgerufen, gemahlt hätte.

Von Pigall's Werken verdient vielleicht jedes in einer Academie ausgeſtellt zu werden; allein jene der großen Künſtler des Alterthums ſcheinen dazu beſtimmt zu ſein, daß man ſie mitten in die Welt ſtelle. Wahr iſt es aber, daß die Alten zu anderen Zeiten lebten, andere Sitten hatten und eine andere Natur ſahen.

Ihre Werkſtätten waren Uebungsorte, wo ſich die mühe- und ruhmbegierige Jugend meiſtens unbekleidet aufhielt. Dort konnten ſie die Söhne ihrer großen Männer als Modelle phyſiſcher Schönheit wählen, wie ſie an anderen öffentlichen Orten deren Töchter und Schweſtern, ihre Philoſophen und Väter, die Gattinnen und Mütter ihrer ausgezeichnetſten Bürger als Vorbilder moraliſcher Schönheit zur Auswahl hatten. Bei ihnen giengen alle Scenen pathetiſcher Natur im Freien vor ſich: die Feierlichkeiten der Vermählungen wie der Leichenbegängniſſe, die der Siege und

der Niederlagen, der Verbannungen und Triumphe, kurz alle Leiden und Freuden des Vaterlandes oder der Familie.

Diese Natur, welche, bei den Alten beſtändig nach Außen gekehrt, ſich mit Anſtand, Pracht und Würde in allen ihren Geberden und Gewohnheiten entfaltete, wird bei uns nur in Zwiſchenräumen bewegt und nimmt, um die Freude wie den Schmerz zu mahlen, ihre Zuflucht zu heftigen Bewegungen und theilweiſen, beinahe unbemerkbaren Ausdrücken des in ſeiner Wohnung zurückgezogenen einſamen Menſchen.

Unſere Künſtler können ihr Modell nur in der dunklen Ecke irgend einer engen Stube betrachten. Indem ſie gezwungen ſind, es ihrem Blicke ſo nahe wie ihrem Gedanken zu ſtellen, ſtudieren ſie es nur im Augenblicke des Abbildens und mit jener angeſtrengten Aufmerkſamkeit, welche die Auffaſſung des Ganzen nur mit Hintanſetzung des Details oder dieſes mit Vernachläßigung des Ganzen geſtattet. Um die geiſtige Natur auszudrücken, haben ſie Nichts zu copiren, als angegebene Stellungen, die ſie entweder zu erfinden gezwungen ſind oder vom Theater entlehnen müſſen. Kurz — um den Menſchen zu mahlen, haben ſie nur lebende Sta-

tuen; denn keinen andern Namen wüßte ich jenen bezahlten Modellen zu geben, welche von keiner perſönlichen Empfindung belebt, in ihrer Langeweile dem Künſtler nur die Kälte und Fühlloſigkeit des Marmors bieten.

Man wundere ſich nicht ob der Ueberlegenheit der Alten. Sie ſahen den Gegenſtand ihrer Kunſt ſo vollkommen, als ihre Einbildungskraft es nur immer wünſchen konnte. Sie ſahen ihn immer lebendig, ſtets bewegt, immer an Ort und Stelle und ſo, wie ſie ihn aufzufaſſen hatten, d. h. vom Univerſum umgeben.

Dennoch ſind Vigall's Werke, wiewohl ſie auch geringeres Vergnügen gewähren als die der Alten und nicht wie dieſe das Maas der Bewunderung erſchöpfen, ſchätzungswerth durch die Art ihrer Vollendung und Genauigkeit.

Kurz — mag eine Nachahmung wiedergeben was ſie wolle, ſo ſtellt ſie ihren Meiſter den berühmteſten Künſtlern nahe, wenn ſie in einem ſo hohen Grade vollendet und durchdacht iſt. Sie iſt nicht blos Bild, ſondern reelles Object; nicht Arbeit allein, ſondern ein Weſen, das ſich als ein wirkliches in die Welt hinſtellt und ſich daſelbſt als ein Gegenſtand der Beſchauung und des fortgeſetzten Studiums erhält.

Guter Geſchmack, Religion und Politik werden ſich eines Tages vereinigen, um die ſinnloſe Allegorie zu verbannen, mit welcher wir bisweilen unſere Grabdenkmale ſchmücken, indem wir ſo zu ſagen die Gebeine der Todten ausgraben, um ſie auf dem ſie deckenden Steine darzuſtellen. Die Alten ſchloßen ſogar die Aſche ihrer Freunde in Urnen ein; und wir, die Alles ohne Unterlaß zu der letzten Wohnung der Unſrigen hinziehen ſollte, wir umgeben ſie mit Schreckbildern, fähig ſelbſt unſere Gedanken an ſie zurückzuſtoßen. Wenn wir dieſen Knochenmännern, mit Sanduhr und Senſe bewaffnet, eine machtgebietende Miene, Stellungen des Zornes und der Drohung geben, was thun wir Anders, als darauf hinarbeiten, den Todten in den Augen der Lebendigen verhaßt und lächerlich zu machen? —

Jene Reinheit der Züge, die man ſo ſehr an Raphaels und der Griechen Werken rühmt, hängt lediglich von der Schönheit der Natur ab, die ſie zur Nachbildung wählten. Sie wäre ſelbſt für ſie unausführbar geweſen, wenn ſie nur gemeine Naturen (Originale) darzuſtellen gehabt hätten. Deßhalb muß man die Reinheit der Züge nicht mit der Genauigkeit derſelben verwechſeln. Rubens war ein großer Zeichner; allein die Art der Gegenſtände, welche er zu wah-

len hatte, ihre ungleichen und knorrigen Formen, ihre plumpen Conturen erforderten, daß er seiner Zeichnung einen mehr derben als feinen und in zierlichen und genauen Linien bemessenen Ausdruck gebe. So ist es auch mit Pigalls Werken im Vergleiche mit denen Bouchardon's. Nur eine reine, schlanke, ursprüngliche, ideale Natur ist fähig, die Reinheit der Linie zuzulassen und die Vollendung des Colorits anzunehmen.

Was der Künstler bei der Darstellung der geistigen Natur am meisten zu fürchten hat, ist Uebertreibung, wie er bei jener der physischen Natur die Schwäche am meisten zu scheuen hat.

Eine Kreuzigung sollte zugleich den Tod eines Menschen und das Leben eines Gottes darstellen. Der Mahler, indem er dem Blicke einen der Bestattung bestimmten Körper darbietet, sollte doch in ihm den Keim und Beginn einer übernatürlichen und nahen Auferstehung durchschimmern lassen. Wenn er zum Gegenstande seines Bildes den Augenblick der Marterschmerzen wählt, muß er in dem Opfer einen Gott mahlen, welcher empfindet, wie der Mensch leidet. Der Eindruck der Göttlichkeit und Seligkeit muß allen Charakteren des Leidens und des Todes beigesellt sein.

Der menſchliche Geiſt verdankt der Religion das Urſprünglichſte und Reinſte im Ausdrucke der geiſtigen Natur, d. h. die Empfindung der mit Mütterlichkeit verbundenen Jungfräulichkeit; ein der Kunſt des Alterthumes unbekannter Begriff, die keinen Gegenſtand behandelt hat, welcher ſolche Zartheit und Mäßigung erfordert; ein Gedanke, mit welchem die neuere Kunſt, indem ſie mit Raphaels Pinſel alle Schönheit erſchöpft, vielleicht alle vorhergehenden Wunderſchöpfungen übertroffen hat.

Will der Mahler ein Ereigniß darſtellen, ſo wüßte er nicht Figuren genug auf das Bild zu bringen; hat er eine Leidenſchaft auszudrücken, ſo kann er deren nicht wenig genug verwenden.

Bildhauer und Mahler ſtellen uns beinah nur unbewohnte (ſeelenloſe) Körper dar. Die geſchickteſten, wie z. B. Gerard, nehmen das Leben als letzten Zweck und machen nur lebende Körper.

Und doch genügt es nicht, um die Aufgabe der Kunſt zu löſen, daß eine Figur von einer Leidenſchaft nur beſeelt ſcheine: es bedarf einer Leidenſchaft, an der die Seele Theil hat.

Jeder Mahler oder Bildhauer, der in allen ſeinen Geſtalten nicht das Unmaterielle und Un-

ſterbliche der Seele darzulegen weiß, bringt nichts hervor, was wirklich ſchön iſt.

Um das Licht (die Beleuchtung) iſt es eine ſo ſchöne Sache, daß Rembrandt beinah mit dieſem Mittel allein bewunderungswürdige Gemälde gemacht hat. Man fände weder Strahlen noch Dunkelheit, welche die Blicke mächtiger an ſich zögen. Obgleich er meiſtens nur eine triviale Natur darſtellt, betrachtet man ſeine Bilder doch nicht ohne Ernſt und Ehrfurcht. Bei deren Beſchauung bildet ſich in der Seele eine Art Klarheit, welche ſie erfreut, befriedigt und feſſelt. Sie bringen in der Einbildungskraft eine Empfindung hervor, die jener analog iſt, welche die reinſten Strahlen des Tageslichtes einem Menſchen veranlaſſen, der nach langer Gefangenſchaft in dunklem Kerker durch ſie entzückt wird.

In ſeinen ſchönen Geſtalten, wie ſein Rabbi, iſt allerdings die Beleuchtung nicht der Hauptgegenſtand, mit welchem die Einbildungskraft beſchäftigt wird; allein ſie iſt doch das Hauptmittel, womit der Künſtler dem Gegenſtande ſeine Wirkung verſchafft. Sie iſt es, die dieſe Züge, dieſe Haare, dieſen Bart und dieſe von der Zeit gehöhlten Runzeln und Falten zeichnet.

Was Rembrandt mit ſeinem Helldunkel, das

hat Rubens durch ſeine Incarnation hervorgebracht. Rubens herrſchte durch Farbe, wie Rembrandt durch Beleuchtung.

Der Eine wußte Alles glänzend, hervorſtechend, der Andere Alles beleuchtet zu machen; der Eine iſt prächtig, der Andere magiſch; und wenn auch die Seele von ihnen nicht immer entzückt wird, ſo hat ihnen wenigſtens das menſchliche Auge ſeine glanzvollſten Täuſchungen zu danken.

Damit ſich eine Gruppe bilde und für das Auge wirklich erſcheine, ſoll eine Verbindung zwiſchen der Bewegung einer jeden Geſtalt und der ihr folgenden hergeſtellt ſein; die Stellungen der Figuren müſſen ſich gegenſeitig verketten; in dem Charakter ihrer Färbung, ihrer Züge und ihres Ausdruckes muß eine milde Abſtufung und ineinanderſchmelzende Nüancirung ſein; Geiſt und Auge müſſen ſie mit einem Blick auffaſſen und — endlich — jenachdem das Gemälde eine oder mehrere Gruppen enthält, müſſen die Figuren eine oder mehrere Einheiten bilden, die ſich deutlich ausſprechen und dem Gedächtniſſe leicht einprägen.

Im „Beliſar“ *) gruppiren ſich Kind, Greis und Frau vortrefflich; allein der Krieger grup-

*) Gemälde von David.

pirt ſich weder zu ihnen noch zu den im Hintergrunde gemahlten Figuren, noch zu dem Orte, noch ſo zu ſagen mit ſich ſelbſt. Damit ſich eine Figur in ſich ſelbſt gruppire, muß ſie eine Wahrheit des Ausdruckes und der Geſtaltung haben, durch die ſie ſich in ihrer eigenen Individualität abſchließt und welche ihr einen abſoluten, unabhängigen Charakter anweiſt. Dieß Alles hat jener Krieger keineswegs; ſeine Stellung und ſein Ausdruck ſind unrichtig, und verleugnen die Natur noch mehr als den Gegenſtand.

Aus dieſem Grunde gruppirt er ſich vielleicht auch nicht zur Oertlichkeit. Ich behalte mir vor, dieß anderen Ortes zu prüfen.

Im Endymion von Girodet bildet die Figur des Zephir einen Zeugen bei einer Scene, die keinen haben ſollte.

David, erhebe deinen Genius und deine ſitzende Andromache!

Eine ſchlechte Mahlerei mit Achtung, eine gute mit Entzücken zu betrachten, das iſt die lobenswertheſte, ja ich möchte ſagen ehrenhafteſte Stimmung, in der ſich ehrliche Unwiſſenheit befinden und zeigen kann.

Dramatiſche Kunſt hat nur die Darſtellung zur Aufgabe.

Ein Schauſpieler ſoll daher halb wie Schatten, halb wie Wirklichkeit ausſehen. Seine Thränen, ſein Schreien, ſeine Sprache, ſeine Geberden ſollen halb wie Verſtellung, halb wie Wahrheit erſcheinen.

Endlich, damit ein Schauſpiel ſchön ſei, ſoll ſich die Einbildung Alles, was man darin hört und ſieht, vorſtellen können, und Alles ſoll uns ein ſchöner Traum ſcheinen.

Die Aufgabe einer jeden Darſtellung iſt es, eine beſtimmte Idee zu geben, deren Wirkung jedesmal unfehlbar ſei.

Um dieß zu erreichen, muß alſo die Darſtellung eine ſehr beſtimmte ſein, d. h. ſehr genau und vollendet in all' den Einzelnheiten, welche die bezweckte Wirkung hervorbringen ſollen.

Es wäre gut, wenn die dramatiſchen Schauſpiele ganz und gar öffentlich wären, wenn auch nur, um dem Volke den Begriff von gutem Klang, ſchöner Geberde, ſchöner Sprache und ſchöner Stimme zu geben.

Unſere Tänzer veredeln das Derbe; allein ſie entwürdigen das Heroiſche.

Der Tanz ſoll die Idee von einer gleichſam nicht körperlichen Leichtigkeit und Biegſamkeit ausſprechen.

Die ſchönen Künſte haben als einziges Verdienſt — und alle ſollen es zum Zwecke haben — durch materielle Mittel (durch die Mittel des Körpers) die Idee der Seele hervorzurufen.

Nicht jedes modulirte Geräuſch iſt Geſang, und nicht alle Stimmen, welche ſchöne Weiſen ausführen, ſingen.

Geſang ſoll bezaubern; allein hiezu bedarf es einer, ſelbſt unter den größten Sängern ſeltenen, Anlage der Seele und Stimme.

Melodie beſteht in einem gewiſſen Fluidum von Tönen, fließend und ſüß, wie der Honig, von welchem ſie auch ihren Namen entlehnt hat.

In Gefahren erhebt Muſik die Gedanken.

Das periodiſche Lied iſt nur dem Ausdrucke der Empfindungen angemeſſen, in welchen die Seele ſo zu ſagen circuliren will und von welchen ſie ſich nur nach einem langen Umwege trennen kann.

Alle Gemüthsbewegungen, die man nur ausdrückt, um ſie auszuſprechen und ſich ſelbſt zu beruhigen, laſſen das periodiſche Lied nur inſo-

ferne zu, als es kurz und abgebrochen iſt, wie das berühmte Lied: „Che faro senza Euridice.“

Es iſt nicht immer nothwendig, daß man in der Muſik eine beſtimmte Bewegung oder Gemüthsregung ausdrücke. Der Geſang ſelbſt kann der Gegenſtand des Geſanges ſein. Wenn er eine harmoniſche Seele mahlt, ein Talent, welches eine Leiter ſchöner Töne auf- und niederſteigt, ein Leben, welches, ſorgenfrei und tauſend vorübergehenden und raſchen Affecten hingegeben, ſich zwiſchen Himmel und Erde ſpielend erheitert, endlich eine unbeſchäftigte Intelligenz, welche, wie die Biene abſichtslos hin- und herſchwebend, ſich bei tauſend Gegenſtänden aufhält und durch keinen feſſeln läßt, die alle Blumen liebkost und in ihrer Luſt dahinſumst — dieſes Tongemälde wiegt manches andere auf.

Titel XXVIII.

Von der Poeſie.

Was iſt denn Poeſie? Ich wüßte es nicht in dieſem Augenblicke; allein ich behaupte, daß ſich in allen vom wahren Dichter gebrauchten Worten für die Augen etwas Phosphoriſches (Leuchtendes), für den Geſchmack ein gewiſſer Nektar und für die Aufmerkſamkeit ein Ambroſia findet, welches Alles in den anderen Worten nicht enthalten iſt.

Plato lehrte, daß alles Erſchaffene nur aus einem Model hervorgegangen ſei, der im Geiſte Gottes ruht, und den er „Idee“ nennt. Die Idee iſt dem Bilde, was die Urſache der Wirkung iſt. Demnach behauptete dieſer Philoſoph: da alle Dinge nur Abbild der Idee, das Bild aber Abbild der Gegenſtände und die Worte ihrerſeits Ausdruck des Bildes ſind, machen alle Dichter, welche auf ihre Kunſt ſo ſtolz ſind, doch

nichts Anderes in ihren Dichtungen, als die Nachahmungen einer Nachahmung copiren und ſonach etwas Unvollkommenes, weil dieſes vom wahren Vorbilde unendlich entfernt und unterſchieden iſt.

Plato wollte die Poeſie verdammen, und machte ihr Vorwürfe, die ihrer wie ſeiner ſelbſt würdig waren.

Allein ich will ſie vertheidigen und, indem ich in ſeine Doctrin eingehe, wende ich dieſe ganz zu Gunſten der Poeſie, welche er verbannen wollte, indem er ihr eine Krone reichte.

Ich ſage — Plato möge es verzeihen — Alles auf dieſer Welt iſt mangelhaft und vergänglich, die Formen ausgenommen, welche Abdruck der Idee ſind. Was thut aber der Dichter? Mit Hülfe gewiſſer Lichtſtrahlen reinigt und entleert er die Formen von der Materie und zeigt uns das Univerſum wie es in der Idee Gottes ſelbſt iſt. Er nimmt von allen Dingen nur Das, was ſie Himmliſches an ſich haben. Seine Mahlerei iſt nicht die Nachbildung eines Nachbildes, ſondern ein Abguß der Urform, ein hohler Abguß, wenn ich ſo ſagen darf, den man leicht bei ſich trägt, der leicht in das Gedächtniß eindringt und in die Tiefen

der Seele ſich ſenkt, um in den Augenblicken ihrer Muße deren Entzücken zu machen.

Die unarticulirten Accente der Leidenſchaften ſind dem Menſchen nicht natürlicher, als die Poeſie.

Der Geiſt hat an der wahren Poeſie nicht Theil; ſie iſt eine Gabe des Himmels, der ſie in uns gelegt hat; ſie geht nur aus der Seele hervor; ſie kömmt in Träumereien; mag man was immer thun — Ueberlegung findet ſie nie. Der Geiſt aber bereitet ſie vor, indem er der Seele die Gegenſtände darbietet, welche das Nachdenken gewiſſermaßen auffindet.

Regungen und Wiſſen, dieſe ſind ihr Grund und ihr Stoff. Der Stoff ohne Grund (Veranlaſſung) dient zu Nichts; der Grund ohne Stoff wäre noch vorzuziehen; eine ſchöne Anlage, die müſſig bleibt, wird wenigſtens von Dem empfunden, der ſie hat, und macht ihn glücklich.

Die Poeſie iſt nur den Freuden unſerer Seele nützlich.

Die wohlgeordnete und vom wohlgeordneten Menſchen betrachtete Natur iſt die Baſis, der Grund und die Weſenheit des poetiſch Schönen.

In der Vergeiſtigung der Ideen ganz beſonders beſteht die Poeſie.

Nichts iſt Poeſie, was nicht begeiſtert. Die Lyra iſt gewiſſermaßen ein beflügeltes Inſtrument.

Der Dichter ſoll nicht nur Phidias und Dädalus, ſondern auch Prometheus ſeiner Verſe ſein, und ihnen mit der Geſtaltung und Bewegung Leben und Seele geben.

Die erhabene Poeſie iſt durch ihre Weſenheit, ja durch ihre Stellung ſchon keuſch und fromm; denn ihre natürliche Stellung hält ſie erhaben über die Erde und bringt ſie dem Himmel nahe. Von da aus, gleich unſterblichen Geiſtern, ſieht ſie die Seelen, die Gedanken; das Körperliche aber wenig.

Wer nie fromm war, wird nie ein Dichter werden. Selbſt das Beiſpiel Voltaires entkräftet dieſe Behauptung nicht. Er war einmal Kind und ein Beweis, daß er einmal von religiöſen Eindrücken beherrſcht war, iſt, daß er ſein Leben zubrachte, ſie wieder hervorzurufen, ſie zu ſchmähen und zu bekämpfen.

Selbſt wenn der Dichter von Gegenſtänden ſpricht, die er verhaßt machen will, muß ſein

Styl ruhig, müſſen ſeine Ausdrücke gemäßigt ſein; er ſoll ſeinen Feind ſchonen, indem er jene Würde beibehält, die aus dem Frieden einer über Alles erhabenen Seele kömmt. Er möge ſich der ſchönen Worte Lucians erinnern: . . . . . pacem summa tenent.

Wollt ihr den Mechanism des Gedankens und ſeiner Wirkungen kennen lernen, ſo leſet die Dichter.

Wollt ihr Moral und Politik kennen lernen, leſet die Dichter. Was euch an ihnen gefällt, das durchforſchet: es iſt das Wahre. Sie ſollen das große Studium des Philoſophen ſein, der den Menſchen kennen will.

Dichter ſind Kinder, mit Seelengröße und himmliſcher Intelligenz begabt.

Der Dichter befragt ſich; der Philoſoph betrachtet ſich.

Dichter haben hundertmal mehr geſunden Sinn als Philoſophen. Indem ſie das Schöne aufſuchen, finden ſie mehr Wahrheiten, als die Philoſophen, welche dieſen ſelbſt nachforſchen.

Die Dichter, welche im Epiſchen einen ſtets offenen Verkehr der Erde mit dem Himmel dar-

ſtellen, ein Verkehr, welcher von den zwiſchen Menſchen und Göttern vermittelnden Weſen erhalten wird, haben nur den wirklichen Zuſtand der Welt undeutlich erdacht und gemahlt in Dem, was dieſe Wiſſenwürdigſtes und unſerem Auge Verborgenſtes in ſich ſchließt.

Der wahrhafte Dichter hat Worte, welche ſeine Gedanken zeigen, Gedanken, die ſeine Seele darſtellen und eine Seele, in welcher ſich Alles deutlich mahlt. Er hat einen Geiſt voll der klarſten Bilder, während der unſere nur mit verworrenen Bezeichnungen angefüllt iſt.

Dichter werden mehr von den Bildern als von der Wirklichkeit der Gegenſtände ſelbſt begeiſtert.

Um gut und auch um Poet zu ſein, muß man Das, was man betrachtet, zuerſt bekleiden und Nichts in ſeiner vollen Nacktheit ſehen. Wenigſtens ſoll man zwiſchen ſich und die Gegenſtände ſein Wohlwollen und eine gewiſſe Anmuth ſtellen.

Die anderen Schriftſteller ſetzen ihre Gedanken vor unſere Aufmerkſamkeit hin; die Dichter hingegen prägen die ihrigen in unſere Erinnerung ein. Sie haben eine beſonders dem Ge-

dächtniſſe befreundete Sprache, und dieß weniger durch ihren Mechanismus als durch ihre Geiſtigkeit. Aus den Geſtalten ihrer Worte und aus den Bildern der von ihnen berührten Gegenſtände geht dieſe Sprache hervor.

Die Gedanken der Dichter müſſen leicht, beſtimmt, deutlich und vollendet ſein, und ihre Worte ſollen ihren Gedanken gleichen.

Schöne Verſe ſind die, welche gleichſam wie Klänge oder Düfte entſchweben.

Alle ausgezeichneten Verſe ſind gleichſam Stegreif-Dichtungen der Muße. Von Solchen, die nicht wie aus ſich ſelbſt entſtanden und nicht plötzlich aus einem friedlich träumeriſchen Zuſtande hervorgegangen ſind, könnte man ſagen: Prolem sine matre creatam. Sie haben Alle etwas Unvollkommenes und nicht Vollendetes.

Jedes Wort des Dichters bildet einen ſo klaren Laut und bietet einen ſo abgerundeten Sinn, daß die dabei mit Entzücken verweilende Aufmerkſamkeit ſich auch leicht wieder von ihm losſtrennen kann, um den kommenden Worten zu folgen, bei denen ſie wieder ein anderer Genuß erwartet, nämlich die Ueberraſchung zu ſehen, wie mit einem Male gewöhnliche Wörter

ſchön geworden, verbrauchte wieder ihre urſprüngliche Friſche erhalten und dunkle mit Klarheit umgeben werden.

Der Vortrag in der Beredſamkeit wälzt ſeine Fluthen gleich Strömen fort. In der Poeſie aber liegt größere Kunſt; Waſſerfälle, Springquellen, fallende Waſſerſpiegel, Wortſpiele aller Art benützt ſie mit Sorgfalt und erhöht deren Reiz durch ihre Mannigfaltigkeit.

Der Charakter der Poeſie iſt erhabene Klarheit. Die Verſe ſollen Kryſtall ſein, diaphaniſch oder gefärbt: Diaphaniſch, inſoferne ſie uns nur den Blick auf die Seele oder ihre Subſtanz gewähren ſollen; gefärbt, inſoferne ſie die Leidenſchaften, welche die Seele bewegen, mahlen ſollen oder die Nüancen, mit welchen der menſchliche Geiſt tingirt iſt.

Es gibt Verſe, die ihrem Charakter nach dem Mineralreiche anzugehören ſcheinen: ſie ſind dehnbar und glänzend; andere dem vegetabiliſchen: ſie haben Saft; wieder andere dem thieriſchen oder beſeelten Reiche: ſie haben Leben. Die ſchönſten ſind die, welche Seele haben; ſie gehören den drei Reichen an, mehr aber noch der Muſe.

Verſe laſſen ſich weder nach Zahl noch Gewicht, ſondern nach dem Gehalte abſchätzen.

Schöne epiſche, dramatiſche, lyriſche Dichtungen ſind Nichts als die Träume eines wachenden Weiſen.

In der Ode muß man dem Dichter zur Ruhe und Erholung das Vergnügen geſtatten, von ſich zu ſprechen.

Der Dichter ſoll einen Zwiſchenraum, über den er ſpringen kann, nicht langſam überſchreiten.

Es gibt Verſe, die raſch zu ſein ſcheinen; ſie ſind aber nur beweglich; ſie zeigen mehr eine Bewegung als ein Fortſchreiten an; ſie haben keine Flügel, ſondern Tatzen, Füße, Gliedmaßen, welchen man die Erſchütterung anſieht.

Der ernſte Vers ſoll in großem Schritte, nicht trippelnd vorwärts ſchreiten. Der Schnelligkeit, wenn er ſie mahlen will, ſoll er den Gang Homeriſcher Götter geben: „Einen Schritt macht er und er kömmt an!“ —

In der gewöhnlichen Rede dienen die Wörter dazu, daß man ſich der Gegenſtände erinnere; iſt aber die Sprache eine wirklich poetiſche, ſo erinnern die Gegenſtände an die Worte.

Eine der vorzüglichſten Urſachen der Verderbtheit und des Verfalles der Poeſie iſt, daß die Verſe nicht mehr für den Geſang gemacht wurden.

Der Geſang iſt der natürliche Ton der Einbildungskraft. Man erzählt die Geſchichte, ſingt aber die Fabel; die Vernunft ſpricht, die Einbildungskraft trillert.

Wenn Maximen und Geſetze eine Art Tactmaas haben, ſo iſt es, weil das Gedächtniß Cadenzen liebt, und die Erinnerung ſich im Ebenmaaſe gefällt.

Der Stoff muß dem Genius des Dichters eine Art phantaſtiſchen Aufenthaltsortes anbieten, den er nach Willkür erweitern oder beſchränken kann. Ein zu reeller Ort, eine zu hiſtoriſche Bevölkerung halten den Geiſt gefangen und hemmen ſeine Bewegungen.

Jedes Werk eines Geiſtes, ſei es epiſch oder didactiſch, iſt zu lang, wenn es nicht in einem Tage geleſen werden kann.

Aus jedem epiſchen Gedichte ſoll man ſorgfältig jeden zu geſuchten, hochtrabenden Prunk verbannen und ſich darin aller theatraliſchen Stellungen und Ausſchmückungen enthalten.

Jedes umfaſſende Werk kann nur mit einer gleichmäßigen Ausdauer in Kraft, Bewegung und Aufmerkſamkeit zu Stande gebracht werden. Daher kömmt es, daß die Natur ſelbſt will, daß epiſche Dichtungen in derſelben Versart und zwar in jener geſchrieben werden, welche, um gut gemacht zu werden, unter allen übrigen am meiſten innere Ruhe und Weisheit erfordert.

Zum Erfolg eines epiſchen Gedichtes iſt es nothwendig, daß die Hälfte der Gedanken und des Gegenſtandes ſchon im Kopfe der Leſer ſei.

Der Dichter muß es mit einem Publicum zu thun haben, welches neugierig iſt, Das zu erfahren, was er ſelbſt zu erzählen begierig iſt.

So nur haben Leſer und Verfaſſer eine gleich epiſche Capacität, unerläßliche Vorbedingung oder Verbindung.

Wer die Poeſie nicht in ſich trägt, findet ſie nirgends.

Die Poeſie conſtruirt mit geringem Stoffe: mit Blättern, Sandkörnern, mit Luft — mit Kleinigkeiten.

Allein, mag er durchſichtig oder feſt, dunkel oder leuchtend, dumpf oder tönend ſein — der poetiſche Stoff ſoll immer in künſtleriſcher Weiſe bearbeitet werden.

Der Dichter kann alſo aus Luft oder aus Metallen, aus Licht oder Tönen, aus Eiſen oder Marmor, ſelbſt aus Ziegelſtein oder Thon conſtruiren: immer wird er ein gutes Werk herſtellen, wenn er es verſteht, die Einzelnheiten auszuſchmücken, das Ganze architektoniſch zu behandeln.

Die Worte werden erleuchtet, wenn der Finger des Dichters ſeinen Phosphor in ſie überſtrömen läßt.

Die Worte der Dichter behalten einen Sinn, ſelbſt wenn ſie von anderen losgetrennt werden, und ſie gefallen auch vereinzelnt wie ſchöne Klänge. Man könnte ſagen: leuchtende Worte, Worte von Gold, Perlen, Diamanten oder Blumen.

Poetiſch werden Worte nur durch den warmen Hauch der Seele, oder durch ihren Athem befeuchtet.

Aehnlich dem Honigbehältniſſe der Biene, welches Blumenſtaub in Honig verwandelt, oder jener Tinctur, welche Blei in Gold verwandelt, hat der Dichter einen Hauch, der die Worte anſchwellt, ſie leicht macht und tingirt. Er weiß, worin der Reiz der Worte beſteht und durch welche Kunſt man aus ihnen Zauberpaläſte erbaut.

Titel XXIX.

Vom Stijle.

Wenn Sprachen ausgebildet ſind, iſt ſelbſt die Leichtigkeit ſich auszudrücken dem Geiſte nachtheilig, weil kein Hinderniß ihn aufhält, zurückhält, vorſichtig macht und ihn zwingt, unter ſeinen Gedanken zu wählen. In den noch neuen Sprachen iſt er zu dieſer Auswahl durch die Nothwendigkeit gezwungen, in ſeinem Gedächtniſſe die Worte zu ſuchen, deren er bedarf. In dieſem Falle kann man nur mit einer groſſen Aufmerkſamkeit ſchreiben.

Der Menſch liebt, alles Bewegliche von der Stelle zu rücken und das Veränderliche zu verändern; ſo prägt jedes Zeitalter den Sprachen einige Aenderung ein, und derſelbe Erfindungsgeiſt, der ſie geſchaffen hat, verdirbt ſie, da er immer fortbeſteht.

Es iſt immer durch ein „Ueberſchreiten“ (au-delà), nicht aber durch ein „Zurückbleiben“ (en-decà), daß die Sprachen verderben.

Durch das Ueberſchreiten ihres gewöhnlichen Klanges, ihrer natürlichen Energie und ihrer gewohnten Pracht. Der Luxus iſt es, welcher ſie verdirbt und Lärmſchwall begleitet ihren Verfall.

Die Wörter, deren Klang, Klarheit und ſo zu ſagen deren Volumen verringert iſt, d. h. die nichts als Gemildertes ausdrücken, ſind für die Sprache, was in der Muſik die halben Töne ſind. Sie bilden darin eine achromatiſche Gattung. Dieſe Wörter kommen in Aufnahme, wenn, nachdem eine Sprache ihre ganze Kraft erlangt und ſie mißbraucht hat, ihre Abnahme, inſoferne ſie zierlich iſt, eine Neuheit wird, welche überraſcht und gefällt. Sehr gebildete Geiſter begnügen ſich lange damit.

In der Literatur muß man zu den Quellen einer jeden Sprache zurückkehren, weil man auf dieſe Weiſe das Alterthum der Mode entgegenſetzt und außerdem, wenn man in ſeiner eigenen Sprache dieſe Spitze (pointe) des Fremdartigen gefunden hat, die den Geſchmack reizt und weckt, man dieſelbe beſſer und lieber ſpricht. Was die Nachtheile betrifft, ſo ſind ſie ſo viel wie keine.

Veraltete und abgeſchaffte Fehler haben ihren böſen Einfluß verloren; man hat von ihrer Anſteckung Nichts mehr zu befürchten.

Man findet ungerne in einem Buche Wörter, welche man zu ſagen ſich nicht erlauben würde und welche die Aufmerkſamkeit abziehen, nicht durch ihre Schönheit, aber durch ihre Sonderbarkeit. Allein man duldet ſie, liebt ſie ſogar bei alten Schriftſtellern, weil ſie da ein Factum der Literargeſchichte ſind; ſie zeigen den Beginn der Mundart, während ſie bei modernen Schriftſtellern nur die Verderbniß derſelben darthun.

Ein altes Wort mit einer neuen Bedeutung begaben, welche Gebrauch und Alter ihm genommen, das heißt eigentlich nicht erneuern, ſondern verjüngen.

Man bereichert die Sprachen, indem man ſie durchforſcht. Man muß ſie wie Felder behandeln: Um ſie fruchtbar zu machen, wenn ſie nicht mehr neu ſind, muß man ſie in einer großen Tiefe umwühlen.

Alle Sprachen ſetzen Gold in Umlauf.

Den Wörtern ihren phyſiſchen und urſprünglichen Sinn wiedergeben, heißt ſie feilen, putzen und ihnen den alten Glanz verleihen; das heißt,

dieſe Münze umſchmelzen, ſie glänzender wieder in Umlauf ſetzen, das verlöſchte Gepräge durch den Stempel erneuern.

Die Benennung einer Sache zeigt nur ihren Schein. Die wohlverſtandenen und durchdachten Benennungen würden alle Wiſſenſchaften in ſich begreifen.

Die Wiſſenſchaft der Benennungen! Wir haben nur deren Kunſt und dieſe in geringem Grade, weil wir über ſie nicht genug Wiſſen haben.

Verſteht man ein Wort vollkommen, ſo wird es gleichſam durchſichtig; man ſieht deſſen Farbe, Form; man fühlt deſſen Gewicht, bemerkt ſeinen Umfang und weiß, wohin es ſetzen. Oft, um Sinn, Gewalt und Eigenthümlichkeit eines Wortes wohl zu kennen, muß man deſſen Geſchichte gelernt haben.

Die Wiſſenſchaft der Wörter würde die ganze Kunſt des Styles lehren. Deßhalb iſt es gut, die alten Bücher zu leſen, wenn eine Sprache, wie die unſere, mehrere Zeitalter gehabt hat. Mit ihnen ſteigt man bis zu deren Quelle zurück und betrachtet ſie in ihrem Laufe.

Um gut franzöſiſch zu ſchreiben, ſollte man das Galliſche verſtehen. Unſere Sprache iſt wie

eine Mine, in der ſich das Gold nur in einer gewiſſen Tiefe findet.

Es gibt eine Menge üblicher Wörter, die nur einen halben Sinn haben und wie halbe Töne ſind. Sie ſind nur im Geſpräche, circuli- wie die Heller im Handel. Man ſoll ſie nicht ausbreiten, indem man ſie in die Sätze fügt, ſowohl im Reden als im Schreiben. Beſonders muß man ſich hüten, ſie in Verſen zu gebrauchen; man würde da denſelben Fehler begehen, wie ein Tonſetzer, der in ſeine Muſik Klänge bringen wollte, die keine Töne, oder Töne, die keine Noten ſind.

Es gibt in der franzöſiſchen Sprache gewiſſe kleine Wörter, mit welchen beinah Niemand etwas anzufangen weiß.

Die Worte der franzöſiſchen Sprache, welche dem Spiele, der Jagd, dem Kriege und dem Stall entnommen waren, ſind adelig geweſen.

Es iſt wichtig, die Sprache in den Wiſſenſchaften feſtzuſetzen, beſonders in der Metaphyſik, und ſo viel als möglich die Ausdrücke, deren ſich große Männer bedient haben, beizubehalten.

Wenn Wörter nichts lehren, d. h. wenn ſie

nicht geeigneter als andere ſind, einen Gedanken auszudrücken und nicht eine nothwendige Einigung mit ihm in ſich tragen, kann ſich das Gedächtniß nicht entſchließen, ſie zu behalten, oder behält ſie nur mit Mühe, weil es genöthigt iſt, eine gewiſſe Gewalt anzuwenden, Dinge zu verbinden, die ſich zu trennen ſtreben.

Ehe du ein ſchönes Wort gebrauchſt, mußt du ihm einen Platz bereiten.

Alle ſchönen Wörter ſind mehr als einer Bedeutung empfänglich. Wenn ein ſchönes Wort einen ſchöneren Sinn, als ihm der Autor beilegt, darbietet, ſoll man ihn annehmen.

Die Wörter ſollen ſich gut vom Papiere trennen, d. h. ſie ſollen ſich leicht mit der Aufmerkſamkeit und dem Gedächtniſſe verbinden; man ſoll ſie bequem anführen und verſetzen können.

Fließende und leichte Wörter ſind ſchöner und beſſer, wenn man die Sprache als eine Muſik betrachtet; betrachtet man ſie aber als eine Mahlerei, ſo gibt es rauhe Wörter, die ſehr gut ſind, weil ſie bezeichnen.

Menſchen, die nur gemeine Gedanken und ein plattes Gehirn haben, ſollen nur die nächſt

beſten Wörter anwenden. Glänzende Ausdrücke ſind das Naturell Derjenigen, die ein geſchmücktes Gedächtniß, ein bewegtes Herz, erleuchteten Geiſt und ein durchdringendes Auge haben.

Ein einziger ſchöner Laut (Klang) iſt ſchöner als langes Gerede.

Die ſchönſten Klänge, die ſchönſten Wörter ſind für ſich beſtehend und haben unter ſich natürliche Zwiſchenräume, die man beobachten muß, indem man ſie ausſpricht. Wenn man ſie aneinander drückt oder verbindet, ſo macht man ſie jenen Kügelchen ähnlich, die ſich durch die gegenſeitige Berührung abplatten, ihre Durchſichtigkeit verlieren, indem ſie ſich aneinander kleben und nur mehr einen teigigen Körper bilden, ſobald ſie zur Maſſe geworden ſind.

Damit ein Ausdruck ſchön ſei, muß er mehr als nothwendig iſt und dennoch das Nothwendige mit Beſtimmtheit ſagen; er muß Ueberfluß und Sparſamkeit in ſich tragen; Enges und Weites, Vieles und Weniges müſſen in ihm verſchmolzen ſein; endlich: ſein Klang ſoll kurz, ſein Sinn unendlich ſein. — Alles was erleuchtend iſt hat dieſen Charakter. Eine Lampe beleuchtet den Gegenſtand, für welchen man ſie

anwenden will, und noch zwanzig andere, für die man ſie nicht zu gebrauchen dachte.

Welche Mühe, um ein Glas zu ſchleifen! Aber man ſieht deutlich und weit; es iſt das Bild dieſer ausgewählten Wörter. Man ſetzt ſie in das Gedächtniß und bewahrt ſie darin mit Liebe. Sie nehmen vor unſeren Augen wenig Raum ein, allein im Geiſte haben ſie deſſen viel; ſie ſind ſein Entzücken, und dieſer Ruhm iſt groß, dieſe Beſtimmung ſchön genug.

Die Wörter, wie die Gläſer, verdunkeln Alles, was ſie nicht beſſer ſehen helfen.

Als der Worte Meiſter müſſen wir ſowohl Diejenigen erkennen, welche ſie zu mißbrauchen, als Die, welche ſie zu gebrauchen wiſſen. Dieſe ſind die Könige der Sprache, jene aber deren Tyrannen.

Sätze und Worte muß man der Stimme anpaſſen, dieſe nach dem Orte. Worte, welche geeignet ſind, von Allen gehört zu werden, und Sätze, wieder für dieſe Worte geeignet, werden lächerlich, wenn man nur zu den Augen und ſo zu ſagen zum Ohre ſeines Leſers ſprechen ſoll.

Für den Geiſt beſteht Harmonie, ſo oft vollkommene Eigentlichkeit in den Ausdrücken herrſcht.

Wenn aber der Geiſt befriedigt iſt, beachtet er, was das Ohr wünſcht.

Was man auch immer ſagen mag, die Bedeutung iſt es ganz beſonders, die Klang und Harmonie ausmacht; und gleichwie in der Muſik das Ohr es iſt, das dem Geiſte ſchmeichelt, ſo iſt es in der Harmonie der Rede vorzugsweiſe der Geiſt, welcher bewirkt, daß das Ohr geſchmeichelt wird. Mit Ausnahme einer kleinen Zahl ſehr harter und anderer ſehr weicher Wörter, ſind die Sprachen aus Wörtern von gleichgültigem Klange zuſammengeſetzt, deren Sinn die Annehmlichkeit ſelbſt für das Gehör bildet. In Boileau's Verſen z. B. „Traçat à pas tardifs un pénible sillon," bemerkt man wenig oder gar nicht die wunderliche Nähe aller der Sylben: tra-ça-ta-pas-tar . . .; ſo wahr iſt es, daß der Sinn den Klang ausmacht.

„Mai j'eu etais haie et ne puis lui survivre" . . . . Der Wohllaut des Klanges in dem Worte haie mäſſiget deſſen Bedeutung und mildert das Rauhe daran.

Aus dieſer Miſchung von Härte der Bedeutung und Weichheit des Klanges geht nur ein trauriges Wort hervor, und traurige Wörter ſind ſchön.

Nicht ſo faſt der Klang als der Sinn der

Wörter iſt es, der ſo oft die Feder guter Schriftſteller in Schwebe hält. Gut gewählte Worte ſind abgekürzte Sätze. Ein geſchickter Schriftſteller bindet ſich an die, welche dem Gedächtniſſe geneigt ſind und verwirft jene, welche dieß nicht ſind. Andere verwenden ihre Sorgfalt darauf, ſo zu ſchreiben, daß man ihre Werke ohne Schwierigkeit leſen und ſich in keiner Weiſe an das, was ſie geſagt haben, erinnern könne; ſie ſind vorſichtig. Die Perioden gewiſſer Schriftſteller ſind für dieſen Zweck ganz bequem. Sie unterhalten Stimme, Ohr und ſelbſt die Aufmerkſamkeit, laſſen aber nichts zurück. Sie gehen vorüber wie der Laut, der aus durchblättertem Papiere hervorkömmt.

Es wäre ſonderbar, wenn der Styl nur ſchön wäre, inſoferne er einige Dunkelheit hätte d. h. einige Wolken; dieß iſt vielleicht wahr, wenn dieſe Dunkelheit aus ſeiner Trefflichkeit herkömmt: aus der Wahl ungewöhnlicher Worte und nicht gemeiner Wendungen.

Gewiß iſt es, daß das Schöne immer zugleich irgend eine ſichtbare und irgend eine verborgene Schönheit in ſich begreift. Ebenſo gewiß iſt es, daß das Schöne nie ſo viel Reiz für uns hat, als wenn wir es mit Aufmerkſamkeit in einer Sprache leſen, die wir nur halb verſtehen.

Eine groſse Kunſt iſt es, in den Styl gewiſſe Unbeſtimmtheiten zu legen, welche gefallen.

Bisweilen iſt ein Wort von unentſchiedenem Sinne dem beſtimmten Ausdrucke vorzuziehen. Es gibt, wie Boileau ſagt, zierliche Dunkelheiten; es gibt deren auch majeſtätiſche, ja ſelbſt nothwendige: dieſe ſind ſolche, welche den Geiſt ſich ſelbſt Das vorſtellen laſſen, was ihm die Klarheit nicht darthun könnte.

Verbannt aus den Wörtern alle Unbeſtimmtheit und macht unwandelbare Zeichen aus ihnen: dann gäbe es keine Wortſpiele, und folglich keine Beredſamkeit und keine Poeſie. Alles was in den Regungen der Seele beweglich und veränderlich iſt, bliebe ohne möglichen Ausdruck.

Ich ſage noch mehr: Wenn ihr aus den Wörtern allen Mißbrauch verbannt, ſo wird es ſelbſt keine Axiome mehr geben.

Die Zweideutigkeit, Ungewißheit d. h. Biegſamkeit der Wörter iſt einer ihrer groſsen Vortheile, und geſtattet, einen beſtimmten Gebrauch von ihnen zu machen.

Der verſteckte Sinn in den Worten, die man gebraucht, ein oft ſehr ausgedehnter und wichtiger, welche Ausdehnung und Wichtigkeit man zwar fühlt aber nicht gewahr wird, iſt wie ein

Schimmer im Nebel; die Lampe des Leuchtwurmes, die einen einzigen Punkt erleuchtet, aber ſicher erleuchtet. Sie iſt in ihm, aber ſeinen Augen fern; durch ſie ſieht er Alles, ohne ſie ſelbſt zu ſehen.

Es gibt Wörter, die ſich zu anderen verhalten wie die Gattung zur Art und wie dieſe zu jener.

Die Wörter Gattung haben einen breiteren und unbegrenzteren Sinn; ſie haben Weite und ſind ſchwebend. Daher eignen ſie ſich mehr für den ſehr edlen Styl. Die Worte Art paſſen mehr für den conciſen Styl, weil ſie den Sinn beſchränken, einſchließen und ſich ihm anfügen.

Es iſt der Leibrock, die nützliche Kleidung. Die anderen ſind Togen und Mäntel, Gewänder des Anſtandes, der Würde und Feierlichkeit.

Paß ja das Wort den Gedanken nicht zu feſt umſchließe! es ſoll für ihn ein Körper ſein, der ihn nicht einengt.

Nichts zu Enges (Genaues)! Wichtige Regel für die Grazie in den Werken und in den Sitten!

Wir ſtammeln unſere Gedanken lange her, bis wir das paſſende Wort für ſie gefunden haben, wie die Kinder lange ihre Worte herſtam-

meln ehe ſie alle Buchſtaben derſelben ausſprechen können.

Die Wörter, welche lang in dem Gedanken herumgeirrt ſind, ſcheinen noch beweglich und gleichſam auf dem Papiere ſchwankend. Sie machen ſich ſo zu ſagen von dieſem los, ſobald eine lebhafte Aufmerkſamkeit ſie fixirt und dann, gewohnt ſich in dem Gedächtniſſe des Verfaſſers zu ergeben, werfen ſie ſich auf das des Leſers durch eine gewiſſe Attraction, welche ihnen die Gewohnheit eingeprägt hat.

Niemals fehlen die Worte den Ideen; dieſe ſind es, die den Worten fehlen. Sobald die Idee (der Begriff) an ihre letzte Vollendung gelangt iſt, bricht das Wort auf (wie die Blüthe), bietet ſich dar und umkleidet ſie.

Einen Ausdruck verwerfen, der weder Klang, noch Sinn, noch den guten Geſchmack oder die Klarheit verletzt, das iſt lächerlicher Purism und Aengſtlichkeit.

Ein guter Grund, um verſtändlich zu werden, bedarf immer nur eines einzigen Wortes, wenn man dieſes gut weiß.

Wenn man ſich begnügt, nur halb zu ver-

ſtehen, begnügt man ſich auch, nur halb auszudrücken, und dann ſchreibt man leicht.

Es gibt Schriften und Stylarten, in welchen die Wörter geſetzt ſind, damit ſie gezählt werden; andere wieder, wo ſie nach Haufen, Gewicht und ſo zu ſagen in Säcken genommen werden ſollen.

Die beſten Zeiten der Literatur waren immer die, wo die Schriftſteller ihre Wörter ſelbſt abgewogen und gezählt haben.

„Der Styl," ſagt Duſſault „iſt eine Gewohnheit des Geiſtes." Glücklich Diejenigen, in welchen er eine Gewohnheit der Seele iſt!

Bei den Einen erzeugten die Gedanken den Styl; bei Anderen erzeugt der Styl die Gedanken.

La Bruyère ſagt, daß man die Gedanken aus ſeiner Urtheilskraft nehmen ſoll; allerdings, allein den Ausdruck derſelben kann man aus der Laune und Einbildungskraft nehmen.

Die Kunſt, gut zu ſagen, was man denkt, iſt verſchieden von der Fähigkeit zu denken; dieſe kann ſehr groß an Tiefe, Höhe und Ausdehnung ſein und die andere doch nicht beſtehen. — Das Talent ſich gut auszudrücken iſt nicht das, zu

begreifen. Ersteres macht große Schriftsteller, das zweite große Geister. Nehmt dabei noch an, daß selbst Die, welche beide Eigenschaften in ihrer Gewalt haben, sie nicht immer auch in Uebung haben, und oft empfinden, daß eine ohne die andere wirkt.

Wie Viele haben eine Feder und haben keine Tinte! Wie viele Andere haben Feder und Tinte, aber kein Papier d. h. keinen Stoff, um ihren Styl anzuwenden!

Haltet euern Geist über eure Gedanken und diese über eueren Ausdruck!

Es gibt Gedanken, die keines Körpers, keiner Form und keines Ausdruckes bedürfen. Es genügt, sie unbestimmt zu bezeichnen und sie rauschen zu lassen: beim ersten Worte hört und sieht man sie.

Es gibt eine Klasse von Ideen, die an und für sich so schön sind, daß sie, obgleich fähig von den meisten Geistern hervorgebracht zu werden, dennoch in den Augen der Philosophen alle Geister, welche sie haben, gleichstellen und in den ersten Reihen erhalten. Es genügt, daß sie mit Klarheit dargestellt werden, damit sie gefallen, befriedigen und entzücken.

Größe, Energie, Originalität des Ausdruckes erhöhen ihren Werth wenig, und ihre urſprüngliche Schönheit ſcheint das Angenehme der Umkleidung unnöthig zu machen. — Wendet dieſe Bemerkung auf die Gedanken eines Nicole oder Paſcal an, und ihr werdet ſie richtig finden. — Allein, will man, daß dieſe ſchönen Ideen verbreitet und angeführt (citirt) werden, [und alles was gekannt zu werden verdient, muß man deſſen würdig machen] wird es nöthig, ſie mit Sorgfalt auszudrücken. Die Kunſt allein imponirt dem Menſchen; ſie wagen es nicht, das nicht kennen zu wollen (ignorer), was als Meiſterwerk geprieſen werden kann, und ſie verkennen ſelbſt das Schöne, wenn es nicht das Gepräge eines außerordentlichen Talentes an ſich trägt.

Die Gedanken ſollen aus der Seele geboren werden, die Worte aus den Gedanken und die Sätze aus den Worten.

Es gibt viele Ideen und Worte, die uns zur Unterhaltung mit Anderen nicht dienlich ſind, aber vortrefflich um mit uns ſelbſt zu verkehren; ähnlich jenen koſtbaren Gegenſtänden, die nicht in den Handel kommen, welche man aber zu beſitzen glücklich iſt.

Wenn der Geiſt einmal den Saft der Worte

gekoſtet hat, ſo kann er deſſen nicht mehr entbehren; er trinkt den Gedanken daraus.

Man möchte ſagen, daß es mit unſeren Gedanken wie mit unſeren Blumen iſt. Die im Ausdrucke einfach ſind, tragen ihren Samen mit ſich; die aber, welche doppelt durch Reichthum und Pracht, bezaubern den Geiſt, bringen aber Nichts hervor.

Sobald die Form der Art iſt, daß man ſich mehr mit ihr als mit dem Grunde beſchäftigt, ſo glaubt man, daß der Gedanke des Satzes wegen entſtanden ſei, die Thatſache für die Erzählung, der Tadel des Epigrammes halber, das Lob für das Madrigal und das Urtheil um eines guten Witzes willen.

In der Kunſt zu ſchreiben gibt es Gewohnheiten des Gehirnes, wie es Gewohnheiten der Hand in der Kunſt zu mahlen gibt.

Das Wichtige dabei iſt, deren gute zu haben.

Ein zu ſtraffer Geiſt, ein zu gekrümmter Finger ſchaden der Leichtigkeit, der Grazie und Schönheit.

Die Gewohnheit des Geiſtes iſt Kunſtfertigkeit; die der Seele iſt Vortrefflichkeit oder Vollkommenheit.

Es gibt Formen der Gedanken und Formen der Sätze; dieſe, wenn ſie allein ſind, machen die untergeordneten Schriftſteller; unter den anderen muß man diejenigen, welche nur aus dem Gedächtniſſe kommen, von jenen unterſcheiden, die aus der Seele ſtammen. Dieſe letzteren machen die vortrefflichen Schriftſteller.

Jeder Schriftſteller hat ſein Wörterbuch und ſeine eigene Weiſe. Er gewinnt Wörter lieb, welche einen gewiſſen Klang, eine gewiſſe Farbe oder Form haben, und Wendungen des Styles, einen Zuſchnitt der Sätze, woran man ſeine Hand erkennt und aus welchen er ſich eine Art Gewohnheit gemacht hat. Er hat ſo zu ſagen ſeine eigene Sprachlehre, ſeine Ausſprache, ſeine Art (genre) ſeine Eigenheiten und Manieren.

Man erkennt zuweilen einen ausgezeichneten Schriftſteller, mag er ſagen was er will, an der Bewegung ſeines Satzes und an der Gangart ſeines Styles, wie man einen wohlgezogenen Menſchen an ſeinem Gang erkennt, wohin er immer gehen mag.

Wenn dein Satz gemacht iſt, ſo mußt du ihm ſorgfältig die Ecken und übrigen Merkmale deines eigenen Calibers nehmen. Man muß ihn

abrunden, damit er leicht in den Geiſt und in das Gedächtniß Anderer übergeben könne.

Alle Formen des Styls ſind gut, wenn ſie nur mit Geſchmack angewandt werden; es gibt eine Menge von Ausdrücken, die bei den Einen Fehler, bei den Anderen Schönheiten ſind.

In der allgemeinen Sprache gibt es eine Art partikularer Sprache, die ich gerne eine hiſtoriſche nennen möchte, weil ſie nur Gegenſtände ausdrückt, welche ſich lediglich auf unſere dermaligen Sitten, Regierungsformen, kurz auf jenen allgemeinen Zuſtand der Dinge beziehen, der ſich täglich ändert und vorübergehen muß.

Wer immer ſich einen dauernden Styl aneignen will, muß ſie nur mit größter Mäßigkeit anwenden.

Es gibt einen Styl, der nur Schatten, unbeſtimmtes Bild und Zeichnung des Gedankens iſt; einen anderen, der wie deſſen Leib oder gemeiſſeltes Bildniß iſt.

Der erſte ziemt der Metaphyſik, wo Alles unbeſtimmt und ausgedehnt iſt und den Empfindungen der Frömmigkeit, die etwas Unendliches haben. Der zweite ſchickt ſich beſſer für Geſetze oder Maximen der Moral. Der beſte von

Beiden iſt der, welcher Denen, die ſich ſeiner bedienen und für das, was ſie ausdrücken wollen, am geeignetſten erſcheint.

So, wie es zwei Gattungen des Styles gibt, gibt es auch zwei Gattungen von Schriftſtellern: Die einen, welche ihren Gedanken zeichnen oder mahlen, indem ſie ihn auf ihrem Papiere geklebt laſſen, gleichſam wie es ein Gemählde an der Leinwand iſt; — die anderen, die ihren Gedanken einprägen, ihn vertiefend oder losmachend, indem ſie ihm eine Erhabenheit geben, die ihn deutlich heraustreten macht. Dieſe Letzteren ſind vorzüglich geeignet, Gedanken auszudrücken, welche von Allen gekannt, Allen geboten, wie auf einem öffentlichen Platze der allgemeinen Aufmerkſamkeit ausgeſetzt werden ſollen; von dieſer Gattung ſind die Geſetze, Inſchriften, Maximen, Sprichwörter, kurz Alles, was bei den Alten nomes genannt werden konnte, und was bei den Modernen zur Gattung der Sentenz gehört.

Die Logik des Styles erfordert eine Richtigkeit des Urtheiles und des Inſtinctes, welcher derjenigen überlegen ſein muß, die nöthig iſt, um mit Vollkommenheit alle Theile des umfaſſendſten Syſtemes zu verketten; denn die Zahl der Wörter und ihre Zuſammenſtellung ſind unendlich, und ein Syſtem, ſo groß es auch gedacht

werden mag, könnte dieſe Menge unzählbarer Einheiten nicht umfaſſen.

Fügt noch bei, daß die Gedanken eine gewiſſe Ausdehnung darbieten, ſonach eine Menge von Punkten, und daß es hinreicht, wenn ſie ſich an Einem Punkte berühren. In dem Style hingegen iſt jeder Gegenſtand ſo abgeſondert und fein, daß er in gewiſſer Weiſe der Berührung entſchlüpft. Und dennoch ſoll dieſe Berührung vollkommen ſein, denn ſie kann nur entweder eine gänzliche ſein oder gar nicht beſtehen. Es gibt nur Einen Punkt durch den ein Wort, je nach den Umſtänden, mit einem anderen in Verbindung ſteht.

Um ein großer Schriftſteller zu ſein, muß man mehr Schärfe des Geiſtes und Feinheit des Tactes haben, als um ein großer Philoſoph zu ſein.

Die Kunſt, ſeine Worte und ſeine Gedanken zu gruppiren, erfordert, daß Gedanke, Satz und Periode ſich in ihren eigenen Formen einrahmen, aus ihrer eigenen Maſſe beſtehen und ſich mit ihrem eigenen Gewichte tragen.

La Bruyère, ſagt Boileau, hatte ſich die Mühe der Uebergänge erſpart. Allerdings — allein er hatte ſich eine andere aufgebürdet, nämlich die der Anhäufungen (aggroupement).

Für die Uebergänge reicht Eine Beziehung hin; allein für die Aufhäufung bedarf man deren Tauſende; denn die Uebereinſtimmung ſoll eine gänzliche, natürliche und einzige ſein.

Es gibt eine gewiſſe Beſtimmtheit und Aufrichtigkeit des Styles, welche vom Humor und Temperamente abhängt, gleichwie die Freimüthigkeit im Charakter. Man kann ſie lieben, allein man ſoll ſie nicht verlangen. Voltaire hatte ſie, die Alten hatten ſie nicht.

Dieſe nachahmungswürdigen Griechen hatten immer einen wahren, ſchicklichen, liebenswürdigen, allein keinen freimüthigen Styl.

Dieſe Eigenſchaft iſt übrigens mit anderen der Schönheit weſentlichen Eigenſchaften unverträglich. Sie kann ſich mit der Größe, nicht aber mit der Würde vereinigen. In ihr liegt ein gewiſſer Muth, eine gewiſſe Kühnheit, doch auch ein wenig Ungeſtüm und Haſt. Der einzige Drances im Virgil hat einen freimüthigen Styl; und dadurch iſt er modern und Franzoſe.

Wahrheit im Style iſt eine unentbehrliche Eigenſchaft und zur Empfehlung eines Schriftſtellers hinreichend. Wenn wir heut zu Tage über alle Gegenſtände ſo ſchreiben wollten, wie man zur Zeit Ludwigs XIV. geſchrieben hat, ſo

hätten wir keine Wahrheit im Style; denn wir haben nicht mehr dieſelben Launen, nicht mehr dieſelben Anſichten und Sitten.

Ein Schriftſteller, der Verſe wie Boileau machen wollte; hätte Recht, obſchon er nicht Boileau wäre, denn es handelt ſich dabei nur darum, eine Maske anzunehmen: Man ſpielt dabei mehr eine Rolle, als man eine Perſönlichkeit vorſtellt. Eine Frau aber, wollte ſie wie Frau von Sevigné ſchreiben, wäre lächerlich, weil ſie nicht Frau von Sevigné iſt.

Je mehr die Art, in der man ſchreibt, mit dem Charakter des Menſchen, mit den jeweiligen Sitten zuſammenhängt, deſto mehr ſoll ſich der Styl von dem jener Schriftſteller entfernen, die nur deßhalb Muſter wurden, weil ſie in ihren Werken mit großer Trefflichkeit die Sitten ihrer Zeit und ihren eigenen Charakter geſchildert hatten.

Der gute Geſchmack ſelbſt erlaubt es in dieſem Falle, daß man ſich vom beſten Geſchmacke entferne; denn der Geſchmack ändert ſich mit den Sitten, ſelbſt der gute.

Man ſoll ſich aber jederzeit enthalten, Das zu mahlen und zu ſagen, was nur im ſchlechten Geſchmacke ſeinen Ausdruck fände.

Es gibt jedoch unwandelbare Gattungen und Stoffe. So müſſen z. B. kirchliche Sitten und Anſichten immer dieſelben ſein; denn dabei handelt es ſich nicht um Launen, und ich glaube, daß ein Kanzelredner immer gut daran thun würde, zu denken und zu ſchreiben, wie Boſſuet gedacht und geſchrieben hätte.

Alles was leicht zu ſagen iſt, wurde ſchon vollkommen gut geſagt; das Uebrige iſt unſer Geſchäft oder unſere Aufgabe: mühſame Aufgabe!

Jeder muſicaliſche Klang ſoll ſein Echo, jede Figur in der Mahlerei ſoll einen Himmel (Hintergrund) haben; und wir, die wir mit Gedanken ſingen und mit Worten mahlen, auch wir ſollten in unſern Schriften jedem unſerer Worte und jedem Satze ſeinen Horizont und ſein Echo zu geben trachten.

Der Geiſt des Leſers iſt entzückt, wenn durch die Verbindung des Satzes Eines der Wörter den Grund angibt, deſſen Wirkung ein anderes bezeichnet hat.

Im Style ſollen die Wendungen ſo gut verbunden ſein als die Wörter.

Ein wichtiger, aber, inſoferne man mit Kraft ſchreibt, ſchwer zu beobachtender Grundſatz iſt es,

darauf Acht zu haben, die Pflugſchar nicht ſo tief einzuſenken, daß man dieſe aus der Furche nicht mehr herausziehen kann, um ſie in eine andere zu bringen.

Der literäriſche Styl beſteht darin, daß man durch den Satz dem Gedanken Körper und Geſtaltung gibt.

Die Aufmerkſamkeit hat eine enge Mündung. Man muß Das, was man ſagt, mit Vorſicht — ſo zu ſagen tropfenweiſe eingießen.

Eine große Kunſt iſt es, ſeinen Gedanken wie ein Wurfgeſchoß in die Aufmerkſamkeit eindringen zu machen.

Es gibt Arten des Styles, für den Blick angenehm, für das Ohr wohlklingend, für das Befühlen weich, doch dem Geruche unnütz und für den Geſchmack ohne Würze.

Der beſcheidenſte Styl gibt den Geſchmack des Schönen, wenn er den Zuſtand einer großen und ſchönen Seele ausdrückt.

Der gemäßigte Styl allein iſt der klaſſiſche.

Mit den Ausdrücken in der Literatur verhält es ſich wie mit den Farben: oft muß ſie

die Zeit gemildert haben, damit ſie allgemein gefallen.

Weichheit, die nicht erweichet; Energie, die Nichts ſtärkt, Gedrängtheit, die nicht beſtimmte Züge zeichnet; ein Styl, welchen weder Empfindungen, noch Bilder, noch Gedanken durchſtrömen — dieß Alles iſt ohne Verdienſt.

Gegenſätze wie Uebereinſtimmungen müſſen in allen gründlichen Dingen ſehr ſcharf gezeichnet ſein, als z. B. in der Architectur und in ſehr entſchiedenen Gedanken, wie Maximen und heftige Satyre. In Allem aber, was Hingebung, vertrauliche Mittheilung und Weichheit, iſt es beſſer, wenn ſie nur angedeutet und nicht vollendet ſind.

Mit dem Vergnügen des Aufſchubes (Innehaltens) kann jenes der getäuſchten, doch angenehm getäuſchten Erwartung verglichen werden. Dieſe Art Spiel wird meiſtens durch abgebrochene Symmetrie oder unterbrochene Abhänge (Neigungen), wie man deren in einigen ländlichen Liedern und in Fenelons Styl beobachten kann, hervorgebracht. Dieſe Weiſe gibt dem Liede den Anſchein von Naivität und dem Style etwas Sanftes.

Wollt ihr gut ſchreiben, ſo geſellt zu den zu lebhaften Metaphern ſolche, die gleichſam gedämpft, und zu ſcharf gezeichneten Symmetrieen ſolche, die verwiſcht ſind.

Der gedrängte Styl gehört der Ueberlegung an. Man modelt, was man ſagt, wenn man es ſtark durchdacht hat. Wenn man an Das, was man ſagt, gar nicht oder wenig denkt, ſo iſt der Ausdruck fließend und hat keine Form; ſo hat das Naive wohl Grazie, aber es mangelt ihm die Präciſion.

Geſchmückte Gedrängtheit (Kürze), — unvergleichliche Schönheit des Styles!

Diejenigen, welche nicht über Das, was ſie ſagen, hinausdenken, und die nie über Das, was ſie denken hinausſehen, haben einen ſehr entſchiedenen Styl.

Bemerket, wie beim Wortſtreite ein Jeder ſeiner Anſicht eine ſentenzartige Wendung gibt. Es iſt, weil unter allen Formen des Geſpräches dieſe die gründlichſte iſt. Sie entſpricht dem Vierecke in der Architectur. Und wie beim Streite ein Jeder ſich zu ſtärken ſucht, ſtellt auch ein Jeder ſeine Anſicht in der Art feſt, welche der Inſtinct ihm als die zur Vertheidigung und zum Angriffe geeignetſte bezeichnet.

Was Gegenſtände von allgemeiner Anerkennung betrifft, die keinen Widerſpruch, keine Anfeindung zu befürchten haben, ſo gibt man dieſen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, gewöhnlich eine gewiſſe Rundung, einen Ausdruck in Conturen, wodurch eine Form gewonnen wird, welche Grazie, Feſtigkeit und Einfachheit mit Reichthum verbindet. — In dem Style alſo ſoll man die Wahrheiten ſo feſtſtellen, als wären ſie allgemein anerkannt.

Der academiſche Styl iſt der einzige, welcher wiſſenſchaftlichen Männern ziemt, wenn ſie ſich an ihres Gleichen wenden.

Es gibt einen Buchhändlerſtyl, der nach Papier und nicht nach Welt riecht; nach dem Verfaſſer und nicht nach dem Grunde der Dinge.

Der oratoriſche Styl hat oft die Nachtheile jener Opern, deren Muſik das Verſtehen der Worte hindert: Hier verhindern die Worte, daß man die Gedanken ſehe. — Er reißt Den hin, welcher ſchreibt, und macht, daß dieſer ſich ſelbſt vorlüge, wie er auch den Leſer hinreißt und ihn dahin bringt, ſich täuſchen zu laſſen.

Hütet euch vor den Gaunereien des Styles!

Der vertrauliche Styl iſt ein Feind der Zahl,

und man muß dieſe abbrechen, damit jener natürlich ſcheine.

Durch vertrauliche Worte wird der Styl ſcharf und dem Leſer eindringlich. Durch ſie kommen die großen Gedanken in Umlauf und werden für guthaltig erachtet, wie Gold und Silber, wenn es ein gekanntes Gepräge hat.

Sie erwecken gegen Den Vertrauen, der ſie gebraucht, um ſeine Gedanken fühlbarer zu machen; denn an ſolcher Anwendung der gewöhnlichen Sprache erkennt man den Menſchen, welcher das Leben und die Verhältniſſe kennt und ſich ihnen nahe hält.

Dieſe Wörter bilden überdieß den freimüthigen Styl. Sie verkünden, daß der Schriftſteller ſich lange Zeit mit dem ausgeſprochenen Gedanken oder Gefühle genährt, daß er dieſe ſich dergeſtalt angeeignet und zur Gewohnheit gemacht habe, daß die gewöhnlichſten Ausdrücke ihm genügen, um die durch langes Innehaben ihm alltäglich gewordenen Ideen auszuſprechen.

Endlich, was man ſagt, ſcheint durch ſie wahrer zu ſein; denn unter den Wörtern ſind keine ſo klar, als die, welche man vertrauliche nennt, und die Klarheit iſt ſo ſehr einer der Charaktere

der Wahrheit, daß man jene ſelbſt oft für die Wahrheit anſieht.

Die Idiotismen ſcheinen durch ihre Vertraulichkeit ſelbſt eine größere Aufrichtigkeit auszudrücken. Sie gefallen, weil ſie mehr den Menſchen als den Schriftſteller zeigen. Allein ſie ſollen ſich dem Style einfügen wie die Falten in der Drapperie: nur eine ſie umgebende Weite kann ſie entſchuldigen.

Der aufgeblaſene Styl bildet überall einen Sack; die Gedanken hängen wenig mit dem Gegenſtande, und die Worte wenig mit den Gedanken zuſammen. Zwiſchen allen iſt Luft, Leere und zu viel Raum. Das Epitheton aufgeblaſen auf den Styl angewandt, iſt eine der kühnſten und richtigſten Metaphern, die man jemals gewagt hat. Auch verſteht ſie Jedermann und Niemand verwundert ſich darüber. Der geblähte Styl iſt wieder etwas Anderes. Er hat mehr Conſiſtenz als jener, er iſt voller; allein ſeine Fülle iſt mißgeſtaltet oder doch wenigſtens übertrieben. Er iſt zu dick oder zu fett, oder ſelbſt zu groß.

Es gibt keinen ſchönen und guten Styl, der nicht voll von Feinheiten, aber zarter Feinheiten wäre.

Zartheit und Feinheit ſind allein die wahren Kennzeichen des Talentes.

Alles läßt ſich nachahmen: Kraft, Würde, Heftigkeit, ja ſelbſt Leichtigkeit; allein Feinheit und Zartheit können nicht lange nachgemacht werden. Ohne ſie zeigt ein geſunder Styl nur einen richtigen Verſtand.

Es genügt nicht, daß man Das, was man ſagt, verſtändlich mache; man muß es auch ſichtbar machen; es muß ſowohl dem Gedächtniſſe, als der Intelligenz und Einbildungskraft genügen.

Will man ſehr Feines ſichtbar machen, ſo muß man es färben.

Bilder und Vergleiche ſind nothwendig, um den Eindruck der Ideen auf den Geiſt zu verdoppeln, indem man ihnen zugleich eine phyſiſche und intellectuelle Kraft gibt.

Bei Vergleichen muß man vom Nahen zum Weiteren, vom Inneren zum Aeußeren, vom Bekannten zum Unbekannten übergehen.

Die Geſtalt, welche ſich aus dem Style bildet, muß mit einem Male in den Geiſt eindringen, und zwar ganz, ſobald ſie vollendet iſt. Was davon in dem Buche zurückbleibt, ohne

ſich von ſelbſt loszumachen, um ſich dem Gedächtniſſe einzuprägen, iſt ein Fehler, mag es auch noch ſo zugefeilt ſein und noch ſo vollendet ſcheinen.

Wenn man, anſtatt die Bilder den Ideen zu ſubſtituiren, an die Stelle jener dieſe ſetzt, ſo verwirrt man den Gegenſtand, verdunkelt ſeinen Stoff und benimmt dem Geiſte Anderer und dem eigenen zum Theil ſein Hellſehen.

Wenn das Bild den Gegenſtand verhüllt und man aus dem Schatten einen Körper macht; wenn der Ausdruck ſo gefällt, daß man bei ihm ſtehen bleibt, ohne in den Sinn tiefer eindringen zu wollen; endlich wenn die Geſtalt ganz und gar die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, ſo iſt man auf dem Wege aufgehalten und die Straße wird mit der Herberge verwechſelt, weil uns ein ſchlechter Wegweiſer geleitet hat.

Man kann durch Bilder ſowohl begreifen, als ſich ausdrücken; allein weder urtheilen noch ſchließen.

Vollendung und Feinheit ſind für den Styl das, was der Firniß für die Gemälde; ſie erhalten ihn, machen ihn dauerhaft, und verewigen ihn gewiſſermaßen.

Man iſt nur correct, indem man corrigirt.

Beſtimmtheit, Bezeichnendes in den Ausdrücken und Klarheit ſind das Naturell des Gedankens. Seine Durchſichtigkeit iſt ſeine Schönheit. Daher kömmt es, daß der Gedanke der Kunſt bedarf, um ſich natürlich zu zeigen. — Das Gefühl bedarf deren nicht: Dieß iſt Wärme — jener Licht.

Oft können die Gedanken den Geiſt nur durch die Spitze der Worte berühren.

Sinnreiche Wendungen der Sätze leiten den Geiſt und halten ihn zuſammen.

Der frivole Styl hat bei uns längſt ſeine Vollendung erreicht.

Wenn im guten Style Geſuchtes liegt, ſo iſt dieß mehr ein Mißgeſchick als ein Fehler; denn es kömmt daher, daß der Verfaſſer nicht Zeit oder gute Gelegenheit hatte, Das zu finden, was er geſucht. Nicht der Geſchmack hat ihm gefehlt, ſondern der Erfolg.

Es gibt Schriftſteller, von welchen man ſagen könnte, daß ſie kleingefaltet ſchreiben.

Antithetiſche, räthſelartige, geſuchte Wendungen ſind der Verkürzung unentbehrlich, die

man gebrauchen muß, wenn man ſeine Gedanken, ſeine Laune oder ſein Gefühl auf einen an Worten und Zeit zu beſchränkten Raum binden will.

Eine ſolche Wendung iſt dann natürlich, und ihre Nothwendigkeit gereicht ihr zur Entſchuldigung und zum Verdienſte.

Witzige Einfälle entſtehen oft, weil der Geiſt, nachdem er alle Seiten betrachtet hat, ſchnell die zu wählende erfaßt, um die Neugierde zu reizen und alle anderen der geweckten Achtſamkeit überläßt.

Sie ſind die Zuflucht Derjenigen, welche ungeduldig, gehört zu werden, Alles zeigen, aber nicht Alles ſagen wollen. Sie entſtehen aus einem großen Bedürfniſſe, verſtanden zu werden und ſich ſchnell auszuſprechen. Ihre Stacheln ſind es, welche die Intelligenz wecken.

Großer Scharfſinn bedingt dieſes Talent, weil er es nothwendig macht (deſſen bedarf).

Im Style iſt das Hauptwort Natur und Nothwendigkeit; das Eigenſchaftswort Ueberlegung und Zierde.

In der Anwendung des erſteren liegt etwas Nüchternes, doch Genügendes; in dem zu häufigen Gebrauche des letzteren ein gewiſſer Prunk, Ehrgeiz und Ueberfluß.

Einfachheit, ſelbſt geſchmückte, verſchwindet, wenn die Eigenſchaftswörter nicht ſelten und ſparſam geſät ſind.

Die Schriftſteller, welche ſie mißbrauchen, haben Nichts oder zeigen Nichts, was nicht umkleidet wäre. Man findet bei ihnen nur Glanz; nichts Natürliches aber in ſeiner eigenthümlichen Wahrheit. Sie färben Alles mit den ihrem Geiſte eigenen Farben; proprio fucato succo depromunt.

Dadurch, daß eine ziemliche Anzahl unſerer Dichter auch Proſa geſchrieben, hat der gewöhnliche Styl einen Glanz und Kühnheiten angenommen, die er ohne ſie nicht bekommen hätte. Vielleicht haben auch einige Proſaiker — als Poeten, wenn auch nicht als Verſemacher geboren — dazu beigetragen, unſere Sprache ſelbſt in ihren vertraulichſten Ausdrücken mit jenen Reichthümern und der Pracht zu ſchmücken, welche bis dahin ausſchließliches Eigenthum des poetiſchen Idioms geweſen.

Griechenland und Rom hatten vielleicht auch Proſaiker, die als Dichter geboren waren, wie Platon, Tacitus und Andere. Allein ſie waren aus Begeiſterung Dichter, während es die Modernen durch Lebhaftigkeit und Raſchheit des

Ueberblickes ſind. Dieſes nicht iſt es, was der poetiſche Genius Schönſtes hat. Das contemplative Auge hat einen mehr himmliſchen Charakter, als ein durchdringendes.

Wie es Verſe gibt, welche ſich der Proſa nähern, ſo gibt es auch eine Proſa, die ſich den Verſen annähern kann.

Alles beinah, was eine beſtimmte Empfindung oder Anſicht ausdrückt, hat etwas Metriſches oder Gemeſſenes.

Dieſe Art hängt nicht mit der Kunſt zuſammen, wohl aber mit dem Einfluſſe und der Herrſchaft des Charakters über das Talent.

Wenn der Gedanke das Metrum macht, ſo ſoll man es beſtehen laſſen, und es gibt bisweilen bei dieſem oder jenem Schriftſteller Sätze, welche nur deßhalb unerträglich ſind, weil, während ſein Gedanke das Metrum bildet, ſeine Diction es nicht thut.

Wenn die Sprache in den Büchern weder Pracht noch Harmonie hat — und oft ſoll ſie deren auch nicht haben — ſo muß ſie doch wenigſtens Bewegung oder Wohlklang, Salbung oder Leichtigkeit, Hingebung oder ein Schweben haben, wie die Wolken am Himmel.

Der Styl, der nach Tinte riecht, d. h. jener, den man nur mit der Feder in der Hand hat, beſteht aus Worten, die außerhalb der Redefolge, in welcher ſie enthalten ſind, fremdartig ſcheinen würden und, da ſie in der Umgangswelt nicht exiſtiren, ſich lediglich in den Büchern finden, wo ſie nur durch ihre Zuſammenſtellung von Nutzen ſind.

Dieſe Worte finden ihrer Natur nach im Gedächtniſſe nicht Eingang, weil dieſes die Beſtimmtheit liebt und ſie, halb helle und halb dunkle Worte, nur ein Gewölk, eine geſtaltloſe Form hineinbrächten. Da ſie aus dem Tintenfaße geboren ſind, iſt ihr einziges Feld das Papier.

In unſerer Schriftſprache ſoll Stimme ſein, Seele, Raum, freie Luft, Wörter, die durch ſich ſelbſt beſtehen, ihre Stelle mit ſich bringen.

Damit die Schönheit das Verdienſt der Diſſonanz habe, muß ſie von einem Manne angewendet werden, der die Harmonie kennt und an ſie denkt, indem er ſie flieht; ebenſo ſoll, was den Werth der Carricatur betrifft, dieſe von einem Menſchen gezeichnet ſein, welcher den Typus des Großen in ſich hat, und an dieſen denkt, indem er von ihm abweicht.

Um in der Verkettung der Rede den Ge-

danken und Sätzen ihre Freiheit, ihre Gewandtheit und Beweglichkeit zu bewahren, muß man jedem ſeine Bahn und Tragweite, ſeine Ausdehnung und ſeine Grenzen anweiſen. Der Satz ſoll dem Gedanken gleich ſein, d. h. deſſen Dimenſionen nicht überſchreiten, ſeine Form nicht verändern, kurz er ſoll innerhalb des Bereiches ſeines Ausdruckes bleiben und nicht darüber hinausgehen.

Es iſt die Rundung des Sinnes in den Wörtern und Zwiſchenſätzen, die den Gedanken zum Verſe macht. Dieſe Abrundung erlangt man, wenn Gedanken und Wörter ſich lang im Gedächtniſſe bewegt haben.

Seinen Gedanken zur Vollendung bringen! Dieß iſt langwierig, es iſt ſelten, und verurſacht ein beſonderes Vergnügen! Denn vollendete Gedanken dringen leicht in die Geiſter; ſie haben nicht einmal nöthig, ſchön zu ſein, um zu gefallen; es genügt, daß ſie vollendet ſeien. Der Zuſtand der Seele, welche ſie in ſich hatte, theilt ſich den andern Seelen mit und trägt ihre Ruhe in ſie über.

Titel XXX.

Von den Eigenſchaften deß Schriftſtellers und den literäriſchen Arbeiten.

Die literäriſchen Eigenſchaften hängen theilweiſe mit den Organen oder mit der Seele, mit der Bildung oder mit der Natur zuſammen.

Das Feuer z. B. iſt eine Gabe, der Geſchmack läßt ſich erwerben. Die Intelligenz kömmt aus der Seele, das Handwerk aus der Uebung. Allein was aus der Seele kömmt, iſt ſchöner, und was uns angeboren, göttlicher.

Der menſchliche Geiſt hat in allen Zeitaltern dieſelben Kräfte; allein nicht dieſelbe Induſtrie, noch auch eben ſo glückliche Richtungen. Es gibt Zeitalter, in welchen eine ihm günſtige Temperatur herrſcht und ihm ſchönere Früchte hervorbringen macht.

Um in der Moral die Mitte zu erreichen, muß man nach dem Gipfel ſtreben; in der Literatur hingegen muß man nur nach der Mitte ſtreben, um bequem die höchſte Stufe zu erreichen; jede Anſtrengung nützt die zum Emporklimmen nöthigen Kräfte ab.

Glücklich Diejenigen, welche in der Literatur nach den Schlechteſten kommen! Wehe Jenen, die den Ausgezeichnetſten folgen! Entgegengeſetzt verhält es ſich im Leben und in der Welt.

Die gemachten Gelehrten ſind wie Mineralwäſſer, welche künſtlich erzeugt werden. Alles iſt in ihnen zu finden, ausgenommen das Natürliche. Sie haben nur durch ihre Anwendung Werth, nicht aber durch ihre Weſenheit.

Wahre Gelehrte, wahre Dichter werden ſolche mehr durch die Freude als durch die Arbeit. Was ſie in ihren Studien hinreißt und an dieſe feſſelt, iſt nicht ihr Ehrgeiz, ſondern ihr Genie.

Jeder gefällt ſich darin, ſein Talent in Thätigkeit zu ſetzen.

Hätten die Architecten göttliche Allmacht, ſo wären ſie nur damit beſchäftigt, die Welt zu zerſtören und wieder aufzubauen.

Alle Menſchen von Geiſt ſind mehr werth, als ihre Bücher.

Geniale Menſchen und vielleicht auch Gelehrte haben weniger Werth, wie die Nachtigall weniger werth iſt als ihr Geſang, der Seidenwurm weniger als ſein Geſpinnſt und der Inſtinct mehr als das Thier.

Biene und Weſpe ſaugen an denſelben Blumen; allein beide wiſſen darin nicht denſelben Honig zu finden.

Jedes große Talent kömmt von einem ſchlecht hergeſtellten Gleichgewichte, wo das Vitale das Schwächere, das Organiſche das Stärkere iſt, was wohl eine Art animaliſcher Unordnung, doch Kraft und Geſundheit des Geiſtes iſt. Dieſe Unregelmäßigkeit iſt eine der moraliſchen Ordnung conforme; denn ſie entſteht allein daraus, daß von beiden Principen das vorzüglichere vorgeherrſcht hat. Dieſes Uebergewicht aber hat ſein Maaß, und darf nicht bis zum Aeußerſten ſchreiten. Ohne ein gewiſſes Verhältniß wäre der Untergang ſicher; nicht das Gleichgewicht allein gienge zu Grunde, ſondern die Waage ſelbſt.

Für Einige iſt das Schreiben ihre Beſchäftigung, ihr Geſchäft, ihr Leben; für Andere ihre

Unterhaltung, Zerſtreuung, ihr Spiel. Bei Jenen iſt es Amt, Ausübung, Pflicht, Begeiſterung; bei Dieſen Aufgabe, Handwerk, Berechnung, Verkehr, freier Vorſatz. Die Einen ſchreiben, um Das zu verbreiten, was ſie als das für Alle Beſſere erachten; die Andern, um Das auszubreiten, was ſie für ſich am beſten halten. Sonach wollen die Einen recht thun, die Anderen zur rechten Zeit, indem ſich die Erſteren die Wahrheit, die Letzteren den Gewinn zum Zweck geſetzt haben.

Der Weiſe ſtellt nicht zuſammen. Von ſeinen eigenen Ideen läßt er wenige zu; er wählt die wichtigſten aus, gibt ſie preis, wie ſie ſind, und verliert nicht viel Zeit mit Deductionen.

Triptolemus, als er den Menſchen das Getreide gab, begnügte ſich damit, es zu ſäen; er überließ den Anderen die Sorge, es zu malen, zu ſieben und zu kneten.

In der Literatur nenne ich Tyrannen jene blendenden Schriftſteller, deren Geiſt es nicht zuläßt, daß man einen anderen Geiſt, als den ihrigen liebe. Bösartige Zauberer, die uns bald durch dunkle, bald heitere Ergötzungen täuſchen; ſie machen ſich zu Herren der Welt, nicht durch ihre Intelligenz, ſondern durch den Dunſt, den

ſie verbreiten und mit welchem ſie die Gegenſtände umnebeln. Ihr Erſcheinen iſt eine Geißel, der man huldigt, die man preiſt, und über welche ihre Anhänger mitten unter den durch ihre Blendwerke verurſachten Trümmern und Ruinen frohlocken, und mitten in dem Blute und in den Thränen, welche durch ihre Gewalt vergoſſen wurden.

Die Schöpfungen gewiſſer Geiſter kommen nicht aus ihrem Boden, ſondern aus dem Dünger, womit dieſer bedeckt wurde.

Von Natur aus ſingt die Seele ſich Alles ſelbſt vor, was ſchön iſt oder ſo erſcheint. — Sie ſingt ſich dieß nicht immer in Verſen oder gemeſſenen Wörtern, ſondern in Eindrücken und Bildern, in welchen ein gewiſſer Sinn liegt, eine gewiſſe Empfindung, eine gewiſſe Form und Farbe, welche unter ſich und jede wieder in ſich harmoniſch ſind. Wenn die Seele in dieſer Weiſe verfährt, fühlt man, daß die Fibern ſich ſteigern und ſich in Einklang bringen.

Sie tönen von ſelbſt und ohne Zuthun des Schriftſtellers, deſſen ganze Arbeit darin beſteht, ſich zu belauſchen, nachlaſſende Saiten wieder zu ſpannen und die herabzuſtimmen, deren Ton zu hoch iſt, wie Alle, welche ein feines Gehör ha-

ben, es thun müſſen, wenn ſie ein beſaitetes Inſtrument ſpielen.

Wer immer in dieſer Art Etwas hervorgebracht, wird mich wohl begreifen und eingeſtehen, daß man, um in ſolcher Weiſe zu ſchreiben oder zu ſchaffen, vor Allem aus ſich ſelbſt ein ſo organiſirtes Inſtrument zu machen hätte oder ein ſolches bei jedem Werke (dieſer Art) werden müßte.

In der Poeſie, der Redekunſt, Muſik, Mahlerei, Bildhauerei, ſelbſt im Urtheile gibt es nichts Schönes, als was aus der Seele oder aus dem Innerſten hervorgegangen iſt.

Das Innerſte (Leben) iſt nach der Seele das, was wir Vertrauteſtes haben.

Die Entzückung des Geiſtes und nicht die gute Abſicht iſt es, welche ſchöne Werke hervorbringt.

Der, welcher unter allen Umſtänden eine Katze Katze nennen würde, wäre ein freimüthiger und könnte auch ein rechtlicher Menſch ſein, aber kein guter Schriftſteller; denn, um gut zu ſchreiben, reicht das bezeichnende und hinreichende Wort in der Wirklichkeit nicht hin. Es iſt nicht genug, daß man klar ſei und verſtanden werde, man ſoll auch gefallen, verführen, und in aller Augen Täuſchungen hervorbringen;

ich meine damit ſolche, die erhellen, nicht die, welche irre führen, indem ſie die Gegenſtände entſtellen. Um aber zu gefallen und zu entzücken, genügt die Wahrheit allein nicht; es muß auch vom Menſchen ſelbſt Etwas dabei ſein; die dem Sprechenden eigenthümlichen Gedanken und Bewegungen müſſen ſich fühlen laſſen. Es iſt die menſchliche Wärme und beinah die menſchliche Subſtanz, welche Allem dieſe uns bezaubernde Annehmlichkeit verleiht.

Begeiſterung (enthousiasme) iſt immer ruhig, immer langſam und bleibt innig. Explosion (Ausbruch) iſt nicht Begeiſterung und iſt auch nicht durch ſie veranlaßt; ſie (die Explóſion) kömmt aus einem heftigeren Zuſtande. Man ſoll auch nicht die Begeiſterung mit dem Feuer verwechſeln; dieſes regt auf, jene bewegt; das Feuer iſt nach der Begeiſterung das Beſte zur Inſpiration.

Boileau, Horaz, Ariſtophanes hatten Feuer; La Fontaine, Menander, Virgil die ſanfteſte und auserleſenſte Begeiſterung. J. B. Rouſſeau hat mehr Feuer als Chaulieu; Chaulieu hingegen mehr Begeiſterung als jener. Was Racine betrifft, ſo iſt es nicht dieſes, was ihn auszeichnet. Er hatte Vernunft und Geſchmack im höchſten Grade. In ſeinen Werken iſt Alles Wahl;

Nichts iſt Nothwendigkeit. Darin beſteht ſeine Vortrefflichkeit.

Es bedarf der Begeiſterung in der Stimme, um eine große Sängerin — in der Farbe, um ein großer Mahler — in den Tönen, um ein großer Muſiker, und in den Worten, um ein großer Schriftſteller zu ſein; allein dieſe Begeiſterung muß verborgen und gleichſam nicht fühlbar ſein: ſie bewirkt Das, was man Zauber nennt.

Es gibt zwei Arten von Genie; das Eine, welches mit einem Blicke Alles durchſchaut, was zum menſchlichen Leben gehört; das Andere Alles, was mit dem Göttlichen und mit der Seele zuſammenhängt. Selten hat man Erſteres vollſtändig und vollkommen ohne auch einige Theile des Zweiten zu haben; allein man kann das Letztere ohne das Erſte haben.

Es kömmt daher, daß die menſchlichen Dinge von den Göttlichen abhängen und ſie überall berühren, ohne daß eine Gegenwirkung Statt findet. Der Himmel könnte ohne die Erde, doch dieſe nicht ohne den Himmel beſtehen.

Buffon ſagt, das Genie ſei nur die Fähigkeit zur Geduld. Die Fähigkeit zu einer langen und unermüdlichen Aufmerkſamkeit iſt allerdings

das Genie der Beobachtung; allein es gibt noch ein anderes: das der Erfindung, welches die Fähigkeit zu einem lebendigen, ſchnellen und beſtändigen Durchdringen iſt.

Geduld und Durchdringen machen das ganze Genie aus; allein man muß noch in der Ausführung (ſeinem letzten Wirken) Leichtigkeit und Schnelligkeit beifügen.

Voltaire hatte die letzteren Eigenſchaften, aber nicht die anderen beiden; Rouſſeau beſitzt die erſten, allein die beiden letzten fehlen ihm.

Ueberdieß ſind die erſteren die wichtigeren; mit ihnen hat man wenigſtens Genie für ſich, wenn auch nicht für die ganze Welt; während man mit den beiden letzten wohl eine Art des Genie's für Andere, aber gar keines für ſich hat, und keinen Genuß von ſeinen Empfindungen noch Ideen.

Einige Menſchen haben das Genie im Körper; Andere haben es nur in der Seele.

Es gibt eine Art Genie, welche an der Erde zu haften ſcheint; das iſt die Kraft; — eine andere, welche an der Erde und an dem Himmel Theil hat; das iſt die Erhebung; — eine dritte endlich, die an Gott Theil hat; das iſt

das Licht und die Weisheit, oder das Licht des Geiſtes.

Alles Licht kömmt von Oben.

Ohne Hinreißung oder vielmehr Entzückung des Geiſtes iſt kein Genie möglich.

Ein zugleich verhüllter und durchſichtiger Charakter — das iſt der Zauber!

Wo keine Zartheit, da iſt auch keine Literatur.

Eine Schrift, in der ſich nur Kraft und ein gewiſſes Feuer ohne Glanz finden, zeigt nur den Charakter (des Verfaſſers) an. Dergleichen liefert man, wenn man nur Nerven, Galle, Blut und Stolz hat.

Ein Buch oder ein Werk ſchreiben iſt zweierlei. Ein Werk verfaßt man durch die Kunſt; ein Buch durch Tinte und Papier. Man kann ein Werk in zwei Seiten ſchreiben, aber in zehn Foliobänden doch nur ein Buch.

Das Schöne! Das iſt Schönheit, nur mit den Augen der Seele betrachtet.

Damit eine Perſon, eine Sache oder ein Erzeugniß ſchön ſei, bedarf es vor Allem, daß die Gattung oder Art ſchön iſt. Ohne dieſe Vorbedingung würde es keine innerliche Schönheit, welche auch die Seele zu rühren vermöchte, ge-

ben; denn Nichts iſt rührend, Nichts eindringend, als was von Gott kömmt, aus der Seele und von innen.

Das Schöne iſt nützlicher für die Kunſt; das Erhabene jedoch nützlicher für die Sitten, weil es die Geiſter erhebt.

Es gibt zwei Arten, erhaben zu ſein: durch Ideen oder durch Empfindungen.

Im zweiten Falle hat man feurige Worte, welche eindringen und hinreißen; im erſten hat man nur Worte des Lichtes, die wenig erwärmen, aber entzücken.

Das Waſſer, welches vom Himmel fällt, iſt befruchtender.

Oft iſt es unvermeidlich, durch das Subtile zu gehen, um ſich erheben und zum Erhabenen gelangen zu können, gleichwie man nur durch Wolken zum Himmel emporſteigt. Wenn man ſich alſo des Subtilen als eines Mittels bedient, um zu erhabenen Wirklichkeiten zu gelangen, ſo ſoll man es annehmen; wollte man ſich aber dabei aufhalten, ſo müßte man es von ſich weiſen, d. h. man ſoll es als Weg (Mittel) nicht aber als Zweck zulaſſen.

Das Erhabene iſt der Gipfel des Großen.

Wenn man das Erhabene überſchreitet, ſo verfällt man in Uebertreibung.

Im Gemäßigten, wie in allem mehr Untergeordneten hängt man unwillkürlich von den Zeiten ab, in welchen man lebt, und gegen ſeinen eigenen Willen redet man wie ſeine Zeitgenoſſen. Im Erhabenen jedoch und in Allem, was daran Theil hat, tritt man aus der Zeit heraus; man iſt von Niemanden abhängig, und kann in jedwedem Zeitalter vollkommen ſein, nur in dieſen oder jenen Zeiten mit größerer oder geringerer Mühe.

Die Energie verdirbt die Feder junger Leute, wie der zu hohe Geſang ihre Stimme. Der Nutzen der Kunſt beſteht darin, daß man Kräfte, Stimme, Talent und Geiſt zu mäßigen lerne; und dieß iſt auch das einzige Mittel, Auszeichnung zu erreichen.

Kraft iſt nicht Energie; einige Schriftſteller haben mehr Muskeln als Talent.

Mäßigung in Büchern, Gedanken und Schreibart machen auf den Geiſt den guten Eindruck, welchen ein ruhiges Antlitz auf unſere Augen und unſere Stimmung macht.

Eine reiche und kluge Einbildungskraft iſt das einzige Verdienſt, welches ein Buch geltend machen kann.

Worte, Werke und Dichtungen, in welchen mehr Ruhe, doch eine anregende Ruhe ſich findet, ſind ſchöner, als jene, in welchen Bewegung vorherrſcht. Die durch das Unbewegliche veranlaßte Bewegung iſt die vollendetſte und reizendſte; ſie gleicht jener, welche Gott der Welt eindrückt; ſo daß der Schriftſteller, der ſie hervorbringt, eine Thätigkeit ausübt, die etwas Göttliches an ſich hat.

Alles Glänzende, das ſchnell vor unſeren Augen vorüberzieht ohne uns zur Betrachtung Zeit zu laſſen, blendet. Schatten muß dem Blitze folgen, damit dieſer zu ertragen ſei.

Man findet in gewiſſen Büchern künſtliche Lichtpunkte, jenen auf Gemälden nicht unähnlich, und durch denſelben Mechanismus gebildet, indem man die Schatten in gewiſſen Theilen aufhäuft, in anderen zerfließen läßt. Hieraus entſteht ein gewiſſer Zauber von Helldunkel, der Nichts erleuchtet, doch dem Platte, auf welchem er ſich befindet, einige Klarheit zu geben ſcheint.

Der Glanz iſt ein ruhiges, innerliches und

in allen Punkten gleichmäßiges Leuchten; der Schimmer iſt ein Leuchten, das nicht in der ganzen Maſſe herrſcht, ſie nicht durchdringt und ſich nur in den einzelnen Theilen findet.

Es iſt gut und ſchön, wenn die Gedanken ſtrahlend ſind; allein ſie ſollen nicht funkeln oder dieß nur ſelten. Am beſten iſt es, wenn ſie einen Widerſchein geben.

Unſere Ideen beſtehen, gleich unſeren Mahlereien, aus Schatten und Licht, aus Dunkelheit und Helle.

Es gibt Gedanken, die durch ſich ſelbſt leuchtend ſind; andere wieder, die nur durch den Ort den ſie einnehmen, leuchten; man könnte ſie nicht daraus entfernen, ohne ſie auszulöſchen.

Einige Schriftſteller bilden ſich eine künſtliche Nacht, um ihrer Seichtheit den Anſchein gröſſerer Tiefe, ihren ſchwachen Klarheiten mehr Glanz zu geben.

Die wahrhafte Tiefe kömmt aus den concentrirten Ideen.

Seid tief bei klaren und nicht dunklen Ausdrücken! Schwierige Gegenſtände werden leicht, ſobald ſie die Reihe trifft; allein man muß in

Das einen gewiſſen Reiz legen, was man ergründet, und in jene dunklen Höhlen, in welche man erſt vor Kurzem gedrungen iſt, die reine und ehrwürdige Klarheit jener minder gelehrten, aber mehr erleuchteten Zeitalter bringen.

Es iſt erlaubt, ſich von der Einfachheit zu entfernen, wenn dieß zur Annehmlichkeit unumgänglich nothwendig iſt, und wenn die Einfachheit allein nicht ſchön wäre.

Ziererei (Affectation) liegt vorzüglich in den Worten; Anmaßung in der Eitelkeit des Schreibers. Durch die eine ſcheint der Autor zu ſagen: Ich will klar ſein oder ich will genau ſein, und er mißfällt nicht; durch die andere ſcheint er zu ſagen: Ich will glänzen, und man pfeift ihn aus.

Allgemeine Regel: So oft der Schriftſteller nur an den Leſer denkt, verzeiht man ihm; denkt er aber nur an ſich ſelbſt, ſo ſtraft man ihn.

Die Verkünſtlung des Ausgezeichneten iſt ohne Zweifel die verwerflichere; doch das Ausgezeichnete iſt das Beſſere daran.

Man macht einigen Schriftſtellern den Vorwurf der Geſuchtheit. Meinestheils ſuche ich in den Büchern ſehr nach dem richtigen, einfachen

Ausdrucke und nach dem, welcher ſich für den in Frage ſtehenden Gegenſtand am beſten eignet, wie auch für den Gedanken, den man hat, für das Gefühl, von welchem man beſeelt iſt, und auch ſowohl zu dem Vorhergehenden als dem Folgenden und der Stelle paßt, die das Wort erwartet.

Man ſpricht von Natürlichkeit! Es gibt deren eine gemeine und eine auserleſene.

Der natürliche Ausdruck iſt nicht immer der üblichſte, ſondern derjenige, welcher der Weſenheit entſpricht. Gewohnheit iſt nicht Natur, und das Beſte iſt nicht Das, was ſich zuerſt darbietet, ſondern was immer bleibend ſein ſoll.

Manier iſt für die Methode, was Heuchelei der Tugend gegenüber iſt; allein ſie iſt eine aufrichtige Heuchelei; der Heuchler iſt ſelbſt der durch ſie Betrogene.

Manierirt nennt man in der Literatur Das, was man nicht leſen kann, ohne ſich dabei eine kleinliche Geſtikulation, eine erzwungene nicht mit dem ganzen Weſen des Menſchen zuſammenhängende Bewegung zu denken. Geziertes und geſuchtes Weſen macht den Eindruck der Contraction (pincement). Lächerliches gibt das Bild einer Verzerrung.

Man kann einige Schriftſteller nicht leſen, ohne ſich an ihnen eine gewiſſe leicht nachzuahmende Art der Kopfhaltung vorzuſtellen. In Montesquieu z. B. findet ſich zuweilen dieſe Art Contraction. Es iſt wie das Runzeln der Stirne, welches durch das Nachdenken entſteht, gleichſam um nichts entſchlüpfen zu laſſen.

Natürlichkeit! Die Kunſt muß ſie in Thätigkeit ſetzen, und dieſe Beide ſpinnen und glätten.

Wenn man mit Leichtigkeit ſchreibt, glaubt man immer mehr Talent zu haben, als man wirklich hat. Um gut zu ſchreiben, bedarf man einer natürlichen Leichtigkeit und einer erlangten Schwierigkeit.

Leichtigkeit dem Erhabenen entgegengeſetzt. Seht Cicero: Nichts fehlt ihm, als das Hinderniß und der Sprung darüber!

Man muß des „Zuviel's“ fähig, aber deſſen nicht ſchuldig ſein; denn das Papier iſt geduldig, der Leſer aber nicht, und ſeine Sättigung iſt mehr zu befürchten, als daß er vermiße.

Die alten Kritiker ſagten: Plus offendit nimium quam parum. Wir haben dieſe Behauptung beinah umgekehrt, indem wir jedem Ueberfluß Lob ſpenden.

Hütet euch, Das, was klar iſt, allzuſehr in die Breite zu ziehen. Dieſe nutzloſen Erklärungen, dieſe anhaltenden Auseinanderſetzungen bieten nur das einförmige Weiße einer langen Mauer und machen uns dieſelbe Langeweile.

Man iſt noch nicht Baumeiſter, weil man eine große Mauer aufgeführt hat; und man hat noch kein Werk verfaßt, weil man ein dickes Buch geſchrieben hat.

Verſchwendung der Worte und Gedanken offenbart einen tollen Geiſt. Nicht Ueberfluß, ſondern Trefflichkeit macht den Reichthum aus. Sparſamkeit in der Literatur kündigt den großen Schriftſteller an. Ohne gute Ordnung und Mäßigkeit gibt es keine Weisheit; ohne Weisheit keine Größe.

Zierlichkeit (elegance) und Sorgfalt ſind ſich nothwendig und gefallen ſich gegenſeitig. Wenn die Sorgfalt Eleganz hervorgebracht hat, wird ſie durch dieſe Annehmlichkeit zur Leichtigkeit. Ungezwungenheit iſt in einem Werke nothwendig, nicht aber dem Verfaſſer, wäre es denn zu ſeinem eigenen Vergnügen. Für das Vergnügen des Leſers genügt es, daß die Mühe es zu Stande gebracht.

Es gibt weibiſche Annehmlichkeiten. In vielen Reden hört man eher Weiber- als Männerſtimmen.

Die Stimme der Klugheit hält die Mitte ein, gleichſam wie eine himmliſche Stimme, die geſchlechtslos iſt.

So iſt die eines Fenelon oder Plato.

Wenn man einem Werke die Feile anmerkt, ſo kömmt dieß daher, daß es nicht genug polirt iſt; riecht es nach Oel, ſo hat man nicht genug gewacht.

Die Vollendung hängt von Kleinigkeiten ab. Das Lächerliche liegt nicht darin, daß man ſie anwendet, ſondern, daß man ſie von ihrer Stelle rückt.

Muße iſt den Geiſtern ebenſo nothwendig wie Arbeit. Man verdirbt ſich den Geiſt, wenn man zu Viel ſchreibt; man verroſtet, wenn man Nichts ſchreibt.

Unwiſſenheit, welche in der Moral den Fehler verringert, iſt in der Literatur an und für ſich ein Hauptfehler.

Gut weiß man, was es immer ſei, erſt lange, nachdem man es gelernt hat.

Es iſt unmöglich, ſehr unterrichtet zu werden, wenn man nur Das lieſt, was gefällt.

Den Schriftstellern wäre vielleicht Folgendes als ein nicht unwichtiger Rath zu geben: Schreibet nie Etwas, was euch nicht großes Vergnügen macht!

Die Bewegung geht leicht vom Schriftsteller auf den Leser über.

In literärischen Arbeiten erinnert die Ermüdung den Menschen an die Unfähigkeit des Augenblickes. Junge Schriftsteller geben ihrem Geiste viel Bewegung, aber wenig Nahrung.

Das Bewußtsein gefallener oder kranker Schriftsteller verläumdet ihr Talent; sie fühlen dann ihre Schwäche, fühlen aber nicht mehr ihre Stärke.

Das angenehm zu machen, was es noch nicht gewesen, ist eine Art Schöpfung.

Gemeinplätze sind von fortwährendem Interesse. Es ist der gleichförmige Stoff, welchen der menschliche Geist, wenn er gefallen will, immer und überall zu gebrauchen benöthigt ist.

Die Umstände bringen ihre Mannigfaltigkeit hinein.

Es gibt nicht leicht eine angenehmere Musik, als Variationen über bekannte Weisen.

Was Leander ſagt: „Seht mich nur bei meiner Rückkehr," iſt eigentlich Dasſelbe, was Ajax ſagt: „Laß uns bei Tageshelle untergehen." Allein durch die Umſtände iſt der Ausſpruch des Ajax heroiſch, jener des Leander nur fein. Die Umſtände bilden ſo zu ſagen einen Ort, der nach ſich ſelbſt modelt und Das verkleinert oder vergrößert, was ihnen vorgeht oder geſagt wird.

Das Genie beginnt die großen Werke; doch die Arbeit allein vollendet ſie.

Der Schriftſteller muß die Hand außerhalb ſeines Werkes haben, d. h. er ſoll nicht nöthig haben, es durch Erklärungen, Noten und Vorreden zu unterſtützen, und der Gedanke ſoll auch außerhalb des Geiſtes Beſtand haben, d. h. auſſerhalb der Syſteme oder der Abſichten des Verfaſſers.

Beſſen, was nothwendig iſt, entbehren, oder Das, was unnütz iſt, anwenden wollen, ſind Quellen der Fehler beim Verfaſſen.

Es iſt gut, ſeine Anſichten, Beobachtungen, Gedanken niederzuſchreiben, doch nicht ſeine Urtheile. Der Menſch, der ſeine Urtheile zu Papier bringt, ſetzt überall „Calpe's" und „Abila's" vor ſeine Augen. Er macht daraus ein nec plus ultra und geht nicht weiter.

Man ſoll nie ſeine Gedanken ganz geben, jenen ausgenommen, deſſen man ſich zu entledigen wohl thut.

Ergieße den Zorn ganz, aber nicht die Freundſchaft; die Unbill, aber nicht das Lob.

Löſche den Geiſt nicht aus; entleere ihn auch nicht. Behalte immer einen Theil ſeiner Schöpfung zurück und laſſe dieſer Biene Etwas von ihrem Honig, damit ſie ſich davon nähren könne.

Bei allen literäriſchen Arbeiten muß man Das vermeiden, was den Geiſt von der Seele trennt. Die Gewohnheit abſtracter Beurtheilung bringt dieſen entſetzlichen Mißgriff mit ſich.

Um einen Gedanken hervorzubringen bedarf es nur der Wärme und der Bewegung d. h einer Ueberzeugung und eines Urtheils.

Allein ein Gedanke iſt das Reſultat; der Geiſt die reine Eſſenz einer Unendlichkeit von Gedanken. Um ihn zu Tage zu fördern, bedarf es einer genauen und klaren Kenntniß und durchſichtiger Wörter.

Man könnte aber nicht dazu gelangen, ohne den Kopf lange ausdünſten zu laſſen, damit der Geiſt freier bleibe; ohne ſeiner erſten Auffaſſung die Zeit zu laſſen, ſich des Bodenſatzes zu ent-

lebigen, endlich ohne ſeinen Wörtern den Schliff des Glaſes zu geben.

Die ſchönen Empfindungen und Gedanken, welche wir mit Erfolg in unſeren Schriften darlegen wollen, müſſen uns ganz vertraut ſein, damit man in deren Ausdrucke die Leichtigkeit und den Reiz der Gewohnheit finde.

Die Gedanken, welche uns von ſelbſt kommen, ſind beſſer als die, welche wir (durch Suchen) finden.

Man ſollte nur Das glauben, was man nach einer langen Ruhe der Seele empfindet, und ſich ausdrücken, nicht wie man fühlt, ſondern wie man ſich erinnert.

Man ſoll die Gegenſtände nur der Empfindungen wegen beſchreiben, welche ſie in uns hervorbringen; denn das Wort ſoll zugleich die Sache und den Schriftſteller, den Gegenſtand und den Gedanken darſtellen.

Nicht Das, was man ſagt, ſondern was man verſtändlich macht; nicht was man mahlt, ſondern was man zur Vorſtellung bringt, iſt in der Beredſamkeit und in der Kunſt von Wichtigkeit.

Ein Kunſtwerk ſoll den Anſchein einer Idee,

nicht den einer Realität haben. Unſere Gedanken ſind auch wirklich immer edler, ſchöner und geeigneter die Seele zu rühren, als die Gegenſtände, welche ſie darſtellen, ſelbſt wenn ſie dieſelben an und für ſich gut darſtellen.

Weit entfernt die Wirklichkeit anzuwenden, muß man immer durch Klarheiten die Schattenſeite, durch Schönheiten die Mängel darſtellen.

Der Geiſt empfängt mit Schmerz: er gebiert aber mit Entzücken.

Drei Dinge ſind nothwendig, um ein gutes Buch zu machen: Talent, Kunſt und Handwerk, d. h. Natur, Gewandtheit und Uebung.

Wenn man ſchreibt, ſo muß man bedenken, daß die Literaten da ſind; aber nicht zu ihnen ſoll man ſprechen.

Hat man ein Werk vollendet, ſo bleibt noch etwas ſehr Schwieriges zu thun, nämlich deſſen Oberfläche einen Firniß von Leichtigkeit, einen Anſchein von Vergnügen zu geben, die dem Leſer die Mühe des Autors verbergen und erſparen.

Vermöge der Natur unſeres Geſchmackes und der Eigenſchaften, welche dem wahren oder erdichteten Stoffe nothwendig ſind, um der Ein-

bildungskraft zu gefallen und dem Herzen zu entſprechen, — endlich vermöge der nothwendigen Bedingung der Unveränderlichkeit der menſchlichen Natur, gibt es wenige epiſche, dramatiſche und komiſche Stoffe, und durch unſere Beſtrebungen, deren neue zu ſchaffen, verſuchen wir oft das Unmögliche.

Das Ende eines Werkes ſoll immer an deſſen Anfang erinnern.

Das letzte Wort ſoll auch das letzte ſein. Es iſt gleichſam wie die Hand, die der Farbe die letzte Nüance gibt: man kann nichts mehr beifügen.

Welche Vorſicht muß man aber gebrauchen, um nicht zuerſt das letzte Wort zu ſagen!

Reden iſt nothwendig: reden wir alſo, wie wir es können; allein ſchreiben, drucken laſſen! es handelt ſich dabei nur um die Ehre. Schreibe alſo nicht, wenn du nicht ausgezeichnet biſt, und um ausgezeichnet zu ſein, ſchreibe wenig.

Im Voraus einen genauen, in's Einzelne gehenden Plan machen, heißt dem Geiſte alles Vergnügen der Zufälligkeit und Neuheit in der Ausführung rauben; man macht ſich dadurch dieſe Ausführung abgeſchmackt und deßhalb un-

möglich in den Werken, welche von der Begeiſterung und der Einbildungskraft abhängig ſind.

Nicht ſo iſt es bei den Werken, deren mechaniſche Vollendung von Auge oder Hand abhängt. Die Formen und Farben, welche in jedem Augenblicke unter dem Meißel des Bildhauers oder dem Pinſel des Mahlers entſtehen, bieten ihnen die dem Genie unentbehrlichen Zufälligkeiten in Menge dar, damit dieſes ſtets Vergnügen in der Arbeit finde.

Der Redner aber, der Dichter und der Philoſoph bedürfen nur eines unvollſtändigen und nicht abgeſchloſſenen Planes; es genügt ihnen, Anfang, Mitte und Ende ihres Werkes im Voraus zu kennen, ihren Maßſtab, ihren Ruhepunkt und ihren Zweck zu wählen.

Die literäriſche und poetiſche Ordnung hängt von der natürlichen und freien Reihenfolge der Bewegungen ab.

Die ſchöne Unordnung, von welcher Boileau ſpricht, iſt eine ſcheinbare Unordnung, aber eine wirkliche Ordnung.

Der Geiſt wird zum Zwecke geführt, nach welchem er ſich geſehnt, und gelangt durch ein reizendes Labyrinth dahin.

In dem „lucidus ordo“ des Horaz liegt etwas Siderales.

Unſere trockene Methode iſt mehr eine „ordo ligneus vel ferreus“; Alles haftet da an Klammern, und iſt in Fugen geſchaltet.

Man muß ſich Raum machen, um ſeine Flügel zu entfalten. Iſt einerſeits die Incoherenz unförmlich, ſo zerſtört andererſeits eine zu ſtrenge Cohäſion alle Erhabenheit in den ſchönen Werken.

Ich möchte, daß ſich die Gedanken in einem Buche folgten wie die Geſtirne am Himmel, mit Ordnung, Harmonie, doch bequem und in Zwiſchenräumen, ohne ſich zu berühren, ohne ſich zu vermengen und dennoch ſich folgend, übereinſtimmend und ſich reihend. Ich möchte endlich, daß ſie rollten ohne ſich zu halten, dergeſtalt, daß ſie wie abgereihte Perlen unabhängig für ſich beſtehen könnten.

In dem Geiſte gewiſſer Schriftſteller bildet ſich keine Geſtaltung, kein Faltenwurf und keine Zeichnung. Ihre Bücher bieten eine flache Ebene dar, über welche Worte hinrollen.

Ouvertüre, Exordium, Präludium dienen dem Redner, dem Dichter und Muſiker dazu, ihren eigenen Geiſt zu ſtimmen, und den Zuhörern, um ihre Aufmerkſamkeit vorzubereiten. — Es ſoll darin eine gewiſſe Langſamkeit herrſchen, welche

an dem vorhergehenden Stillſchweigen und an dem darauf folgenden Geräuſche Theil hat.

Der Künſtler ſoll darin ſeine Hülfsmittel zeigen, um Bürgſchaft für ſeine Fähigkeit zu geben, doch mit der Beſcheidenheit und Zurückhaltung eines Mannes, deſſen Sinne ſo zu ſagen erwachen und nur allmählig in Thätigkeit kommen.

Dann erſt, wenn der Geiſt ſeinen Flug genommen und die Aufmerkſamkeit ſtätig geworden, dann beginnt die Wirkſamkeit, und der Stoff entfaltet ſich.

Die Epiſoden machen durch ihre Einflechtungen das Gewebe feſter und die Erzählung wahrſcheinlicher.

Die zweite Handlung, indem ſie ſich mit der erſteren vermengt, gewöhnt den Geiſt, darin mehr Wirklichkeit zu finden und ſcheint durch längere Dauer ihr mehr Beſtand zu geben.

Es gibt Citationen, welche man gebrauchen muß, um der Rede mehr Kraft, um ihr eindringendere Töne zu geben, mit einem Worte, um ihre Fülle zu ſtärken. Andere gibt es, welche gut ſind, um ihr Ausdehnung, Raum und ſo zu ſagen durch leichte Färbungen — Himmel zu geben.

So ſind die des Plato.

Wenn man erfindet, weiß man nur dann gut, was man ſagen wollte, wenn man es geſagt hat.

Das Wort iſt es in der That, welches die Idee vollendet und zur Exiſtenz bringt. Durch das Wort kömmt ſie zu Tage, „in lucem prodit.“

Warum man oft lange ſucht, wenn man erfindet oder ſchafft, iſt, weil man nicht da ſucht, wo man ſuchen ſoll, und ſucht, wo man es nicht ſollte. Glücklicherweiſe macht man auf dieſen Irrwegen mehr als Eine Entdeckung; man begegnet glücklichen Zufälligkeiten und iſt oft entſchädigt für Das, was man ſucht, ohne es zu finden, durch Das, was man findet, ohne es geſucht zu haben.

Ebenſo, wie wir Linien in den Händen haben, welche Gewalten ſind, wie der Hebel; ebenſo gibt es deren in der Redekunſt, Dichtkunſt und ſelbſt bis in der Thätigkeit, welche der Geiſt in ſich allein ausübt. Oft, nachdem er ſich einen unnützen Gedanken gegeben hat, duldet er ſich dieſen und handhabt ihn, um einen anderen dadurch herbeizuführen. So auch ſind in den Schriften und in der Kunſt gewiſſe Redeſätze und Farben nur deßhalb da, um andere mehr her-

vorzuheben. Allein wären ſie Nichts; doch werden ſie durch ihre Wirkung eine Macht, und dieſe Wirkung verdanken ſie nicht ihrer Natur oder ihrem eigenen Werthe, ſondern der Stelle, die ſie einnehmen und der Anwendung, die man von ihnen macht. Ihre Nachbarſchaft macht ihren Werth, ihre Vereinzelung ihre Nichtigkeit.

Ein gewöhnliches Buch bedarf nur eines Stoffes; allein ein ſchönes Werk muß einen Keim haben, welcher ſich im Geiſte von ſelbſt entwickelt, wie eine Pflanze.

Nur jene ſind ſchöne Werke, welche, wenn auch nicht gearbeitet, doch wenigſtens geträumt wurden.

Man muß mehr als Einen rieſenhaften Gedanken haben, um ein ſchönes Werk hervorzubringen. Das Uebermaas, auf das richtige Maas zurückgeführt, gibt die Größe in ihren Verhältniſſen.

Es iſt nicht ſo faſt die Aehnlichkeit, als die Weſenheit unſerer Gedanken, ihr Saft, ihre Quinteſſenz, ihre Tugend, welche unſere Geſpräche durchdringen ſoll.

Ein Gedanke iſt nur vollkommen, wenn er verwendbar iſt, d. h. wenn man ihn nach Belieben losttrennen und verſetzen kann.

Nur eines Augenblickes bedarf der Scharfsinn, um Alles zu bemerken. Die Genauigkeit hat Jahre nöthig, um Alles auszudrücken.

Die Declamation entsteht aus der Ueberspanntheit.

Sie unterscheidet sich von der Beredsamkeit dadurch, daß diese große Gedanken und jene große Worte darlegt.

Der Redner ist mit seinem Stoffe, der Declamator mit seiner Rolle beschäftigt; der erste handelt, der zweite thut dergleichen; jener ist Original, dieser nur Nachahmung. *)

Die Beredsamkeit und die Wissenschaften sind an jenen Orten geboren, von welchen uns die Sonne kömmt. Unser Occident sieht Alles sterben. „Aus dem Norden" — sagt Voltaire — „kömmt heutzutage unser Licht." — Der Norden wird Alles erstarren machen.

Es gibt zwei Arten der Beredsamkeit: die eine strebt unsere Begeisterung, die andere unsere Leidenschaften mitzutheilen. In der ersten strebt

*) Im letzten Satze hat Joubert den Gegensatz durch die Ausdrücke „personne" und „personnage" gegeben. Anm. d. Uebers.

Alles nach Ruhe und Licht; in der zweiten hingegen Alles nach Feuer und Bewegung.

Man muß sagen, was man denkt, um mit sich und dem Gesagten zufrieden zu sein; um jedoch beredsam, fruchtbar, mannigfaltig, reichhaltig — mit einem Worte — um ein Redner zu sein, mag es nothwendig sein, daß man nur Das vorzutragen habe, was man nur halb oder unbestimmt seit kurzer Zeit, ja im Augenblicke selbst denkt.

Die Wärme der Gedanken, in der That, kömmt aus ihrer Neuheit und ihrem Ueberfließen, selbst aus den Unentschloßenheiten des Geistes. Der Weise, d. h. Der, welcher nur Das ausspricht, was er zur Reife gebracht, kann so beredt wie ein Orakel, wird aber nie so beredsam wie Cicero sein. Um mit Leichtigkeit schöne Reden zu verfassen, muß man auf sich selbst wirken, wie man auf den Zuhörer wirken möchte, d. h. man muß sich selbst während des Redeflusses von der Wahrheit dessen, was man sagt, überzeugen.

Die sich kurz fassende Beredsamkeit ist die dem Volke und den Kindern natürliche; sie läßt reiche Ausdrücke zu, reichere selbst als die andere.

Jede Beredsamkeit muß aus innerer Beweg-

ung kommen, und dieſe letztere macht an und für ſich ſchon beredt.

Man überzeugt die Menſchen nur Deſſen, was ſie wollen. Es handelt ſich alſo, wenn man ſie umſtimmen will, nur darum, ſie zu bereden, daß Das, was ſie wirklich wollen, eigentlich Das nicht ſei, was ſie zu wollen glauben.

Viele Dinge ſind Beweggründe, aber nicht Urſache; ich will damit ſagen, daß viele Dinge, welche den Willen beſtimmen und ihm ſeine Bewegung eindrücken, die Intelligenz weder beſtimmen noch aufklären.

Der Redner muß ſowohl die Beweggründe als die Urſache anwenden; denn er hat mehr das Beſtreben zu beſtimmen (zum Entſchluß zu bringen) als zu belehren; allein das Ziel, zu welchem er gelangen will und die Anderen zu bringen ſich vorgenommen hat, muß in den Augen ſeiner eigenen Vernunft und Intelligenz das weiſeſte und gerechteſte ſein. Sein einziger Beweggrund muß die Billigkeit ſein oder die Rechtmäßigkeit ſeiner Sache, welche vorläufig von vorneher in ſeinem Gewiſſen begründet iſt.

Bedarf dann das Talent der Leidenſchaften? Allerdings: ſehr vieler unterdrückter Leidenſchaften.

Redner und wortreiche Moraliſten ſoll man breit überſetzen; Dichter aber und ſpruchreiche Schriftſteller genau. Ihre Natur will es ſo.

Die Leidenſchaft, welche heftig iſt, ſoll in der Rede nur die Ehrendame der Intelligenz ſein, welche ruhig iſt. Erlaubt, ja lobenswerth iſt es, mit ſeiner Laune zu ſprechen; allein beurtheilen und denken ſoll man nur mit der Vernunft.

In der Geſchichte der Völker iſt nicht Alles ernſt und wichtig, und man findet darin mit Vergnügen oft Kleinigkeiten, bei deren Betrachtung man ſich gerne aufhält, und welche nicht nutzlos ſind, ſei es, weil ſie die Aufmerkſamkeit abſpannen und unterhalten, oder weil ſie leicht in den Geiſt eindringen und, indem ſie ſich dem Gedächtniſſe einprägen, die Hauptereigniſſe, zu welchen ſie gehören, darin befeſtigen. Einzelnheiten, den Maſſen folgend, bringen Abwechslung.

Kleine Ereigniſſe ſind Züge, welche ſich zur Schilderung von Perſönlichkeiten trefflich eignen. Sie verdanken ihr Daſein den Sitten der Zeit, der Laune einer Perſon, ihren Liebhabereien, Gewohnheiten und Eigenheiten.

Es iſt ein Boden, der ſie hervorgebracht, ein

Erdreich, auf welchem man ſie geſehen. Große Ereigniſſe entſtehen durch die Dinge und die Verkettung ihrer Urſachen, kleine aber durch den Menſchen, und ſind freiwillige Productionen, deren Samen im Boden liegt und deſſen Beſtandtheile verräth.

Die Färbung, welche man eine hiſtoriſche nennt, iſt um ſo beſſer, als ſie eine Art Gewandung bildet.

Wendet ſie alſo bei nackten Figuren an; bei bekleideten Figuren aber mahlt das Fleiſch mit um ſo größerer Sorgfalt! Nacktheit ſoll immer von ihrem Schleier umgeben ſein, aber niemals ſoll das Gewand die ganze Nacktheit verhüllen. Endlich ſollen in Kunſtwerken Fingirtes und Wahres fortwährend zuſammenwirken.

Abgeriſſene und raſche Erzählungen rütteln den Leſer, indem ſie ihn hinreißen.

Die Beſchreibung einer Schlacht ſollte eine Lehre der Moral ſein. Man ſollte ihrer Einzelnheiten nur erwähnen, um zu zeigen, welche Gewalt Kaltblütigkeit, Vorſicht und Umſicht auf das Schickſal ausüben oder die Macht, welche das Schickſal auf alles Andere hat, und dieſes, damit die Kühnen klug und die Glücklichen beſcheiden ſeien.

Allein, ſtatt dieſer Lehre der Moral, findet man in der Geſchichte meiſtens nur Lehren der Politik und der Kriegskunſt.

Betrachtungen, welche man der geſchichtlichen Erzählung beifügt, ſollten nur der Art ſein, daß die Intelligenz eines einſichtsvollen Leſers nicht hinreichend wäre, ſie ſelbſt hervorzurufen.

Es iſt ein großer Genuß, die Ereigniſſe zwiſchen den Wörtern hervorblicken zu ſehen, weil man ſie dann wie durch einen Gedanken erblickt.

Erzählungen, welche einen Winterabend (veillé) durchgemacht haben, bekommen dadurch mehr Werth; die Natur daran iſt die Kunſt.

Die Geſchichte bedarf der Fernſicht, wie die Perſpective. Allzuſehr beurkundete Thaten und Ereigniſſe haben gewiſſermaßen ihre Dehnbarkeit verloren.

Sowohl der Autor im Komiſchen wie der im Tragiſchen ſoll ſich ſinnend verhalten; Dieſer, um ſeinem Werke gleich, Jener, um über ſein Werk erhaben zu ſein.

Das Komiſche entſteht aus dem Ernſte der Perſon; das Pathetiſche aus der Geduld oder aus der Ruhe des Leidenden. Es gibt alſo keine

Komik ohne Ernſt, noch auch Pathetiſches ohne Mäßigung.

Wer Andere zum Lachen bringt, ſoll vergeſſen, daß er lächerlich iſt; und der Weinende muß ſeine Thränen verleugnen oder zurückhalten.

Der der Komödie eigenthümliche Genuß liegt im Lachen, jener des Trauerſpiels in den Thränen.

Allein für die Ehre des Dichters iſt es nothwendig, daß das von ihm erregte Lachen ein angenehmes und die Thränen ſchön ſeien. Tragödie und Komödie müſſen uns mit Anſtand weinen und lachen machen.

Was Lachen und Weinen erzwingt, iſt nicht lobenswerth.

Wahrhaft Komiſches erregt nicht nur Heiterkeit, ſondern Freude; denn im wahrhaft Komiſchen liegt viel Licht und Raum; die Charaktere werden darin in einem wahren und vollen Lichte gezeigt; die Aufmerkſamkeit ergeht ſich darin.

Die Komödie verbeſſert nur Verkehrtheiten und Manieren, und oft verbeſſert ſie dieſe auf Koſten der Sitten.

Die Komödie ſoll ſich enthalten, Widerwärtiges darzuſtellen.

Das Theater ſoll nur eine edle Unterhaltung und lediglich nur Unterhaltung ſein. Aus der Bühne eine Schule der Moral machen wollen, hieße Moral und Kunſt zugleich verderben.

Heroiſche wie poetiſche Moral kann darin ohne Zweifel ihre nützliche Anwendung haben; allein die Moral des Lebens, auf den Brettern gelehrt, erhält dadurch etwas Komiſches oder Tragiſches, und wird Geſchwätz des Schauſpielers.

Um dramatiſch ſchön zu ſein, muß der vom Unglück gebeugte Menſch es durch ein lang andauerndes Unglück ſein: So Oedipus. Aus ſeinen Zügen muß man das ihn erwartende Geſchick leſen, wie man das Opfer ſelbſt durch die Anordnung des Blumenſchmuckes an dem zum Opfer Gekrönten vorherſieht.

Niobe ſoll die Spur und ſo zu ſagen die Schönheit ihres vergangenen Glückes behalten.

Der Böſe ſoll immer wahnſinnig dargeſtellt werden, und dieſes in Folge irgend einer Leidenſchaft.

Die Literatur der Völker beginnt mit den Sagen und endet mit den Romanen.

Mit dem Fieber der Sinne, mit den Verirrungen des Herzens und mit der Schwäche des

Geiſtes, mit den Stürmen der Zeit und den großen Geißeln des Lebens, dem Hunger, Durſte, der Entehrung, den Krankheiten, und dem Tode mag man immerhin Romane ſchreiben, welche Thränen entlocken; allein die Seele ſagt: „Du thuſt mir weh!“ —

„Ich hungere, ich friere — gebt!“ Darin liegt Stoff zu einem guten Werke (der Barmherzigkeit), aber nicht zu einem guten Werke der Literatur.

Es gibt viele Dinge, die man dem Leben laſſen muß und nicht in Bücher bringen ſoll.

Lasciva est nobis pagina, vita proba; das iſt keine Entſchuldigung. An der „pagina lasciva“ liegt etwas; weniger an der „vita proba.“

Es iſt nicht nöthig, daß in einem Buche von Liebe die Rede ſei, damit es uns entzücke; allein viel Innigkeit muß darin ſein.

Leider muß man verderbten Völkern, um ihnen zu gefallen, Leidenſchaften mahlen, welche ſo ungeregelt wie ſie ſelbſt ſind! Dieſe Seelen, welche vermöge ihrer Unordnungen großer Erſchütterungen bedürfen, ſind mit unerſättlichem Hunger nach Ausſchweifung gierig.

So genießen Menſchen, welche gewohnt ſind,

in der Angſt vor den Stürmen, in der Hoffnung auf Windſtille, kurz in allen großen Bewegungen zu leben, welche lange und gefahrvolle Meeresfahrten mit ſich bringen — nie mehr die Ruhe des feſten Landes und verlangen immer nach dem Meere und ſeinen Klippen, nach dem Sturme und ſeinem Entſetzen.

Es iſt hundertmal beſſer, ſich in einem Werke nach der Natur des menſchlichen Geiſtes als nach Dem, was man den Zuſtand der Geſellſchaft zu nennen pflegt, zu richten. Im Menſchen liegt etwas Unveränderliches; deſshalb gibt es unwandelbare Geſetze in der Kunſt und in ihren Werken, Schönheiten, welche immer, oder Anordnungen, die nur eine kurze Zeit gefallen werden.

Mahlet doch wenigſtens in den ausſchließlichen und herrſchenden Leidenſchaften den Schrei der Natur, welche ſie quälen und die Anſtrengung der Seele, die ſie erſchöpfen!

Du wirſt immer mit dir zufrieden ſein: Dieß iſt der Lohn, welchen die nachahmende Kunſt der Tugend zeigen ſoll. Es hieße ihr ein unkluges und lügenhaftes Verſprechen geben, wollte man ihr ſagen: Du wirſt immer mit dem Schickſale zufrieden ſein.

Schöne Werke machen nicht trunken, aber sie bezaubern.

Suchen wir jene Schriften auf, welche, indem sie an den ausserlesensten Eigenschaften des Angenehmen als: dem Geruch, Geschmack und der Farbe Theil haben, zu gleicher Zeit die drei Eigenschaften des Geistes erfreuen, welche dem Gehöre, dem Gesichte und dem Geschmacksinne entsprechen, das ist: die Aufmerksamkeit, die Einbildungskraft und die Unterscheidungsgabe.

Es gibt Dichtungen und Gemählde, welche eigentlich selbst weder schöne Poesie noch schöne Mahlerei sind; allein sie geben die Idee davon, und Alles, was die Idee des Schönen gibt, bezaubert den Geist.

Man begegnet in der Kunst und in der Natur Individuen und Werken, welche uns gewissermaßen besser als diese selbst gefallen, weil sie sichtlich einer schönen Gattung angehören; in diesem Falle ist es die Art, welche an und für sich schön, die Person oder Sache, welche von ihr durchdrungen ist, verschönert. Anarchasis z. B. gibt den Begriff eines schönen Buches und ist doch selbst kein solches.

Racine und Fenelon, durch ihr eigenes Sein, geben von ihrem Genie und von ihrer Seele

einen höheren Begriff, als ſie davon in ihren Werken zeigen.

Das vollendet Schöne nimmt alle vollkommen entwickelten Fähigkeiten des Menſchen zugleich in Anſpruch. Daraus entſteht ein Vergnügen, an welchem die ganze Seele Gefallen findet.

Die Vollkommenheit läßt beim erſten Ueberblicke Nichts zu wünſchen übrig; man entdeckt an ihr immer noch irgend eine Schönheit, Annehmlichkeit, kurz einen verborgenen Werth.

Ueber Erſtaunenswerthes ſtaunt man nur einmal; aber Bewunderungswürdiges wird immer mehr und mehr bewundert.

Der Geſchmack iſt das literäriſche Gewiſſen der Seele.

Das Feuer hat lebhaftere, der Geſchmack eine mehr geregelte Bewegung. In erſterer iſt mehr Leben, in letzterer mehr Seele. Die Eine erhebt ſich ſpringend, die Andere ſchreitet gemeſſen vorwärts.

Die Eine iſt lärmender, die Andere wohlklingender.

Das Feuer iſt eine Leidenſchaft, ein Impuls,

ein Bedürfniß; es ſucht ſich ſelbſt zu befriedigen; der Geſchmack iſt ein Gefühl, und möchte Jedermann gefallen.

Der Geiſt, welcher die Materie beherrſcht, die Vernunft, welche die Leidenſchaften zügelt und der Geſchmack, welcher das Feuer bändigt — dieß ſind die Merkmale des Schönen.

Der Geſchmack dient öfter dem Vergnügen zum Maasſtabe, als dazu, das Gute zu unterſcheiden.

Wie Viele in der Literatur gibt es, die ein gutes Gehör haben und doch falſch ſingen!

Der vernünftige Menſch will Gediegenes; der Geiſtreiche Glanz; Der von Geſchmack will Geſchmackvolles. Dem Einen iſt der Stoff hinreichend, dem Anderen die Form; der Lezte will ein geſundes Entzücken.

In der Literatur ſind es die erſten Genüſſe, welche den Geſchmack bilden oder verbilden.

Die von Natur aus und ihrem Stande nach Einfachen lieben das Einfache in der Kunſt nicht; es erregt zu wenig Erſtaunen in ihnen. Daher kömmt es, daß die Könige und die Großen einen beſſeren literäriſchen Geſchmack haben.

Ein richtiger Geschmack ist der, welcher den Stoff von der Form zu unterscheiden und die Mängel in der Form von der Trefflichkeit des Inhaltes, die Fehler des Inhaltes von den Vorzügen der Form zu trennen weiß.

Alle Schriftsteller, welche in ihrem Geiste das, was wir originell nennen, sind, verderben den Geschmack, es müßte denn das Publicum — und zwar durch sie selbst — wohl wissen, daß man sie nicht nachahmen darf.

Der Geschmack vermehrt das Gedächtniß; man erinnert sich Dessen, woran man Gefallen hatte. Es gibt auch ein Gedächtniß der Einbildungskraft; man erinnert sich Dessen, wodurch man bezaubert wurde.

Das Gedächtniß liebt nur das Vortreffliche.

Der Geschmack ist der natürliche Feind des Dunklen.

In den Augenblicken allgemeiner Erschütterung ist kein Mensch, der nicht Geschmack hätte. Seht bei Schauspielen, welch' raschen Tact und welch' feine Urtheilskraft die bewegten Gemüther haben!

Der schlechte Geschmack besteht darin, daß

man Das liebt, was nicht liebenswürdig ist und die falsche Begeisterung darin, daß man von Dem entflammt wird, was zu begeistern von Natur aus nicht geeignet ist.

Die Kritik ist eine methodische Uebung der Urtheilskraft.

Das Erkennen der Geister ist das Reizende der Kritik; die Aufrechthaltung der guten Regeln ist nur das Handwerk daran und der geringste Nutzen.

Die Kritiker von Profession wissen rohe Diamanten und Goldbarren weder zu unterscheiden noch zu würdigen.

Sie sind Kaufleute und kennen in der Literatur nur die gangbare Münze. Ihre Kritik hat Waage und Maasstab, aber weder Schmelztiegel noch Probierstein.

Wo nicht Annehmlichkeit und einige Heiterkeit ist, da gibt es auch keine schönen Wissenschaften mehr. Selbst in der Kritik muß eine gewisse Anmuth herrschen. Entbehrt sie deren gänzlich, so gehört sie nicht mehr in den Kreis der Literatur. Kritik ohne Wohlwollen trübt den Geschmack und vergiftet den Genuß.

Das Literärische gehört der intellectuellen Welt

an; von dieſem mit der der letzteren eigenen Leidenſchaftlichkeit zu ſprechen iſt der Schicklichkeit, dem Ebenmaaße, dem guten Geiſte und der geſunden Vernunft zuwider.

Der bittere Eifer gewiſſer Kritiker für den guten Geſchmack, ihre Entrüſtungen, ihre Heftigkeit, ihr Feuer — ſind lächerlich; ſie ſchreiben über die Wörter ſo, wie es nur über die Sitten zu ſchreiben erlaubt iſt.

Nur mit dem Geiſte, nicht mit Blut, Galle und Laune, ſoll man Geiſtiges behandeln. Solche Kämpfe dürfen nur die Bewohner der Luft kämpfen.

Wenn in einer Nation ein Individuum erzeugt wird, welches fähig iſt, einen großen Gedanken hervorzubringen, ſo wird auch ein Anderes mit der Fähigkeit geboren, dieſen zu erfaſſen und zu bewundern.

Schriftſteller, welche Einfluß ausüben, ſind nur Menſchen, die Das, was Andere denken, vollkommen ausdrücken und in den Geiſtern Gedanken oder Empfindungen erwecken, welche hervorzubrechen geſtrebt haben.

Nicht nur das Alles finden wir in Büchern beredſam, was unſere Leidenſchaften ſteigert, ſondern auch Alles, was unſere Anſichten unterſtützt.

In der Tiefe der Geister liegen die schönen Wissenschaften.

Verwerfen wir nicht, was aus dem guten Geschmacke tritt, um in den großartigen einzugehen.

Der Geist hat zuweilen große Züge, Bewegungen und Meisterstreiche, welche nicht von ihm abhängen. Bisweilen entstehen gewisse Schönheiten der Einbildungskraft oder des Gefühles, die ganz neu sind. Man bemerkt sie, erstaunt darüber, und ihre Neuheit macht unschlüßig. Dadurch, daß man sie billigt, befürchtet man, sein Urtheil und die Ehre seiner Ansicht auf's Spiel zu setzen; man wagt es also nicht, sich ihrem Genusse hinzugeben, und läßt sie die Probe bestehen.

Dann, eines Tages, lange nachdem man sie das erste Mal gesehen, ist man ganz erstaunt, von ihnen bezaubert und bewältigt zu sein. Warum? — Weil in den literärischen Schönheiten ein Etwas liegt, das vom Himmel kömmt und das den Anstrengungen der Menschen entschlüpft, sobald sie es entwürdigen wollen.

Erinnert man sich eines schönen Verses, eines schönen Ausdruckes, eines schönen Satzes —

ſo ſieht man ſie vor ſich, und es iſt, als ob der Blick ihnen im Raume folge.

Ein Gemeinplatz hingegen löst ſich von dem Buche, in welchem man ihn geleſen, nicht los und nur in dieſem erblickt ihn das Gedächtniß, wenn man ihn anführt.

Ein gewiſſes Etwas in der Literatur modelt ſich nach jedem Geiſte und Geſchmacke; es iſt wie eine ausgeſuchte Speiſe, in welcher alle Schmackhaftigkeiten vereinigt ſind, und die ſich je nach dem Geſchmacke der Genießenden in die Nahrung verwandelt, welche ein Jeder vorzieht.

Wenige Bücher können das ganze Leben hindurch gefallen. Es gibt ſolche, deren mit der Zeit die Weisheit oder der geſunde Sinn überdrüßig wird.

Bücher, die man ſich vornimmt im reifen Alter wieder zu leſen, ſind jenen Orten zu vergleichen, an welchen man alt werden möchte.

Aus allen gut gearbeiteten Werken geht eine gewiſſe körperliche Form hervor, welche ſich dem Gedächtniſſe leicht einprägt.

Nicht die Anſichten des Schriftſtellers ſind es und jener Theil ihrer Doctrinen, die man

Behauptungen nennen kann, welche dem Geiſt am meiſten Belehrung und Nahrung geben. Das Leſen großer Schriftſteller enthält einen gewiſſen unſichtbaren und verborgenen Saft, das iſt ein unbezeichenbares Fluidum, ein Salz, ein ſubtiles Grundweſen, nahrhafter als alles Uebrige.

Es gibt Bücher, in welchen man eine köſtliche Luft einathmet.

Wenn man ein gutes Werk lieſt, ſo erlangt der Geiſt eine Klarheit mehr, ſei es auch nur durch die Idee oder die Erinnerung, die man davon behält.

In der Literatur liegt zwiſchen der Achtung und Verachtung ein Weg, welcher ganz umſäumt iſt mit ruhmloſen Erfolgen, die man auch ohne Verdienſt erreichen kann.

Der Ruf der Bücher hängt vom Geſchmacke des Zeitalters ab. Selbſt Altes iſt dem Wechſel der Mode unterworfen. Corneille und Racine, Virgil und Lucian, Seneca und Cicero, Tacitus und Livius, Ariſtoteles und Plato — Alle haben den Lorbeer nur dann erhalten, wenn ſie die Reihe getroffen: Was ſage ich? In ein und demſelben Leben, je nach den Altersſtufen — in demſelben Jahre, je nach den Jahreszeiten,

ja ſelbſt an Einem Tage, je nach den Stunden, ziehen wir Ein Buch dem anderen, Einen Styl einem anderen, Einen Geiſt einem andern Geiſte vor.

Der Geiſt in unſern Werken verdünſtet, indem er durch die Zeitalter geht: nur was ſie an wahrem Safte, an gründlich Subſtanziellem haben, kann lange beſtehen. Dadurch werden ſie von den erſten Generationen den folgenden empfohlen und dieſe allmählig daran gewöhnt, ſie ſowohl Anderen zu übertragen, als ſelbſt zu empfangen.

Das vergangene Verdienſt unſerer Bücher verleiht ihnen bis an das Ende einen gegenwärtigen Werth.

Wenn man für den Schriftſteller einige Willfährigkeit und Achtung hat, ſo macht die Hälfte eines ernſthaften Buches immer ungeduldig, wenn es neu iſt und Neues ſagt; wir verſtehen nichts von Dem, was wir nie gedacht haben.

Man muß in die Gedanken Anderer eingehen, wenn man aus dem Geſpräche und den Büchern einigen Gewinn ziehen will.

Finden ſich in einem Buche dogmatiſchen Inhaltes Klarheiten, die uns gefallen können,

ſo müſſen wir vorhergehende Dunkelheiten, welche uns zurückſtoßen könnten, ertragen.

Will man ein Werk beurtheilen, ja ſelbſt ein geiſtiges, ein Wort, ein Buch, eine Rede, ſo muß man ſich eine Fernſicht machen, eine Perſpective bilden und einen Standpunkt wählen.

In der Literatur und in den über Schriftſteller feſtſtehenden Beurtheilungen findet man mehr angenommene Anſichten als Wahrheiten.

Das Mittelmäßige iſt Vortreffliches für die Mittelmäßigen.

„Deine Beſtimmung iſt, zu bewundern und nicht, zu wiſſen.“

Solch ein Schickſal iſt ein größeres Glück als jenes des Menſchen, der zugleich wiſſen und bewundern kann.

Das Wiſſen, welches die Bewunderung raubt, iſt ein ſchlechtes Wiſſen; durch dasſelbe ſetzt ſich das Gedächtniß an die Stelle des Sehens, und alle Ordnung iſt zerſtört.

Ein Menſch, dergeſtalt zum Zergliederer geworden, daß er aufgehört hat Menſch zu ſein, erblickt in dem edelſten und rührendſten Gange nur ein Spiel der Muskeln, dem Orgelbauer

gleich, der in der schönsten Musik nur das Geplapper der Tasten vernähme.

Von Natur aus enthält sich der Geist über Das zu urtheilen, was er nicht kennt. Die Eitelkeit ist es, die ihn zum Ausspruche zwingt.

Schwache Geister fragen, ob die Erzählung (Fabel) wahr sei; gesunde Geister prüfen, ob sie moralisch, naiv und glaubwürdig sei.

Ueberall, selbst im Gespräche der Einfältigen (sôts) und in den mittelmäßigsten Schriften findet der Kenner bemerkenswerthe Gedanken. Diese circuliren gleich Goldstücken, welche Jedermann gebraucht, deren Glanz, inneren Werth und Schönheit aber beinah Niemand bemerkt. Und doch kann man Geschmeide daraus machen; allein die Kunst besteht darin, sie dazu zu verarbeiten.

Was zweifelhaft oder mittelmäßig ist, bedarf der Beifallsstimmen um dem Verfasser Vergnügen zu machen; allein was vollkommen ist, bringt die Ueberzeugung von eigener Schönheit mit sich.

Bei jedweder Arbeit des Geschmackes und des Genies ist die Form der wesentliche Theil und der Inhalt ist nur eine Nebensache.

Man sagt, Bücher seien bald gelesen, allein

ſie ſind nicht eben ſo ſchnell verſtanden. Das Weſentliche iſt, ſie zu verdauen. Um einen ſchönen und großen Gedanken gut zu verſtehen, bedarf man vielleicht eben ſo lange Zeit, als um ihn zu erzeugen.

Selbſt für den Erfolg des Augenblickes genügt es nicht, daß ein Werk mit den ſeinem Stoffe eigenen Annehmlichkeiten geſchrieben ſei; ſondern es bedarf auch noch ſolcher Annehmlichkeiten, die den Leſern eigen ſind.

Ein Buch ſoll den Leſer immer zurückrufen, wie der gute Wein den Trinker. Allein es vermag dieſes nur durch ſeine Anmuth.

Selbſt in den ernſteſten Schriften ſoll ſich eine gewiſſe Anmuth finden.

Zerlegt eine ausgezeichnete Dichtung; trennt ihre Ausdrücke und häuft ſie zu einem Chaos. Gebt einem mittelmäßigen Schriftſteller dieſes Chaos zu entwirren und heißt ihn, aus dieſen zerſtreuten Theilen nach ſeinem Gutdünken eine Welt, ein Werk ſchaffen: Wenn er Nichts dazu thut, ſo iſt es unmöglich, daß er daraus Etwas mache, was nicht gefalle. Ebenſo — ändert die Gedankenfolge einer ſchönen Rede; ſetzet die Folgen vor die Urſachen, und Das, was nachkömmt, Dem vor, was vorher kommen ſoll; reißt

ein, zertrümmert ſo viel ihr wollt; immer wird in dieſem eingeſtürzten Materiale Genügendes bleiben, um den Beſchauer zu feſſeln und ſeine Blicke zu befriedigen.

In der Ordnung der himmliſchen Vorſehung war es, Vorbilder beſtehen zu laſſen, damit ſelbſt die literäriſche Welt ihre Schönheit habe; dieſe Vorbilder haben beſtanden.

Die ſchönſten Bücher ſind die, welche für halb gebildete Völker geſchrieben wurden.

In Büchern ſehe ich überall nur den Willen; die Intelligenz ſehe ich nicht darin.

Ideen! Wer hat Ideen? —

Man hat Billigung und Mißbilligung; der Geiſt wirkt durch ſeine Zuſtimmung oder Verweigerung. Er urtheilt, ſieht aber nicht.

In den meiſten angenehmen Büchern iſt nur ein Geplauder, das nicht langweilt.

Der Mode der Charakterbilder verdankt man die Charaktere des La Bruyére. Mehr als einmal war ein ſchlechtes Genre in der Literatur der Grund zu einem Meiſterwerke.

Es gibt viele Schriften, von welchen uns, gleichwie vom Anblicke eines Baches, der klares

Waſſer über kleine Kieſel hinrollt, Nichts bleibt als die Erinnerung an die entflohenen Worte.

Nichts Schlechteres gibt es auf der Welt als ein mittelmäßiges Werk, das dergleichen thut, als wäre es vortrefflich.

Es gibt Fantome von Schriftſtellern und Fantome von Werken.

Vermeidet, ein verſchloſſenes Buch zu kaufen!

Die Literatur, welche H. v. Bonald den Ausdruck der Geſellſchaft nennt, iſt oft nur der Ausdruck unſerer Studien, unſerer Laune, unſerer Perſönlichkeit; und dieſer letztere iſt der beſſere.

Es gibt Bücher, die ſo ſchön ſind, daß die Literatur darin nur der Ausdruck ihrer Verfaſſer iſt.

Leider ſind es die Bücher, welche unſere größten Freuden, und die Menſchen, die unſere größten Schmerzen verurſachen.

Bisweilen ſelbſt tröſten uns die Gedanken über die Dinge, und die Bücher über die Menſchen.

Die weſentliche Nützlichkeit oder Nichtnützlichkeit unſerer Gedanken iſt der einzig ſtändige Grund ihres Ruhmes oder ihrer Vergeſſenheit.

Es genügt nicht, daß ein Werk gut ſei; es muß auch von einem guten Schriftſteller verfaßt

ſein, und man ſoll darin nicht allein die Schönheit ſehen, welche ihm eigen ſein ſoll, ſondern auch die Vortrefflichkeit der Hand, die es gefertigt hat.

Es iſt immer der Gedanke an den Verfertiger, welcher die Bewunderung veranlaßt. Die Spur der Arbeit, der Abdruck der Kunſt ſind, wenn alles Uebrige vollendet iſt, eine Annehmlichkeit mehr.

Das Talent ſoll daher alle Gegenſtände ſo behandeln und alle ſeine Arbeiten ſo anordnen, daß es ſich darin mit Natürlichkeit zeigen könne: Simul denique eluceant opus et artifex.

Die Gedanken allein und einzeln genommen ſind es, welche einen Schriftſteller charakteriſiren. Mit Recht nennt man ſie Züge, und führt ſie an; ſie zeigen Kopf und Geſicht ſo zu ſagen; das Uebrige zeigt nur die Hände.

Der Himmel iſt das Klima der Bücher.

In den meiſten Büchern ſehe ich nur aufgehäuften Stoff, rohe und beinah zufällige Vertheilung, keine architectoniſche Anordnung und nur einige Conſtructionen, die dem Maurer nothwendig waren, um ſein Material zu unterſcheiden.

Nichts Schöneres gibt es, als ein ſchönes Buch.

Man findet in einem Buche ſelten mehr,

als man hineinlegt. Allein in ſchönen Büchern findet der Geiſt einen Ort, wo er Vieles hineinlegen kann.

Die Ausdehnung eines Palaſtes wird von Oſten nach Weſten, von Süd nach Nord gemeſſen; allein jene eines Buches wird von der Erde zum Himmel gemeſſen, dergeſtalt, daß ſich in einer kleinen Zahl von Seiten, z. B. in einer Ode eine ebenſo große Ausdehnung und Macht des Geiſtes finden kann, als in einem ganzen Epos.

Einige der Erinnerung würdige Worte können hinreichend ſein, um einen großen Geiſt zu verherrlichen.

Ein Gedanke kann der Art ſein, daß er den Stoff zu einem ganzen Buche; ein Satz — daß er die Schönheiten eines umfaſſenden Werkes enthält, eine Einheit der Art, daß ſie einer Mehrheit gleich kömmt; endlich kann Einfachheit ſo vollendet und vollkommen ſein, daß ſie gleichen Werth und gleiche Vortrefflichkeit hat mit einer großen und ruhmvollen Ausarbeitung.

Auserleſenes iſt Weitläufigem vorzuziehen.

Die Kaufleute lieben dicke Bücher; allein dem Leſer ſind kleine lieber: ſie ſind dauerhafter und gehen weiter.

Virgil und Horaz haben nur Einen Band. — Homer, Aeſchylus, Sophokles, Euripides und Terenz desgleichen. Der uns entzückende Menander beſchränkt ſich auf einige Blätter.

Wer würde ohne Telemach den Fenelon kennen? Wer Boſſuet ohne ſeine Leichenreden und ſeine Rede über die Weltgeſchichte?

Pascal, Labruyére, Vauvenargnes und La Rochefoucauld; Boileau, Racine und Lafontaine nehmen nur wenig Raum ein, und machen das Entzücken des Feinfühlenden aus.

Vorzügliche Schriftſteller ſchreiben wenig, weil ſie vieler Zeit bedürfen, um ihren Ueberfluß und ihren Reichthum in Schönheit umzuwandeln.

Gedenken wir der Worte, welche St. Franciscus Saleſius bezüglich der „Nachfolge Chriſti“ anführt: „Ich habe überall die Ruhe geſucht, „und ich habe ſie nur in einem kleinen Winkel „gefunden und mit einem kleinen Büchlein.“

Glücklich der Schriftſteller, welcher im Stande iſt, ein ſchönes kleines Buch zu ſchreiben!

Altes und Neues

Herausgegeben

von

Franz Porcî n. Rhôing v. Biberegg

I. Bändchen

Stuttgart.
Gebrüder Scheitlin.
1856.

Manch fromme Mähr aus früher Zeit,
Manch alter Sang in neuem Kleid,
Ein Klang, wie er aus Wäldern zieht,
Und aus dem Herzen ein frisches Lied,
Kurz: Alt und Neu in Ein's gereiht
Sey'n Euch in diesem Buch geweiht.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von Gruun & Vogel in Stuttgart.

Vorwort.

Wir werfen ein Büchlein in die Fluth zu den vielen Andern, ſo Einer es angeln mag! Wir thun's mit friſchem Muth, da wir's gut meinen, eine einfache Gabe zu bieten — aber auch demüthiglich, wohl wiſſend, daß ſo ein Tröpflein im Meere wenig gelten mag. Vielleicht aber greift manch ſchlichte Seele gern nach dem Buche und erquickt ſich an dem, was wir aus alten Pergamenten oder wenig gekannten Druckſachen bringen und duldet freundlich, wenn wir zumalen auch etwas Neues auftiſchen. Viel koſtbar Edelgeſtein und Perlen liegen in der Tiefe alter Zeit, ungefaßt zwar und nicht polirt, wie es jetzt zumeiſt verlangt wird, aber der wunderbare Glanz ſchimmert durch, wohl erkennbar dem Auge, das nicht verſchmäht, den edlen Kern und Gehalt zu ſuchen. Je mehr wir aber des Neuen zu koſten bekommen, deſto mehr werden wir auf das Alte gewieſen, und wenn auch gar viel des Guten und Schönen auftaucht in unſerer Zeit — denn allerzeiten ſchwebt und webt des Menſchen Geiſt, von Gottes Hauch be-

wegt — so wolle darum das Alte nicht vergessen werden. Noch stehen die ehrwürdigen Dome und blicken nieder auf manch neu Bauwerk, zu fragen: wer von uns mag noch länger bestehen? Und also liegt manch Buch, manch Bild auf Goldgrund in Staub und schier verachtet, ist aber mehr werth denn gar manch gepriesen neues Werk, dessen Meister stolz mit Namen und Titel prangt.

Wie dem auch sei — möge unser Beginnen Euch gefallen, so mag ihm manch anderes Büchlein, das Altes und Neues bieten soll, nachfolgen, und wer uns dann in guter Absicht Etwas dazu spenden will, dem bringen wir unseren Herzensdank!

München im Juli 1855.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Wilibald, der Sackpfeifer, eine schöne alte Historie, wiedererzählt von Franz Pocci 1

Handwerks- und Gesellenlieder von Franz Pocci 67

Johannes Schildberger, des Müncheners Heimkehr und Aventüren a. d. 1427 von Hyacinth Holland 76

Altes und Neues.

Erſter Theil.

Wilibald,

der Sackpfeifer.

1. Kapitel.

Wie ein Ritter mit Namen Gottlieb am preußiſchen Hofe zu Boſna ſammt ſeinem lieben Gemahl Gott um einen leiblichen Erben gebeten, und wie ihnen Gott einen Sohn beſcheerte.

Vor langen Jahren lebte ein frommer alter Ritter an dem Hofe zu Preußen, welcher ſeine Tage in mannlichen und ritterlichen Thaten hingebracht, bis er fünfzig Jahre alt geworden, ohne ein Weib genommen zu haben.

Mittlerzeit fügte ſich's, daß ein reicher Edelmann an des Hochmeiſters Hofe ſtarb, welcher des Hochmeiſter Schenk geweſen. An ſeine Stelle kam Ritter Gottlieb. Als er nun eines Tages des Amtes pflegend ſeinem Herrn in köſtlichen goldenen Geſchir-

ren den Wein kredenzte, redete dieser also zu ihm: „Gott-
lieb, edler und gestrenger Ritter, Deine langen und getreuen
Dienste sind mir unvergessen, darum, so Du willst, magst
Du eine ziemliche Bitte an mich thun, was mir denn möglich
ist mit Land und Leuten, Hab und Gut, soll Dir nicht ver-
sagt seyn, damit Du auch einmal Deiner Dienste entladen
werdest. Zudem weißt Du, daß mein vormaliger Schenke,
dessen Amt Du nun verwaltest, ein schönes und junges Weib
hinterlassen hat mit überaus großem Reichthum und ohne alle
Kinder. So Dir nun anstünde, sie zur heiligen Ehe zu neh-
men, werde ich dafür sorgen, daß sie Dich zu ihrem Herrn
und Gemahl nehmen soll, und ich will Dich reichlich begaben
und aussteuren."

Wiewohl Gottlieb ein mächtiger, strenger Ritter war, s
hatte er doch an Gut nicht überflüssigen Reichthum, deßhal
nahm er kurzen Bedacht und sagte: „Allergnädigster Für
und Herr, die Sache ist nicht gut abzuschlagen, denn die Fra
ist schön, jung und fromm, darum bitte ich auf das Demü
thigste, so es möglich, Euer fürstlichen Gnade wolle die Sach
mir zum Frommen fördern."

Alsbald nun das Mahl vollendet war und die Taf
abgenommen, ließ der Hochmeister die Frau zu sich rufen un
machte ihr seine Absicht kund. Die Frau, so schon von de
löblichen Thaten des Ritters Gottlieb gehört, ergab sich n
aller Zucht und Scham in des Hochmeisters Schutz und Schir
und überließ ihm, über sie zu verfügen nach seinem Gutdü

ken. Darauf ward der Tag angestellet und kurz hernach geschah der Handschlag, denn was gern gehet bedarf nicht viel Treibens. Also ward mit Köstlichkeit und Freude die Hochzeit vollbracht. —

Ritter Gottlieb und sein Gemahl lebten ganz freundlich, friedsam und in großen Freuden miteinander. Der Hochmeister versah ihn auch mit guten Lehen, also daß er einen herrlichen und ritterlichen Stand führen konnte, nahm sehr zu an zeitlichen Ehren und Gut. Allein es war ihre größte Kümmerniß, daß sie in drei Jahren keinen Erben bekommen mochten. Darum bat mit großer Andacht täglich der Ritter Gott den Allmächtigen, deßgleichen that auch sein liebstes Gemahl, daß ihnen auch die Gnade verliehen werde. —

In des Ritters Lehnlande lebte ein armer Bauersmann, Rudolf mit Namen, fromm und gerecht, aber eines gar einfachen Verstandes; den hatte Gott versehen mit einer tugendhaften Hausfrau, Patrir genannt, und mit vielen schönen Kindern, die er in großer Armuth, doch in der Furcht Gottes aufzog. Der Ritter und sein Gemahl hatten groß Mitleiden mit dem Bauern und seinem Weibe, thaten ihm tägliche Handreichung, versahen seine Kinder mit Speise und Kleidern und womit sie ihnen sonsten mochten zu statten kommen.

Da nun Ritter Gottlieb und sein Weib glaubten, der liebe Gott wolle sie nicht mit Nachkommenschaft segnen, so beschlossen sie, das jüngste Knäblein, welches aus des armen Rudolfs Ehe entsprossen, als ihr leiblich Kind anzunehmen.

Da es getauft ward, erhielt es den Namen Friedbert; Ritter Gottlieb aber, als er das Knäblein zur Taufe trug, da er sein Pathe war, sprach bekümmerten Herzens zu Gott: „O mein Gott und Herr, da mir dieses Kind als seinem geistlichen Vater befohlen ist, so will ich auch sein zeitlicher Vater seyn, will es versorgen und erziehen, als wenn es mein Fleisch und Blut wäre, und solltest Du mich auch mittlerweile mit einem oder mehr Kindern begaben, will ich dennoch dieses meines Gelübdes nimmermehr vergessen."

Damit nun Friedbert wohl erzogen werde, setzte Ritter Gottlieb den armen Rudolf auf eine Vogtei in seinem Lande, welche ein schönes Einkommen hatte, und ließ den Knaben bei seinen Eltern.

Es währte aber nicht lange, so erbarmte sich Gott des Ritters und schenkte auch ihm einen leiblichen Sohn, was ihm und seiner Hausfrauen Concordia nicht geringe Freude verursachte. Was da Pracht und Köstlichkeit bei der Taufe fürgangen, ist nicht vonnöthen zu melden; die Taufdecken und andere Kleidung haben auf das Köstlichste müssen zugericht seyn, das läßt man einen Jeden selbst ermessen. —

Demunerachtet aber nahm ob des eignen Kindes, das sie Wilbaldus tauften, ihre Liebe zu Friedbert, dem Angenommenen, nicht ab; denn sie meinten, daß die an ihm verübte Wohlthat der Grund ihres neuen Glückes sey. Die beiden Knaben wurden nun gemeinsam erzogen, und wie aber Friedbert an Liebenswürdigkeit zugenommen, also zeigte sich Wili-

bald als ein halsstörriger Bube, so daß jedmänniglich des Bauern Kind für edelmännisch und des Ritters Sohn vielmehr gemeiner Abkunft schätzte.

---

2. Kapitel.

Wie die Knaben Wilibald und Friedbert miteinander aufwuchsen.

Es wurden nun beide Kinder von dem Ritter und seinem Gemahl auferzogen, und so gleich gehalten, als ob sie leibhafte Brüder wären. Als nun Friedbert, des Bauern Sohn, sieben und Wilibald, Ritter Gottliebs Sohn, sechs Jahre alt war, ward ihnen ein Zuchtmeister gegeben, der Felix hieß, und die Jungen mit liebevollem Ernste zum Lernen anwies. Oft führte er sie auf die lustigen Auen und Wiesen oder in den grünen Wald, auf daß sie ihr Gemüth an der Vögel Singen erlustigten, weil ihm unverborgen war, daß zu viel emsiges Anhalten zu der Lernung nichts Anderes gebieret denn Melancholie und andere schwere Zufälle, sonderlich bei den subtilen Ingeniis. Wenn es sich dann begab, daß Wilibald und Friedbert mit ihrem Zuchtmeister spazieren gingen und mit ihnen andere junge Knaben ihres Alters, so war Friedbert der freundlichste und züchtigste. Er unterzog sich nicht viel kindischer Sachen, sondern ersah seine Lust in den schönen, natürlichen Gewächsen, als: Blumen und andern hübschen Kräu-

tern, deren Gestalt und Schönheit er stets mit ganzem Fleiß beschaute und betrachtete. Wilibald aber, sein vermeinter Bruder, trieb gleich das Gegentheil, suchte Gesellschaft, die mit ihm unartig hin- und herumschwärmten mit Schlagen und Raufen und nahm sich auch des Lernens gar wenig und je länger je weniger an. Darüber ward der Zuchtmeister ganz unmuthig, strafte ihn zu Zeiten mit freundlichen Worten, und sprach: „Mein herzliebster Wilibald, wie magst Du Deinem Bruder so ganz ungleich leben und siehst doch, wie gut es ihm anstehet, daß er sich seiner Jugend gemäß zierlich und weislich hält? ach! ergötze Dich mit ihm und mit dem, worin er Freude und Kurzweil suchet, und folge nicht also den bösen Jungen, die sich keiner Tugend, sondern aller Unart befleißen. Nun schau, mein Wilibald, dieser, wiewohl er von Geblüt Dir gar nicht verwandt, sondern von Deinem Vater und Mutter an Kindes Statt angenommen und Dir gleich auferzogen wird; er tritt in die adeligen Fußstapfen, gleich wäre er von adeligen Eltern geboren, er gesellet sich zu denjenigen, bei welchen er mag Kunst und Weisheit erlernen, und nicht zu den unverständigen Knaben, wie Du gewohnt bist." Dergleichen wohlgemeinte Lehren aber konnten bei Wilibald nicht viel frommen, denn sie gingen zu einem Ohr hinein und zum andern hinaus, wie denn zu unsern Zeiten die zarterzogenen Söhnlein noch gewohnt sind. Wenn ihm dann sein Zuchtmeister zu hart in den Schild reden sollte, lief er bald zu seiner Mutter, klagte ihr sein Kümmerniß, die kam denn bald zu

dem Zuchtmeister, bat ihn, daß er der Blödigkeit des Knaben verschonte, er wäre doch noch gar zu kindisch, auch hätte man ihn nicht darum zur Schulen gethan, daß er sollte Doktor werden, sondern daß er Lust, Freude und Kurzweil mit andern Knaben seinesgleichen haben möchte, ihm wäre auch als einem einzigen Sohn nicht vonnöthen, viel zu erkündigen und zu erfahren, denn er hätte wohl in seines Vaters Hause zu bleiben, und großes Gut zu gewarten, darum sollte er ihn unbetrübt gehen lassen. Der gute Felix ließ die Sache also hingehen und wollte nicht viel mehr dazu reden. Gleichwie noch geschieht. —

So gestattete denn die Mutter dem Wilibald viel Muthwillen, was er bald bemerkt hatte, und seines Zucht- und Schulmeisters Strafe und Warnung wenig mehr zu Herzen nahm, sondern mit andern bösen Knaben Gesellschaft pflegte, und besonders mit einem Jungen, Lothar genannt, eines Fleischers Sohn, der mehr als Andere in Bosheit geübt und erfahren war. Wenn dann Friedbert sehen mußte, daß sein Brüderlein mit diesem ungezogenen Vogel Gemeinschaft hatte, so schwand ihm sein Herz im Leibe für großem Unmuth. Eines Tages begab es sich, daß Friedbert seinen Bruder wieder bei Lothar fand, der ihn zu frevlen Dingen verführen wollte. Da sprach er zu diesem: „Du bewährst Dich wieder als ein böser Junge, da Du meinen lieben Bruder zu Schlechtem anleiten willst. Laß ab von ihm; wo nicht aber, so werde ich dieß meinem Herrn Vater und meiner Frau Mutter an-

zeigen, damit Du mit wohlverdienter Strafe gezüchtiget werdest."

Lothar, ein verwöhnter und frevler Junge, etwas stärker und kräftiger an Gliedern denn Friedbert, stund trotzig gegen ihn auf und sagte: „Ei Du verwöhnter Bauernsohn, dessen Vater Jedermann wohl kennet, wie gern möchtest Du Dich eines Ritters Sohn vergleichen! Der Du um Gotteswillen vom Herrn Gottlieb aufgenommen bist, gehe hinaus auf den Meyerhof zu Deinem Vater, den wirst Du finden mit einem Misthaken oder mit einer Heugabel, das sind Deine ritterlichen Waffen. Unterfange Dich nicht, uns belehren zu wollen und bleibe daheim, auf Deinem Bauernhof, sonst könnte es Dir schlecht ergehen. Darnach wisse Dich zu richten!"

Friedbert, der gute Jüngling, ward ob dieser Worte sehr betrübt, als er vernahm, daß ihm seines Vaters Geschlecht und Herkommen von Lothar verächtlich vorgehalten ward, da er doch seinen Vater nie verläugnet habe, und fing an mit weinenden Augen zu reden: „Lieber Lothar! meiner Armuth habe ich mich nie geschämt und zu keiner Zeit noch habe ich mich für adelig ausgegeben. Daß ich aber meinen lieben Herrn einen Vater und meine liebste Frau eine Mutter genannt, das habe ich nicht aus Verachtung meiner Eltern gethan; Gott wolle mir vielmehr die Gnade geben, daß ich Ihnen alle Gutthat vergelten möge, so ich von ihnen genossen habe." Hierauf entfernte sich Friedbert traurig und nahm sich vor, den edlen Ritter Gottlieb um freundlichen Urlaub zu bitten,

damit ihm solche Vorwürfe nicht mehr gemacht werden könnten. Lothar aber sprach zu des Ritters Sohn Willibald: „Verdiene ich nicht guten Lohn von Dir, mein edler Willibald, daß ich also mit tapferen Worten und zornigen Geberden Deinen angenommenen widerwärtigen Bruder von uns gejagt habe? Fürwahr, Du sollst meinen Worten glauben, wirst Du Dich einmal diesen Bauernsohn unter sein Joch bringen lassen, Du kömmst dann seiner in Ewigkeit nicht mehr ab. Es ist Dir nicht löblich, da Du doch in zwei oder drei Jahren ein schöner, junger mannbarer Edelmann werden kannst, auf welchen männiglich ein Aufsehen haben wird, magst auch Deines Adels und Geburts halben noch dahin kommen, woran dieser Bauernsohn nicht darf gedenken, deren Dinge Du unbezweifelt gut Wissen trägst. Ich aber will mich recht bei Dir finden lassen, wer Dir Leides thut, muß mich zuvor beleidigen. So wir Beide zu mannhaften Jahren kommen, will ich Dein Diener und gekaufter Knecht seyn und nicht begehren, als ob ich Deinesgleichen sey, wie jener Bauernjunge thut.“ — Mit solchen Worten suchte der Schalk den Willibald zu gewinnen.

Der junge Edelmann verstund die Sache nicht, daß ihm die zu solch großem Nachtheil gereichen würde, das Zusagen aber und Versprechen des Lothars gefiel ihm wohl, denn er meinte sich schon ein Junker zu seyn, wozu dann gewöhnlich alle vornehmen und reichen Knaben geneigt sind; auch fing er von diesem Tage an, Friedberts Umgang zu meiden, und suchte

jede Gelegenheit, ihn verächtlich zu behandeln. — So kam es denn bald, daß Willibald, der sich immer mehr und mehr Lothars Verführungen hingab und auch des Zuchtmeisters Lehren und Ermahnungen nicht achtete, da seine Mutter aus Schwäche seine Unarten entschuldigte und ihn verzärtelte, ganz und gar ein schlimmer Bube ward und Ritter Gottliebs Herz tief betrübte.

3. Kapitel.

Wie Willibald mit dem bösen Gesellen Lothar aus seines Vaters Haus entlief.

Es bedarf wohl nicht vieler Worte zu sagen, welch ein Leben Willibald in Lothars Gesellschaft führte. Viel eitel Böses ward ersonnen und manch Bubenstücklein ausgeführt. Während sich Friedbert in seinem Kämmerlein des Lernens befliß und mit dem Zuchtmeister des Abends dann fröhlich und züchtig sich erlustirte, war Willibald oft Tage lang nicht zu sehen da er mit Lothar umherfuhr. Von diesem tapfer zu Würfelspiel, Karten und Trinkgelag verführt, kam es endlich dahin daß er sich im Hause seiner Eltern nicht mehr heimisch fühlen konnte. Da kam es denn einsten, daß die bösen Gesellen in offenen Weinhaus lagen und wacker zechten, deß ward Meister Felixen kundbar, ging also, mit einem Räthlein wohlbewahrt

den bösen Rangen vor männiglich mit guten Hieben zu strelchen, auf daß er sich desto mehr vor männiglich schämte, dahin, forderte alsbald Wilibaldum vor dem Tisch herfür; als er aber spöttlicher und ungehorsamer Geberden gegen ihn bewies, wollte er ihn bei dem Haar herfür ziehen, seine Gesellen aber legten sich mit Macht wider ihn. Da dringet Felix erzürnt hinzu, erwischt Wilibaldum, ruckt ihn über eine Bank, mochte aber mit seiner Ruthen nicht sobald fertig seyn, als der böse Bub heimlich ein Messer aus seiner Dolchscheide zog und Felix in den Schenkel stach, so daß der, mit Schmerz beladen und Blut triefend, den übelgerathenen Jungen fahren ließ, zu einem Arzt zu eilen und seine tiefe Wunde verbinden zu lassen. Wilibald aber hielt mit seinem sauberen Lothario Rath, der redete ihm zu, alsbald seine Heimath zu verlassen, vorerst aber dem Ritter Gottlieb, seinem eigenen Vater, einen Beutel Geldes zu entwenden, daß sie auch Zehrung hätten. Das ward noch vollführt, dann huben sich die Buben aus der Stadt hinweg.

In kurzen Tagen kamen sie in Schlesien gen Breslau, daselbst schrieb Wilibaldus seiner Mutter um Geld, dessen sie ihm eine große Summa zuschickte. Erst fingen sie an rechte Lotterbuben zu werden, trieben nichts anders, denn was dem Geiste weh und dem Leibe wohl that, mit Spielen, Essen, Trinken, Tag und Nacht, daß sich männiglich darob verwundern mußte. Sie lagen bei einem Wirth, welchem wohl mit solchen Gästen war, und so der Wilibald kein Geld mehr

hatte, saß ihr Wirth auf seinen Klepper, ritt gen Boßna zu des Ritters Frau, die machte sich jederzeit gerüst, damit sie ihren lieben Sohn in seinem Bubenleben aufbauen und erhalten möchte, das währte so lange, daß dem guten Ritter anfing an seiner Nahrung abzugehen, durft aber zu seinem Gemahl nichts sagen, denn sie ihm unter Augen sagte, sie verthät doch nur das Ihre. Dieß Leben trieben die zween guten Söhne drei Jahre in der Stadt Breslau, bis sie endlich den Wirth wieder einmal nach Boßna schickten, ihnen Geld zu holen. Derselbige brachte ihnen ein gut Theiles, davon sich die zwei Gerath-wohl schöne Klepper kauften und dem Wirth und seiner Tochter, welcher Lotharius betrogener Weise die Ehe versprochen, sagten, sie wollten nur spazieren reiten und bald wieder kommen. — Fuhren aber nimmer heim, sondern nahmen ihren Weg der Lausitz zu, kamen in eine Stadt, heißt Glogau, da blieben die Junker nicht lange, denn das Land wollte ihnen nicht gefallen, auch wollte man ihnen nicht so große Reverenz anthun als zu Breslau, darum mochten die Junker nicht bleiben, gedachten, ihren Weg demnächst in Brabant gen Antorf zu nehmen, da denn die rechten Bader und Barbiere wohnen, so die Taschen wohl schröpfen und zu der Ader lassen können, also sich Mancher gar verblutet, daß er keinen Pfennig behält. Das mußten sie auch erfahren. Sie ritten den nähesten Weg auf die Laußnitz, von dannen gen Torgau, von Torgau gen Hall in Sachsen, dann nächst gen Nordhausen, von dannen über den Thüringer Wald in's Land

zu Hessen, blieben etliche Tage zu Cassel, da war der Landgraf mit all seinem Hofgesind, sie aber, wiewohl sie zierlich gekleidet gingen, wurden doch nicht sonderlich geachtet, maßen sie sich der Hofweise nicht zu gebrauchen wußten; hatten sich mehr auf Büberei und Bosheit geübt, denn auf Ritterspiel. Wollte ihnen an dem Orte auch nicht gefallen, nahmen ihren Weg auf Mainz zu, verkauften ihre Pferde, da saßen sie auf den Rhein, schifften also mit Freuden den Rhein hinab bis gen Deventer, da traten sie von dem Rhein, nahmen ihren Weg weiter über Land zu Reuß bis sie kamen in die vornehme Stadt Antorff; daselbst gingen sie zu einem Wirth, der sie sehr freundlich herbergte, zumal da er gehöret, daß sie Edelleute wären — demselbigen gaben die Beiden ihre Satteltasche mit Geld zu bewahren, lebten alle Tage herrlich und in Freuden, tranken eitel feine Weine: Malvasier, Lautertrank und Muskateller, speisten die besten Leckerbißlein: Fasanen, Rebhühner, Wildpret und Hasen; ihre besten Freunde aber waren Schalksnarren und Spielleute und dergleichen Menschen, die meinen, zum Leben gehöre nichts mehr, als ein Liedlein geigen oder auf der Lauten schlagen können. Das machte ihnen eine Zeitlang ein gut Lob, bestund aber nicht lang. Eines Tages nun, als sie lange nicht mit ihm abgerechnet hatten, kam der Wirth und sprach also: „Lieben Junker, ich wollt, daß Ihr einmal ein frisch Register anfinget und das alte abwischetet, denn man sagt: Gute Rechnung, gute Freunde! so muß ich auch Geld haben, Wein und Speise einzukaufen."

Lotharius, so allweg am frohsten war, sagte: „Herr Wirth, meinet Ihr, daß wir kein Geld mehr wissen, wann schon das, was wir Euch gegeben, verthan ist? Gehet hin, bringet Euer Register und unsere Satteltaschen, wir wollen Euch abzahlen, und einen andern Wirth suchen, so uns mehr denn Ihr trauen soll.“ Da gedacht der Wirth daran, daß sie wohl nicht so reden würden, wenn sie nicht noch anderswo Geldes genug hätten, und sprach: „Lieben Junker, ich bitte, wollet mir meine Worte nicht so im Argen aufnehmen, ich thue es Euch zu gut, damit, so die Summe groß, Ihr nicht gedenken möget, ich hätte zu viel gerechnet.“ — „Das habet Ihr nie an uns gespüret,“ sagte Lotharius, „wir sind doch mit aller Rechnung zufrieden gewesen, wie Ihr uns dieselbige gemacht.“ — „Das ist wahr,“ sagte der Wirth, „ich kann nicht anders denn Mildigkeit von Euch rühmen.“ Damit nahm der Hader ein Ende.

---

4. Kapitel.

Wie Friedbert in Zucht, Tugend und guter Lehr zugenommen.

In welchem Maße nun der gute Ritter Gottlieb betrübt war über seinen davongelaufenen Sohn Wilibald, in demselben (gleichwie ein süß Tränklein auf bittere Arznei) mußte er sich freuen an seinem angenommenen Sohne Friedbert, der sich in so fleißiger Arbeit in der Schule und zu Haus hielt,

daß er Andere seines Alters (und auch Mehreres) weit übertraf, also daß Gottlieb beschloß (weil es denn also auch Gottes Wille schien), seinen eigenen bösen Sohn ganz aus dem Herzen zu schließen und Friedbert als seinen ächten und gerechten lieben Sohn zu halten und achten. — Darob die Mutter des Wilibald, die immer noch im Geheimen an demselben hing, tief betrübet ward, bald hernach auch, schon betagt, das Zeitliche gesegnete; im selben Jahre starb auch der Vater des Friedbert, worauf der gute Ritter die Patrir, des Friedberts Mutter, zu sich nahm und ihr über Mägde und alle andere Hausgeschäfte Befehl gab. Was aber nun die Knechte betraf, solches versahe Friedbertus, der fing an ganz männlich zu werden und eines klugen Verstandes. Also machte sich Gottlieb mit seiner Arbeit zur Ruhe, dienete nur Gott dem Allmächtigen und versahe sein Amt zu steter Zeit mit Fleiß und Eifer. Ihn hielt vonwegen seines Alters das ganze Hofgesind in großen Würden und Ehren, denn er sich mit dem Geringsten als mit dem Größten gar freundlich vertragen konnte.

Da geschah es nun einmal, daß der Ritter Gottlieb dem Hochmeister ein großes hochzeitliches Fest zurichten mußte, in dessen Anordnung er sich so gewandt und geschickt erwies, daß der Hochmeister nach aufgehobener Mahlzeit ihn zu sich in den Garten beschied und gar freundlich mit ihm redete, unter Anderm auch fragte: „Ob ihm nichts wissend wäre von seinem Sohne?“ Der Ritter antwortete mit betrübtem Herzen:

„Ihm wäre von dem Tage an, nachdem er hinweg kommen, nichts von ihm gesagt worden, wo er sich hielte oder wie es ihm ginge; ich habe ihn auch, sagte er, aus meinem Herzen gegraben, und erkenne ihn für keinen Sohn mehr, denn seine Mutter, mein Gemahl, hat ihr Leben um seinetwillen aufgegeben. Damit ich mir aber einen andern Trost nehmen möge, so ist mir mein anderer, angenommener Sohn dermaßen wohl gerathen, daß ich mich ferner seiner von Herzen freuen thue," und damit erzählte er ihm das ganze Leben der beiden Knaben Friedberti und Felixen; auch meldete er, wie sie jetzund geschickt wären, auf die hohe Schule zu ziehen. Dem Hochmeister gefiel solche ruhmreiche Rede von diesen zween Knaben dermaßen, daß er zur Stunde befehlen thät, man sollte sie für ihn bringen. Solches geschah unverzüglich. Als nun beide junge Knaben für den Hochmeister kamen, merkte er an ihren Geberden, daß Alles, so Gottlieb von ihnen gesagt hatte, wahr wäre, befahl auch alsbald, daß man sie aus seiner Rentkammer reichlich versehen und auf das Förderlichste auf die hohe Schule schickte. Das geschah. Sie wurden versehen mit Geld, Kleidern und Pferden, ihnen ward auch zugeordnet Jedem ein Diener, so stets auf sie warten sollten. Sie dankten Gott um solche große Gutthat.

In kurzen Tagen wurden alle Sachen geordnet, daß sie ihre Reise vollzogen; Friedbert nahm Urlaub von seinem Herrn Vater, dem alten Ritter, befahl ihm seine Mutter in Treuen, gesegnete sie freundlich, desgleichen that auch Felix. In Freuden

ritten sie davon, kamen in kurzen Tagen auf die hohe Schule, da sie denn ganz fleißig studirten.

---

3. Kapitel.

Wie es Wilibald und Lothar in der Fremde weiter ergangen.

So man oft einen Weg fähret, wird das Gleis desto weiter. Also auch, wenn man oft in den Säkel greift, hat das andere Geld desto mehr Raum, vorab wenn man viel herausnimmt und nichts hineinleget. So geschah es auch den guten Knaben. Das Geld war verbraucht und die Mutter gestorben, die bisher heimlich geholfen. —

Der Wirth zu Antorf merkte auch wohl an seinen Gästen, daß ihnen müßte Geld gebrechen, denn sie waren nicht mehr die Ersten an der Tafel wie zuvor, brachten auch keine Gäste mehr zu Hause. In Summa, sie fingen an ganz trostlos zu werden. Der Wirth gedachte wohl, die Kuh wäre nicht länger mehr zu melken; darum wann ihm Gäste kamen, setzte er seine Junker nicht mehr nach altem Brauch oben an, sondern wann sie oben an saßen, hieß er sie hinab rücken, ja er vergaß ihrer bisweilen gar, daß er sie nicht einmal zum Tisch rief. Das fing die guten Jungen an zu betrüben, insonderheit Wilibaldum, denn der Kosten war ihm ausgegangen, aber Lotharius hatte seinen Pracht mehr damit geführet denn

er. Da erſchien eines Tags der Wirth mit großem Regiſter und ihrer Satteltaſchen, und begehrte mit ihnen zu rechnen; denn er wollte bezahlt ſeyn; mußten nun daran, ob ſie wollten oder nicht, und war der Reſt von all' ihrem Geld nahe denn ſechs Pfund zum Vorrath blieben; aber ſogar dieſe blieben ihnen nicht, denn der Schneider und Schuhmacher kamen ebenfalls und ſagten, ihre Rechnung betrage 12 Pfund. Da ſaßen die edlen Junker ganz traurig, mit ihren Füßen auf der Erden klopfend, unter ſich ſehend, ihr verloren Geld zu ſuchen, war aber umſonſt, mußten auch noch einen ſchönen neuen Mantel laſſen und zogen übel aus von Antorf, unwiſſend, was ſie beginnen oder wovon ſie weiter leben ſollten. — Als ſie vor der Stadt waren, begann Wilibald gegen Lothar in bitterlicher Reue zu reden: „O Lotharius, wäreſt Du nicht geweſen, ſo wäre ich vielleicht jetzt daheim ein guter Sohn bei meinem lieben Vater und müßte nun nicht herumirren in der Fremde! O weh mir Armſeligen, daß ich Deinen böſen Anſchlägen gefolgt habe, die mich in's Verderben geführet." — Lotharius, der ein ſchändlicher und verlogener Vogel war, antwortete: „Die Schuld, Wilibalde, ſollſt Du mir mit nichten geben, allzumal Du an der Sachen allein Schuld trägſt; meineſt Du nicht, mich bekümmert auch ſchmerzlich, daß ich meines Vaterlandes alſo muß beraubet ſeyn, aus welchem Du mich gebracht haſt, dieweil Du aus Furcht nicht bleiben durfteſt, als Du Deinem Schulmeiſter mit einem Meſſer durch ſeinen Schenkel ſtacheſt? ſage an, habe ich Dich eines ſolchen

unterrichtet? Nein wahrlich, denn ich von dem auslaufenden Blut so hart erschrack, daß wenn man mich erstochen hätte, ich keinen Tropfen Blut geben haben würde, dazu stund ich in großen Sorgen Deinethalben, denn mir war der Zorn Deines Vaters wohlwissend, der Dich sicher, wo Du ihm geworden wärest, in ewige Gefängniß eingelegt haben würde; deß Du mir denn nicht genug danken magst. Hergegen sagst Du jetzt das Widerspiel, als wenn ich allein daran schuldig wäre. Wohlan, thue ihm, wie Du willst, ich will meinen Weg gen Brüssel nehmen, daselbst um einen Meister sehen, meines Vaters Handwerk lernen, versiehe Du Dich auch, wo Du magst, denn ich weiß Dir in keinem Wege zu rathen noch zu helfen, habe jetzt mit mir selbst zu thun, habe auch so wohl als Du keine Zehrung mehr." Also sieht Jeder, wie es mit der schlechten Freundschaft wohl bestellt! — Damit schied Lothar heimlich von ihm aus der Herberg in dem Dorf, darin sie lagen, so daß Wilibald lange nicht erfahren mocht', wo er hinkommen war. Lothar zog den nächsten Weg nach Brüssel, daselbst verdingte er sich zu einem reichen Metzger, der war ein gar alter Mann, hatte sehr viel Gesindes, Knechte und Mägde. — Zum Anfange hielt er sich ganz unsträflich, so daß ihn sein Meister fast lieb gewann. Er vertraute ihm zuletzt mehr denn keinem unter seinen Dienern, dadurch ihm dann seine Heimlichkeit offenbar ward. Eines Tages war der gute Mann über Land auf einen Jahrmarkt gefahren, ließ den Buben im Hause, welchen er vormals zu jeder Zeit mitzunehmen pflegte,

befahl ihm, das Haus zu verwahren, das ander Geſinde zur Arbeit anzuführen, welches er ihm denn Alles gütlich zu thun verſprach. Sobald aber der Meiſter von Hauſe kam, wartete er mit Fleiß ſeiner Gelegenheit, bis des Metzgers Weib ausgangen war, und das andere Geſind ihrer Geſchäfte pflegte. Alsbald dann brach er mit etlichen Inſtrumenten ſeines Meiſters Kammer auf und nahm die geſammte Baarſchaft, die ſich darinnen vorfand. Als aber das Gerümpel von einer Magd gehört ward, machte dieſelbe eilends ein Geſchrei, davon die andern Knechte und Mägde zugleich zugelaufen und den erſchrockenen diebiſchen Buben ob ſeinem Diebſtahl ergriffen, mit guten ſtarken Stricken banden, und alſo auf des Meiſters Zukunft verwahrten. Welcher, als er nun des Abends kommen iſt, hat er den Buben mit rauhen Worten geſtrafet, und gar übel ausgerichtet; doch weil ihm noch kein Schade geſchehen, hat er ihn dem Richter nicht wollen überantworten, ſondern eine Zehrung geben, und zum Thor hinausgewieſen. — Als er vor dem Thore war, dachte er daran, wie er ſeine Sache fein geſchickt handhabe und einen anderen Pelz anlege; meinte, ſich zu einem Wirth als Knecht zu verdingen, da könnte er gute faule Tage haben bei kleiner Arbeit und reicher Koſt; die hätten ja allweg die Schlüſſel zum Keller, tragen Wein und Brod auf und mag oft ein Zug aus der Kannen gerathen. Alſo kam er gen Hall, fand bald einen guten Herrn, einen Wirth, der meinte, Gott hätte ihn berathen, denn der Schalk konnte mit ſolchen glatten Worten ſtreichen, daß man

meinte, er wäre geſchliffen. Er war auch von Perſon ein hübſcher gerader Jüngling, tummelte ſich auch erſtlich ſo wohl, daß ihm ſein Herr anfing, faſt alle ſeine Sachen zu vertrauen und zu befehlen. Den Schalk wußte er ziemlich zu verbergen, daß einer gar ſpitzig hätte aufmerken müſſen, der den Schalk erkennen wollen. Stund aber nicht lange, es kam ſo grob an Tag, daß es nicht gröber hätte mögen ſeyn. Denn nehmet wahr: Es kamen eines Tages viele Kaufleute gen Hall, die wollten in die Antorfer Meß, und wie denn der Brauch iſt, gaben ſie dem Wirth ihre Mantelſäcke mit dem Gelde zu behalten, welches ihnen denn der Wirth fleißig verwahrete, ſaß demnach zu den Kaufleuten und war fröhlich mit ihnen. Sie ſagten von guten Schwänken, und was ihnen ſeither von Hauſe begegnet wäre, guts und böſes. Wie denn der Kaufleute Gewohnheit iſt, wann ſie in die Meſſen fahren, treiben ſie allerlei Kurzweil, damit ſie die Zeit vertreiben — wovon man Büchlein abzufaſſen, wie auch ſchon wohl geſchehen iſt —; alſo ging es auch zu. Als ſie nun im beſten Eſſen ſind, kömmt einer ihrer Geſellen geritten, welcher ihnen nach poſtieret, denn er ſich etwas daheim verhindert hatte. Indem er ſie nun an dem Eſſen fand, gibt er Lothario ſein Pferd, befiehlts ihm anzubinden, nimmt ſeine Sachen, gehet zu ſeinen Geſellen und Landsleuten in den Saal, befiehlt dem Wirth ſeinen Mantelſack. Der Wirth ſaget: „Mein Herr, ſeyd zufrieden, ich will den wohl verwahren.“ Kurz darnach kömmt Lotharius, der Wirth befiehlt ihm, den Mantelſack aufzuheben.

Er macht sich gar geschäftig, nimmt denselben Mantelsack und des Wirths Kammerschlüssel, als wenn er denselben darein zu den andern verwahren wollten, er aber stieß den unter die Stiegen zu alt Gerümpel, kömmt wieder mit des Wirths Schlüsseln, gibt ihm die wieder, als wenn alle Sache ganz wohl ausgerichtet und versehen wäre.

Die Kaufleute waren alle wohl bezecht, gingen zu schlafen, befohlen dem Wirth, auf den künftigen Morgen ein gut Frühstück zu bereiten, denn sie wollten nicht früh aufstehen. Deß war der Wirth gar wohl zufrieden. Also gingen sie fröhlich schlafen, der Wirth und seine Gäste. — Lotharius nahm sich aber für, die Nacht nicht viel zu schlafen, sondern viel zu wachen, und seine Geschäfte auszurichten.

Als nun das Volk im Hause entschlafen war, nahm er den Mantelsack mit dem Gelde, und trug ihn in seine Kammer, da er denn mit einem scharfen Messer gerüstet war. Er säumte sich nicht lange, schnitte denselben auf, da fand er ein groß Geld darin, 's war lauter Gold. Der Schalk nahm davon, so viel ihm möglich zu tragen, legte seine besten Kleider an, und sobald es Tag ward, machte er sich davon, ganz frühe, ehedann im Hause Jemand auf war; nahm seinen Weg den nächsten auf Dengen, ist fünf Meilwegs. Da kehret er in eine Herberge, bat den Wirth, er solle ihn nicht melden, gab ihm das Geld, so er gestohlen hatte, einstheils zu behalten. Der Wirth gedacht', die Sach ging nicht recht zu, denn Lothar fürchtete sich gar sehr, wie solcher diebischer Buben

Brauch ist, die gemeiniglich keinen ehrlichen Biedermann ansehen dürfen.

Als aber nun zu Halle Wirth und Gäste aufstunden, fragte Jedermann nach dem Hausknecht, es konnt aber Niemand nichts von ihm sagen. — Dem Wirth war nirgend recht, lief für seine Kammer, klopfte an, Niemand wollte ihm Antwort geben; er schloß die Kammer auf, schaute in allen Winkeln nach seinem Knechte. Zuletzt erblickte er in einem Versteck den zerschnittenen Mantelsack, davon er gar sehr erschrack, und ließ damit ein laut Geschrei erschallen. Das erhörten die Kaufherren, auch das ander Gesind im Hause, liefen mit Haufen herzu, da funden sie den Wirth in großem Jammer und Klagen, daß er vor Schrecken nicht stehen konnte; erschracken gar übel über den Mantelsack, und meinte erst ein Jeglicher, es wäre der seine; fand sich aber, daß er des Kaufmannes war, so am letzten kommen. Dem mangelte eine große Summa. Saß sogleich auf sein Pferd, deßgleichen der Wirth, ritten mit einander behende auf Dengen zu, denn der Bösewicht war dem Wirth unter der Pforten erkundschaftet worden. Die anderen Kaufleute hatten groß Mitleiden mit ihrem Gesellen, ritten auch auf die Straßen, ob sie etwas erfahren möchten. Die Beiden kamen gen Dengen, erforschten die Einkehr des Buben, saßen ab und gingen hinein in die Herberge. Derselbig Wirth war ein bescheidener Mann, ersah bald den Handel, der sie bekümmere, und sprach: „Schweigt, lieben Herrn, habt einen leichten Muth, ich hoffe, es soll noch wer-

den gut, Euch soll geholfen werden; sagt ihnen damit von seinem Gast, welcher erst vor einer Stunde in seinem Hause gewesen wäre," und zeigete ihnen dabei an die Gestalt und die Kleidung, daraus sie leichtlich abnahmen, daß es eben der Bub wäre den sie suchten. — Als sie nun miteinander redeten, kömmt der Schalk die Stiege herabgegangen. Da er nun den Wirth erblickt, erschrickt er fast übel, untersteht die Flucht zu geben, der Kaufmann aber läuft ihm die Thür ab, und sagt: „Du verzweifelter arger Schalk, hie mußt Du Dein Leben lassen." Lotharius fiel behende auf seine Knie, bat um Gnad, zohe damit das Geld, so er hatte, aus seinem Busen, und sagte: „Ich habe hiervon nichts verthan, das übrige Theil hat der Wirth." Davon der Kaufmann sehr erfreuet ward, der Wirth brachte das übrige Gold aus seiner Kammer, gab das dem Kaufmann. Aber der Wirth von Halle gedachte: Der Bösewicht soll keinem frommen Mann nimmermehr solchen Schrecken abgewinnen, es ist zu viel.

Mitdem ward er dem Richter überantwortet, und dieweil er in frischer That ergriffen, gleich an die Folter geschlagen; da er bei kleiner Marter alle Bosheit bekannte. Als der Richter solche Bubenstücke von ihm vernahm, ward er gleich desselbigen Tages gehenkt. Da ward ihm sein verdienter Lohn, nach welchem er gerungen.

6. Kapitel.

Wie es Wilibalds ergangen, nachdem der böse Lothar von ihm fort war, auch was sich mit Friedbert und Felix weiter begeben.

Wilibald zog nun alleinig seine Straßen, hatte weder zu beißen noch zu brechen, und mußte sich auch noch fast übel besorgen, wo er von der „rothen Rotte" ergriffen würde, möchte er gehangen werden, wie denn solches der Brauch in Brabant ist. Da reiten etliche Reisige im Lande um, und wo sie solche verlorne Kinder, so nicht arbeiten wollen, ergreifen, hängen sie selbe gleich also warm. Trachtete ernstlich, wie er doch wieder zu seinem Vaterland kommen möchte. Er wußte aber noch nicht, daß seine Frau Mutter gestorben, sondern war noch guter Hoffnung, wenn er einen Boten zu ihr senden könnte, sie ihm etwas schicken würde, damit er nicht in solchem Jammer und elendem Leben seine Zeit verzehren dürfte. Er zog so lange, bis er weder Heller noch Pfenning mehr hatte; Niemand wollte ihm etwas umsonst geben, und wann er schon um Gotteswillen bat, sagte man: Er wäre jung und stark, warum er nicht arbeitete? Also zog er in großem Hunger durch Westphalen, demnach durch Sachsen und die Markgrafschaft Brandenburg, bis er kam in Preußen, da verdingete er sich auf einem Dorfe, zu einem Bauern, der war fast reich, und hatte viel Vieh's, das unterzog sich Wilibald zu hüten, denn ihn der bittere Hunger darzu zwingen thät. Also ward aus einem Edelmann ein Säuhirt. Was aber die Ursach

geweſen, iſt oben nach der Länge eingeführet, wie denn auch ein alt Sprüchwort gebraucht wird: Hundert Jahre machen aus einem Hirten einen König, und wieder hundert Jahre aus einem König einen Hirten. Wilibaldus, der von gutem Geſchlecht und edlem Samen geboren war, muß jetzund der Schweine und anderen Viehes hüten. Friedbert aber und Felix, eines Bauern Söhne, waren nun der eine Kanzler und der andere Sekretarius des Hochmeiſters zu Preußen, der, weil er allzeit von ihnen nur Gutes und Rühmliches gehört, ſie, nachdem ſie ihre Studia vollendet, an ſeinen Hof berief und wegen ihrer ausnehmenden Geſchicklichkeit alsbald in ſeine Dienſte nahm, allwo ſie beharrten mit allem Fleiße.

Friedbert war jetzt bei zwei Jahren Kanzler am Hofe zu Preußen geweſen, aber unverehlicht. Derowegen der Hochmeiſter gedachte, wie er ihn mit einer tugendſamen Jungfrauen möchte verſorgen. Nun hatte der vorige Kanzler zwei ſchöne Töchter hinterlaſſen. Die ältere ward genannt Concordia, eine züchtige Jungfrau, die jüngſte aber Felicitas, ihre Schweſter an Schöne noch übertreffend. Der Hochmeiſter fragte Friedbertum, den Kanzler, einmal: „Ob er nicht Willen hätte, zu der Ehe zu greifen.“ Der antwortete: „Wo er eine wüßte, bei welcher er in Fried und Freude leben möchte, wollte er ſich wohl darein begeben, wo er aber das in Sorgen ſtehen ſollte, wollt er von der Freiheit, in welcher er jetzund wäre, nicht abtreten, und viel lieber einer Frauen mangeln, dann mit

einer wunderlichen oder zänkischen haushalten." Ueber solche Worte lachte der Hochmeister und fragete Feliren: „Ob er auch eines solchen Gemüths wäre?" Felix antwortete: „Nein." Hierauf sagte der Hochmeister: „Wo alle Jünglinge eines solchen Fürhabens seyn, wie Friedbert, würde nimmer einer zum ehelichen Stand kommen, dann man wüßte ja wohl, daß alles menschliche Geschlecht zu leiden geboren sey." Darauf antwortete Friedbert, der Kanzler: „Dieweil es denn je gelitten muß seyn, wollte er sich mit Geduld darein ergeben;" darauf bestellete der Hochmeister Friedbert und Felix zu sich auf den morgigen Mittag. Friedbert aber der Kanzler sammt Feliren gingen zu ihrem Herrn Gottlieben, dem alten Ritter, nahmen das Nachtmahl in großen Freuden und freundlichem Gespräche, sagten dem alten Ritter alles das, so der Hochmeister mit ihnen geredt hatte, davon er sehr große Freude empfing, denn er wußte wohl, daß ihnen die Sache zu gutem Glück gerathen würde; unterdeß hatte der Hochmeister die Kanzlerin Wittfrau mit ihren Töchtern zu sich beschieden, die auch alsbald erschien. Felicitas als die jüngste ging vor, der ihre Schwester Concordia nachfolgte, die hatte ihr goldfarbes Haar zurück abgeschlagen, das glänzete nicht anders, denn wäre es gesponnen türkisch Gold gewesen, auf ihrem Haupte trug sie ein schön Perlenband, auf demselben einen schönen Kranz, ihre Stirne erhaben, glatt und wohl gezieret, mit gebogenen schmalen Augbräulein; die Aeuglein, wie schön und klar sie gewesen, kann ich nicht verloben, sie konnte auch deren so lieblich gebrauchen,

daß nicht zu ſagen iſt. Die jüngſte Schweſter war nicht minder mit Schönheit gezieret denn die ältere, allein daß ſie ein wenig bräuner war. Da nun Charitas mit ihren Töchtern eine kleine Zeit bei dem Hochmeiſter geweſen, hat er zur Stund Friedberten ſammt Feliren und dem alten Ritter, und andere ſeine Räthe berufen laſſen, die denn gehorſamlich erſchienen. Der Hochmeiſter ſagte ihnen Alles, was er den vorgehenden Tag mit Friedbert und Feliren geredet hatte. „Ihm wäre nicht vonnöthen, ihrer beider fleißigen Dienſte von ihnen zu erzählen, dieweil all ſein Hofgeſind ein ſolches täglich vor Augen ſähen. Darum wäre ihm ein Gedanken kommen, wo es ihnen anders beiden gefallen, wollte er ſie mit züchtigen und ſchönen Jungfrauen verſehen. Er ſey nun der frohen Hoffnung, Charitas die Mutter ſammt ihren Töchtern würden ihm ſeine Bitte nicht abſchlagen; und in der That, als er ihr die Frage vorlegte, ob ſie ihre beide Töchter Friedberten und Felix verehelichen wollte, fiel ſie zu Fuß, zum Zeichen, daß ſie dafür nichts zu thun wiſſe, als zu danken. — Da verlobte der Hochmeiſter alsbald die ſchöne Felicitas mit Friedbert, der unterdeß eine faſt große Freude empfunden an dem Vorſchlage des Hochmeiſters, die Concordia aber mit Felix, worüber Alles am Hofe höchlich erfreut war. —

7. Kapitel.

Wie Wilibald in neues Unglück trifft und er flüchten muß; dagegen zu Bosna fröhlich Hochzeit gehalten wird.

Wilibald, der arme Tropf, war jetzund schon gewohnt, bei dem Vieh auf dem Felde seine Zeit zu verzehren; etwa zu Zeiten saß er an der Sonnen, seine Schuh flickend, und wo ihm ein Loch in seinen Rock kam, machte er einen andern Lappen darüber, achtete nicht der Farben, ob sie sich mit seinem Rock verglichen oder nicht. Rauhes und schwarzes Brod war seine Speise, und wann ihm Gott Zwiebeln und Knoblauch bescherete, nahm er selbe wohl für gut, meinend, er hätte eine gute Mahlzeit gehabt. Also muß man solchen leckeren Gesellen kochen, so vormals der guten Bißlein gewohnt waren. Da ging es nicht auf Bradändisch zu, Malvasier und Meth waren dem guten Wilibaldo ganz theuer geworden, denn er mußte sich der kalten Brunnen und fließenden Bächlein behelfen.

Es wollte aber das unstete und wankelmüthige Glück noch nicht vergnügt seyn. Denn als einmal auf der Weide die Sonne um Mittag recht heiß schien, rückete Wilbaldus zu dem Walde, damit das Vieh Schatten möchte haben, er selber legte sich unter einer dicken Eichen in den Schatten schlafen und entschlief gar schnell. Indem kamen aus dem Walde ein Haufen Wölfe, rissen und zerrten ihm etlich Vieh zu Boden, und erwürgeten deren manch Stück. Wilbaldus war hart

entſchlafen, hörete noch, wußte von ſolchem Schaden und Unfall gar nichts, erwachte auch nicht, bis der Schade geſchehen. — Als er nun genug geſchlafen und aufgeſtanden, thät er um ſich ſehen nach ſeinem Vieh, das lief im Felde um ganz zerſtreut und furchtſam, er kömmt an das Ort, findt das übrige Aas, ſo die Wölfe hatten gelaſſen, erkannte wohl, daß es ſeines Bauern Vieh geweſen war. Wer erſchrack übler denn Wilbaldus? Er rauſte ſich ſelbſt das Haar aus, und klagte jämmerlich: „O mordio! (ſagte er) mir armen und betrübten Hirten, wo ſoll ich nun aus? Zu meinem Meiſter darf ich nicht kommen, jetzt iſt mein verdienter Lohn dahin. Ja, mir iſt weder zu rathen noch zu helfen nimmermehr.“

Wie der arme Wilbaldus in ſo großer Klage und Jammer war, erſiehet er von Ferne ſeinen Meiſter herreiten. Denn ihm ward von ſeinem Nachbar geſagt, wie ſein Vieh ohn einen Hirten in weitem Felde ganz verſcheucht und irre ginge. Er ritt im Felde umher, trieb das Vieh, ſo gut er mocht, zuſamm. Wilbaldus wollte ſich nicht länger ſäumen, erwiſchete ſeine Hirtentaſche, Stab und Riemen, eilete dem dicken Walde zu, ſchloff und kroch in großen Sorgen durch alle Geſträuch und rauhe Dornenhecken, zerrieß und zerzerrete ſich faſt übel, alſo daß ihm ſein ganzer Leib verſehret war, dann er meinte nicht anders, ſein Meiſter ritte um, ihn zu ſuchen. Der Meiſter kam zuletzt auf die Wahlſtatt, auf welcher ſein zerriſſen und verbiſſen Vieh lag, da ſahe er wohl, daß der Wölfe ein gut Theil ob ihnen geweſen, dachte nicht anders, dann

Wilbaldus wäre von ihnen auch umbracht; säumte sich nicht lange, ritt zu Hause, trieb mit ihm sein überblieben Vieh, dann er besorgte sich auch vor den Wölfen. — Wilbaldus aber vor großen Sorgen und Aengsten gedachte der Wölfe nicht mehr, bis jetzund die finstere Nacht hereinbrach, da fing ihm an der Hase im Busen zu laufen und die Katze den Rücken hinauf, rufte Gott stets an, er sollte ihm aus dem finstern Walde helfen. Die Nacht aber kam mit solcher Finsterniß, daß er keinen Stich mehr sehen konnte, das ganze Holz däuchte ihm voller Bären und Wölfe zu seyn. Ach Gott! gedachte er, wo soll ich aus? steige ich auf einen Baum, so bin ich wohl sicher vor den Wölfen und wilden Schweinen, wer sichert mich aber vor den grausamen Bären und Luchsen, deren viel in diesem Walde sind? Nun ist mein Leben nie in größerer Gefahr gestanden. Ach warum hab ich meines Meisters nicht erwartet, und den Tod williglich von ihm erlitten, so wäre ich doch nicht ein Aas der wilden Thiere.

Als er nun in solcher großen Angst und mancherlei Gedanken war, stieg er doch zuletzt auf einen hohen Baum, legte sich in eine starke Zwerggabel, band sich selbst mit seinem Gürtel daran, damit, so er entschliefe, er nicht herabfiele. Dieselbige Nacht kam ihm kein Schlaf in seine Augen, sondern war in großen Aengsten und Sorgen. Die Nacht war ihm so lang, als ihm keine Nacht seine Lebtage je worden war, sobald nur ein Blättlein von einem Baum fiel, meinte er, es wäre ein wild Thier oder sonst ein Ungeheuer. Sobald es

nun Tag ward, ſtieg er von dem Baum herab, ging ſo lange, bis er auf einen guten und gebahnten Weg kam, der führte ihn aus dem Walde an ein ſehr groß Waſſer, die Weichſel genannt, daran liegt eine Stadt, genannt Thorun, in die kam er ganz ſchwach und hungrig. Er ging für der Bürger Häuſer, bat ſie um Brod um Gotteswillen. Von ungeſchicht begab es ſich, daß der Säuhirt in der Stadt keinen Knecht hatte, der dingete ihn um einen Lohn, deß ward er gar froh. Alſo dienete er ihm ſo wohl, ehedem ein Viertheil eines Jahres hinging, machte er ihm andere Kleider, damit er ſich vor dem Froſt und Regen möchte bewahren und erwehren, er gab ihm auch was mehr unter die Zähne denn der Bauer, bei welchem er zuvor geweſen war. —

Am Hofe des Hochmeiſters war unterdeß die Zeit vorhanden, daß man alle Dinge, ſo zur Hochzeit nöthig, auf's Köſtlichſte zurichtete. Der Hochmeiſter ließ einen freien Hof ausrufen in ſeinem ganzen Lande, damit alle Ritter und Grafen, ſo ihm unterworfen wären, erſchienen, und einmal Kurzweil hätten. Es ward auch ein groß Jagen und Beizen auf allerlei Wildpret angeſtellet, da wollte Niemand der Letzte ſeyn. Alſo kamen in kurzen Tagen eine große Zahl Wildpret von Hirſchen, Rehen, Schweinen, Bären, daß ſich männiglich darob verwunderte. Die Küchen wurden aufgeſchlagen, deßgleichen in einem ſchönen weiten Baumgarten viele Zelte, unter welchen man eſſen und trinken ſollte.

Als nun der beſtimmte Tag kam, an welchem die Hochzeit

sollte gehalten werden, ist nicht zu sagen, was für Köstlichkeit erschien von Frauen und Jungfrauen. Die kamen ganz zierlich gekleidet mit Perlen, Golde und Silber umgeben. Da hörte man Trommeten, Heerpauken, Zinken, Lauten und Geigen. In Summa, des Saitenspiels war da ein Ueberfluß. Es kam jetzt die Stunde, daß man zur Kirche gehen solle; der Hochmeister ging mitten ein, Friedbert zur rechten Seite, und Felix zur Linken, die führte er bei ihren Händen; ihnen folgte gleich auf dem Fuß nach Gottlieb der alte Ritter in großen Freuden. Mit ihm ging der oberste Hofmeister des Hochmeisters; denen folgeten Grafen, Ritter und Knechte in großer Anzahl. Zuletzt kamen die zwo schönen vermählten Jungfrauen auf einem köstlichen vergüldeten Wagen gefahren, denselbigen folgten noch viel andere Wägen mit schönen Jungfrauen und Frauen besetzet. —

Da sie nun für die Kirche kommen, ist alsbald allda gewesen ein Erzbischof, der hat erstlich Friedberten und seine liebste Braut, und darauf Felixen mit seiner Braut mit schönen Worten empfangen, in die Kirche begleitet, darauf einen schönen Sermon gehalten, und gesagt, was der eheliche Stand sey, wie und wer den eingesetzet, auch wie sie sich in solchem heiligen Stande halten sollen. Demnach er nun eine gute Zeit mit ihnen geredt, hat er den göttlichen Segen über sie gesprochen, darauf denn das Amt gar herrlich mit lieblicher Musik vollbracht ward; dann ist man zu Tisch gegangen, und jeder nach seiner Würde gesetzet worden. Was da

für köſtliche Speiſen und Trachten fürgetragen, bedünket mich zu ſchreiben nicht möglich. —

Als nun die Mahlzeit am beſten war, trug man vor den Brauttiſch einen ſchönen hohen Stuhl, der war bedecket mit einem rothen Carmeſin-Sammet, den ſtellten vier Ritter gegen den beiden Bräuten, daß ihn männiglich ſehen möchte; es war aber ein ſchönes weites Gezelt, unter welchem die Bräute ſaßen ſammt dem mehrern Theil Frauen und Jungfrauen. Darum nahm ihn der Hochmeiſter für, die Morgengabe, ſo er beiden Bräuten geben wollte, für den Geladenen zu offeriren, wie es gebräuchlich war. Als nun Alles verrichtet, traten wiederum von den vornehmſten Rittern vier hervor, deren jeder einen ſchönen vergüldeten Kopf trug — ſo nannte man ehedem eine eigene Art feiner Trinkbecher, — in jedem waren etliche Stücke Goldes, vor ihnen her gingen Trommeter und ein Herold, der rief für männiglich die Gaben und Schenkungen aus, darnach ſetzten die Ritter die Gaben auf gemeldeten Stuhl. Nachdem die Frauen und Jungfrauen Urlaub genommen, gingen ſie wieder darvon. — Wie nun das Mahl ein Ende und das Waſſer auf die Hände genommen ward, iſt darauf ein ſchöner Tanz gehalten worden, der währte bis an's Nachtmahl. Und wie daſſelbe auch mit gar köſtlicher Speiſe und Trank vollbracht, ward wieder ein neuer Tanz mit Windlichtern angehoben. Das dauerte bis die Stunde der Ruhe eingefallen und Jedermann an ſein Lager ging; haben die übrige Nacht mit ſüßem Schlaf vertrieben.

Die Nacht verging und der ander Tag erschien jetzt mit klarem Schein, da fing man von neuem an, die Mahlzeit gar köstlich zu bereiten. Der Hochmeister befahl den jungen Edelleuten, daß sie auf den künftigen Tag sich rüsten sollten und ein Turnier-Rennen anrichten; welcher dann unter ihnen den Preis behielte, dem solle ein Kleinod verehret werden. Deßgleichen ordnete er den Reitknechten eine Gabe, das war ein Kleid von Fuß auf, die sollten mit stumpfen Schwertern in einem Schranken zu Roß kämpfen, welcher sich denn am behendesten tummeln könnte, dem sollte die Gabe, so bei sechs Dukaten werth war, gegeben werden.

Zum dritten gab die gemeine Ritterschaft den Schildbuben auch ein Kleid auf drei Dukaten werth, die mußten in einem Schranken mit ledern Kolben, so ganz hart ausgefüllet waren, kämpfen ohne allen Harnisch und mit bloßen Häuptern, nichts anders denn Hosen und Hemder an, und Schlafhauben aufhaben, das denn gar ein kurzweiliges Sehen war. Es ward auch den edlen Knaben Damast ausgeben, darum mußten sie laufen; welcher denn mit dem ersten das Ziel erreichte, dem ward ein solcher Damast gegeben. Dieser und dergleichen Kurzweil wurden auf dieser Hochzeit viele getrieben, davon denn gar viel zu schreiben wäre. Die Hochzeit währete bei acht Tage, daß Niemand vom Hofe schied, bis die acht Tage verlaufen; dann nahm Jedermann Urlaub von dem Hochmeister und ritt wieder heim. Friedbert und Felix aber lebten

in großen Freuden mit ihren beiden Gemahlinnen. Dieß bleibe also.

---

8. Kapitel.

Wie Lotharius eines Nachts dem Wilibald erschien, derselbige weiter ziehet und unvermerkt wieder durch seine Sackpfeife in die Heimath kommt.

Während solches Alles zu Bosna vorging, studierte Wilibald sein Hirtenamt gar fleißig, also daß er seinem Meister nicht mehr um Geld feil war. Sein Meister aber war ein großer Künstler unter den Hirten geachtet, denn er gar wohl auf der Sackpfeifen rauschen konnte; das begehrete der gute Wilbaldus auch von seinem Meister zu lernen, deß er ihn denn auch mit gutem Willen unterrichtete. In kurzer Zeit übertraf er seinen Meister mit dem edlen Spiel, denn wenn er darauf spielte, sang er gar wohl darein. Er hatte auch noch ein klein Fünklein und kleines Stücklein von dem Schulsack behalten, also daß er oft eigene Liederlein und Reimen dichtete, ward zuletzt der Kunst so frei, daß er sich seiner Sackpfeifen und Singens gebrauchte, meinend, es stünde dennoch ein wenig besser denn gar betteln, wiewohl es fast Schwestern und Brüder miteinander sind.

Auf eine Zeit saß Wilbaldus und dichtete ein Lied zu seiner Sackpfeife, in welchem er sein Unglück anzeigete, bevor-

aus aber den Lothar darſtellte als den Urheber ſeines ganzen Leidens. Als er nun des Nachts ſein Vieh heimgetrieben, und nach dem Nachtmahl ganz müde zu Bette ging, nicht lange lag, mit großem Schlaf hart umfangen war, däuchte ihm träumend, wie er ein erſchreckliches Menſchenbild ſähe vor ſich ſtehen mit zitterndem Leibe und angſthaften Geberden, das ſagte zu ihm: „Wilbalde! Wilbalde!“ Von ſolchem traurigen Ruf thät er in ſeinem Schlaf ſich gar übel fürchten, war ihm ſtets, wie er mit heftiger Stimme Mordio ſchrie, konnte aber nicht ſchreien. Zuletzt gerieth ihm ein Schrei, und ſchrie mit lauter Stimme, alſo daß er davon erwachte, ſiehet und greifet um ſich nach dem Bild, — da war es nichts. Er lag in einem großen Schweiß ganz furchtſam, wünſchte oft den Tag, damit er mit ſeinem Vieh zu Felde triebe. Zuletzt entſchlief er wieder, da kömmt ihm für ein noch grauſamer Geſicht denn das vorige geweſen war, er ſahe den Lotharium ganz ſcheinbarlich vor ſich in dem Schlaf, ſeine beiden Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, einen langen Strick an ſeinem Halſe tragend, ganz elender und tödtlicher Geſtalt. Er ſagte: „O Wilibalde! mir iſt geſchehen wie ich verdienet; mein Leib iſt eine Speiſe der Raben geworden, der ich ein Rabenkind geweſen; nun aber bitte ich Dich nur das Eine: Du wolleſt von Zorn gegen mich ablaſſen und mir verzeihen, damit meine arme Seel zur Ruhe komme.“ Mit der Rede verſchwand das Geſicht. Wilbaldus erwachte für lauter großem Schrecken und Furcht, er ſahe ganz furcht-

ſam um ſich, und als er nichts ſehen konnte, zog er ſein Haupt unter die Decke, lag alſo ungeſchlafen, bis der Tag anbrach; da ſtund er auf, that ſein Gebet zu Gott, nahm ſein Zeug, als: die Taſche, Stab und Horn, ging auf die Straßen, blies die Mägde auf, daß ſie das Vieh herfür treiben ſollten. Als er nun in das Feld kam, dachte er dem Geſichte fleißig nach. Allmächtiger Gott, dachte er, wie mag das immer zugehen? iſt ihm alſo, wie ich in meinem Schlafe geſehen habe, ſo hat Lotharius ein böſes Ende genommen. Darnach gedachte er in Schmerzen ſeines guten Vaters, dem er entlaufen, und meinete, lieber wollte er bei ihm im Gefängniſſe denn hier in der Freiheit ſeyn, und betete zu Gott, daß er ihm gnädiglich vergeben und wiederum zurückführen wolle zu ſeinem Vater. Solcher Gedanken hatte der arme Wilbaldo viele und mancherlei. Tag und Nacht ſetzte er ſich vor, Urlaub von ſeinem Meiſter zu nehmen. Er war bei ihm geweſen in das andre Jahr, hatte jetzund etwas Lohn verdient, mit dem meinete er wohl bis in ſein Vaterland zu zehren. — Eines Tags kam ſein Meiſter an ihn, begehrete, er ſollte ſich noch weiter zu ihm verdingen. Wilbaldus ſagte ihm ſein endliches Fürnehmen, daß er im Sinn hätte, heimzuziehen. Er ſagte ihm auch dabei, wie er in ſolch Elend kommen, viel Guts verthan, was Stammes und Namens er wäre, und in Summa, erzählte ihm ſeine ganze Hiſtorie, darob der Hirt anfänglich ein großes und merkliches Verwundern hatte, hernach ihm aber alsbald auszahlte, was er ihm an Lohn ſchuldig war: denn

er merkte wohl, daß sein Knecht nicht von Anfang ein Säuhirt gewesen und wohl vielleicht edlen Geschlechts sein mochte. Darauf nahm Wilbaldus seine Sackpfeife, gesegnete seinen Meister und Frauen, und zog von Thorum über den Fluß Weichsel. Er brauchte sich mit seiner Sackpfeife, so gut er mochte, kam von einer Stadt zur andern, bis gen Wladißlavia. Dahin hatte zufällig der Hochmeister Friedberten und Feliren als Commissarien zum Landtage geschickt. Als sie nun eines Tages fröhlich beieinander waren, kam der gute, einfältige Spielmann Wilbald mit seiner Sackpfeife und singet sein Liedlein, denn er Friedberten und Feliren nicht kannte, desgleichen sie ihn auch nicht. Sie Beide aber merkten gar eben auf sein Gedicht. Als er nun ausgepfiffen, sagte Friedbert: „Mein lieber Spielmann, sage mir, hast Du dies Liedlein von einem Andern gelernet, oder ist es von Dir selbst gemacht?“ Antwortete Wilbald: „O mein lieber Herr, Ihr sollt mir glauben, was ich in diesem Liede gesungen habe, solches ist mir Alles und noch viel ärgers zu Handen gangen, denn ich jetzt mehr denn zehn Jahre in großem Elend umgezogen bin, einen Stein erbarme es. O, mich gedenket noch wohl, daß ich gar ein liebes Kind war.“ Friedbert sagte: „Lieber Spielmann, von wannen bist Du?“ Antwortete ihm Wilibald: „O, lieber Herr, das ziemet mir nicht zu sagen, denn sich meine Eltern schämen müßten.“ Spricht Friedbert: „Ich bitte, wollest uns Dein Liedlein noch einmal singen, dann soll Dir von mir und diesem guten Herrn eine Verehrung werden, die Du zu

Dank annehmen wirſt.“ Felix war des gar begierig zu hören. Alſo fing Wilbaldus an, und ſang mit lauter Stimm ohn die Sackpfeife, damit ſie es deſto beſſer verſtehen möchten, und wiewohl er ſeine Taufnamen verändert hatte, damit man ihn nicht erkennen ſollte, hatte er ihn doch in dieſem Lied zu vorderſt und an vielen Orten hineingeflickt, darauf ſie Beide ein ſonderlich Gemerk hatten, denn er an ſeiner Geſtalt immer hätten mögen erkannt werden, ſo bleich, ſchwarz und mager war er von dem guten Leben worden, ſo er in der Zeit gehabt hatte. Er nannte ſich Heinz ohne Troſt; darbei nahmen ſie ab, daß er ſeinen rechten Namen leugnete.

Wilbalde Sackpfeifen-Lied lautet alſo wie folgt:

Ich bin fürnehmer Leute Kind,
Bin arm jetzt und verlaſſen,
Und ſtatt daß ich die Liebe ſind,
Will Alles mich nur haſſen.
Nun muß ich mit meiner Pfeifen
Fremder Herren Land durchſtreifen.

Ach, wär' ich blieben wo ich war
Und wo ich ward geboren;
Ich irr' umher ſchon manches Jahr
Und ſing vor allen Thoren,
Muß jetzt mit meiner Pfeifen
Fremder Herren Land durchſtreifen.

Ein falſcher Freund hat mich verführt
In meinen jungen Tagen,
Und ſo geſchah's, wie mir's gebührt,
Hab' nun die Folg' zu tragen:

Daß ich jetzt mit meiner Pfeifen
Fremder Herr'n Land muß durchſtreifen.

O gebt mir Nahrung, gebt mit Trank,
Der Hunger thut gar wehe;
Ich bring' euch dafür Herzensdank;
Seht, wie ich vor euch ſtehe!
So arm und ſchlecht mit meiner Pfeifen
Muß ich die Kreuz und Queere ſtreifen.

Mein Vater war ein frommer Mann,
Meine Mutter ſanft und milde,
Der falſch' Freund hat mir's angethan,
Daß Arges ich führt' im Schilde,
Hab' nun den Lohn: mit meiner Pfeifen
Muß ich in fremden Landen ſtreifen.

Habt Mitleid, edle Herr'n und Frauen
Mit dem verlornen Sohne,
Wollt nur auf meine Armuth ſchauen,
Dies Lied biet' ich zum Lohne:
Ach, müßt ich doch mit meiner Pfeifen
Von Land zu Land nit mehr ſtreifen!

Als nun Friedbert der Kanzler und Felix der Sekretarius von Wilbaldo das Liedlein vom Anfang bis zum Ende vernommen, hatten ſie gar keinen Zweifel mehr, Wilbaldus wäre ſelbſt zugegen, darum ſie ſich denn des Weinens kaum konnten enthalten. Sie nahmen den guten Sackpfeifer zu ihnen an den Tiſch, hießen ihn nach allen ſeinem Luſt eſſen und trinken; ſolches nahm er zu großen Dank auf, Niemand aber ſonſt an der Tafel wußte die Urſach, warum dieſe zweene

vornehme Männer ſich des unachtbaren Pfeifers ſo hoch annahmen.

Friedbert, ſo oft er Wilbalde anſchaute, ſeufzte ſchwer auf von ſeinem Herzen. Deß nahmen die andern Herrn wohl wahr, jedoch wollt ihn Niemand fragen. Wilbaldus aber achtete deß nicht, denn ihm ward ſelten ein ſo guter Tag geworden, da er alſo ſchmauſen konnte nach Belieben. — Als aber das Mahl vollendet war, und Friedbert und Felix aufſtunden, nahmen ſie ihren Sackpfeifer, führten ihn zu einem Goldſchmiede, beſtelleten ihm zween ſchöne ſilberne Schilde zu machen und ihrer beider Wappen darein zu ſchmelzen, ſie befahlen auch Wilbaldo, daß er auf ſie warten ſollte, ſo lange ſie in der Stadt Uladißlavia blieben, ſie wollten ihm keinen Mangel leiden laſſen, und ſo es ihm denn beliebte, daß er mit ihnen in ihre Heimath ziehen wollte, wollten ſie ihm einen ehrlichen Dienſt verſchaffen. Das gefiel Wilbaldo faſt wohl, er wußte aber nicht, wohin ſie ihn führen wollten. Er hatte täglich ſeinen Aufenthalt bei ihnen, wartete auch ganz getreulich auf ſeinen Dienſt, denn ſeithero er in Brabant ſelbſt ein Junker geweſen, war es ihm nie ſo gut ergangen. — Seines gefliſſenen Dienſtes konnten ſich Friedbert und Felix nicht genugſam verwundern, ſagten oft zuſammen: Wahrlich Wilbaldus hat einen beſſern Zucht- und Lehrmeiſter gehabt, dieweil er nicht zu Bosna geweſen iſt bei ſeinem Vater. Wahrlich die Armuth iſt eine Meiſterin, verwöhnte muthwillige Kinder zu züchtigen; hätte ihm ſeine Frau Mutter ſel.

den Zaum nicht so weit gelassen, es wäre mit ihm dahin nimmer kommen. Sie hätten Beide fast gerne gewußt, ob Wilbaldus Wissen gehabt hätte, daß seine Frau Mutter gestorben wäre, wußten aber die Sache nicht anzugreifen, denn sie ja nicht wollten, daß er sie kennen sollte, bis zu seiner Zeit.

Auf eine Zeit, als sie Beide müßig und ihrer Geschäfte entladen, führeten sie Wilibaldum zum Goldschmiede, löseten ihm seine Schilde, wollten versuchen, ob er sie tragen wollte. Ach Gott! der gute arme Wilibald hatte jetzt all seines Adels vergessen, so man ihm eine Narrenkappe angemuthet, er hätte sie mit Willen getragen, so ganz wohl hatten ihn Armuth, Angst und Noth geputzt. Als er nun die Schilde angehängt, führeten sie ihn vor die Stadt-Pforten auf einen grünen Anger, fingen an ihn mit subtilen Worten auszuforschen, konnten aber nichts weiter von ihm erfahren, als wie es ihm von Anfang bis jetzt ergangen wäre und wie er von Antorf Armuth und Scham halber hätte weichen müssen, dieweil er erstlich so großen Pracht getrieben, auf die Letzt aber den Wirth kaum bezahlen konnte.

Als er ihnen nach der Länge erzählet sein Elend, so er erlitten, fing Friedbert an zu sagen: „Es ist in vergangener Woche ein Edelmann in unserer Herberge gelegen, der uns viel lange Weile vertrieben und mit seinen guten Schwänken und Historien die Zeit gekürzet hat; so ich recht behalten habe, ist er in der Stadt Boßna an dem Hofe. Unter andern erwähnte er uns eine Historie von eines Ritters Sohn, denselben

den iſt es ergangen wie Dir armen Sackpfeifer, und fürwahr, wenn Du nicht mit Namen hätteſt genannt wie gemeldten Ritters Sohn glaube ich gänzlich, Du wäreſt derſelbe.“ Wilbaldus ließ einen großen Seufzer von ſeinem Herzen gehen. „Ach mein Herr,“ ſagte er, „ich bitte, Ihr wollet nur dieſelbe Hiſtorie erzählen, damit ich vernehme, daß noch mehr armſeliger Vögel ſind wie ich.“ Friedbert hatte aber wohl Vermuthung, daß er eben der Wilbaldus wäre, von dem er ſagen wollte, weßhalb er auch wohl erfahren mochte, wie ſich ſein Vater und Mutter nach ſeinem Abſchied verhalten. So ſprach denn Friedbert: „Nimm wahr, mein lieber Sackpfeifer, in der Stadt Boßna (nach des Edelmanns Erzählung) wohnete ein alter Ritter mit Namen Gottlieb, ein ehrbarer Mann an des Hochmeiſters Hofe, der hatte in ſeinem betagten Alter ein ſchön, züchtig, edel, reich Gemahl genommen, mit welcher er einen einzigen Sohn erzeuget hat, denſelben nannte er Wilbaldum, welchen er mit großer Liebe auferzogen, auch einen jungen Knaben ihm zur Geſellſchaft von einem Bauern genommen, mit großem Fleiß bei einem Zuchtmeiſter unterhalten, bei welchem ſie in gleichen Tugenden zunahmen, bis der Jüngling Wilbaldus an einen böſen Lockvogel ſich hängete, ſeines Vaters und Zuchtmeiſters Strafe vernichtete und in den Wind ſchlug. Zuletzt, als der Vater ſeines Sohnes groß Verderben ſahe, thät er ihm ſeinen Zuchtmeiſter in ſchärfere Strafe befehlen. Als ihn nun derſelbige bei üppiger, böſer Geſellſchaft fand, unterſtund er, ihn mit der Ruthen zu züchtigen. Wilbald aber,

von seiner bösen Gesellschaft dermaßen abgerichtet, wollte solche Strafe nicht leiden, sondern stach seinen Zuchtmeister mit einem Messer durch einen Schenkel und verwundete ihn gar hart. Solcher Ursach halber durfte er vor seinen Vater nicht kommen, lief also mit einem seiner Gesellen, der ein auserlesener diebischer Schalk war (wiewohl von frommen Eltern), davon, hielt sich eine Zeitlang nicht weit von der Stadt Boßna bei einem Wirth, dahin ihm seine Mutter groß Geld schickete, bis er zuletzt weiter kommen, allwo seine Mutter nichts mehr von ihm erfahren konnte. Als aber der Vater die Mutter oft schalt, daß sie dem Sohne zu weich war gewesen, und sie darzu ihres Sohnes Aufenthalt nicht mehr erfahren konnte, ist sie aus großer Bekümmerniß in tödtliche Krankheit gefallen und gestorben; der alte Ritter aber soll sich noch in seiner Behausung mit seines gemeldten Sohnes Gesellen halten, der jetzund ein schön, jung und reich Weib hat. Wo aber Wilbald im Lande sey, mag sein Vater nicht wissen. Dieser gemahnet mich an Dich, denn es wohl möglich ist, es gehe ihm so trübselig als Dir." Damit beschloß der Kanzler Friedbert seine Rede.

Wilbaldus aber, als er seiner lieben Mutter Tod vernommen hatte, konnte sich des Weinens schier mehr enthalten, doch war er so gefaßt, daß er sich nichts merken ließ, nur das sprach er: Gott verzeihe es dem Sohn, daß er eine Ursach ist an dem Tode seiner Mutter! Als aber Friedbert und Felix an ihm verstunden, daß er sich je länger je weniger zu

erkennen geben wolle, sind sie wieder in die Stadt in die Herberge gangen und allein in einem Saal zusammen gesessen, allda sie sich mit einander beredten, durch was Mittel sie doch Wilbaldum möchten gen Boßna bringen. Friedbert sagte: „Es ist zu besorgen, wenn er selbst erkennet, daß er in seinem Vaterland ist, wird er gewißlich dem Vater nicht unter Augen kommen. Darum, so wir uns der Stadt nahen, etwa auf zwo oder drei Meilen, wollen wir thun, als hätten wir große und harte Geschäfte, die uns treiben, bei Nacht zu reiten; so wir denn an die Thüre ankommen, schleußet man uns dieselbe bei der Nacht auf, dann reiten wir mit ihm in unserer Frau Schwiegermutter Behausung." Das ward also von ihnen Beiden beschlossen.

---

9. Kapitel.

Wie Friedbert und Felix den Wilibaldus Nachts nach Boßna bringen und dieser wieder von seinem Vater erkannt wird.

Nachdem dann alle Geschäfte in Wladislas beendigt waren, rüstete sich Jedermann wieder heim zu reiten, machten auch den Sackpfeifer beritten, mit welchem sie unter Wegens viel Freude hatten. — Als aber in der Nähe der Stadt (die sie nach zwei Tagen fast erreicht hatten) ein Knecht abgeschickt ward, zu sagen, daß sie erst bei Nacht kommen würden, da

ward dem Sackpfeifer nit wohl zu Muth, sie möchten vielleicht Böses mit ihm vorhaben, um ihn, da er ein hübscher starker Mann war, und sie etwan selbst Kaufleute seyn, die mit solcher Waare umgehen, gar auf die Galeere schmieden zu lassen, weßhalb er ganz stille ward, sich denkend: wenn dem so wäre, wollte ich, daß mich die Wölfe im Holze gefressen, denn besser wäre es einmal gestorben, als leiden und nicht sterben können. Als es dann dunkel ward, ritten sie vollends gen Boßna zu: der Mond schien wenig, also daß man keine ganze Eigenschaft eines Dinges dabei erkennen konnte. Darnach, als sie nun gar nahe hinzu kamen, fragte Wilbaldus Friedbertum: „Wie die Stadt hieße?" Der nannte ihm die, aber mit einem andern Namen. Sie kamen in Feliren Schwiegerin Haus, da wohneten Felix und seine Frau. Es waren aber alle Dinge dermaßen angestiftet, daß er gar nichts merken konnte, wo er war. Sie wurden schön empfangen, denn Felireus Diener, der vor hingeritten, hatte sie aller Dinge berichtet. Ein köstlich Mahl ward zugerichtet, und als man zu Tische saß, setzte Felix den Sackpfeifer oben an, neben ihm die beiden jungen Frauen, die denn wohl wußten, wer er wäre, aber sich nichts merken ließen. Sie trieben viel gute Kurzweil mit ihm. — Allmächtiger Gott! gedachte Wilbaldus, was will doch hieraus werden? Diese Herren bieten Dir große Ehre an; entweder es wird Dir gar übel, oder gar wohl gehen. Wohlan, soll mir's dann übel gehen, will ich mit Recht einen guten Muth haben. Als sie nun wohl gegessen und getrun-

ken hatten, sagte Felix zu seiner Frau Schwiegermutter: „Nimmt Euch nicht wunder, daß ich einen Gast gebracht habe?“ — „Sicher nein,“ sagte sie; „denn ich sehe wohl, er ist ein Spielmann, das zeigen seine Schilde.“ — „Ja fürwahr,“ sagte Felix, „besseren Sackpfeifer habt Ihr in Euren Tagen nit gehört. Damit Ihr aber meinen Worten glaubet, so lasset ihn seine Sackpfeife bringen, da werdet Ihr Wunder vernehmen.“ Alsbald brachte man die Sackpfeife. Wilbaldus fing an von seiner Wanderschaft zu singen, darob ihnen die Frauen genug Freude nahmen, sonderlich freueten sie sich auf den künftigen Tag, wie er sich halten wollte, wann er seines Vaters ansichtig würde. Die Nacht war jetzund mehr denn halb hinweg, darum begehrte Jedermann an seine Ruhe, damit sie den morgenden Tag in Freuden und Kurzweil möchten vollbringen.

Als dann am andern Tag früh der alte Ritter Gottlieb die Beiden fragte, wie es ihnen auf der Reise ergangen, antwortete ihm Friedbert mit freudiger Stimme: „Wohl eine wunderbare Reise haben wir gehabt, denn wir Euern Sohn Wilbald als einen Sackpfeifer gefunden haben.“ — Als das Gottlieb hörete, ward er zwiefach beweget, einmal aus Freude, daß er seinen Sohn wieder haben sollte, das anderemal aus großem Zorn, daß derselbe durch sein ungehorsames Leben aus einem Ritter ein Bettler geworden: dennoch erregte sich das väterliche Herz in ihm, daß ihm seine Augen übergingen, er in groß Mitleid fiel und bewilligte also Friedberten, daß er

seinem Sohne Wilibaldo vergeben wolle. Felix aber hatte ein groß Mahl anrichten lassen. Als nun die Herren und guten Freunde, so zu Gast geladen waren, samt ihren Frauen erschienen, ward auch eine Tafel für die Diener in einem Nebensaale gerichtet; bei denselben saß auch der Sackpfeifer. Felix sagte ihm, er solle seinen Mitgesellen gute Arbeit machen, und sich bisweilen mit seiner Sackpfeifen hören lassen, damit seine Gäste auch fröhlich davon würden in dem andern Saal. Deß war Wilbaldus ganz willig. So oft man ein Gericht brachte, sang und pfiff er dazu. Wie nun das Mahl etwa halb geschehen war, stund der alte Ritter von dem Tisch auf, Niemand aber in dem Saal wußte von dem Anschlage, denn allein der alte Ritter, deßgleichen Friedbert und Felix samt ihren beiden Frauen und die Mutter. Sobald der alte Ritter hinweg war, sagte Felix: „Lieben Herren und Frauen, wäre es Euch nicht verdrießlich, so wollte ich gern unsern Spielmann herein bringen, Ihr sollt gute Schwänke von ihm erfahren;" das gefiel ihnen sehr wohl. Felix brachte ihn bald an den Tisch, mit seiner Sackpfeife. Als er eine kleine Weile gepfiffen, ermahnete ihn Felix, sein Lied zu singen. Wilbaldus behende gehorsam war, fing an und sang mit lauter Stimme, versah sich aber nicht, daß ihm sein Vater so nahe wäre, welcher wieder in den Saal geschlichen, sich zu der Frauen-Tafel gesetzt und hatte seinem Sohn den Rücken gewendet, damit er nicht von ihm gesehen würde. Von denen, so bei dem Mahl waren, ward genug gelachet, denn Wilbaldus hatte

jetzund wohl getrunken und seines Leids gänzlich vergessen. Er war sehr voll guter Schwänke, deß ihm der gute alte Ritter auch heimlich lachen muß; that aber, als ob er von nichts wüßte. Als nun Friedbert Zeit bedäuchte, daß der gute Sackpfeifer sich einmal selbst kennen möchte, sagte er: „Heinz ohne Trost, lieber, sage uns doch die Wahrheit, wo und in welchem Lande, meinest Du, und wir Alle jetzund seyn? möchtest Du auch wohl in einem solchen Dienst bleiben und mit solcher Hausmannskost fürlieb nehmen oder verlanget Dich wieder in Deines Vaters Haus? Schäme Dich nicht, zeige es uns an, wir wollen Dir allesamt behülflich und beiräthig seyn, doch mußt Du uns zuvor den Namen Deines Vaterlandes und Stadt, in deren Du geboren und erzogen bist, anzeigen." — Wilbald mit einem großen Seufzer anfing und sprach: „Ach, liebster Herr, wie mag ich doch Eure Huld und freundlich Erbieten also verdienet haben, der ich wohl zufrieden wäre, in Euren Diensten zu verbleiben. Daß Ihr aber fraget, ob mir lieber wäre, bei meinem lieben Vater zu wohnen, so sag ich, wann Gott gäbe, daß mir mein lieber Vater verzeihen wollte, wüßte ich keine größere Freuds in aller Welt, so mir lieber seyn möchte; ich wollte mich gern den geringsten unter seinen Dienern achten, mich nicht als seinen Sohn, sondern als einen gekauften Knecht halten. Was aber mein Vaterland anbetrifft, so wisset, daß es die Stadt Boßna ist, wo mein Vater als ein guter alter Ritter wohnte und daß ich sein ungehorsamer Sohn Wilibaldus bin." Als er solches

geredet, fing er an bitterlich zu weinen, dadurch er ſie Alle zum weinen bewegte. Da ſprach aber Friedbert: „Mein lieber Wilbalde, ſey gutes Muths, Dein Vater iſt mir nicht unbekannt, Du ſollſt ihn bald mit Deinen Augen ſehen.“ Gottlieb der Ritter möcht ſich auch nicht länger enthalten, kam wiederum an den Tiſch und ſprach bekümmerten Herzens: „O Du mein ungehorſamer Sohn Wilibald! wie hätte ich in dieſen meinen alten Tagen hoffen mögen, Dich wieder zu erblicken, der Du zwar als kleines Knäblein mir viele Freude, hernach aber eitel Herzeleid bereitet haſt. Doch ſiehe! das Leid hat ſich in Freude verkehret und ob Du ſchon biſt ungehorſam geweſen viele Jahre lang, ſo will ich doch das Alles laſſen ſeyn vergeſſen.“ Als das Wilibald hörete, vornehmlich aber die Stimme ſeines lieben Vaters wieder erkannte, ſaß er vor Schrecken verſtummt, als ob er ein Stein wäre; alsbald er aber zu Sinnen kam, ſtund er auf vom Tiſch und fiel ſeinem Vater zu Füßen und begann weinend alſo: „O mein liebſter Vater! Was ſoll ich in dieſem Augenblick höher achten, daß mir vergönnt iſt, Dein Antlitz wieder zu ſehen, das ich nimmermehr gehofft, oder daß Du mich wieder zu Gnaden annehmen willſt, das ich nimmermehr verdienet habe; zwar, ſo Du mich als einen Deiner geringſten Knechte hältſt, will ich das wohl zufrieden ſeyn, begehre auch nicht anderswo zu ſchlafen, dann im Stall bei den Pferden, noch irgend wie anders zu genießen, als hinreichend iſt mein Leben zu friſten.“ — Als Wilbaldus alſo geredet, hob ihn ſein Vater gnädig

auf und ſprach: „Nicht alſo, mein lieber Sohn, vielmehr ſo Du Dich als meinen Sohn bekenneſt, will ich Dir auch ſeyn als ein gnädiger Vater," und ſetzete ihn neben ſich zu Tiſche, worauf denn Wilibald der Länge nach ſeine Ausfahrt und Wanderſchaft erzählen mußte Allen, die am Tiſche waren, zu größeſter Ergötzung und Unterhaltung. Als nun die Mahlzeit ein Ende hatte, und die Tiſche aufgehoben worden, nahm Jedermann Urlaub und gingen zu Hauſe. Wilbaldus folgte Friedberten und ſeinem Vater auf dem Fuß nach, wie ein gehorſamer unterthäniger Sohn, er war ihnen Beiden ganz gehorſam, ſtund ſtets in Sorgen, damit er ſeinen Vater den Ritter nicht erzürnete. — Alſo ward das verlorne Kind zu einem emſigen Diener, ſein Thun und Laſſen ward Jedermann gefällig; er nahm wieder zu an Vernunft und Weisheit, welche zuvor aus verruchter böſer Geſellſchaft ganz an ihm erloſchen war. Alſo wird manch adeliges Gemüth, dem es doch von Natur nicht angeboren iſt, durch nichtige, böſe Geſellſchaft ganz corrumpiret an Gut und Ehren und kommen aber deren gar Wenige wieder zu ſolcher Erkenntniß, dann deren ſind gar Viel, welche ihr Gut durch böſe Geſellſchaft verthan, vollends alle Ehrbarkeit und Zucht ganz und gar verlaſſen, die Untugend angenommen und zuletzt haben ſie ihre Zuchtmeiſter am Galgen ſuchen müſſen.

10. Kapitel.

Wie Wilibald in Dienſt des Hochmeiſters kommt und ſich in ſelbigem gar emſig erweiſet.

Wilibald wohnete nun bei ſeinem Vater und Friedberten, war ganz gehorſam in allen Dingen. Dieß Gerücht von ihm kam an des Hochmeiſters Hof, der noch von ſeiner Wiederkunſt nicht gehöret hatte. Er ließ den alten Ritter zu ſich berufen, fragte ihn ſeines Sohnes halben; deß ward er ganz gründlich von ihm berichtet. Alſo befahl der Hochmeiſter dem Ritter, er ſollte ihm ſeinen Sohn zu Hofe ſchicken, er wollte ihn als Diener annehmen, deß der gute alte Ritter wohl zufrieden war. Er ſchickte Wilbaldum gen Hof. Als ihn der Hochmeiſter erſehen, fing er an freundlich zu lachen, und fragte ihn gar, wie es ihm ergangen, ſeit er von Boßna ausgereiſet war, worauf Wilbaldus ſeine ganze Geſchichte kürzlich erzählte. Alſo, ſagte der Hochmeiſter, ſoll es allen ungehorſamen Söhnen ergehen, ſonſt würden ihr viel von Vater und Mutter laufen, und denen ganz ungehorſam ſeyn. Aber wohlan Wilibalde, dieweil Du Dich haſt lehren laſſen, was Armuth thun mag, und biſt in Dich gegangen und haſt ſeither Deinem Vater (wie ich erfahren) in allen Stücken treulich gedienet, ſo will ich Dich zu meinem Forſtmeiſter machen, in der Hoffnung, daß Du dieß Amt treulich ausrichten wolleſt zu Deinem und meinem Frommen. — Zugleich gab ihm der Herr ein ſchönes Roß, einen Knecht dazu, ſo ſtets auf ihn warten und mit

ihm reiſen ſollte; demſelbigen waren alle Wege und Stege im ganzen Forſt, Wildniſſen und Wäldern wohl bewußt, darum ihn denn Wilbald deſto lieber annahm. Als er nun Urlaub von ſeinem Vater genommen, iſt er eilends zu Friedberten gegangen, damit er ihn ſeiner Freuden auch theilhaftig machte, und ſagte: „O mein lieber Bruder, freuet Euch mit mir, denn das Glück meinet es faſt gut mit mir, indem mich mein gnädiger Herr zu einem Dienſtmann und Forſtmeiſter aufgenommen, mir darzu auch einen tapfern Diener zugeſellet hat, der allezeit auf mich warten ſoll; ſagte ihm dabei die Dinge, was ſein Geſchäft und Befehl ſeyn würde. Darob ſich Friedbert nicht wenig erfreute, deßgleichen Gottlieb, der alte Ritter, inſonderheit, dieweil ſie ſahen, daß ſich Wilbaldus in ſeinem Amt ſo unſträflich hielt und ganz gefliſſen auf das Waidwerk war. Nichts mochte ſich für ihm verbergen, es ward ausgeſpähet und zum Jagen aufgebracht, wiewohl er manch hart Abenteuer darüber beſtehen mußte, als mit grauſamen Bären, wilden Schweinen und andern wilden Thieren. Alſo blieb er in ſolchem Dienſt lange Zeit, daß er manch Stück Wild an den Hof brachte, ſo er mit ſeinem Bogen und Geſchoß fällete, denn wenn er mit ſeinem treuen Diener auszog, ſo möchte kein Bär noch Wildſchwein ſo groß ſeyn, das ſie nicht mit ihrer behenden Geſchicklichkeit zu Grunde brachten. Nachdem ſich Wilibald in ſeinem Dienſt jetzt in's dritte Jahr ſamt ſeinem Diener aller Tapferkeit befliſſen und gar ein geſchwinder Jäger auf allerhand Wildwerk ward, gewann ihn der

Hochmeiſter ſehr lieb, mehrte ſein Dienſtgeld und Beſoldung von Tag zu Tag, alſo daß er in kurzer Zeit eine ziemliche Baarſchaft zuſammen brachte. Als nun der Hochmeiſter ſeinen Ernſt und Kühnheit erſehen thät, gedachte er ihm auch in ehelichen Stand zu helfen. Eines Tags, als Friedbert der Kanzler und Felix der Sekretarius ihre Geſchäfte bei dem Hochmeiſter ausgerichtet hatten und Urlaub von ihm nahmen, um wiederum zu Hauſe zu gehen, ſagte der Hochmeiſter: „Friedbert und Felix, ihr Beide wiſſet wohl, daß ihr von Gottlieben dem Ritter in Euren jungen Tagen ſeyd aufgenommen worden und ihm Alles verdanket, deß Ihr Euch jetzo erfreuet. So iſt es nun auch Eure Schuldigkeit, darauf zu denken, was den alten Herrn erfreuen mag, namentlich wie Ihr dem Wilibald, meinen getreuen Forſtmeiſter dafür belohnen möget. Nun ich aber nicht weiß, was beſſer ſeyn möchte, als ein fromm chriſtlich ſchön Gemahl, ſo möget Ihr darnach forſchen allenthalben mit allem Fleiß, ſo doch, daß es ihm und ſeinem Vater ganz verborgen bleibe. — Nun war in der Stadt Boßna ein armer Edelmann geweſen, der hatte viele ſchöne tugendſame Töchter gehabt; weil ſie aber arm waren, ſo gingen die jungen Edelleute an ihnen vorüber, als die lieber Geld denn Tugend freiten. — Eine aber, welches die jüngſte, ſo auch die ſchönſte war, ward eines Kaufmanns Gemahl und lebte mit demſelben ein ſtill züchtig Leben, bis derſelbe einer hitzigen Krankheit erlegen, darüber die gute Frau alſo betrübt geweſen, daß ſie die Trauerkleider nie abgeleget, auch alle Freier von

ſich gewieſen, die in großer Anzahl an ſie gekommen; denn ſie noch immer zu den ſchönſten Frauen gehörte, die in Boßna lebten. — Dieſe Wittfrau kam Friedberten und Felix alſobald zu Gedanken, weil ſie aber wohl wußten, daß ſie eines Forſtmeiſters Hand ausſchlagen würde, als der die meiſte Zeit in Wäldern und Gehölz ſich aufhalten muß, zudem auch der alte Gottlieb immer ſchwächer wurde zu ſeinem Hofmeiſteramt, ſo gedachten ſie, mit dem Hochmeiſter ſelbſt zu reden, ob der nicht Willens wäre, das hohe Amt von dem Vater auf den Sohn zu übertragen, da es ſich nun doch klärlich herausgeſtellt, daß Wilibald die Kinderſchuhe ausgetreten. Alſo gingen Beide zu dem Hochmeiſter.

11. Kapitel.

Wie dem Wilibald das Hofmeiſteramt ſeines Vaters ſtatt übertragen wird, er auch mit einem tugendhaften Gemahl ſich verehelicht.

Der Hochmeiſter hatte den Antrag der Beiden nicht ſobald gehöret, als er auch ſchon vollkommen damit übereinſtimmte, maßen er ſelber ſchon ſeit längerer Zeit Aehnliches bei ſich gedacht, und das wohl auch ausgeführt hätte, wären die Beiden auch nicht mit ihrer Bitte gekommen. — Darum berief er alsbald den Wilibald ſamt ſeinem Vater Gottlieb zu ſich, dankete dem Alten für ſeine vieljährigen, getreuen

Dienſte, darin er nie einen Fehler ſich habe zu Schulden kommen laſſen; den Wilibald aber ermahnt er, dem Exempel ſeines trefflichen Vaters nachzufolgen in allen Stücken, auf daß ſich an ihm erfüllete (wie es allen Anſchein habe), der Eltern Segen bauet den Kindern Häuſer. —

Alſo ward der Wilibald, welcher vormals alle Armuth, Arbeit, Hunger und Durſt erlitten hatte, oberſter Hofmeiſter am Hofe zu Preußen; Friedbert und Felix wünſcheten ihm viel Glück zu ſeinem neuen Amte. Wilibaldus gedacht auch ganz treulich ſeines Dieners, bat den Hochmeiſter, er wolle ihm ſeine erſte Bitte gewähren, und ſeinen Diener zu einem Forſtmeiſter machen an ſeiner Statt; das geſchah nach ſeinem Begehren.

Als nun dieß Alles beſchloſſen und vollendet war, fing der Hochmeiſter weiter zu reden an. „Wilbalde," ſagte er, „damit Du ſpüren mögeſt, daß ich Dich vom Herzen meine, ſo ſolt Du wiſſen, es iſt vorhanden eine züchtige, ſchöne und reiche Wittfrau, vom edlen Stamme geboren, um die will ich Deinetwegen werben, wo Dir anders die Sache anſtändig ſeyn will; damit Du aber wiſſeſt, wer ſie iſt, will ich Dir ihren Namen zu verſtehen geben, ſie heißt mit Namen Marina und hat zuvor einen reichen Kaufmann gehabt, der nicht ganz ein Jahr bei ihr gelebt hat, ſie iſt ganz tugendhaft und mit großem Reichthum geſegnet." Sobald Gottlieb und Wilibald die Wittfrau höreten nennen, haben ſie dieſelbe faſt wohl gekannt und von Stund an die Sache dem Hochmeiſter ganz

übergeben, darin nach seinem Willen zu handeln. Darauf hat der Hochmeister Friedberten als seinen geheimsten Kanzler und Felix seinen Sekretarien mit freundlichem Befehl und Werbung an die Frau geschicket.

Die beiden guten jungen Herrn verfügeten sich zu der schönen Wittfrau, funden sie in ihrem Laden, ihrer Kaufmannschaft abwartend. Friedbert ging hinein, that ihr Reverenz, deßgleichen auch Felix. Die Frau stund auf, ging den beiden jungen Herrn entgegen, empfing sie mit züchtigen Geberden, denn sie kannte Beide wohl, wußte aber nicht, was für Geschäfte sie bei ihr wollten ausrichten. Friedbert sagte: „Ehrsame, tugendhafte Frau, wir Beide, unsers allergnädigsten Herrn Diener, haben von Seiner Hoheit Befehl, eine Werbung bei Euch anzubringen, bitten demnach freundlichst, wollet uns gute Boten seyn lassen, und unser Anliegen mit Geduld vernehmen." Die Frau, von diesen Worten etwas erschrocken und ganz schamroth für beiden Herrn stehend, sprach mit züchtigen Worten: „Ehrenveste Herren, wo solches eine eheliche Werbung ist, will ich sie vom allergnädigsten Herrn gern vernehmen." Als sie solches geredet, führete sie die beiden Herrn in einen schönen Saal, so gleich neben dem Laden war, der war mit köstlicher und schöner Tapeziererei behängt; sie befahl ihrem Diener, daß er einen Trunk bringen sollte, saß darnach zu den Herren nieder, die Werbung von ihnen zu vernehmen.

Friedbert erzählete die langen getreuen Dienste, so Gottlieb der alte Ritter an des Hochmeisters Hofe so fleißig voll-

bracht hätte, also daß der Hochmeister sein Alter und Schwachheit angesehen und seinen Sohn an seine Statt verordnet, daß derselbige Hofmeister seyn sollte, den er statt seines Vaters allzeit in Gnaden erkennen wollte. Nun wäre aber wohl wahr, daß Wilbald sich in seiner Jugend übel gehalten, er habe aber auch darob die allerschwereste Buß empfangen, worauf er den Anfang, Mittel und Ende erzählte, wie er erstlich von seinem Vater gelaufen, weß er sich im Elende hätte geniedtet, auch wie sie ihn in der Stadt Uladißlavia funden, was sie für Kurzweil daselbst und auf dem Wege gehabt hätten. Item: wie sehr er sich gegen seinen Vater gedemüthiget, nachmals der oberste Forstmeister im ganzen Lande Preußen worden, und sich drei Jahre in solchem Dienste so ehrlich und wohlgehalten, daß der Hochmeister bewogen, ihn endlich zu einem obersten Hofmeister des ganzen Hofes zu Preußen zu erwählen. Von desselben Wilibaldi wegen ließ ihr Herr an sie werben, bäte sie auch um seine erste Bitt, dieweil die mit Ehren wohl geschehen möchte, nicht zu versagen, das wollte er zu allen Zeiten in höchsten Gnaden erkennen. Darauf die Wittfrau nach einigem Zögern (denn ihr das Alles gar zu unvermuthet gekommen) antwortete: „Ehrenveste liebe Herrn! dem mein gütiger Herr wegen seiner Tugenden seinen ganzen Hof anvertraut, wie wollt ich mich dessen ehrlicher Werbung widersetzen. Daß er aber, nachdem er in seiner Jugend erfahr, wie bittere Früchte es bringe, dem Bösen zu folgen, nunmehr davon abgestanden und in Züchten und Treue seinem

Herrn gedienet, das läſſet mich mit um ſo mehr darnach thun, daß ich meinem gnädigſten Herrn volle Gewalt gebe, in meinem Namen zu handeln nach ſeinem Gefallen."

Von dieſen Worten wurden beide junge Herrn von Herzen ſehr erfreuet, ſie bedankten ſich zum höchſten gegen der Wittfrauen, nahmen freundlichen Urlaub von ihr, gingen eilends wieder gen Hofe, funden ihren Herrn ſamt Gottlieben und ſeinem Sohn noch bei einander, thäten Ausſage, was ihre Werbung geſchaffet hätte, davon ſie an allen Theilen große Freude empfingen. Alsbald verordnete der Hochmeiſter, daß auf den nächſtkünftigen Sonntag Handſchlag und Kirchgang geſchehen ſolle. Solches ließ er der Frauen auch verkündigen, deß ſie denn gar wohl zufrieden war. Den andern Tag des Morgens verordnete der Hochmeiſter, daß ſeine fürnehmſte Ritterſchaft und Hofgeſinde zu Hofe erſcheinen ſollte ſamt ihren Gemahlen. Die junge edle Marina ward von einer edlen Geſellſchaft auf einem Wagen gen Hofe geführet, allda von dem Hochmeiſter dem Wilibalde ſelbſt vermählet: darnach, als auch der Kirchgang geſchehen war, blies man fürſtlich zu Hof, da hörete man ein Getön von Heerpauken, Poſaunen und Trommeten, davon die ganze Stadt erfüllet ward, aber wenig Volks mochte wiſſen, was ſolche Freude bedeutet, darum denn eines zu dem andern lief, die Dinge zu erfahren.

Die Mittagsmahlzeit ward mit großer Köſtlichkeit vollbracht, darauf ein ſchöner Tanz angefangen, hernach ſind ſie in einen ſchönen Garten ſpazieren gangen; die jungen Herrn,

so zu Hofe kommen waren, fingen an allerhand Kurzweil zu treiben, da spielte man das Ballenspiel, dort stieß man den Stein, an einem andern Orte sahe man gar ritterlich fechten, ringen und springen. Die edlen jungen züchtigen Frauen sangen einen Reihen. Allda hörte man manche süße Stimme erschallen. In dem Garten stund ein schöner Pallast, in welchem viel schöner Tische gar reichlich bedeckt und mit köstlichem Confekt besetzt; ingleichen hörete man die ganze Musik, denn die Cantores sich je eins um's andre hören ließen, bald mit Instrumenten, bald mit Gesang.

Marina aber, die Braut, ward vom Hochmeister in einen köstlichen Saal geführet, in welchem an der Wand hing ein schönes Schachspiel, von Edelsteinen ausquadrirt; was weiß sollte seyn, waren schöne und durchsichtige Crystallen, und was von schwarzen Vierungen seyn sollte, das waren gar schöne braune Ametisten, die Steine hingen darbei in einem schönen Lädlein, die waren mit großer Kunst und Arbeit gemacht und von Silber und Gold unterschieden. Als Marina dieses schöne Spiel sehr bewunderte und mit großer Freude anschaute, fragte sie der Hochmeister, ob ihr das Schachspiel kundbar wäre, und als sie dieß bejahet, so viel einer armen Frau möglich ist zu begreifen, bot er ihr ein Spiel an, in welchem sie ihn in einer Kürze matt machte, darob sich Jedermanniglich verwunderte. — Der Hochmeister aber vermacht ihr als Meisterin das wunderschöne Spiel zu ewigem Andenken an ihn selber. In dem kam die Zeit des Nachtmahles; das ward in dem

ſchönen Garten und Pallaſt vollbracht in großer Freudigkeit. Als aber das Ende kam und die dunklen Wolken aus dem Meere ſtiegen, hat ſich Jedermann zu Ruhe und Schlaf geſchicket, Urlaub von dem Hochmeiſter genommen und ſind Alle zu Haus gegangen.

---

12. Kapitel.

Wie der alte Ritter Gottlieb von dieſer Welt ſchied, und was er ſeinem Sohn für gute Lehren vor ſeinem Ende gegeben.

Köſtliche Hochzeit hatten ſie etliche Tage, davon nicht noth iſt zu ſchreiben. Wilbaldus und ſein liebes Ehegemahl lebten in großen Freuden friedlich und lieblich miteinander. Sein Vater Gottlieb ward von ihnen Beiden in großen Ehren gehalten. Schon nach einem Jahr genas Marina eines ſchönen jungen Sohnes, davon der alte Vater große Freude empfing; aber das unſtete Glück, welches ſeinen ungewiſſen Lauf nicht verläßt, mochte dem guten alten Ritter ſolche Freude nicht lange vergönnen, denn ehe das Kind eines Jahres alt worden war, legete ſich der gute, fromme, alte Ritter nieder zu Bette, und ward faſt krank und ſehr abnehmend, davon ſeines Sohnes Gemahl großen Kummer und Herzleid empfing, wie denn auch der Hochmeiſter und alles Hofgeſinde an ſeines

Siechthums sich gar hart klagten. Er selbst aber unterwies und ermahnte allerwege seinen lieben Sohn, er sollte sich vor Tyrannei und Hoffart wohl hüten, dieweil Hoffart und Tyrannei ihren rechten und gewissen Ursprung vom vermaledeiten Teufel hätte. Er bat ihn auch ernstlich, so die Frucht, die ihm Gott geben hat, leben bleibe, solle er sie in der Furcht Gottes auferziehen, damit das Kind in Tugend aufwachse, sollt es auch mit ganzem Ernst von böser Gesellschaft abziehen, damit es nicht von ihnen verführet, Vater und Mutter verlasse, wie er gethan hätte, denn durch seinen Ungehorsam hätte er Vater und Mutter in Jammer, Angst und Noth gesetzt, auch seine liebste Mutter um's Leben gebracht. Solches Alles zu vermeiden, sollte er seinen Kindern in der Auferziehung gute Exempel fürtragen, sie in der Jugend anheben zu beugen, den Zaum nicht bald auf den Hals legen, so lang bis sie zum Verstand kämen, so würde ihm und ihnen von Gott Glück und Gnade vielfältig verliehen werden, hie zeitlich und dort ewig. Als nun der gute, fromme, alte Ritter meinete, seines Bleibens wäre nicht mehr, schickete er sich, wie einem jeden frommen Christenmenschen ziemet, sandte nach Friedberten dem Kanzler und Felix dem Sekretarium, befahl ihnen seinen Sohn, auch dessen liebstes Gemahl und Kinder, bat sie auch, daß sie sich in ihren Diensten nicht minder freundlich gegen Jedermann erzeigen sollten, denn wie sie bisher gethan hätten, Gott würde des Armen Zwangsal, so ihm wider Recht geschehe, nimmer-

mehr ungerochen laſſen, darum ſollten ſie das kurze Leben in dieſer Welt bedenken, welches gegen das ewige Leben nicht eines Augenblicks lang iſt, zu ſchätzen. Er befahl ihnen auch, ſie ſollten ihm ſeinen liebſten Herrn auf's Freundlichſte geſegnen.

Und als er nun ſeine Sache alleſamt auf das Friedlichſte hatte ausgerichtet, iſt er ganz ſtill und ſanft aus dieſem Jammerthal geſchieden, wie man denn gemeiniglich ſpricht: Wer wohl lebet, der ſtirbet auch wohl. Alſo ward ein groß und jämmerliches Klagen um dieſen theuren und frommen Ritter. Er ward auch ganz ehrlich von dem Volk zu Boßna zu Grabe getragen und jämmerlich beklaget, inſonderheit aber von ſeinem Herrn dem Hochmeiſter, welcher denn nicht länger als ein Jahr nach ihm lebete. Wilbaldus aber blieb an dem Hofe bei dem andern Hochmeiſter. Er ward ein fürnehmer werther Mann in ganz Preußen, ſein Gemahl gebar ihm viel ſchöner Kinder, Söhne und Töchter, die alle wurden gar ſchön und ehrlich nach der Lehr ihres edlen Herrn Großvaters in wahrer Gottesfurcht, Tugenden und Künſten treulich unterwieſen und auferzogen, ſie ließen keines unter ihnen allen die Zeit müßig vertreiben, ſondern mußte ein jedes, nachdem es von Gott begabet war, arbeiten lernen. Die Töchter lehrete die Frau Mutter erſtlich Nähen, Würken, Sticken und Weben, denn ſie wohl konnte ermeſſen, daß Müßiggang nichts Guts gebären thät. Auch ließ ſie die Jungfräulein zu ſubtiler Kunſt

und weiblicher Arbeit auferziehen, auf der Harfen, Clavicordien und andern jungfräulichen Saitenspielen gar künstlich unterrichten, damit sie auch bisweilen ihre müden und schläfrigen Geister erquicken möchten. Nicht weniger befliß sich auch Wilbald gegen seine Söhne; sobald sie nur zu Verstand kamen, schickte er sie nach der Schule; wenn sie denn nach seinem Bedünken erwachsen waren, welcher denn Lust und Freude hatte zu studieren, den ließ er bei der Schule bleiben; an welchem er aber erkennen konnte, daß solches umsonst wäre, nahm er sie, nachdem sie wohl schreiben und lesen konnten, heraus, lehrete sie Ritterspiel treiben, deßgleichen Jagen und Beitzen, ließ ihnen auch keine andere Gesellschaft zu, denn Kinder, so den seinen gleichförmig in Tugenden auferzogen waren. Deßgleichen thaten Friedbert und Felix, lebten gar ehrlich und wohl mit ihren Frauen und Kindern, sie hielten sich auch die Zeit, dieweil sie beisammen wohneten, ganz brüderlich und freundlich mit Wilbalde, so hatten auch ihre Kinder große Freundschaft zusammen, als wenn sie blutsverwandte Freunde mit einander gewesen wären.

Als nun Wilbaldus eine lange Zeit mit seiner herzliebsten Gemahlin Marina hausgehalten und freundlich gelebet, sind sie zuletzt seliglich gestorben und haben ihren Kindern groß Hab und Gut hinterlassen. Also sind die zween hochgelehrte Männer, Friedbert und Felix, nach langem Leben verschieden.

Also verleihe Gott der Allmächtige allen Gläubigen in diesem zeitlichen Leben Friede und Einigkeit, hernach ein sanft und seliges Ende und darauf die ewige Freud und Seligkeit. Amen.

Handwerks- und Gesellenlieder.

Der Glockengießer.

Hört ihr dort den schönen Klang?
Höret ihr des Thurmes Sang?
's ist die Glock', die unverdrossen
Ich zu Gottes Lob gegossen.

Höret ihr, wie's weithin hallt,
Ueber Felder, durch den Wald?
's ist mein Kind, das ruft hinaus:
Kommt herein in Gottes Haus!

Hört ihr, wie „Maria" singt,
Wie's in alle Herzen dringt?
Meines Erzes Wundermacht
Klinget hell bei Tag und Nacht.

Und zur späten Abendstund'
Spricht es mit geweihtem Mund:
Betet Alle, arm und reich,
Betet Alle jetzt zugleich!

Und der Bauer auf dem Feld
Wie der Jäger in Waldes-Zelt,
Alle Menschen, groß und klein
Soll'n nun Eines Sinnes seyn.

Schwinge, klinge denn, mein Kind,
Daß den Ruf der Abendwind
Schlinge, bringe, ein tönend Band,
Weit hinaus in Stadt und Land!

Der Messerschmid.

Ich bin ein wack'rer Messerschmid,
Und schmide gute Klingen,
Bei meiner Arbeit mag ein Lied
Ich immer gerne singen.

Das Lied von Georg Springinklech,
Dem Messerschmidgesellen,
Der mit dem Wams von Eisenblech
Sich that zum Heere stellen.

Als einst den Kaiser Sigismund
Hart drängten die Tartaren
Und 's Kaisers Leute matt und wund
Schier all' geflohen waren,

Steckt Springinklech an ſeinen Speer
Sein Hemd in Blut getauchet,
Daß es in Lüften hoch einher
Als Banner wehend rauchet.

Hallo, ſchrie er, wir kommen noch,
Um auf euch drein zu ſchlagen!
— Als wär's ein friſches Häuflein doch,
Das aus dem Wald thät jagen.

Da wandte mancher Landsknecht ſich,
Um wieder ſcharf zu hauen,
Und die Tartaren ſamentlich
Zerſtieben durch die Auen.

Und Kaiſer Sigismund ſodann
Hatt' bald den Sieg errungen,
Weil Springinklech, der tapfre Mann,
Mit Macht vorausgedrungen.

Des Meſſerſchmides Meſſer war
Gar ſchneidig zugeſchliffen,
Und Mancher fiel aus Feindes Schaar,
Dem's um das Ohr gepfiffen.

Den Meſſerſchmid, den lob' ich mir —
Der Kaiſer rief's vom Roſſe —
Der einz'ge Mann, er that's ja ſchier
Gleich einem Landsknechtstroſſe!

Der iſt wohl manchen Ritter werth
Von allen hier im Heere,
Drum ſchlag' ich ihn mit meinem Schwert,
Verleih' ihm Ritterehre!

Sein Wappen ſoll die Krone ſeyn,
Mit der mein Haupt geſchmücket,
Drei Schwerter ſey'n in blankem Schein
Darüber hingezücket.

So ward zum Ritter Springinklech,
Der Meſſerſchmidgeſelle,
Mit ſeinem Wams von Eiſenblech,
Dem Speere blank und helle.

In Sankt Thomaſi-Kirch zu Prag
Könnt ihr das Wäpplein ſchauen,
Wer ſich dahin begeben mag,
Daran ſich zu erbauen.

Und ihr Geſellen thut's ihm nach,
Sollt's eben ſeyn von Nöthen,
Wenn euch der Feinde Klinge mag
Auch eure Hemdlein röthen!

Der Weber.

So ſchwing' ich denn die Kreuz und Quer
Mein Weberſchifflein hin und her,
Und mit den Füßen auf und ab
Ich auf den Schemeln emſig trapp.

Ihr meint, 's iſt ſo ein Einerlei;
Wär' aber nicht der Kopf dabei
Und thäten's Füße nur und Händ',
Brächt' ich die Arbeit nicht zu End'.

Der Bauer bringt geſponn'nen Flachs
Und ſpricht: „Jetzt, lieber Weber, mach's;
Denn Bäurin, Kinder und Geſind,
Die brauchen Hemd und Rock geſchwind.

Und wird es gut Gewebe ſeyn,
Schenk ich Dir einen Zwölfer drein." —
Da web' ich fleißig Tag und Nacht;
Der Bauer hat's bald heimgebracht.

So blank und rein, ſo weiß und fein
Legt's dann die Bäurin in den Schrein;
Zu Pfingſten gehen All' vom Haus
In ſchönen, neuen Hemdlein aus.

Zieh ich einmal im Himmel ein —
Gott geb's! — web' ich den Engelein
Und allen Heiligen ihr Kleid
In meiner Weberſeligkeit,

Daß unſer Herrgott ſelber fragt:
Wer hat ſolch ſchön Geweb' gemacht?
Und wenn er hört, daß ich es war,
Läßt er für Sich mich weben gar!

Der Bergknappe.

Glück auf! Ich fahr' in tiefen Schacht
Vom hellen Tag zur dunklen Nacht,
Und hätt' ich nicht mein Grubenlicht
Fänd meinen Gang ich ſicher nicht.

Glück auf! den Hammer in der Fauſt,
Das Erz aus harten Wänden ſaust,
Sei's Silber, Gold, ſei's ſchlechtes Blei,
Es iſt mir Alles einerlei.

Glück auf! ruf ich aus Schachtes Ruh
Von Herzen euch dort oben zu,
Daß ihr, was ich zu Tag gebracht,
Gebrauchet nur mit Wohlbedacht.

Glück auf! mich blendet nicht das Gold,
Mich reizet nicht der Gnomen Sold;
Mein Taglohn iſt mir grad genug,
Füllt mir die Schüſſel und den Krug.

Glück auf! und grabt ihr einſt mich ein
Da droben beim hellen Sonnenſchein,
Ruft dann „Glück auf" in's Grab mir nach,
Glück auf zum Auferſtehungstag!

Der Hammerknecht.

Mein Hammer hämmert Tag und Nacht
Die Flamm' im Ofen immer wacht,
Daß mir die Augen brennen.

Ich bin ſo ſchwarz als wie ein Mohr
Vom Kohlenſtaub bis hinter's Ohr,
Wird mich mein Schätzel kennen,

Trifft's mich ſo durch und durchgekohlt
Am Brunnen dort, wo's Waſſer holt
Im frühen Sonnenſcheine?

Ach, wär' ich doch kein Hammerknecht,
Ein jedes Handwerk wär' mir recht,
So möcht' ich lieber weinen.

„Ein ſchwarzer Schatz" — ſagt's Mädel mir —
„Den möcht' es mir verleiden ſchier,
„Ich ſuch' mir einen Andern."

Da klopft's wie Hammerwerk ſo ſchwer,
Und ſchlagt mich innen hin und her,
Will lieber weiter wandern!

Bevor ich geh', waſch' ich mich rein
Und trete vor ihr Fenſterlein,
Ob ſie mich wohl laßt ſcheiden?

Und ſag' ihr: „ſchau' mich heut noch an;
Bin ich nicht ſauber angethan,
Und doch ſoll ich Dich meiden?"

Sie aber guckt zum Fenſter 'raus
Und liſpelt: „Geh' Du nur nach Haus
„Zu Deinem ſchwarzen Hammer.

„Du bleibſt mein lieber Hammerknecht,
„Biſt mir kohlſtaubig nicht zu ſchlecht,
„Laß fahren Deinen Jammer!"

Juhei! da ſchwenk ich meinen Hut!
Tret' wieder an des Ofens Gluth
Und greife nach der Zangen!

Und ſchieb das Eiſen hin und her,
Darauf der Hammer klopfet ſchwer —
Will Andres nit verlangen!

Der Uhrmacher.

Tik tak, tik tak ſchlagen ſchnelle
Rings um mich die Uhren all',
Kling klang, kling klang läutet's helle,
Tönt der Stundenglöcklein Schall.

Was ich ſchaffe hier im Stillen,
Gleicht es nicht dem Bau der Welt,
Der nach unſers Herrgott's Willen
Wie ein Uhrwerk iſt beſtellt?

Aber meine Federn ſpringen,
Meine Zeiger werden matt,
Heiſer wird des Schlagwerks Klingen
Und es bricht das Zifferblatt.

Ja! ganz anders hat's da oben
Unſer lieber Herr gemacht,
Solches Uhrwerk muß ich loben,
Deſſen Lauf geht Tag und Nacht.

Sonne, Mond und alle Sterne
Wandeln fort und fort die Bahn
In der Ewigkeiten Ferne,
Wie ſie's erſten Tags gethan.

Und könnt' ich auch noch erfinden
's mobile perpetuum,
Könnt ich's doch nicht ſo verbinden,
Daß es niemals bräch' darum.

Und mir ſelbſt wird's alſo gehen
Wie den Uhren, die ich mach':
Einmach bleibt das Radwerk ſtehen
Und das Glöcklein ſchlägt nicht nach.

Einmal wird der Pendel ſtocken
Und die Federn ſpringen ab,
Und dann weht der Wind die Flocken
Mit dem Laub hin auf ein Grab.

Johannes Schildberger's

Heimkehr und Aventüren

(1527)

von **Hyacinth Holland.**

Wär Jemand der neu Mär' begärt,
Der wirt in diſem Büchlein gwärt,
Er wirt hören groß Abentür,
Die do kurtzlich iſt gangen für.

1.

Es war eine herrliche Winternacht. Die hellen Sternlein funkelten und der Mond ſchaute ſtill in die Welt. Da möchte man wohl ſtundenlang hinauflugen in das tiefe Blau, daß vorüberzöge die Welt mit ihren Zeichen und Bildern und all die kleinen Sorgen und Nöthen zerſtöben. Nicht ſolchen Sinnes aber war der alte Mangold in ſeiner aufgezogenen Gugel, der mit Spieß und Laterne in markdurchrieſelnder Kälte herumſtehen ſollte in den

Straßen und Gäßlein der Stadt. Da regt sich's verdächtig hier und dorten, zumal gern in „der heiligen Nacht", und so ein armer Wächter mag von Glück sagen, wenn ihm ein Spuck bloß die Leuchte zerschlagen. Heute aber sprang er schnell des Weges, bis er all das Winkelwerk im „heilig Geistviertel" durchlaufen und zu den Kramladen am Eiermarkt gelangt war; er stund stille, blies ein Stücklein, rief die erste Stunde des Tages aus und sang in andächtiger Weise sein Sprüchlein zum Lobe des Herrn. Da kniſterten und knarrten plötzlich Tritte auf dem harten Schneeboden, die Ersten kamen schon vom Petersfriedhofe herab. Die Orgel verſummte allgemach, aber festlich prangten die erleuchteten Fenster hinaus in die dunkle Schattenreihe der Häuſer. Wie eine Mühle erſt langſam angeht, dann raſcher und ſchneller läuft, bis ſie endlich ſauſend rollt, ſo tröpfelten auch Anfangs einige Eilfertige aus den Kirchenthüren, bis der dichte Schwarm ungeſtüm drängend und ſträubend ſich zum Portale hinausſchob. Irrgeiſterartig wandelten die Windlichter über die Gräber hin an die Ausgänge des Friedhofes, wo ſie nach allen Seiten hin zerſtoben. Rechts von dem Ausgange in die „Wattmangergaſſe" trippelten indeß noch ungeduldig zwei dicht verſchleierte Frauengeſtalten, als harrten ſie auf einen Begleiter, bis endlich die verſpätete Magd dazu kam und nun die Drei ſich durch die Gaſſe gegen den „untern Graben" bewegten. Mit feſten Tritten zogen die Frauen ihren Weg, eingemummt

in koſtbar Pelzwerk, indeß die alte Magd Regina ihren Sturz feſter über ſich zog.

„Es iſt doch gar ſchön, Mutter“ — unterbrach die Jüngere die lautloſe, nur vom Oeffnen und Schließen der Thüren unterbrochene Stille, — „zu ſo hochfeierlicher ungewohnter Zeit zu wandeln, und der Gottesdienſt mit ſeiner Pracht und den vielen Lichtern, und die guten Pfaffen in goldenen Gewanden! und wie erſt Alles zur heiligen Wandlung ſchwieg, da konnt' ich nicht mehr beten, und nur Gedanken tauchten im Herzen auf und flogen wie Vöglein empor; mir ſchien, als ſey der Heiland ſo eben erſt geboren und die Herzoge und Geſchlechter lägen in dieſer Nacht auf der ganzen Welt neben den armen Hirten und beteten an. Ob wohl die Sterne — fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort — und der Mond dort oben auch Erden ſind und Menſchen auf ihnen wohnen und Gott auch, um ſie ſelig zu machen, hinaufgeſtiegen und dort wieder Menſch geworden?“

„O Du dumm Ding“ — ſagte die Mutter und wußte doch nicht warum und wollte weiter ſchmälen, da hielt aber die alte Magd ihre Ungeduld nicht mehr zurück und platzte gerade zur rechten Zeit los:

„Wie Ihr nur alles das ſo denken könnt; habt Ihr denn ſonſt gar nichts in der Kirche geſehen, das war ja heute fürchterlich und gerade heute ...“

„Ja, was denn?“ meinte die Mutter, — aber die Andere fuhr fort: „Ich hab's ſchon lang' geſagt, daß die Welt

nimmer lang' steht — und Ihr habt's nicht gesehen, nichts gemerkt?" In diesem Augenblicke fuhr eine Sternschnuppe am Himmelsgewölbe, so weit die Straße es sehen ließ, hinunter und zerstob in tausend Funken.

„Jesus Maria!" — rief die Magd — „die Sterne fallen schon nieder und springen in Scherben; da habt Ihr's, jetzt ist's gewiß, auch wenn Der nicht in der Kirchen gewesen wär'..."

„Ja Wer denn? so red' nur," — sagte Anna, — „Du thust ja wie unsinnig." Da aber die Alte noch immer nicht mit der Sprache herauskam, so brachte die Mutter eine praktische Kriegslist in Anwendung und machte es wie seine Spieler, die schnell eine Karte ausspielen, indeß sie eine andere Farbe nennen: da patscht dann der Gegner gern zu früh heraus und gibt seine Blöße durch irgend eine voreilige Ungeschicklichkeit kund. Also sagte sie, anscheinend ziemlich gleichgültig: „So behalt' Dein Gewäsch für Dich, wir wollen's nicht wissen, wenn man's nicht gern sagt, Du ungewaschen Ding!"

Der arme dienstbare Geist war durch diesen Kübelguß kalten Wassers zu sich gekommen und die Riegel fielen von den Schleußen des Geheimnisses allmählig ab: „Wißt Ihr noch, gleich nach jenem Dreimalheilig, da huben sie an zu singen und zu orgeln, daß man meinte, die Engel im Himmel selber könnten's nicht besser, und wie ich aufschau' — steht neben dem Altar, g'rad so neben dem Altar, wie ich an Euch..."

„So mach's doch kurz!“

„Ja, mach's kurz, Ihr könnt gut reden, Jungfrau; mir iſt Hören und Sehen darüber vergangen; nun, wie ich aufſchau', ſo ſteht g'rad neben dem Alto leibhaftig — der ewige Jud'!“

Wie ein Donnerſchlag bei heiterer Luft hatte das Wort gewirkt, allmählig aber rafften die beiden Frauen die übrig gebliebenen Reſte ihres Verſtandes wieder zuſammen und wie kühlender Regen fiel in die Seele der Mutter der Zweifel: „Haſt wieder geſchlafen und geträumt!“ Aber die Magd fuhr eifrig fort: „Hab's Anfangs ſelbſten geglaubt, aber da ſtoßt mich des Nachbars Magd und fragt, ob ich den „ewigen Juden“ auch ſähe, der in der Chriſtnacht — wo die Bäum' ausſchlagen und ſich die Brunnen mit dem zwölften Glockenſchlag in Wein verwandeln und in einem Hui wieder zu Waſſer werden — allemal in einem andern Land beim Gottesdienſt zugegen ſeyn muß und nicht ſterben kann ſein Leben lang?“

„Das iſt eine alte Red',“ — ſagte Barbara — „mein Mutter ſelig hat in ihren jungen Jahren ſelbſt mal den Juden geſehen; da draußen am Gaſteig hat er vor dem Crucifix gebetet und geſagt, das ſey die rechte Abbildung unſeres Herrn und die Länge und Breite des Kreuzes, ganz nach der Wahrheit; der aber war ein wüſter Menſch, handelte auch mit Perlein und Edelgeſtein; hatt' ihm damals meine Mutter ſelig 'n Ring abgekauft....“

„Den mit dem Schweißtuch,“ — frug Anna ſchnell —

„zu dem Ihr so hohe Verehrung habt und nur an hochzeitlichen Tagen anlegt?“

„Ja,“ erwiederte Barbara — „meine Mutter hat ihn mir aber auch auf dem Todbett angesteckt.“

Das war nun eigentlich, trotz der heiligen Nacht, mit der Wahrheit spazieren gegangen und der Ring war vielleicht doch wohl anderswoher, aber das Gespräch, das immer fließender geworden und von einem Ding gleich auf's Tausendste, je schneller die Füße liefen, gekommen wäre, wurde nicht weiter fortgesetzt; denn die Frauen standen vor ihrem Hause am „obern Graben“; nach kurzem Pochen hob sich die eichene Thüre, ließ die Frauen in das enge Stiegenhaus und fiel dann dumpf wieder in's Schloß.

2.

Am „heiligen Tage" war verdrießlich Wetter; recht als ob die Englein ihre Betten ausgeleert hätten, tanzten die Flocken hernieder, so daß die Lavenknaben vor den Thüren der Bürger beinahe umsonst sangen und nur hier und da aus einem schnell wieder zugeschobenen Fensterchen wenige Pfennige auffingen. Was Wunder, wenn sich heute zum Vespertrunk nur etliche Bürger in der Trinkstube zusammengefunden und gar bald wieder entfernt hatten.

Hinten in der Stube, dem bleidurchzogenen Schuberchen gegenüber, saß noch der Stammgast, Herr Peter Nachtigall, Ehrenholt des Erbprinzen Albrecht von München; ein ehrenfester Mann, wohlerfahren und hochgelahrt in Geschriften und Sprachen, daneben mit großem Fleiße der edlen Sängerkunst und Poesey ergeben. Ein kostbar gülden Kettlein, das ihm der Herzog selbsten mal als hohen Sangespreis im Schlosse zu Grünwald umgehangen, lag um seinen Hals, wenig von der steifen Krause verdeckt; hellblau mit Golde durchwirkt war das Oberkleid, reichlich mit Maderpelz verbräumt; in der kunstreich geflochtenen Gurte stack zierlich das Schwert, die Scheide grau, doch unten, mitten und am Griff mit Golde beschlagen, nebstbei ein zinnoberrothes Täsch-

lein mit koſtbaren Schnüren und Ringlein. — Ihm gegenüber ſaß ein feiner junger Mann, einfach in ſchwarzes Tuch gekleidet, mit ſcharfen Geſichtszügen; ſanft wölbte ſich die edle Stirn mit ihrer zarten, durchſichtigen Haut, dagegen ſtachen die ſchwarzen, kurz im Nacken abgeſchnittenen Haare ſcharf ab, das ſchwärmeriſche, von einer milden Glut beſeelte Auge ruhte gedankenreich auf den Brodſamen, die auf der Platte des Tiſches zu mancherlei Kreiſen geringelt lagen. Das war Matthäus Enſinger, der Werkmann aus Bern im Uechtlande. Als Meiſter Nicolaus von Buren die Glocken in den Dom aufgezogen, hatte Matthäus ſchon in früheſter Jugend in der Bauhütte zu Köln des Zirkels „Kunſt und Gerechtigkeit“ erfahren und war, nachdem in die freie Stadt Ulm gezogen, um am Münſter, wo der Bau langſam vor ſich ging, mit ſeinem alten Vater, dem Kirchenmeiſter, Hand anzulegen; doch hatte ihn Peter kennen gelernt, ſchnell lieb gewonnen und auf die letzten Tage des Jahres nach München geladen.

Wir haben die Beiden in eifriger Rede überraſcht; das Thema ſchien die Münchner Kirche von Sankt Peter zu ſeyn.

„Ihr könnt zwar noch andere Fürſprecher und Parlierer zu Rathe ziehen,“ — fuhr Enſinger fort — „ſie werden Euch alle ſagen, daß die beiden Thürme Eurem Bau wohl anſtehen, aber nicht lange mehr ragen werden; der Unterbau wäre gut, aber das Gewölbe darüber zu ſchwach, und ſo könn-

tet Ihr das Unglück erleben, die guten Bürger der Stadt mit ihrem Geſinde bei Glockenton und Orgelſchall verſchüttet ſehen zu müſſen. Bringt das bald an den ehrſamen Rath, etwa gleich zu Neujahr, und legt es den Chorherren vor, denn die Zeit drängt."

„Werd's nicht vergeſſen, Meiſter," ſagte der Andere, „wenn es gleich nicht meines Amtes Thun iſt. — Aber ſagt mir doch, warum im Anfang all Eurer großen Werke zumeiſt Streit ausbricht und Einer erſchlagen und im Grunde begraben werden muß?"

„Ihr glaubt auch daran?" — frug lächelnd der Baumeiſter — „ich meine, daß eben nur dann, wenn alle Leidenſchaften ſchlafen gegangen, jeglicher Neid und Haß verſöhnt, daß erſt dann Werke entſtehen können, an denen wir Jahrhunderte bauen, daß ſie Jahrtauſende überleben. — Streit und Spaltung aber hat es bei jedem Kirchenbau abgeſetzt, ſchon als der erſte Altar auf die Erde geſetzt wurde, iſt der Bruderzwiſt losgegangen und der Eine ward erſchlagen; der Thurmbau zu Babel hat wieder Entzweiung und Zwietracht gebracht; dann ſind die Juden über Eſra's Tempelbau uneins geworden und die Kirche der heiligen Sophia zu Conſtantinopel hat die Lateiner und Griechen bis auf den heutigen Tag auseinander gebracht; das hat ſich, Alles im Kleinen, am Straßburger Münſter und Kölner Dombau nur wiederholt und wird ſo fortgehen in alle Zeit. Aber wißt, das iſt ja und wahr, daß kein Münſter Beſtand hat,

es läge denn der Baumeiſter ſelber im Grund, und es iſt, als wollte der Bau nicht allein den Geiſt, ſondern auch den Leib als Wächter über die Nachkömmlinge in der Hütte haben." Wie das ſeither faſt immer wieder wahr geworden!

Die Männer waren zuſehends ſtiller geworden, da ſtieß der Lauteniſt mit dem Baumeiſter auf ſein Wohlergehen an; der fuhr wie ein Träumer aus ſeinen Betrachtungen auf, doch wie ſein Blick mit dem Sänger zuſammentraf, war es ihm, als ſollte ihm der noch mehr als Freund werden und als die Becher mit hellem Klingen zuſammentippten, da wußte er ſelbſt nicht, ob es dem Vater oder ſeinem holdſeligen Töchterlein gegolten.

„Ihr dient doch einer hochherrlichen Kunſt!" — begann der Schreiber wiederum — „da dünkt mir denn allemal, ſo oft ich Euren Prachtriß von jenem Kölner Heiligthume betrachte, mit den Roſen und dem reichen luſtigen Laubwerk, in deſſen Schatten die Patriarchen, Propheten, Apoſtel und Martyrer ſtehen, da dünkt mir, es ſey ein gemeißelt Heldengedicht, wie ſo von einem Wolfram von Eſchenbach..."

„Da habt Ihr Recht" — fiel der Enſinger ſchnell ein — „und ich ſag' Euch, wie jenes Gedicht voll heiliger Gleichniſſe iſt, ſo liegen auch in unſeren Bogen, Capellen und Schiffen alle göttlichen Geheimniſſe verborgen und der Menſch, welcher ſein Leben lang ihr dienen mag und kann, genießt jetzt ſchon der Seligkeit. Der Kreis iſt uns vorerſt ein Bild

der Ewigkeit, der Dreieinige ſelbſt wohnt in ihm und der Triangel iſt das Sinnbild dieſer höchſten Weisheit; Bild der Welt mit ihren Elementen und Zeiten iſt der Würfel, und das vierblättrige Kleeblatt das Zeichen des Glücks; den Heiden hat das Fünfeck ſchon als Symbol des Heiles und der Geſundheit gegolten; am tiefſten aber in die Geheimniſſe ſteigt die Siebenzahl mit allen ihren Beziehungen auf Brauchen und Schöpfungstage, den alten heidniſchen Meiſtern von Natura war ſieben eine heilige Zahl und die Zahl der Geiſter Gottes war ſieben; ſieben Lichter brannten in der Stiftshütte bei den Juden und ihr Allerheiligſtes iſt ein Würfel geweſen, gleich lang, hoch und breit; weil aber unſer Glaube nur das innere, aufgeſchloſſene Judenthum iſt, ſo hat ſich auch der Würfel im neuen Bunde aufgerollt und iſt das Kreuz daraus geworden, in das wir unſere Kirche bauen; als ewige Lichter flammen die Sacramente um die neue Bundeslade, in der Gott ſelbſt wohnt und thront, ſo daß unſere Kunſt die ganze Ewigkeit und Allmacht umſchließt und in ſich aufgenommen hat. Tief unten im Grunde, da ſchlafen unſere Voreltern, die im Glauben an den Erlöſer alt geworden; mitten in dieſer Welt ſtehen wir noch Lebenden; die armen Fiſcher aber an den Säulen und Pfeilern weiſen uns hierauf zu den Engeln und Heiligenchören, die auf dem blauen Sternengewölbe ſchweben, in unſere Heimath. So iſt unſere Kunſt zur Offenbarung geworden und wir haben nach dem Vorbilde Gottes eine neue Schöpfung

in die Welt gesetzt, die auch eine heilige Signatur in sich trägt und die Natur, die dazu verarbeitet worden, hat gerade dadurch eine Verklärung erlangt, die uns selber erst bevorsteht. Ich könnte Euch noch Vieles sagen, das riesengroß, gleich den kreuzgekrönten Thurmfialen, Euren Geist ganz von der Erde losreißen und in die Himmel hinauftragen könnte, aber es ist mir der Mund gebunden und ich habe Euch schon mehr mitgetheilt, als meinem Lehrmeister in der Bauhütte lieb wäre, so daß ich froh bin, wenn nur Ihr mich gehört habt."

„Wenn ich Euch so zuhöre und dann gar mit meinen Augen Eurem Gedankenflug auf den Plänen und Rissen nachfolge, da ist mir die Geringe und Demüthigkeit meiner Kunst erst recht hart fühlbar; mir dünkt, das Lied sey doch viel ärmer und mittelloser, gesungen und verklungen ist es, wie in die Luft gehaucht, und legt sich der Sänger nieder und ist er gestorben, so ist er todt, Ihr aber lebt ewig!"

„Ihr habt in Eure Kunst selbsten doch gar kein Einsehen," — unterbrach ihn der Andere — „verzeiht, daß ich so mit Euch rede; zwar kann ich Euch jetzt nicht recht sagen, was ich meine, aber ich glaube, die Poesie könne doch wieder viel mehr, als unsere Kunst, fast kömmt es mir bei, als sollte sie Alles können. Wenn Ihr auch todt seyd, so gehen die Lieder noch um im Munde frommer Singere und erfreuen das Gemüth unendlich und unzählige Mal, fort und fort von einem Geschlecht in's andere."

Da lächelte der Sänger in sich hinein, denn die Rede that ihm wohl: „Ihr mögt Recht haben, aber ich habe gar eine eigene Meinung von der Poesey, die heutzutage nicht Jeder gerne hört. Schaut, da hat sich über den unaufhörlichen Fehden und Streitigkeiten aller Art unsere freie Kunst hinter die Mauern geflüchtet und die von den Herren verlassene haben die in den Städten mit Liebe aufgenommen, ihr aber so viel eitel Kram angehängt und sie mit lauter Sittigkeit und ehrlicher Burgerluſt so regelrecht und ehrensteif gemacht, wie sich Guckuckschreien auf Lerchenschlag reimt. Hab' oft zu Nürnberg bei Sanct Lorenzi die „Meister" singen gehört .... der Wolfram von Eschenbach und der Walther von der Vogelweide, die erhuben frischen Sang, wie ein von hohen Felsen springender Bach und ein süßduftiger Baum voll tirilirender Vöglein, und der Wolkensteiner Oswald und Hugo von Montfort sind edle Herren, die ihre Lieder noch hoch zu Roß im grünen Wald und in freier Aue dichten, aber die da, die Schneider und Schuster ..." Im Unmuth hatte der Sprecher seine Kanne gefaßt und so lange den Boden immer höher gehoben, bis jeglich Tröpflein verschwunden.

„Da habt Ihr gerade auch den Herren Oswald genannt, den mit einem Auge, den Herrn auf Volkenstein in Tirol; bitte, erzählt mir von dem, denn ich hab' viel über ihn gehört und nicht zu sehen gekriegt, als er vor einiger Zeit,

wie man ſagte, in geheimer Sendung der Bündner durch Ulm zog.“

„Der iſt damals auch allhie geweſen, mit ſeinem Spießgeſellen, dem Wilhelm Starkenberg, der g'rad aus Greifenſtein entwiſcht war; die Herzoge haben den Beiden viel eitel Ehr' angethan und mit der Ritterſchaft viel Feſtlichkeit und Tanz angerichtet mit großer Pracht und Herrlichkeit; mitten im Kranze der ſchönſten Frauen und Maidleins ſtand der Alte, ſilberhaarig und graubärtig, durch unſägliches Unglück verwittert, auf Krücken ſich mühſelig bewegend, und gewann doch die Herzen Aller mit ſeinem Geſang und Saitenſpiel. Da hat er mir auch von ſeinen Reiſen erzählt, wie er faſt die ganze Welt erfahren, gegen Preußen, Heſſen und Türken geritten, Litthauen, Polen und Rothrußland durchzogen, Gefangenſchaft und tödtliche Verwundungen im Kriege erduldet, Schweden, Dänemark und England durchwandert und allüberall, wo es Händel gab, mit dreingeſchlagen, wie er zwei Mal über Meer in Jeruſalem geweſen und auf der Fahrt nach Armenien und Perſien Schiffbruch erlitten und mit dem Maſt nach langer Noth an's Ufer getrieben, wie er nach Spanien fuhr und gegen die Mohren zog, wo ihn Ritter und Frauen gar lieb gewannen, ſo daß die zarte Königin von Arragon mit einem meſſing Nädelein die Ohren durchſtach und koſtbare Ringe hineinhing; wie er dann als Sänger an den Hof des Mohrenkönigs von Granada zog und deſſen Freundſchaft genoß, von da gen Paris ging und wieder mit unſerm König und

Kaiſer Sigismund zuſammentraf — dem er gar treu ergeben und der gar große Stücke auf ihn hält — und wie ihm die Königin von Frankreich einen überaus koſtbaren Demanten in den Bart gebunden. Davon könnt' ich Euch Tage lang ſagen und dazu ſeine Tanzweiſen aufſpielen und ſeine Lieder vorſingen, die er mir, in ein köſtlich Büchel überaus zierlich geſchrieben, verehrt hat. Vor Allem aber hat ihm Frau Minne viel Leides gethan. Sorgen und Gram hatten ihn ſchon mit zwanzig Jahren grau gemacht, ein muthwillig Fräulein aber ihn nach dem heiligen Grabe geſendet und unterdeſſen ſchmählich betrogen, und wie er nun zurückkam, gefangen genommen, in einen Thurm geſchleppt, in Eiſen und Bande geſchlagen, eine Kette am Halſe, die Füße mit ſchweren Feſſeln geſchränkt und gerieben, von Eiſenringen gänzlich eingeklemmt, hängte ſie ihn zur freundlichen Bewirthung für die erſte Nacht im öden Saal an einer Stange auf, daß er pfiff vor Schmerz und Wuth, wie eine gequetſchte Maus; zwar hat ihn die Koboldin wieder freigegeben, nachdem er ſeiner Liebe das ſchmucke Schloß Hauenſtein zum Geſchenk verſchrieben, aber von der Zeit iſt er ſiech geworden und nur die ſchöne Margaretha, die er als ehelich Gemahel von Schwangau heimgeführt, hat ihn mit ſüßer Pflege wieder geheilt. Dafür hat er ihr aber auch die glühendſten Lieder geſungen, ſo daß gewiß auf der ganzen Welt nie eine hohe Frau ſchöner verehrt ward."

„Aber Ihr trinkt ja nicht" — fuhr Peter fort — „könnt

Euch halt kaum an unſern „Regensburger“ oder „Landshuter“ gewöhnen; ſchafft einen Trunk, daß man dem Wolkenſteiner Eins damit bringen könne und unſerem Meiſter auch! wißt, Herr Wirth, ſo einen goldig klaren, der zur Melodie paßt:

„Den liebſten Buhlen, den ich han;“

Ihr wißt dann ſchon welchen,“ ſetzte er munter bei, die bereits wetterlauniſche Miene des Wirthes beſänftigend. Der nahm die geſchliffenen Kelche aus dem Schrank, ſtieg ſelbſt durch die Fallthüre des Zimmers hinab und brachte das verlangte Gewächs. Der Wirth war ein koſtbarer Kauz, eine kleine dicke Figur mit ehrſamem Bäuchelchen, das in den ſchwarzledernen Hoſen und dem rothen Wamms ſteckte, darauf ſaß der runde, violette Kopf, aus dem die Aeuglein klug funkelnd herausguckten. So, den mächtigen Schlüſſelbund an der Seite, das grüne Käppel in der einen, das hölzerne Teller in der andern Hand, trat er vor die Gäſte, die ihn zum Antrinken und Niederſitzen nöthigten. Nach den herkömmlichen Entſchuldigungen und Wetterangelegenheiten — die damals auch ſchon der Hammerſchlag auf den dürren Boden, daraus der Quell der Unterhaltung fließen ſoll, waren — kam man auf die dießmal wirklich wunderlichen Stadtgeſchichten.

„Sagt doch,“ — begann Peter — „weßhalb heut' Nacht in den Kirchen Alle in Unruh gekommen; die Frauen haben gar ſeltſamen Bericht nach heim gebracht.“

„Ja“ — ſagte der Wirth — „heut' Nacht hat ſich leib-

haftig der ewige Jud' vor Aller Augen gezeigt, und auch ſonſt noch hat's Mannigerlei abgeſetzt. So iſt geſtern zwiſchen Licht und Nacht ein wildfremder Geſell vor „unſeres Herren Thor“ gelangt, hat Einlaß begehrt, ſagt', er käm' heut' von Landshut und wölle wieder in ſeine Heimath; hat ihm der Wärtel die Hellebarden fürgeſtreckt, der Menſch iſt aber mitten durchgegangen, da fuhr der Schreck dem Burſchen ſo in die Glieder, daß man ihn bei der Ablöſung halb todt hineintrug auf die Scharwache; in der Metten kommt jener Menſch, oder was er ſonſt ſein mag, wieder zum Vorſchein; wie der alte Mangold darnach über den Marktplatz geht, denkt Euch, da wandelt der Schwertfeger Triner mit blutigem Rumpf, ſeinen Kopf in den Händen tragend, und iſt doch ſchon lange, lange Zeit, daß ſie ihn — ich weiß, wie Ihr denkt — unſchuldig, gerade vor meinem Hauſe, mit Thomas Haidfolk und Ulrich Stromaier durch das Schwert gerichtet haben; der Mangold rief ihn an, da ſchlug es plötzlich wie aus Wolken auf den alten Mann, daß er niederſtürzte und mit jämmerlichem Schrei um Hülfe ruft; auf dieſen Rumor ſprangen wir hinaus, fanden den Mann beſinnungslos, tragen ihn herein, da betheuert er noch, mit dem Geiſte gerungen zu haben, und jetzt liegt er, untauglich zum Dienſt, ja krank in ſeiner Behauſung am „Schifferthor“. Und dann erſt „am Kreuz“ oben, da hat's beim Zimmermeiſter die ganze Nacht getobt mit Schlagen und Stoßen, als wollten ſie 'n ganzen Wald zuſammenarbeiten und iſt doch

kein Menſch in der Nacht am Werkplatz geweſen, fehlt auch kein Spahn ...“

Das Wort blieb dem Wirth auf der Zunge ſitzen; mit weit offenen Augen und krampfhaft eingeklammerten Händen ſtaunte er durch das Fenſter hinaus auf den Marktplatz. Dort gewahrten die Gäſte jene Perſönlichkeit, die ſo viel Gerede verurſacht. Es war ein Mann von mittlerer Größe, in einem langen Mantel, den Schafspelz nach Art der polniſchen Juden nach innen gekehrt, die turbanartige Gugel mit einer ſackähnlichen Sendelbinde hing weit auf den Rücken hinab, breitgetretene, ſchlapperige Stiefel, von denen man nicht wußte, ob ſie an den Beinen hingen oder dieſe vielleicht in ihnen irgendwo ſteckten, trampelten unter dem Aufzuge des abenteuerlichen Mannes, der ſo der allgemeinen Meinung hinreichend Stoff zu Vermuthungen geben mochte.

Das Erſtaunen des Kellermeiſters hatte ſich bereits durch einige ruhige Bemerkungen der beiden Gäſte gelegt, als der Wanderer, nachdem er an dem Hauſe ſchon vorübergegangen, plötzlich ſtille ſtand und nun, den Löwen, der mit dem baieriſchen Rauten außen als Wahrzeichen ſo guldig gleißte, bemerkend, der warmen Stube zuſchritt. Wie nun mit freundlichem Gruße im Münchner Dialekt mit etwas fremdartiger Beimiſchung der Fremdling eingetreten war, da ſchwand auch all' das zauberiſche Beiwerk und der „Ewige“ zerſchmolz zuſehends in einen armen Kaufmann, den weiß Gott welch' ein Ungefähr in ſolcher Winterzeit hieher verſchlagen. Am nach-

barlichen Tiſche hat er ſich niedergelaſſen und uns ſo am beſten Gelegenheit gegeben, ihn näher zu betrachten. Nachdem die mächtige Pudelmütze abgelegt war, kam ein gramdurchpflügtes Geſicht mit gelbbrauner Hautfarbe zum Vorſchein, eingefaßt von einem ſtarren, grauſchwarzen Barte, der ziemlich ungeordnet abgeſtutzt war; der gelblederne Scheckenrock, mit Treſſen beſetzt, war das einzige Kleidungsſtück, das wohl einſtens prächtig mochte geweſen ſeyn. Unterdeſſen hatte der Wirth den Trunk gebracht und ſogleich kam in den Händen des Ankömmlings ein ledernes Beutelchen zum Vorſchein, in dem er mit ſeinen eckigten dürren Fingern endlich ein Goldgülden herausknuſperte. Nachdem die kleine Münze zurückgegeben und in verſchiedenen Taſchen unſichtbar geworden war, nahm der Wirth eine Stellung, ſo daß er den neuen Gaſt beliebig in's Geſpräch ziehen konnte, und fuhr, halb gegen den Baumeiſter gewendet, fort:

„Wie geſagt, es ſind jetzt gar ſeltſame Zeiten; mir ſteckt der große Pfauenſchweif, den wir vor einigen Wochen nächtlicher Weile wie eine feurige Ruthe am Himmel geſehen, noch immer im Kopf; ſoll viel Unheil bedeuten. Wißt Ihr nicht, wie es mit den Hanſeaten ſteht?“

„Ihr meint den Krieg der Oſtſeeſtädte gegen König Erich“ — nahm der Baumeiſter das Wort — „um ihre Herrſchaft über die See zu behaupten? Die haben eine große Flotte ausgerüſtet und in dieſem Sommer den fruchtloſen Verſuch

gemacht, Flensburg zu erobern, im Frühjahr wollen ſie gar vor Kopenhagen, den Hafen einzunehmen."

Der Wirth aber war ein Kumpan, wie es deren gar Viele gibt, recht eigentlich geſchaffen, jegliche Unterhaltung zu vernichten, indem ſie allemal, wenn der Andere auf ihre Frage eingegangen, ſchnell wegſpringen und eine andere hinwerfen. So wollte er denn jetzt wiſſen, wie es in der Pfalz ſtünde, wo der Biſchof Rhabanus die Stadt Speier noch immer belagert hielt, entſchloſſen, ſie durch Sturm und Hunger zur Uebergabe zu zwingen, weil ihm die Bürger das St. Hermanns-Kloſter zerſtört hatten. Der Baumeiſter aber wußte von dem Handel zu wenig und brachte vielleicht nicht ohne Nebenabſicht ein anderes Thema vor: „Seit Kurzem ſind viel Leute mit Weib und Kinder nach Augsburg kommen, nannten ſich gar Egypter, hatten einen Herzog, der ein fadenſcheiniges Mäntelein um die Schultern und einen meſſingen Reif auf dem Kopfe trug, litten viel Elend und Ungemach, mußten in der Roſenau liegen, hätten Briefe, wer ihnen nicht Almoſen gäb, dem mochten ſie ſtehlen und ſtahlen gar faſt, man durft' ihnen nichts darum thuen; kamen auch überall das Land um und um."

Die Unterhaltung war jetzt ſchon zerriſſen worden, darum frug jetzt Peter, um dem Wirth zuvorzukommen, wie es mit dem Auszuge der Augsburger gegen die Huſſen abgelaufen ſey.

„Luſtig genug," — antwortete Cuſinger — „da gebot

der Kaiser allen Städten, daß sie Volks schicken sollten gegen die Hussen, da zogen die von Augsburg mit einem guten Fähnlein und bei fünfhundert Pferden, hatten auch viel Wagen mit Büchsen und anderen Dingen, am Sonntag vor St. Barthelmes Tag aus und kamen wiederum an dem nächsten Freitag vor St. Gallen Tag. doch schoßen sie nichts und hätt' Keiner einen Hussen gesehen."

„Daraus folgt," — unterbrach heiter gestimmt der Schreiber, — „daß es gar keine Hussen eigentlich gibt; sollten aber solche Leute doch irgendwo vorkommen, so will ich sie, wie meine Freunde, der Wolkensteiner und Michel Behaim, immer vertheidigen; sie sind nicht so ungläubig, denn sie haben mehr Glaubensartikel, als das ganze römische Reich; die Heiligen haben sie nicht verworfen, denn sie halten die Huß und Rockenzahn*) heiliger als Gott; der Priester Meßgewand sind Harnisch und Helme, am Tabor feiern sie ihren Gottesdienst unter Vogelsang und Büchsenklang; so haben sie auf Erden schon Manchen heilig gemacht und wider seinen Willen in den Himmel geschickt; was Wunders, wenn alle Stummen ihr Lob nicht vollrühmen könnten."

„Das ist aber Alles entsetzlich" — unterbrach abermals der Wirth, — „was von den Hussen erzählt wird; statt der Altäre brauchen sie ausgeleerte Fässer, haben die priesterlichen Gewande als Fahnen auf Lanzen geheftet und statt der Sat-

*) Volksthümlich für Joh. Rokyczano.

teldecken über Pferde gebreitet und mit den geweihten heiligen Oelen ihre Stiefel und Wagenräder geſchmiert; und dann erſt die Adamiten, wo Männer und Frauen nackend laufen und ſich nicht ſchämen! Da muß ihr Feldherr freilich eine Zauberin bei ſich haben, die durch ihre Künſte alle Deutſchen umſtrickt und zu vertilgen verſteht, ſobald ſie als Feinde das böhmiſche Land betreten."

„Das iſt Alles wahr" — ſprach ruhig der Fremdling, der bisher ſcheinbar theilnahmslos zugehört hatte, — „das iſt Alles ja und wahr. Die Zauberin iſt aber eine Trommel, die ſie aus der Haut ihres erſten Anführers Ziska gemacht haben. Vor ihn die Peſt hinfraß, verordnet er, man ſolle die eigene Haut ſeines Körpers ablöſen und aus dem Fell eine Trummel einrichten, ſeinen Schaaren vortragen und vor jeder Schlacht gegen die Feinde des Kelches rühren, ihr Ton werde Alle in die Flucht ſchlagen*). Und das iſt auch wahr: die obere Seite von der Trummel hat wahrhaft eine Löwenſtimme, das untere Fell aber, das er ſonſten über Bruſt und Herz getragen, geht durch Mark und Bein und iſt doch ein gar herzlicher Ton. Wenn nun die Huſſen im Felde liegen, ſo geben ſie auf die Trummel gar acht; droht irgend ein Unheil, ſo fangt ſie von ſelbſt an zu wirbeln, anfangs dumpf und leiſe, dann immer lauter und immer ſchrecklicher. Hab' ſelbſt die

*) Hormayr, Taſchenb. 1833.

Trommel mal gehört und geglaubt, ich müßt' wahnſinnig darob werden."

„Ihr habt ſie ſelbſt gehört" — fragte Peter mit einem Ton, in dem der Zweifel ſchlecht verborgen lag, — „ſo ſagt uns mehr."

„Ach Gott" — ſeufzte der Andere, — „da wär' beinah' kein Ende zu finden, denn ich hab' lang genug unter ihnen gelebt, nachdem ich einer ſo unchriſtlichen Gefangenſchaft glücklich entkommen."

„Ihr aus unchriſtlicher Gefangenſchaft entkommen?" — fragte der Schreiber, indeß der Baumeiſter ihn aufforderte, lieber ſeine eigene Geſchichte zu erzählen, der Wirth aber noch immer „von den Huſſen erzählen, von den Huſſen erzählen" rief und der Schreiber zugleich um ſeinen eigenen Namen fragte.

„Mein Name iſt Hans Schildberger, lieber Herr, und meine Heimath die liebe gute Stadt München, in die ich geſtern nach dreiunddreißig Jahren wieder zurückgekehrt bin." —

3.

Als man zählte tausend dreihundert und fünfundneunzig Jahr nach unseres Herrn Geburt, da erhob sich eine der allergrößten Reisen von Fürsten und Herren, Rittern und Knechten, und mehr denn einmalhunderttausend Mannen zogen dem König von Deutschlang und Ungarn, Sigismund, zu Hülfe gegen die Heidenschaft mit großer Herhafft und Gezierde und Gute.

Da zog auch der edle Herr Lienhard Reichertinger mit seinem Knappen Johannes Schildberger aus der Stadt München, so in Bayern gelegen, und ritt gen Regensburg, wo sie mit vielen Edelherren, als Johannes, dem Prinzen von Burgund, dem Herzog Stephan, dem Burggrafen von Nürnberg, dem Pfalzgrafen Ruprecht, dem Frauenhofer, Sandizell, Bienzenauer, Ulrich Kugler, dem kleinen Ritter von Stein, zwei Frauenbergern, einem Törringer, Ott und Rothhaft hinabfuhren auf dem Donaustrom nach der guten und schönen Stadt Wien, von da in die Bulgarey und Wallachey und noch weiter.

Bei Nicopolis trafen die Heere aufeinander; die unglückliche Schlacht — aus der sich Sigmund nur mit genauer

Noth auf einem schlechten Nachen mit wenigen Edlen rettete, unter denen auch Oswald von Wolkenstein, sein Sänger und Possenspieler, — brachte beinahe alle Mannschaft in die Hände der Türken; auch Schildberger gerieth in Gefangenschaft, nachdem sein Herr, dem erst das Pferd unter dem Leib erschossen, gefallen war. Ingleichen ward auch Jorg von Waldeck gefangen, mit St. Leonhardi Hülf aber bald erlöst, worauf derselb in gebührlicher Dankbarkeit in seiner Vater Capell zu Schliers am gleichbenannten See im bayrischen Gebirg ein Votivbildlein aufgehängt, so annoch zu sehen alldort auf dem St. Jürgens Büchel nächst dem Altar († 1456). —

Aber auch den Siegern war die Schlacht theuer zu stehen gekommen und Bajazeth fing, als er die Menge der aus seinem Heer erschlagenen Mannschaft überschaute, zu weinen an und befahl, alle Gefangenen vor seinen Augen niederzuhauen. Schildberger ward, als die Reihe an ihn kam, vorgeführt, um niedergemetzelt zu werden, da er aber kaum sechzehn Jahre zählte, begnadigt und so ein Zeuge der schrecklichen Rache, die von frühem Morgen bis Abends währte; dann einige Monate eingekerkert und hierauf an den Hof des Königs abgeführt, wo er ihm als Läufer und Reiter zwölf Jahre diente, bis er nach Bajazeth's Tode in Tamerlan's Hände fiel. Mit ihm kam er nach Syrien, Armenien, Persien, nach Babylen, Indien und in die Tartarey (die man in drei Monaten kaum durchziehen kann) bis in das Reich des großen Chan von Cathay, das neben dem Lande des Priesterkönig Johannes ge-

legen. Nach Tamerlan's Tode war Schildberger neuerdings eingetreten in die Dienste der Söhne und Nachfolger des großen Despoten, fuhr unter Scharochs, Miramschlach und Abubachier dem Starken weit umher, bis er im Gefolge des Prinzen Zegra zu den Eskimo's und in die nördlichen Gegenden, vielleicht auch sogar nach China und Japan abenteuerte, wo er viele wunderbare, erstaunliche Dinge sah und hörte.

Nachdem er endlich wieder in die Nähe des schwarzen Meeres zurückgelangt, nahm er durch Flucht mit noch fünf anderen Christen Abschied von seinem Herrn und gelangte endlich nach viertägigem Ritt an's Meer; durch Feuerzeichen machten sie einem Seefahrer ihre Noth kund, der sie auch an Bord nahm; nach einer höchst unglücklichen, langen Fahrt, von Seeräubern verfolgt, von Stürmen verschlagen, von Hungersnoth gepeinigt, kamen sie endlich nach Konstantinopel, wo der griechische Kaiser, der von den Abenteuern Kunde erhalten, sich ihrer annahm, sie drei Monate pflegen ließ und dann weiter sendete. Schildberger trennte sich von seinen Genossen, zog mit Kaufleuten durch Preußen, wo er zu Lübich drei Monate krank lag, nach Krakau, von da durch Sachsen nach Breslau, und ging nun über Eger, Regensburg und Landshut auf seine Vaterstadt zu, die ihn auf so seltsame Weise empfing.

Wohl standen noch die alten Mauern und Thore, er aber war fremd geworden in den Straßen und einsam in der eigenen Heimath; die dort wandelnden Menschen staunten den

alten Mann närriſch an und horchten ihm mißtrauiſch zu, denn die Herzoge von München, Ingolſtadt und Landshut lagen noch immer in Fehde beiſammen, und oftmals hatte es ſich ſchon ereignet, daß ein verkappter Geſelle, der angeblich vom heiligen Lande kam und viel Wunderliches erzählte, ſich eingeſchlichen, Unheil angerichtet und unliebe Dinge ausſpionirt. Auch ſeines Namens war kein Gedächtniß mehr, kaum daß unten „im Thal", im kleinen Hauſe hinter der „Hofbrücke", noch eine dunkle Erinnerung lebte, es ſey einſtens ein armer Söldner von der Burg Schiltberg*) — ſo bei Richach gelegen — geſtorben, der ein verwaistes Knäblein hinterlaſſen, deſſen ſich ein edler Herr, der aber ſpäter fortgezogen und nicht wieder zurückgekehrt, gar herzlich angenommen. —

*) Nachmals von Herzog Ludwig, dem Grafen von Mortagne, zerſtört.

4.

Unterdeſſen ging es in Peter Nachtigall's Behauſung am „obern Graben“ ziemlich unruhig zu; ſchon längſt brannten an den Häuſern der Bürger die rothen Herzchen und blauen Sterne vor den Heiligenbildern; die Thürmer hatten bereits den Abendſegen von der Höhe herab nach allen vier Winden über die Stadt geblaſen; das Nachteſſen war gerüſtet und praſſelte ungeduldig in die Wette mit den hin und her trippelnden Frauen, die den blank gedeckten Tiſch mit hellen Kannen und glänzenden Krügleins beſetzten.

In großem Schmucke, dem hohen Feſttage und dem Gaſte zu Ehren, prunkte die Hausfrau, das hoch emporgerichtete Haar war von einer weißen, mit Geſtein und Perlein gezierten Binde gehalten, von der breite Bänder mit ſchweren Trodeln herabhingen, dazu gehörte der hochrothe, faltenreiche Ueberrock, mit reichlichen Schnüren, grün gefüttert, der bis auf die Knie hinabfiel, wo dann das violette Unterkleid zum Vorſchein kam. Einfach war das Töchterchen gewandet: eine grüne lange Schaube, ſchwarz beſäumt, mit Schlitzen an den Aermeln, die vom Ellbogen lang gezadelt herabhingen, ließ die ſchöne ſchlanke Geſtalt frei, die keiner künſtlichen Zierde benöthigt war, denn außer den blonden Haaren, die — wie es im alten Liede

heißt — im kunſtloſen Geflecht „von Berg zu Thal floßen“, funkelten aus dem friſchen Geſichtchen noch zwei köſtliche Augen, die das Maidlein mit unbeſchreiblichem Reize überſtrahlten.

Endlich ward am Hauſe gepocht; die Magd, ſo leuchtend entgegenkam, hatte beim Anblick eines Dritten laut aufſchreiend im Schreck die Kerze weggeworfen und ſich bekreuzend hinweggeflüchtet; unbekannte Tritte kamen die Treppe herauf; da hatten die Frauen in aller Eile, einen Ueberfall fürchtend, die Thüre verrammelt und öffneten erſt, als ſie die bekannten Stimmen erkannten, blieben aber erſtaunt ohne Rede und Gruß ſtehen. Der neue Gaſt, welchen der Geheimſchreiber mitgebracht, war eben unſer Freund Johannes Schildberger, an den jetzt unbegreiflicher Weiſe die Reihe des Erſtaunens und der Verwirrung zu kommen ſchien. Sein gelbes Geſicht ward plötzlich bleich und bleicher, die Füße zitterten ihm unter dem Leibe und er fuhr mit beiden Händen öfters über die Augen, als ob er ſeiner Gedanken Herr werden wolle.

„Verzeiht,“ — nahm er endlich das Wort, — „wenn ich zur Unzeit erſcheine, aber Euer Herr hat mich ſo freundlich geladen, wie mir ſeit langen Jahren nie zu Theil geworden. Da dünkt mir, nachdem ich kaum unter Euer Dach getreten, als ſey mein ganzes Leben ein Traum geweſen, Ihr aber, ſittſame Jungfrau, führt mir im Spiegel Eures Antlitzes die ſchönſten Tage aus glückſeliger Jugendzeit herauf.“

Der Baumeiſter ſah ihn bei dieſer Rede ſcharf und beſorglich an, die Andern verſtanden ihn eben ſo wenig und ſo

war es denn das Beſte, ſich zum Imbiß niederzuſetzen, der unterdeſſen aufgetragen worden. Peter ſetzte ſeiner Hausfrauen Mancherlei auseinander, was er aus dem Munde des Fremden erfahren, und wie nun die Frauen hinreichend unterrichtet waren und ihre Neugier auf's höchſte geſpannt, da öffnete der neue Odyſſeus den Schatz ſeiner Erfahrungen und tiſchte die Schauſtücke ſeiner Geſchichten und die Seltſamkeiten ſeiner Begegniſſe auf. So berichtete er jetzt über Bajazeth's ſiegreichen Zug gegen Ungarn, wobei Schildberger bis auf den Tod verwundet ward, von ſeiner Haft in Gallipolis, von dem Heerzug in die Provinz Karamanien und wie König Burchanaddin aus ſeinem Lande vertrieben worden; wie ſich ihrer an ſechzig Chriſtenſclaven verbanden, um vereint zu entfliehen, und glücklich entkamen, aber wieder eingeholt neun Monate im Gefängniß büßen mußten; von dem großen Kampfe der Schlangen und Nattern, der dazumal bei der Stadt Sampſon ſich zugetragen; dann von Tamerlan und ſeinen unglaublichen Grauſamkeiten, wie er Damaskus belagerte, darinnen ein Tempel, ſo groß, daß man durch vierzig Thore zu ihm einging, in dem neuntauſend Lampen brannten, Alles voll Gold und Silbers, der von dem Tyrannen jämmerlich verbrannt wurde und wo von den Schädeln der Erſchlagenen drei hohe Thürme aufgebaut wurden; von der Belagerung Babylons und dem großen Zuge gegen Indien. Wie Tamerlan lange Zeit vor Hiſpahan gelegen und die Stadt nicht nehmen konnte, bot er der bedrängten Stadt Frieden an, wenn ſie ihm ihre Bogen-

ſchützen auf weitere Kriegsfahrt leihen wolle, da wurden ihm zwölftauſend Mann zugeſendet, denen er die Daumen abhauen ließ und ſo in die Stadt zurückjagte; ſo ward die Stadt genommen und Alle, die darinnen, gefangen, nur die Knaben von ſieben bis vierzehn Jahren blieben am Leben, den älteren wurden die Köpfe abgeſchlagen und ein großer Thurm in der Stadt davon aufgerichtet, die Kindlein aber auf ein weites Feld getrieben und niedergeritten. Als der große Tyrann aber endlich verſtorben, da habe ſeine Seele nicht Ruhe gefunden und ein Jahr lang ohn' Maßen im Grabe zu heulen angehebt, bis die Magier ſeinen Nachfolger beriethen, alle Gefangenen frei zu laſſen. Da ward erzählt von Perſien, deſſen Hauptſtadt zwölftauſend Straßen hat, wo Niemand Großſultan werden kann, er ſey denn in dieſes Land vorerſt als Sklave verkauft worden; wo die Tauben Briefe hin und her bringen und der Vogel Sala Waſſer trägt in die Wüſte, damit die Vöglein zu trinken hätten; wie er dann weit hinaufgekommen in das Land der Waldmenſchen, die auf Bäumen wachſen, wohnen, leben und wie wild Gethier in den Bergen umlaufen, dann weiter hinauf zu den Leuten, die ſich in rohe Felle kleiden, wo Hunde Schlitten ziehen, Säcke und Felleiſen über Land tragen und die Eingebornen den Glauben der heiligen drei Könige haben, wie er endlich auch das Reich der Frauen und Weiber geſehen, die allein leben, in den Krieg reiten, fechten und mit dem Bogen ſchießen. Dann kam die Rede auf die große Tartarey, — wo die Eingebor-

nen nicht Brod essen, noch Wein trinken und das Fleisch, in dünnen Scheiben unter den Sattel gelegt, mürbe reiten, — auf Arabien, wo in der Wüste steinalte Leute leben, die nach fünf Zillahs*) noch kräftig und rüstig mit Kameelthieren in die Wette gingen, und Greise, die oft acht Zillahs und noch mehr zählten und niemalen anders, denn von Kameelmilch sich genährt, — auf das Grab der heiligen Catharina, so auf dem Berge der Erscheinung gelegen, von Mönchen bewohnt, die stets fasten und ihre Zeit in Betrachtung göttlicher Dinge dahin bringen, — alldorten brennen viel hundert Lampen und bringt jeglicher Vogel, soviel deren im Lande, dorthin zur Zeit der Reife eine Oelbeere getragen, dem Kloster zum Geschenk, — so aber eine der Lampen dunkel zu brennen begonnen, dann stirbt auch einer der Brüder. Auch das heilige Grab ward nicht vergessen, Mesir (Kairo), der Glaube der Muhamedaner, die türkischen Fasten und Ostern, die Geschichte des falschen Propheten und wie die Christen Türken werden, ebenso die Religion der Griechen und Armenier mit ihrer denkwürdigen Feindschaft ausführlich besprochen.

Das Alles hatte der Erzähler, fast ausschließlich gegen Anna gewendet, vorgebracht, die er mit seinen Augen gleichsam gebannt hielt, was den Uebrigen auffiel, und nur bisweilen, wenn Ein oder das Andere sich näher um eine Sache erkundigte, auch den Umsitzenden ein flüchtiger Augenmerk ge-

*) Eine Zillah = 40 Jahren.

gönnt; ſo ging man denn auseinander, ſeltſam geſtimmt; ſinnend der Vater, zweifelnd die Mutter, eiferſüchtig aber der Baumeiſter, der den alten Wanderer neben an im Kämmerlein noch lange beten und ſeufzen hörte, bis der wohlthätige Schlaf alle Sorgen in ſeine Arme nahm. —

5.

Die Kunde von dem Abenteurer war schnell in der Stadt umgegangen und unverzüglich auch in die Burg zu Herzog Albrecht gelangt, der bei seinem Geheimschreiber bald näheren Bericht hierüber verlangte, so daß der Herzog Verlangen trug, den Wanderer selbst zu sehen und zu sprechen.

So kam es denn, daß Schildberger schon am Feste des heiligen Johannes, dessen Namen er trug, gerade als sie in des Schreibers Hause beisammensaßen und gesegneten Wein tranken — denn da trinkt jedmänniglich Johannes-Minne, wodurch die Frauen Schöne, Stärke aber die Mannen erlangen — in die Burg entboten ward. Albrecht nahm ihn mit gewohnter Güte und Freundlichkeit auf, ließ sich seine Geschichte erzählen, und da er den treuherzigen Mann liebgewann und große Lust an einem, aus wunderlichen Leuten zusammengesetzten Hofstaat hatte, so bot er ihm eine ehrenvolle Bedienstung als herzoglichen Kammermeister an, die Schildberger, der ganz und gar ohn' Hab und Gut war und ohne Peters junger Freundschaft kaum die nöthigste Lebsucht erhalten hätte, mit Freuden annahm. Beschenkt mit einem kostbaren Kleide aus arabischen Pfellen, — wie er sich denn auch fürderhin, dem Herzoge zu Gefallen, in orientalische

Tracht gewandete, — begann er sogleich sein Amt, indem er seinen frommen Herren in die Messe geleitete, das zierlich geschriebene, mit kunstreich gemalten Initialen verzierte Gebetbuch nachtragend.

So war denn alle Noth und Angst, in der Schildberger die längste Zeit seines Lebens zugebracht, abgewendet und eine friedliche Zukunft lag vor ihm ausgebreitet. Aber im Herzen des Alten war die Ruhe noch nicht eingekehrt, er hatte zu viel Sturm und Ungemach erfahren, als daß er plötzliche Windstille hätte ertragen können; es ging ihm wie Seeleuten, die von ihrem stürmischen Element plötzlich auf die feste Erde versetzt werden; der Boden wankte und schwankte noch immer unter den Füßen, es fieberte in allen Adern und Pulsen und neue Wunden brachen auf. Die liebliche Erscheinung Annens hatte ihm alte Erinnerungen wach gerufen und seine Jugendliebe war in der holdesten Gestalt verjüngt wieder vor ihn getreten, darüber mußte er nun Gewißheit haben und das Geheimniß enthüllt werden. Und wie nun in Ebbe und Fluth seine Vermuthungen und Pläne hin und her gingen, da kam es ihm oft in den Sinn, als müsse er sich die Jungfrau vom Vater erbitten; dann aber rückte sein eigener grauer Bart ihm wieder die Thorheit vor und er beschloß alsbald, so viel wie möglich alle Zweifel beseitigend, den neuen Knoten, der sich ob seinem Haupte zusammenzuziehen schien, mit aller Vorsicht zu lösen. Deßhalb machte er sich am folgenden Tag sogleich auf nach dem Hause am „obern Gra-

ben", dort mit seinem Freunde, dem er so hoch verpflichtet war, offen zu reden.

Wir aber springen ihm leicht voraus, denn allborten verweilt noch ein lieber Gast.

6.

Ein alter Brauch iſt es, — die Deutung aber weiß Niemand, — daß am „unſchuldigen Kindleintag" die jungen Geſellen herumgehen mit einer Ruthe und die Jungfrauen um Lebküchlein ſchlagen, ein Poſſenſpiel, das auch Eheleute, Anverwandte und Freunde ſelbander zu treiben pflegen.

So harrte denn auch der Enſinger in aller Frühe mit einem zierlichen Rüthlein aus einzelnen Zweigen von grünem Buchsbaum, mit Rosmarin, Lorbeer und Pomeranzen verziert, und ſitzelte das Mägdlein, das ſich deſſen nicht verſehen, zart auf die Hände, mit der ſorglichen Frage, wie ihr der Pfeffer ſchmecke. Die Schäkerei gefiel den jungen Leuten, ſie neckten ſich gegenſeitig im luſtigen Spiel — da klang plötzlich vom Allerheiligen-Kirchlein, das Ainwich der Gollier am Marktplatz erbaut hatte, das Glöcklein herüber gar ſchrill, in kurzgezogenen Tönen, zum Zeichen, daß Jemand in den letzten Zügen liege und die Gläubigen um Gebet bitte. Anna ging zum Fenſter und betete; der Baumeiſter folgte.

„Ach Gott," — hub die Jungfrau darauf an, — „da iſt wieder Eines aus dem Leben gegangen, wer weiß, wie es mit ihm beſtellt geweſen. Iſt gar ein traurig Ding um's Sterben, hab's lang nicht gewußt und verſtanden; war noch

gar klein, da ſagten ſie mir einmal, mein Schweſterchen ſey todt — todt? was iſt das? nicht mehr leben? Stund gerade da am Fenſter und ſchaute hinaus in die Nacht; die war ſo ſchön und Alles ſo ſtill, als wäre der Frieden herniedergeſtiegen und als ſchliefe die ganze Welt und nur ich mit meinem Jammer wäre allein und dächte an den Tod und konnt' es nicht begreifen, daß das ſchöne Leben nicht immer ſo bleiben könne. Sie trugen ſie fort, hinaus und ſagten, ſie werde wieder kommen, und wußt' nicht wohin und was nun werden ſolle. Hab' mein liebes Geſpiel lang geſucht und nie verſchmerzt, war damals recht traurig, gar traurig und hab' geweint. — Als Kind, glaub' ich, ſtirbt ſich's gut ..."

„Aber ſpäter," — fiel jetzt der Baumeiſter ein, — „ſpäter, wenn Einer ſo ganz allein daliegt und nicht Vater noch Mutter, Niemanden hat, der ihm die Augen zudrückte und in frommer Weiſe ſeiner gedächte, wenn Einer ſo ganz allein in der weiten Welt ſteht, Jungfrau! das wißt Ihr kaum und könntet doch Einem helfen, der darum groß Bange hat."

„Das muß wohl noch ärger ſeyn," — antwortete Anna, — „wenn Weib und Kinder heulen und der Sterbende den Jammer mit anſehen und anhören muß und nicht helfen kann."

„Dann wird Gott ſorgen," — ſagte der Andere, — „er iſt der Schutzherr der Wittwen und Waiſen und nimmt Alle in ſeine Huth."

„Ihr habt ernſte Gedanken" — erwiederte Anna — „und ein chriſtlich Gemüth ...."

„Und weil wir ernſt ſind, ſo will ich Euch ſagen, gerade und ohne Umſchweif“ — unterbrach ſie der Bauherr — „daß ich mit Niemand lieber mein Leben hinbringen und enden möchte, als in Eurer Nähe und an Eurer Seite.“ So ſprechend drückte er einen leiſen Kuß auf die klare Stirne ſeiner Nachbarin, die es freundlich geſchehen ließ, dann aber, ſich ſanft losmachend, erwiederte:

„Iſt's Euch recht, ſo ſprecht mit dem Vater und wenn der . . .“

Die Thüre ging auf und er erſchien, wie gerufen; voraus aber die Mutter, den Morgentrank tragend. Mochte wohl den Vorgang noch bemerkt haben, denn ſie begann zu ſchmähen auf die jungen Leute und wie man zu ihrer Zeit ganz anders ſich betragen; Enſinger aber ging gerade mit der Sprache heraus und verlangte die Jungfrau zu ſeinem Gemahl, indeß Anna ſich heimlich hinwegbegab. Die Mutter war noch immer unzufrieden und ihr Unmuth ſchien zu ſteigen, weil ſie noch gar nicht zu Rathe gezogen und lieber geſehen hätte, daß der Werber ihre Beihülfe und Fürſprache in dieſem Handel vorerſt angegangen. Der Vater war über dieſen Antrag, der ihm nicht ſo unvermuthet, wie ſeiner Ehehälfte gekommen ſeyn mochte, erfreut, nur meinte er, daß man das Töchterchen darüber auch hören müſſe, und wie nun Anna nach langem Suchen und Rufen endlich erſchien, mit verweinten Augen, und ſich ganz in die Gnade der Mutter ergab: da war auch dieſe beſänftigt — denn Mütter können auf

junge Schwiegersöhne selten lange zürnen — wozu noch die Schwere des Namens der Eusinger kam, die damals von Mailand bis Köln vielgenannt und hochgerühmt gewesen.

Da pochte es an der Thüre. »Ç bah' el-khir ia sidi« — sagte Schildberger eintretend, aber der Vater versetzte launig:

„Ich bitt' Euch, laßt Euer Arabisch oder was es sonst seyn mag da hinten im Heidenland und wo der Pfeffer wächst; wollt Ihr aber von den Hochzeitgebräuchen der fremden Völkerschaften, etwa der Gorgeten und Jessen erzählen, so thut es; die Hochzeit muß mit Glanz vollführt werden, denn ein schlauer Vogel hat unsere Nachtigall gefangen und die Zwei da sind ein Paar; Ihr könnt Euern Glückswunsch gleich abstatten."

Das war für den Alten, der selbsten auf Freiersfüßen gekommen seyn mochte, zu viel; aber sein verdutztes Gesicht wurde für Erstaunen ausgelegt. Die Leutchen merkten es kaum, daß der Arme wiederum Schiffbruch erlitten habe. Anna ging ihm, der noch immer an der Thüre stand, entgegen, rückte den Sitz zurecht und bot ihm freundlich die Hand; aber Schildberger fuhr zusammen, wie vom Schlage gerührt; fest hielt er die kleinen weißen Finger der erschreckten Braut und indem er sie mit seinen Blicken durchbohren zu wollen schien, stotterte er mit tonloser Stimme: „Wer Ihr den Ring gegeben habe." Die Antwort war leicht, denn die Mutter hatte in der Freude des Herzens ihn gerade als Angebinde an das Fingerlein gestreift. In ihrem Gemüthe aber tauchten, gleich den einzelnen

Tönen eines längſt vergeſſenen Liedes, die Erinnerungen auf, welche Bewandtniß es mit dem Ringe eigentlich habe, und die ſchnell hingeſtreuten Vermuthungen geſtalteten ſich klar und vernehmlich, als Schildberger von ſeiner erſten ſchwärmeriſchen Liebe erzählte, die er zum ſchönen Töchterlein des Hans Strang von Straubing vor ſeinem Auszuge in die Welt im Herzen getragen, die er nun in der ehrſamen Hausfrau ſeines Freundes wieder erkannte.

Das Alles aber auseinanderzuſetzen erforderte längere Zeit, als daß es auf Einmal abzuthun möglich geweſen; deßhalb beſchloß man, ſo bald wie möglich, wieder zuſammenzukommen, wozu wohl die letzten Stunden des Jahres am füglichſten gewählt wurden. —

7.

Die Reden waren hin und her gegangen, die Fäden entwirrt und auseinander gezogen, die Räthsel gelöst. Da saßen sie gar fröhlich plaudernd beisammen. Diesesmal befand sich unter den Gästen Conrad Paumann, der feine herzogliche Musikmeister, der, obgleich blind geboren, sich besonderbar, wie Keiner im ganzen deutschen Land allüberall weit und breit, auf Lauteniren, Schalmeien und Orgelspiel verstund und seine seltsamen Weisen wunderbar erklingen ließ. Ehe man sich aber dessen versehen, war man bald wieder weit im Orient unter den wilden Völkerschaften und anderweitigen merkwürdigen Ereignissen, wobei Jedes etwas zu fragen hatte und der Wanderer die gehörten Dinge bestätigte oder aus eigener Anschauung berichtete, so daß es bunt durcheinander ging und Eines das Andere gab.

Schildberger hatte ein Fläschlein Balsams, der alle Wunden und Schäden heilt, mitgebracht und an Anna geschenkt; ein auf das Messer gestrichenes Tröpflein bewies seine Echtheit, als es, an's Licht gebracht, in bläulichen Flämmchen auflodernd, sich verzehrte. „Es kann aber seine Güte und Kraft noch auf verschiedene Weise erproben, wenn Ihr morgen davon in die Hand gießt und gegen die Sonne hebt, da wirst

Du die Hitze nicht vertragen können, als läge helle Glut auf der Hand; oder gießt Ziegenmilch in einen ſilbernen Becher und tröpfelt Balſam hinein, nur ein klein wenig, ſo wird die Milch augenblicklich gerinnen." Die Mutter aber erhielt eine Jerichoroſe — die in der Wüſte wächst, durch welche die heilige Jungfrau auf der Flucht nach Egypten gezogen, auch im ſteinigten Arabien oder am wilden Seegeſtade des rothen Meeres, da ſie aus dem Sande herfürſprießen — einen dunkelfarbigen, holzartigen Stengel mit nach innen gekehrten ſparrigen Zweigen und Aeſtlein, und wenigen länglich zugeſtumpften Blättern; ſo ſetzte er ſie nun in ſeinen Becher und ſiehe, bald öffnete ſie ſich, zu großer Freude, geheimnißreich nach und nach, und die Blumen, kurz und klein, erſt röthlich, dann grünlich gelb, die nach einigen Stunden ganz in Weiß übergingen, blühten wie ein Märchen leuchtend auf; die werden, meiſt in der Chriſtnacht, von den Frauen mit großer Verehrung in friſch Waſſer geſetzt und Lichtlein herum angezündet; auch die Türken halten ſie hoch in Ehren, wie ſie überhaupt keine Roſe auf der Erde liegen laſſen, ſondern ſogleich aufheben, glaubend, durch Muhameds Schweiß ſeyen ſie ſo ſchön gefärbt. Von da kam man auf den Baum, ſo nicht weit von Ebron, im Thale Manneh, ſchon ſeit Abraham's Zeiten blühend geſtanden und ununterbrochen gegrünet, beim Kreuztode des Erlöſers aber plötzlich verdorret, von dem unter den Eingebornen die Prophezeiung ſich erhalten: ein abendländiſcher Fürſt werde Jeruſalem mit einem chriſtlichen Heere erobern und unter dem

Baume Meſſe ſingen laſſen, da wird dann der Baum wieder ausſchlagen und Früchte bringen; die Moslim warten dieſes Baumes ſehr und ſo Einer, mit der fallenden Sucht behaftet, ein Zweiglein dieſes Baumes erlangt, der iſt geheilt und vor allen Gepreſten des Lebens geſichert. Das wollte der Baumeiſter nun nicht glauben und gedachte des Birnbaumes auf dem Walſerfelde, der einſtens auch wieder grün Laub und reife Frucht erlangen und große Dinge bedeuten ſoll; aber Peter ſuchte aus ſeiner Bücherei ein rothgebunden, ſchöngeſchrieben Libell, ſo Michel Velſer, der hochgelehrte Herr zu Augsburg, vor kurzer Zeit aus dem Latein des vielgereisten Johannes von Montevilla, der die ganze Welt befahren, transferirt hatte, da ſtund die Sache bereits mit Fleiße beſchrieben, ſo daß der Andere fürder nichts einzuwenden hatte. Da nun einmal von Bäumen die Rede war, ſo fragte man auch nach dem tartariſchen Baumlamm, Borametz genannt, zu deſſen angeblicher Entſtehung die ſonderbaren Verſchlingungen und Verwachſungen eines gewiſſen Mooſes Veranlaß gegeben; der Blinde aber erzählte über die, unter dem Galgen eines unſchuldig Gehenkten wachſenden Alraune oder Mandragora, die, wie ein Menſch geſtaltet, von ſchwarzen Hunden an den Freitagen ausgezogen werden können, Jedermanns Freund ſind und Geld im Ueberfluß herbeiſchaffen. Schildberger aber ward heftig erzürnt darüber, die Galgenmännlein ſeyen ein bösartig Machwerk und ihre Kunſt erlogen und betrogen, er habe nie Glück von dieſen Dingen wiederfahren. Was lag aber da

näher, als von Meerfrauen und Seemännern zu reden, zumal da erſt in der Zuyderſee eines gefangen worden, das die Stadt Harlem von den Edamern zum Geſchenk erhalten, und auch in Friesland ein langbärtiger Geſelle mit dicken Haaren, ſo nicht reden konnte und immer wieder in's Waſſer ſpringen wollte, aufgefiſcht worden war. Bei ſolchen Dingen gibt es ſelten ein Ende, darum kommen die Meerungeheuer an die Reihe, von denen Schildberger gar nichts wußte, deſto beſſer erging es beim Phönix, dem ſchönſten Vogel der Welt: ſchwarz wie Pech iſt ſein ſchlangenartiger Kopf, roth ſeine Augen und Zähne gleich glühenden Kohlen, ſein Hals der eines Drachen, die Bruſt eines Löwen, die Klauen eines Adelaars und ſeine Flügel hart und rauh, wie geſchliffener Stahl, aber weiß wie Schnee und rauſchend im Flug, wie Hagel im Gewitterſturm, ſpitzig ſein Schweif, wie Blitzesſtrahlen flammend; auf der ganzen Welt gibt es nur einen und der lebt hundert Jahre, in Egypten aber liegt eine Stadt, die heißt Elipole oder die Sonnenſtadt, dahin kommt er dann auf den Altar geflogen und verbrennt ſich alldorten zu Aſche, und ſo das Feuer erliſcht, da findet man ein klein lebendig Würmlein liegen, das wird des anderen Tages zu einem Vogel, des dritten Tages aber vollkommen und fleugt hinweg. Und der Hausvater beſtätigte das kopfnickend, geſtützt auf Johannes von Montevilla, den edlen Herren, der den Vogel ſelbſten wiſſentlich zweimal ſitzend und einmal fliegend geſehen haben wollte. Auch der Salamander, der einen Körper wie ein Schmiedebalg hat und

im Feuer lebt, durfte nicht fehlen; des ſingenden Schwanes achtete man kaum mehr in ſolcher Umgebung, kaum daß der Vogel Greif, der aus dem Hahnenei gebrütete Baſilisk und das Einhorn, das ſich nur von einer reinen Jungfrau fangen läßt, noch Gnade fanden, auch die Geſchichten von dem Rieſen, aus deſſen Rippen eine Brücke gebaut wurde, und jene von der Sperberburg machten die Runde: wer weiß, wann das wißbegierige Häuflein Ruhe gefunden, hätte nicht plötzlich von der Straße herauf ein helles Horn getönt und der Wächter das neue Jahr, das unterdeſſen richtig eingetroffen, angeſungen nach der alten Weiſe:

Wiederum ein neues Jahr,
Immer noch die alte Noth,
Doch das Alte kommt von uns
Und das Neue kommt von Gott.

Gottes Güt' iſt immer neu,
Immer alt iſt unſ're Schuld,
Neue Reu' verleih' uns Herr
Und beweiſ' uns alte Huld.

So trennte man ſich; Paumann zog ſich, vom Baumeiſter geleitet, durch ein enges Gänglein in ſein angebautes Haus zurück; Schildberger aber, der heute unmöglich mehr in die Burg zurückkehren konnte, ward in das Kämmerlein geſchoben, das der Alte — wie man ihn zu nennen pflegte ob ſeines grauen Bartes, denn in Wahrheit hatte er das neunundvierzigſte Jahr noch nicht ganz zurückgelegt — vor wenig Tagen erſt verlaſſen hatte. —

8.

Was sich fürder noch begeben, ist kurz zusammenzufassen. Ensinger, der gleich darauf von dannen zog, brachte noch in der Fastnacht seinen Bruder Caspar — da sein alter Vater, der 1430 zu Ulm mit Tod abging, die Reise nicht mehr bestehen konnte — zur fröhlichen Hochzeit nach München, wobei Schildberger ein schön geschrieben Büchlein, darinnen all seine Abenteuer und Erlebnisse verzeichnet waren, der Braut verehrte; darauf fuhr das Paar von dannen; Ensinger ward 1429 Kirchenmeister und Werkmann zu Bern im Hechtlande, kehrte aber, nachdem auch des Vaters Nachfolger, Caspar, im Jahre 1446 gestorben, nach Ulm zurück, führte den Bau fort, vollendete das Gewölbe des Thores und betrieb die Aufrichtung der Pfeiler und Umfangsmauern und die Erbauung des Vorderthurmes, bis er, wie eine Inschrift am obern Nordportal des Münsters besagt, 1463 starb; sein Brustbild will man an der mittäglichen Wendeltreppe des großen Thurmes erkennen.

Schildberger ehelichte späterhin eine ehrsame Wittwe, deren Namen nicht auf uns gekommen; die Letzten seiner Nachkommen leben noch in Rosenheim, dem kleinen Städtlein, — so gelegen wo die hohen Gebirg stehen und die großen Wasser, so ehedem das bayerische Meer benamset — bis auf den heutigen Tag.

Univ. Bibl.
München

Vor dem Schreiber dieſer Hiſtorie aber liegt ein gar altes Druckwerk von Schildbergers Hiſtorie, ohn' Jahr- und Seitenzahl, ſo durch Enſingers Fürſorge mit gar ſauberen Schildereien durch die neue Kunſt Guttenbergs, von den aus Mainz verſprengten Geſellen zu Ulm veranſtaltet worden, dabei liegt aber noch ein koſtbar Kleinod, das Goldfingerlein mit dem Schweißtuch, das der Schreiber von ſeinen Urvoreltern überkommen hat und das er gleichfalls einſtens, ſo Gott will, ſeinem herzallerliebſten ſchwarzbraunen Maidlein anzuſtreifen geſonnen iſt.

Hätte ich es lieblich gemacht, das wollte ich gern. Iſt es aber zu gering, ſo habe ich doch gethan, ſo viel ich vermocht.
Denn allzeit Wein oder Waſſer trinken, iſt nicht luſtig: ſondern zuweilen Wein, zuweilen Waſſer trinken, das iſt luſtig: alſo iſt es auch luſtig, ſo man mancherlei lieſet.

Das ſey das
Ende.

Altes und Neues.

Zweiter Theil.

Altes und Neues

Herausgegeben

von

Franz Pocci u. Reding v. Biberegg

II. Bändchen

Stuttgart.
Gebrüder Scheitlin.
1856.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von Blum & Vogel in Stuttgart.

Vorwort.

Mehreren öffentlichen Beurtheilungen des ersten Bändchens entnehmen wir die Ansicht, als sei unser „Altes und Neues" lediglich als eine „Jugendschrift" zu betrachten. Um etwaigen unlieben Mißverständnissen vorzubeugen, müssen wir erklären, daß dieses nicht der Fall ist. Wolle den „Jungen" daraus gegeben werden, was sich für sie eignet — Alles mag nicht für sie sein.

Bei der Mittheilung der im ersten Bändchen enthaltenen Historie von „Wilibald dem Sackpfeifer" *) leitete die Herausgeber ein unbestimmtes Gefühl, es möge sich darin ein von den Literaturhistorikern lang umsonst gesuchter Roman **) des braven, noch viel zu wenig gewürdigten Stadtschreibers von Colmar, Jörg Wickram, erhalten haben.

Unsere Vermuthung bestätigte unterdeß plötzlich ein uner-

*) Entnommen aus Hager's Jugendspiegel, Hamburg. 1676. 12°.

**) Vgl. Koch: Compendium II, 360. — Clemens Brentano, der Herausgeber des köstlichen „Goldfaden" suchte gleichfalls vergebens nach einem Exemplar. Vgl. Heidelberger Jahrbücher. 1810. 14. Hft.

warteter Fund; der Titel des unseres Wissens sonst nur in der v. Meusebach'schen Bibliothek befindlichen Buches lautet:

Der jungen Knaben Spiegel. Ein kurtzweilig History zweier Knaben, deren einer eines Ritters, der ander eines Bawren Son war, wie vngleich sie sich an Geburt vnd Wandels, gehorsam Vater vnd Mutter, auch der Lere halben verenderten, allen jungen zu einer warnung in Druck verfertiget durch Görg Wickram. Colmar. 1557. kl. 8°. mit Holzschnitten *). —

Das Titelbild zu den in diesem Bändchen folgenden „Todtentänzen" mag als Copie eines selten vorkommenden Holzschnittes von A. Dürer willkommen sein (vgl. Bartsch Nro. 132).

Die Herausgeber.

*) Somit ist dieses die gelungene Prosaauflösung von Wickram's breiten und mit meistersängerlicher Unkünstlichkeit verfaßten Schauspiel, gleichen Namens, das als „new gedicht" bei Jac. Frölich (Straßburg 1555) erschienen war und zum öfteren mit unserem vorher nicht herausgegebenen Roman verwechselt wurde.

Inhalt.

Seite

St. Elsbeten der Landesfrauen von Thüringen Leben von Reding von Biberegg 1

Todtentänze von Franz Pocci 81

Ein Lied vom armen Sängerlein von Franz Pocci . . . 97

Chronik der von Elsenberg. Zur Sittengeschichte des Mittelalters von Frhrn. Karl v. Leoprechting 103

Hier

hebt sich an ein schön Büchlein

von

St. Elsbeten der Landesfrauen

von Thüringen Leben.

Herausgegeben

von

Reding von Biberegg.

Dem vieledlen Ritter M. v. Schwind.

Wüßte keinen beſſeren Namen, dem ich dieſes Büchlein füglich zuſchreiben könnte, als den Eueren, viellieber Herre! Und das aus mehreren Gründen, inſonderheit aber, weil ich Euere holde Kunſt in hohen Ehren halte und Euch liebe, mehr als Ihr ſelber wißt, ob Eueres frohen, edlen Muthes und den mannlichen Sitten. Dann aber zunächſt, weil dieſes St. Elspeten Leben, indeß Ihr auf dem Schlößlein der Wartburg ſitzet und ſelbes mit wonneſamen Bildern ausziert, dieweil faſt gleichzeitig — wie die Rede geht — die leiblichen Ueberreſte der lieben Heiligen wieder erhoben wurden: Auch dieſes ihr Leben, ſo ein alter Meiſter meines Vermuthens aus der lateiniſchen Sprach in unſer Deutſch geſchrieben hat, tief unten im Tirol durch meinen Freund, den braven Ign. Zingerle, aus einer alten Bücherei zu Tage kam.

Alſo mögt Ihr es gütlichen aufnehmen, denn was ich Euch biete, iſt nicht mein Werk; iſt auch kein großes Meiſterſtück, ſondern nur den Bildlein auf Goldgrund aus der guten alten Zeit vergleichlich; da iſt von Compoſition, darauf heut zu Tage ſo viel Werth gelegt wird, noch wenig die Rede, die Farben ſind zwar klar und hell, aber die Zeichnung noch unſicher und unbeſtimmt. Aber ein Hauch tiefer Innigkeit und ſeligen Friedens weht darüber und gibt ihm unnachahmlichen Reiz.

Man sieht, es ist dieselbe Zeit, wo Ritter und Herren voll farbigen Seitenspieles und in reichem Sangesjubel von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, der schönen Welt ihre Freude verkündet. In dieser geht nun auch unser Schreiber seines Weges, aber nicht als lustiger Fiedler, sondern eingezogen und einsam, wie ein demüthiger Wallbruder mit Muschelhut und Pilgerstab nach dem heiligen Grabe, in leisem Gebet, mit dem freiwillig armen Leben, allen Freuden der Welt gerne entsagend. Doch wie jene süßen Sängerlein der Minne, die gleich Nachtigallen im ganzen deutschen Reich ihre lieblichen Weisen anstimmten, so hat er sein Gemüthe zu jener überirdischen Minne erhoben, es hat im ewigen Sonnenschein der Liebe Wurzel geschlagen und duftig grüne Ranken getrieben.

Also nehmt, was ich Euch demüthiglich biete, gütiglich an: ist ja nicht zu weltlicher Eitelkeit, sondern zu Gottes und seiner lieben Heiligen Lob und Ehr und St. Elspetens, der wunderwürdigen Frauen — die dereinst für uns Beide im ewigen Leben fürbitten möge — Preis und Lob.

Das wünscht

Euer

allzeit dienstwilliger

Reding von Biberegg.

Am Tag von unser Frauen Würzweihe
(d. 15. Aug.) 1855.

Das erſt Kapitel
ſagt, wie Sanct Elspeten geboren ward.

a faß mal ein König im Ungarnland, der hatte eine Fraue, die hieß Gertrud und war aus Kärnthen eine edle Herzogin, weiſe, mild und gut; Beide aber fürchteten Gott, lebten demüthiglich und vollbrachten ſein Lob gänzlich. Nur hatten ſie keinen Erben. Das klagten ſie Gott und ſeiner lieben Mutter, der reinen Maid Maria, mit Beten und Weinen; vermeinten, gewönnen ſie einen Erben, ſie wollten ihn Gott geben mit Lieb und mit Gut, gelobten unſerem Herrn auch ein großes Gebet.

Das thaten ſie mit Ernſt und Fleiß und redlichem Herzen. —

Da kam es denn, daß der König einst zu dem Kaiser wollt reiten, sprach also: „Frau Königin, vergiß des Gebetes nicht!“ Die sprach herwieder: „Lieber Herre, seid dessen auch gemahnt, wann wir unserem Herren sein Gelöbniß halten, Er ist als gut, daß Er uns dann mit Ehren tröstet.“ — Das war ihr Segen. Drauf ritt der König von dannen und kam zu dem Kaiser; der ward gar froh und thaten mannige Reden miteinander.

Waren viel Herren beisammen und ging das Wort hin und her, wie es zum öftern geschieht, bis die Nacht kam und die lichten Sterne aufgingen. Da begab sich der Kaiser in sein Gemach und der König von Ungarn auch mit den edlen Landgrafen. Herr Clingsor [1]) aber, ein weitberühmter und kundiger Meister, wartete der Gestirne Lauf und gab auf jeglich Zeichen und Bild fleißig acht: kamen bald auch der Kaiser mit den Herren dazu und fragten, was er sehe. Der sprach: „Ich sehe einen Stern, der leuchtet von Ungarn bis zur Marburg und von Marburg in alle diese Welt. Davon seid froh, ich künd' Euch gute Märe, denn der Stern bedeutet, daß die Königin von Ungarn ein seliges Töchterlein empfangen hat, das wird groß vor Gott, und seines Gleichen wird nicht in der Zeit und des Kindes Lob und seine Heiligkeit wird gehen von Ungarn gen Marburg und von Marburg weit in alle Welt; denn Gott mit seinen Gnaden ist bei dem Kinde. Und wie zu unseres Herrn und Heilandes Geburt, so wird Fried' in den Landen werden und fruchtbar das Erdreich von dieses Kindes Heiligkeit.“

Da der Landgraf von Hessen das von dem heiligen Kinde vernahm, gedacht' er bei sich: „Ach Gott, möcht' doch das Kind meinem Sohne werden." Der war dreier Jahre alt. —

Als nun das Kindlein geboren ward, freuet sich sein Vater und Mutter gar sehr. Und spricht Albertus, der große Meister der Schrift:[2]) „Wo geschah das je einem Heiligen mehr, daß seines Vaters Land als viel Gnaden davon hatte." Wann es ging seinem Vater wohl, wie er wollt. Das Kindlein aber wuchs an Tugenden und gedieh an aller Seligkeit.

Nun hielt der Landgraf stäte Forschung, ob das Kind geboren wär', wie der Sternseher und Zeichendeuter vorhergesagt. Da kam zu ihm ein Barfüßer, der sprach die ganze Wahrheit: „Ich war bis in das vierte Jahr erblindet und trug eine lahme Hand. Da kam ich zu dem Kind. Das gab mir einen Apfel, davon es ein Stücklein abgebissen, damit bestrich ich Hand und Augen; da ward ich zuhand gesund. Und das ganze Ungarnland freuet sich des Kindes, wann sie haben seither weder gescholten, noch geschworen, seit das Kind geboren ist, denn es hat allen Fried mit ihm gebracht." —

Der Landgraf aber ward gar froh, als er das höret. —

Nun hatte er einen Ritter, der hieß Herr Walther von Varilla,[3]) dem getrauet er gar wohl; sprach also zu ihm: „Mein lieber Freund! vor vier Jahren, da ich bei dem Kaiser war, da sagt mir ein sternkundiger Meister, der hieß Clingsor, er habe an den Gestirnen gesehen, daß die Königin von Ungarn ein Töchterlein empfangen, das würde heilig und

alles Land von ihm selig. Darum begehrt mein Herz des Kindes und bitte dich, daß du zu dem König reitest, daß er das Töchterlein meinem Sohne Ludwig gebe."

Herr Walther aber machte sich allsogleich auf, ritt zu dem König und sagt' ihm und seiner Frauen, was ihm der Landgraf entboten. Deß wurden sie froh, wann sie erkannten des Herren Frömmigkeit wohl und gelobten das Töchterlein dem Landgrafen.

Und als das Kind fünf Jahre alt war, da wollte der Landgraf es nicht länger gerathen: „Ich mag nicht froh gesein, ich hab' denn meines lieben Sohnes Weib." Mußt' also Herr Walther wiederum zu dem König und sagt' ihm, was ihm der Landgraf entboten hatte.

Das ander Kapitel

vermeldet von dem Elslein und wie es gen Thüringen kam.

(1207—1221.)

Wär' viel zu sagen von dieses heiligen Kindes Leben und was Freuden seine Eltern daran genossen. Will aber nur eines ausheben davon. Das war aber so:

In ihrer Kindheit, als sie im Hause herumlaufen mochte, da nahm sie Alles was ihr gut zu Essen und zu Trinken bedäuchte und gab es den Armen. Da das die Köche und das Gesinde vermeldeten, wartete ihrer der Vater selbst und da

ſie aus der Küche ging und hatte ihr Körblein voll geladen, begegnete er ihr und ſprach: „Lieb Töchterlein, was trägſt du?“ Sprach ſie: „Ich trage Roſen und will ein Kränzel machen.“ Da wollte der Vater die Roſen ſehen, denn er wußte wohl, daß es Brod und Fleiſch war; warf ſie den Deckel ab: Da waren es alle weiße und rothe Roſen. Die wurden in der armen Leute Hand wieder Brod und Fleiſch. Da ſprach ihr Vater zu den Köchen und Mägden: „Ich gebiete euch bei eurem Leben, daß ihr nichts verwehret, was ſie euch nehmen will.“ Und ging fürder das Elslein ungeſtört ihrer Wege. —

Als nun der König des Landgrafen ſehnlichen Willen erfahren, bereitet man das Kind geziemend und ehrlich mit reichem Gewand und ſeidenen Tüchern, mit Perlen und rothem Golde, gab ihm dreizehn Jungfrauen mit, die deſſen pflegen ſollten, die Wiegen und das Badgeltlein die waren von Silber.

Darauf ſprach der König zu dem Herrn von Barilla: „Ich befehl dir meinen Troſt in deine Treue und in deine ritterliche Ehre,“ und die Königin bepfahl ihm auch ihr Töchterlein mit weinenden Augen. Barilla aber ſprach: „Ich will ſie gern in meinen Treuen haben.“ Sagte die Königin: „Ich hab' einen verborgenen Hort, den will ich meinem Elslein geben“ und gab ihr viel Kleinode und edelen Geſteines. Der von Barilla aber nahm das Gut und das Töchterlein, und des Gutes legt man viel an unterwegen, das ander Gut aber und Sanct Elspeten bracht man dem Landgrafen. [4])

Der ward seines Sohnes Frauen gar froh, drückt sie an seine Brust und danket Gott, daß er ihm's so gefügt; gab ihr noch sieben Jungfräulein, mit denen sie ihr Spiel und Kurzweil haben sollt.

Der junge Landgraf aber war stätiglich bei ihr. —

Nun spielte das Elslein oft mit den Kindern um gläserne Steinlein und anderen Tand, der Kinderherzen erfreuen mag; was sie ihnen aber abgewann, dafür mußte Jegliches ein Ave Maria beten, so gab sie's ihnen wieder. Zog mit ihren Gespielen auch oft auf den Kirchhof und sprach zu ihnen: „Wir wollen nun um das Gotteshaus Umgang halten und die Weile immer beten;" und das wiederholte sie oft, daß sie desto länger beteten, dann sprach sie zu den Kindern: „Ihr sollt gedenken, daß wir zu Asche werden müssen; hier liegen todte Leute, die lebten als wir und sein nun todt, also geschieht uns auch." Davon sollen wir Gott lieb haben und also sprecht mir das Wort nach: „Herr! durch Deinen bitteren Tod und durch Deine liebe Mutter Maria erlöse diese von ihrer Pein." Das that sie oft und war immer fröhlich und lachende.[5])

Und spricht Meister Albertus: „Ich wähne, daß sie nie in die Kirche kam, sie erlöste zu dem mindesten eine Seele von dem Fegfeuer mit ihrem heiligen Gebet." — Wann die Kindlein sahen oft, daß unser Herr Jesus Christus zu ihr kam und grüßt' sie und spielt mit ihr süße, so verbot sie es den Kindern, daß sie es sagten. — Zu Zeiten, da die Kinder beten wollten und es war rauh Wetter und naß, so blieben doch

ihre Kleider schön und trocken. Also geleichte unser Herr sich St. Elspeten, wann er seiner Mutter Wasser heimtrug in seinem Krüglein, so ward er auch nicht naß.

Die lieb Jungfrau St. Elspeten war auch gern bei ihrem jungen Herren und hieß sie ihn lieber Bruder, so nannt' er sie sein lieb Schwesterlein. [6]) Sie hing auch ihre Schleier als sehr vor, daß man ihr Antlitz kaum gesah. Brachte ihre Gespielen gern zu den Kirchen, sprechend: Das ist der Todten Beinhaus, kniet nieder und sprecht mir nach: „Herre, durch Dein' Barmherzigkeit erbarm' Dich über alle gläubigen Seelen und vergib ihnen ihre Sünden und gib uns Lebendigen Deine Gnade, daß wir kommen zu der ewigen Freud, die nimmermehr zergeht." Ging dann hinein in die Kirchen und sprach aber mit Andacht: „Herr Jesu Christe, mein Gott und mein Herr, hast Du Deine große Marter durch mich armen Sünder gelitten, so thue ich thöricht, daß ich Dir nicht diene. Lieber Herre, mache mich heil mit den fünf Wunden."

Das was ihr Spiel und größte Freud' und das trieb sie bis auf das zwölfte Jahr.

Folgt das dritte Kapitel.

Wie St. Els in den heiligen Ehestand kam (a. 1221).

Da sie zu ihren Tagen kam, ward sie dem Landgrafen Ludewig zugelegt. Sie betete mit großer Andacht und sprach:

„Herr Jesu Christ, Du bist aller Ding gewaltig und erkennest aller Herzen und weißt auch wohl, daß ich eine reine Magd belieben wär'. Seit mich aber mein Vater und Mutter ergeben haben, denen ich billig folgen soll, so bitt ich Dich, daß Du mir hier ein Leben gebest nach Deinem Lob und mich behütest vor allem Uebel." Befahl also ihr Herz und ihre Sinne Gott dem Allmächtigen und sprach zu ihrem lieben Bräutigam: „Wir sollen uns Beide beichten mit großem Ernst." — Darnach führt man sie zu ihrem Gemahl in ein schönes Gemach, ein Heiliges zu einem Heiligen, und lebten seliglich mit einander. [7])

Große Heiligkeit übte sie bei ihm und recht natürliche Liebe und göttliche Liebe hatten sie unter einander.

Der jung Herr war fröhlich mit seinen Gesellen. Wenn sich seine Diener vergaßen, daß sie unnütze Worte redeten, so sprach er: „Liebe Kinder, das thut ihr nicht mehr, denn damit betrübt ihr mein Herz." [8]) Und lebte allezeit weise, züchtig und demüthiglich.

Einsmal begehrt der Kaiser den jungen Landgrafen zu sehen. Da ritt er zu ihm; der Kaiser nahm des jungen Fürsten wahr; er gefiel ihm gar wohl. Da setzten sie ihm mit süßem Weine zu, das Herze fröhlich und die Sinne sündig zu machen, er aber sprach: „Ihr sollt wissen, daß ich nicht das römische Reich darum nähme, daß ich solch Ding thät und ob es nicht Sünde wäre, so wollt' ichs doch lassen durch Elspeten meines reinen Weibes willen." — Darnach kamen sie

wieder heim und sagten es seiner Frauen; die danket Gott und sprach: „Herre, ich bin nicht würdig, daß Du mich zur Heiligkeit erwählet hast; hilf' uns, daß wir die heilige Ehe wohl behalten, damit wir mit Dir dort ewiglich wohnen." —

Darnach starb dem jungen Landgrafen sein Vater und St. Elspeten ihre Mutter.*) Darum weinte sie sehr. Ihr war ihres Herren Ungemach leider, dann ihrer Mutter Tod. — Sie war geduldig in aller Widerwärtigkeit und that Gutes wider Uebel.

Nun ward ihr die Schwieger feind, daß ihr der Schatz entgangen war, den ihr die Mutter gelobt hatte und auch darum, daß sie ihr Herr also lieb hatte und daß sie zu mild war und gern um Gott gab. Das achtete St. Elspeten nicht, denn sie hatte sich Gott ergeben mit Seel und mit Leib. [9])

Ihrem Herren aber war es gar leid, daß St. Elspeten nicht gelehrt und in den Schriften erfahren war; sandte deßhalb mit seines Bruders Rath einen Brief zu dem Pabst Gregor gen Rom. Als der die Briefe vernahm, sandt' er nach Meister Kunrad, [10]) der war so weise, als er in allen Landen keinen wußte und war auch göttlichen Dingen nachstrebend und wohlbewährt zu Paris. Den bat er, daß er sich durch Gottes Willen der Frauen unterwinde und sie so die Evangelia lehre und ihr die heilige Geschrift bedeute. Das that Meister Kunrad durch des Pabstes und des Fürsten willen; zog demnach ins

*) Hier irrt unser Chronist; beide waren schon viel früher gestorben.

deutſche Reich hinaus und an des von Thüringen Hof. Als das St. Elspeten höret, da faſtete ſie, peinigte ihren Leib und ſprach: „Herr, ich armes ſündiges Weib bin nicht würdig, daß mein der heilige Mann pflegen ſoll. Herr, ich danke Dir der Gnaden.“ Ging ihm entgegen, fiel auf ihre Kniee vor ihm und ſprach: „Mein geiſtlicher Vater, empfange mich, deine Tochter, durch Gott. Ich bin deiner unwerth; laß dir auch meinen Bruder empfohlen ſeyn.“ Da war Meiſter Kunrad froh und ſprach: „O Herr Jeſu Chriſte, was wirkeſt Du mit den Deinigen!“ Hub darnach an mit göttlicher Lehre und unterrichtete ſie in zwölf Stücken. Die heißen aber:

Du ſollſt verſchmäht in williger Armuth und darinnen geduldig ſeyn. Das iſt das erſte.

Das andere, daß du demüthig ſeieſt und frei aller Gewalt.

Das dritte, daß du dich vor leiblichem Troſt und vor Luſt behüteſt, dann die bringen der Seel ewige Pein.

Das vierte, daß du zu aller Zeit barmherzig ſeyeſt.

Das fünfte, daß du Gott Herz und Muth anheimſtelleſt und immerzu an ihn gedenkeſt.

Das ſechste, daß du Gott dankeſt, alldieweil er dich mit ſeinem heiligen Tod von der Hölle und dem ewigen Tode erlöſet hat.

Das ſiebente: Du ſollſt gerne leiden, weil Gott durch uns gelitten hat.

Das achte, daß du dich Gott ergebeſt mit Seel und mit Leib.

Das neunte, daß du gedenkeſt, wie du von Gott gefloſſen ſeieſt; darob ſollſt du allezeit trachten, wie du wieder zu ihm kämeſt.

Das zehnte, daß du deinem Nächſten und Nebenmann Alles das erlaſſeſt, was du willſt, daß er dir erlaſſe, und ihm Alles das thueſt, was du willſt, daß er dir thue.

Das eilfte, daß der Jung' als ſchier ſtirbt wie der Alte. Darum ſo wirke immer ohn' Unterlaß nach dem ewigen Leben.

Das zwölfte: Daß du allweg Reu' über deine Sünden habeſt. Bitt Gott, daß Er dir ſie hier vergebe.

Das ſind die zwölf Stück, darnach Jeglicher achten ſoll. Darnach legt er ihr die Evangelia und Epiſtel aus. Sie aber merkte die Lehre mit Fleiß und behielt ſie; davon ward ſie mit dem heiligen Geiſt entzündet und lebte in Vollkommenheit bis an ihr Ende — wovon ihr weiters hören werdet — und ihr Herr lebte auch feligliche, wie da ſagt

das vierte Kapitel.

St. Elspeten hatte eine Jungfrau; die hieß Eiſentrud.[11]) Von der ließ ſie ſich allnacht an dem Fuße ziehen und wecken; dann ſtund St. Els auf, ſchlug ſich und kaſteite ihren Leib, betend und dankend, daß Gott zu Mitternacht in Kälte und Armuth Menſch geworden und zur Welt geboren ward. Schlug ſich ſolcherweis, bis ihr Arme und Hände müde geworden und ihr Leib verwundet war. Da kam dann oft unſer Herr Jeſu Chriſt, nahm ſie bei der Hand und getröſtete ſie

ſelbſt. Nun geſchah es eines Nachts, da ward die Magd irre und zog an ihres Herrn Fuß, wähnend es wäre St. Elspetens; das vermerkte der Herr bald, und weckte ſein Gemahl, denn er vergönnte ihr das ſelige Leben wohl.

St. Elspeten aber gewann einen Sohn, der hieß Hermann [12]) und erbete hernach das Land, und zwei Töchter. Die eine Tochter gab ſie dem Herzog von Brabant. —

Um dieſe Zeit ritt der Herr aus. Da legte ſie ein hären Hemd an, ging barfuß, nahm ihr Töchterlein an die Bruſt und trug es zu dem Kloſter, das bei Eiſenach liegt und zu St. Katharinen Ehre geweiht iſt, und ſprach: „Herr Jeſu Chriſte! ich opfere Dir und Deiner reinen Mutter meine liebe Frucht," und war alſo barfuß gegangen, daß ihre Füße bluteten; that ihr Töchterlein in das Kloſter und danket Gott, daß er ſelbes für ein geiſtlich Leben behalten hätte.

Nun ſollt ihr auch hören, wie ſie der Armen pflag. Einsmals nahm ſie einen Sunderſiechen, der war gräulich geſtaltet; den beſchor ſie heimlich in einem Garten und zwug ihm ſein Haupt. Da kam ihr Herr und frug nach den Siechen, da ſprach ſie: „Ich hab' ſie heimgeſandt," und zuhand verſchwand der Siech. Da ſah der Landgraf, daß ſie etwas in dem Buſen hätte — das war das Haar, das ſie dem elenden Siechen abgeſchoren — und ſprach gütlichen: „Liebe Schweſter, was trägſt Du in dem Buſen?" Da antwortet' ſie: „Es iſt Seiden," und thät es herfür und gab es dem Herrn: Da war es gute Seiden worden von dem Willen

Gottes und war ein Theil gar schön goldfarbig. Das wunderte den Herren gar sehr. Nun kamen ihre Diener und straften sie um das gute Werk. Das vertrug sie gütlichen.

Wenn es war, daß man Messe sang und bei der heiligen Verwandlung unseres Herren wunnesamer Leichnam erhoben ward, so entbrannte ihr Herz in großer Lieb und Andacht, die sie immer zu Gott trug. Nun war es einsmals, da hatte sie ihre Hände gegen Gott aufgehoben, da kam großes Licht vom Himmel herab und umfing sie. Dabei stund ein guter Priester, dem thät Gott seine Augen auf, der sah, daß Sanct Elspetens Antlitz, als man unsern Herrn aufhub, mit großer Klarheit erleuchtet war und recht schien als die Sonne, und ging der Schein weit von ihr und das Licht bedecket sie, daß man sie nicht zu schauen vermochte mit leiblichen Augen. Da erschrak der fromme Priester gar sehr und erkannte wohl, daß Gott groß Wunderwerk mit ihr thue.

An dem Antlaß Tag, lud St. Elspet immer zwölf arme Menschen; deren pflag sie gar wohl mit Speis' und Trank, zwug ihnen die Füße mit ihren Händen gar demüthiglich und gab Jeglichem zwölf Pfennig. Zwug auch des Tages den Aussätzigen die Hände und Füße und küßte sie an die Stätte, da sie versehrt waren.

Ein Siecher lag in dem Spitale, in dem Winter da es sehr gefroren war. Der schrie sehr nach Fischen und war Niemand, der sie ihm geben konnte; da nahm sie ein Becken und lief zu dem Brunnen und sprach: „Herre Jesu Christ

iſt es Dein Wille, ſo gib mir Fiſche für Deinen Siechen" und ſchöpfte das Waſſer, da ſprang ein großer Fiſch heraus. Und war vordem in dem Brunnen nie dergleichen Thier geweſen. Den brachte ſie dem Siechen und der ward geſund.

Eine arme Frau gewann ein Kindlein. St. Elspeten erbarmete ſich gar ſehr und half ihr, daß es getauft ward und hieß es Elspet nach ihr, gab der Mutter durch vier Wochen Speiſe und gab ihr einen Mantel, zween Schuhe und einen Schleier, anbei zwölf Pfennige und geſegnete ſie. Da ging die arme Frau zu Mitternacht von dannen mit ihrem Mann und Wirth und ließen das Kind alleine zurück. Des anderen Tages ſandte ihr St. Elspet gut Gewürz, daß ſie davon kräftig würde. Da waren ſie hinweg; die Dirne fand nur das Kind, die Mutter war hinweggelaufen. Das ſagte ſie St. Elspeten. Die hieß das Kindlein bringen, daß es nicht verdürbe, befahl es einer Frauen, daß ſie ihm gütlichen thäte und bat den Stadtrichter, die Fraue überall ſuchen zu laſſen. Nun fand man ſie nicht. St. Elspetens Dienerinnen aber fürchteten, Meiſter Kunrad würde um das Kind zornig werden und ſprachen: „Frau, ihr ſollt Gott mit Ernſt bitten, daß des Kindes Mutter herwieder komm!" Da ſprach ſie: „Ich getrau Gott wohl, es geſchehe; will ihn bitten, daß er das thue, was ſein Lob ſey. Schier darnach kam die Frau und der Mann, fielen für St. Elspeten und baten ſie weinend, ihnen die Schuld zu vergeben und ſagten, daß ſie auf dem Weg mußten ſtehen bleiben und nicht ferner zu gehen ver-

mochten. Da nahm man ihr die Schuhe und den Mantel und gab es einer anderen Fraue. Das erbarmt St. Elspeten, gab ihr darum zween andere Schuhe und befahl ihr das Kind treulicher.

Das war zur fröhlichen Pfingstenzeit, da ging St. Els in die Stadt, gar reichlich gekleidet von Seiden und Gold, trug ein Krönlein von edlem Gestein, als einer Fürstin zugehört. Da bat sie ein armer Mann um Almosen. Sie aber hatte nichts bei ihr. Da gab sie ihm einen Aermel von dem Rock; der war köstlich. Das sah ein jung Ritter, der kauft' den Aermel von dem Armen, und da er stechen sollt', band er nach ritterlichem Brauch den Aermel auf den Helm. Das war sein Kleinod; und wie er vermeint', daß es ihm erginge, also geschah es ihm auch allezeit fürbaß wohl.

Ein ander Mal kam St. Elspet in die Kirche, betete und weinte vor unseres Herren Marter und sprach: „Herr Jesu Christ! Du höchstes Gut, wie stehst Du hier mit Blut beronnen und bist mit einem dornigen Kranz gekrönt. O wie hab ich unwürdiges Weib meinen Leib geziert und hab' nie gelebt, als ich billigen sollt," und fiel in der Andacht nieder und ward ohnmächtig. Da erschrack ihr Gesinde sehr, goßen ihr Weihwasser unter die Augen und Eisentraut nahm sie in ihren Schooß: da ward sie wieder kräftig, wollt aber fürbaß keine Krone mehr tragen. Darob straften sie die anderen Edelfrauen und sprachen: „Frau, ihr mindert unsere Ehre damit; es thut keine Fürstin mehr." Sie aber sprach: „Ich

bin ein arm sündig Weib und nicht würdig, daß mich die Erden tragt."

Also ging sie fürbaß demüthiglich bis an ihr Ende. — Da sie heim kam, fragte ihre Schwieger, wohin ihr Aermel kommen wär. Zuhand bracht' ihr ein Engel einen andern Aermel (vom Himmel herab), wann Christus wollte nicht, daß die ihm in Liebe dienet, erschrack. Deß' danket sie Gott.

Das fünfte Kapitel.

Darinnen schöne Historien zu lesen.

Kam mal gar ein unsauberer Mensch zu ihr, den führte sie heim, badete ihn, zwug ihn und legte ihn an ihr Bett. Das sah ihre böse Schwieger und sprach zu dem Landgrafen: „Herr, das ist Dir kein' Ehre. Geh bald, so findest Du Einen bei ihr." Er verwußte sie doch ohn' alles Uebel, ging aber hin und pochte leise an, da that sie ihm auf: Er aber sah überall, als wäre sein Kämmerlein mit Rosen und Gilgen bestreut. St. Els aber trug ein Geschirr mit scharfer Lauge, womit sie den Aussätzigen gezwugen, das hätte sie gern verborgen. Da sprach er gütiglich: „Liebe Schwester, was trägst Du?" Da wies sie ihm den Topf, daraus ging ein guter Geschmack, als der Balsam duftet, und lagen oben auf himmlische Rosen. Da ward er gar froh und ging wieder zu seiner Mutter und sagt' ihr, er hätte Niemanden bei ihr gefunden,

ſie aber ſandte ihn wieder hin und trug ihm auf, ein wenig baß nachzuſuchen. Da ſprach er: „Wahrlich, Du verſündigeſt Dich an meiner frummen Frauen, wann ſie iſt aller böſen Ding' unſchuldig." Sie erwiderte: „Geh nur zu Deinem Bett, ſo findeſt Du Einen, den ſie für Dich lieb hat." Er aber ſprach: „Wahrlich Mutter, Du verdienſt große Pein damit," ging hin in die Kammer und bedäuchte ſich der Heiligen unwürdig. St. Elspeten empfing ihn gütiglich; als er aber mit gutem Muth zu dem Lager trat und die Decken aufwarf, ſah er unſern Herrn und Heiland mit ſeinen blutigen Wunden und fiel der Landgraf nieder auf ſeine Kniee und ſprach an die Bruſt ſchlagend: „Ach Herr, erbarme Dich über mich großen Sünder! Ich bin nicht würdig dieſe großen Wunden zu ſchauen, das erkenne ich wohl. Hilf mir, daß ich ein Menſch werde nach Deinem Lob und nach Deinem Willen.[12])

Der Landgraf hatte auch nach der Herren Brauch einen Löwen an ſeinem Hof. Der ward einsmal ledig und entkam ſeinem Wärter und lief, eben da der Herr eines Morgens aufgeſtanden und nur ein Hemd angelegt hatte, mit ganzem Zorn gegen ihn. Da hub der Landgraf ſeine Hand auf mit ganzer Hoffnung und ſtarkem Gelauben, den er zu Gott trug, ſchrie ihn an und dräuete dem Löwen. Und der grimmige Leo ward zuhand gehorſam, legte ſich für ſeine Füße nieder als ein zahm Hündlein und wedelte mit ſeinem Schweif freundlich gegen ihn. Damit fing man ihn wieder.

Der Landgraf war gar ſchön, von wonniglicher Geſtalt

und reiner Gedanken; Wort und Werk war geſchämig, er führte ſüße Rede und gute Sitten, verſtand wohl ritterlich zu leben und nach Ehren ſtellen, war ſtark und mannlich.

Und St. Elspeten nahm zu an Demuth, Mildigkeit und an allen Tugenden. Der Fürſt aber nicht minder. Darum wohnten auch die Engel bei ihnen.

Nun kam es auf eine Zeit, da ſandte der Kaiſer nach dem Landgrafen und bat ihn zu kommen. Da ſprach er zu St. Elspeten: „Liebe Schweſter, iſt es Dir lieb, ſo will ich zu ihm reiten.“ — „Gott geb Dir, ſeinen Willen zu thun (ſprach ſie), ich hab Dich und mich geopfert; in ſeinem Namen ſollſt Du reiten.“ So ritt er mit Freuden zu dem Kaiſer. Der empfing ihn fröhlich und bat ihn durch Gott, mit ihm über Meer zu fahren nach dem heiligen Lande, wo Gottes Sohn einſt inne ging. Das gelobt' er ihm.

Nun hatte der Kaiſer gar viel von St. Elspetens Heiligkeit gehört; ritt alſo mit dem Landgrafen heim und noch viele Herren mit ihnen, wollten ſie ſehen. Und als man eſſen ſollt und die Frau zu Tiſche gehen, ſandt' ihr unſer Herr zierliche Kleider, ſo ſchöne niemalen geſehen wurden, und eine helle Krone durch einen Engel; die leuchteten als der Mond. Solches geſchah nie mehr einem Heiligen auf dem Erdreiche. Als ſie nun zu Tiſche ſaß, ſahen die Herren das Gewand alle und nahmen Wunder darob. Der Landgraf aber ward gar froh und ſprach: „Herr Jeſu Chriſt, was wirkeſt Du mit den Deinen!“ — Da man den Tiſch aufhub, ging der Land-

graf zu ſeiner Frauen und ſprach: „Liebe Schweſter, Gott thut uns ſo viel Ehren, daß wir ihm deren nimmer gedanken mögen noch können. Beſah ſtaunend die edlen Borten, Geſteine und himmliſchen Margariten; die leuchteten gar herrlich, wie auch die himmliſche Kron, die war ſchön und löblich. Damit hatte ihr unſer Herr die Kleider wohl vergolten, die ſie durch ſeinen Willen gegeben hatte.

Darnach wollte ſie zur Kirchen gehn. Da ſah ſie einen frechen Jüngling; der war gar weltlich gekleidet mit ſtreicheten Gewanden und eitlen Farben. Sprach St. Elspet: „Sag mir, lieber Freund! trug mein Herr und Heiland und der Deine auch ſolche Gewand? Nein, zuwahr er trug nur alle Demuth vor und vergoß ſein Blut durch uns. Daran ſollſt Du gedenken!“ Da ſprach der Jüngeling: „Ich bin arm aller Tugend. Liebe Fraue, bitt Gott für mich, daß er mir helfe, damit ich mich beſſere; will gerne Eurer Lehre folgen.“ Nun nahm ſie ihn in die Kirche, führt ihn mit ihr vor unſeres Herrn Marter und ſprach: „Nimm wahr wie Dein und mein Gott für uns gelitten hat,“ und bat mit Ernſt für ihn. Da ward ihm von der göttlichen Lieb das Herz entzündet und er ſprach: „Hör' auf zu beten, oder mir verbrennt das Herz in meinem Leib. Ich will Dir gerne folgen bis an meinen Tod.“ Der ward darnach ein guter Mönch zu den Barfüßern.

Das sechste Kapitel.

Schier darnach wollt' Meister Kunrad predigen von unseres Herrn Marter, durch St. Elspeten Willen allermeist. Sie aber war unmüssig mit zweien Siechen, daß sie nicht bald dar konnte kommen. Da sprach er zu ihr: „Elsbet, wo warst Du als ich predigte?" Nun wollte sie sich ausgeredet haben, er aber sprach: „Ein andermal komm, so ich Dir ruf," und da sie nun lächelte ob seiner Rede, schlug er sie sehr, daß sie Wunden empfing: Da ward ihre Seele entzückt mit dem heiligen Geist, sie sah auf zu Gott und sprach: „Herr ich dank Dir Deinen Gnaden, daß Du mich dazu erwählest hast." Das Schlagen sahen ihre Dienerinnen, und war ihnen Leid um ihre Frauc. Als nun der Meister von ihr kam, frug Eisentraut, warum sie das Schlagen als geduldig gelitten hätte. St. Elspeten aber lächelte, trotz daß man das Blut durch ihr Gewand sah, und sprach: „Darum, daß ich das Schlagen als geduldiglichen leide, tröstet mich Gott mit seiner göttlichen Süßigkeit und ließ mich die Engelein sehen, schaute auch unseren Herrn Jesum Christum und ersah, daß mich der Meister bis in den dritten Chor schlug." Die Rede trug sich hernach dem Meister Kunrad zu, der sagte darauf: „So muß es mich immer reuen, daß ich sie nicht bis in den neunten Chor geschlagen."

Darum schreibt Meister Albertus von ihr, daß er von keinen Heiligen mehr Zeichen und Wunders gelesen habe, die er bei seinem Leben hab gehört, dann von ihr.

Meiſter Kunrad' und St. Elspeten redeten allezeit miteinander von Gott und hatten große Reu um die vergangene Zeit, weinten oft innerlich, und umgab ſie alsdann ein klares Licht, daß man ſie Beide kaum geſehen mochte.

Nun kam ein ſchweres Hungerjahr.[14]) Da trug St. Elspet gar Leid um die armen Menſchen und gab ihnen durch Gott Korn und Wein und was ſie hatte, und ſetzte alltag ihrer neunzig zu Tiſch und verſah ſie mit guter Speiſe. Das war ihrer Schwieger gar zorn, vermeinte ihr Sohn müſſe mit ſolcher Freigebigkeit verderben. Und als nun auch der Kellner klagend zu ihr kam und des Landgrafen heilige Frau verklagte, beſchloß ſie hinwegzufahren. St. Elspet war gar froh und gab erſt recht redlich hin um Gott, und wo ſie gefangene Leut' wußte, die dingte ſie aus, ſalbte ihnen die Wunden und bat unſeren Herrn für ſie, daß er ſie beſſere, daß ſie fürbaß nicht gefangen würden und ſie zu Menſchen machte nach ſeinem Lob und nach ſeinem liebſten Willen. Deß ward ſie allzeit von Gott gewährt.

So labte ſie die mit dem Tode rangen, erbat von Gott, daß er ſie um ſein heilig Marter behielt und ihnen ein ſelig End' gebe; ſpeiste die Hungrigen, bat Gott, daß er ſie mit ihm ſelbſt ſpeiste; beherbergte die Elenden und ſprach: „Herr, ich kann Dir der Würdigkeit nicht danken, daß ich Deine lieben Freunde bei mir in der Herberg habe und durch Deine Güte ihrer pflege."

Da erſchien ihr ein Engel, der ſprach: „Du leuchteſt

vor Gott, als der Mond. Deſſen ſollſt Du froh ſein, wann wer Dich anruft, der ſoll gewährt ſein."

Nun ſagte man St. Elspeten, daß ihr Gemahl zurückkäme. Da kleidete ſie ihre armen Gäſte und gab ihnen fröhlich die Lezt'. Als der Herr kam, ritt ihm der Kellner entgegen, klagend, wie viel St. Elspeten hingegeben. Das verdroß den Herrn zu hören und er ſprach: „Iſt nur mein liebe Frau geſund, ſo wirret mir nichts." Sie aber ward gar froh und empfing ihn lieblich, daß er ſich ſehr freute, umhalste ſie freudig und ſprach: „Liebe Schweſter, wovon ſoll Dein armes Geſind leben das harte Jahr?" Sprach ſie: „Ich hab' unſerem Herrn gegeben was ſein iſt, was Dein und mein iſt das hat uns Gott behalten." Wie nun der Herr auf dem Saal hin und her ging, rann das Korn überall darein, daß er darauf trat; ſprach alſo zu dem Kellner: „Schau, wie dein Korn ſei." Das that er, und berichtete als er kam: „Mit Euerer Huld, Herr, es ſind die Kaſten alle voll, daß ſie übergehen." Da der Herr und die Frau das hörten, fielen ſie auf ihre Knie, und dankten Gott, ſprechend: „Herr, wir danken Dir der großen Gnade, die Du mit uns gewirkt haſt."

Als St. Elspeten zur Kirchen gehen wollte, fand ſie wieder einmal einen gar unſaubern Menſchen; den führte ſie heim und zwug ihm ſeine Hände und Füße, da ging ihm als unſauber davon, daß ihr grauſet. Da ſprach ſie zu ſich ſelbſt. „O weh Du unreiner Sack, wie widerſteht es Dir? Es iſt

ein heiliger Geschmack" und trank es aus und sprach: „Herr, Du trankst ja an dem Kreuz Essig und Gall, fürwahr ich bin würdig des Trankes. Hilf mir, daß ich besser werde."

Die liebe Frau St. Elspeth betrachtet oft unseres Herrn Urständ in ihrem Herzen, freute sich, daß unser Herr sein Blut vergossen und begehrt' oft, daß sie ihr Blut durch Gott vergießen könnte. Also betete sie: „Herre mein, bereite mich Dir allein und gib mir Geduld und Kraft in allem meinem Leiden und Arbeiten, vergib mir auch meine Sünden." Solcher Weise kam sie in große Andacht.

Gott zu Liebe gab sie allweg einen Schillingspfennig. Das thät dem Gesinde zorn, baten ihren Meister, daß er ihr bei Gehorsam verbiete und nur einen Pfennig ihr erlaubte. Da ließ sie sich Pfennige schlagen, daß einer als gut war, als ein Schillingpfennig.

Das siebente Kapitel.

Von des Landgrafen Meerfahrt und Tod.

Nun ward ihrem Vater ihr heiliges Leben gesagt und daß sie so viel um Gott litte. Da sandte er viele Herren und Fürsten zu ihr, daß sie schauten, wie es ihr erginge und ob es wahr wäre, was man ihm gesagt hatte. Als nun der Landgraf hörte, daß die Herren kämen, sprach er: „Liebe Schwester, ich bin betrübt. Es kommen von wegen Dein viel

edle Herren her von Deinem Vater und wollen beſehen, wie Du Dich gehabſt; nun haſt Du keine edlen Kleider, als Dir wohl ziemt und wir haben keine Weile mehr, daß man ſie Dir machte.“ Da ſprach ſie: „Darum hab nicht traurigen Muth, denn ich will gern leiblichen Troſt meiden durch Gott, wann ſein Gnad iſt allzeit mit mir.“ Wie nun die Herren kamen, empfing ſie die gütlich und ſandte der Landgraf noch viel Herren ſich mit ihnen zu letzen, wann er wollt' über Meer, als er dem Kaiſer gelobt hatte.[15]) Da die Herren kamen, beſetzt' er mit ihnen alles ſein Land, Burgen und Städte und bat ſie, ihm einen Eid zu leiſten, daß ſie ſeiner Frauen getreu ſeyn und ſie fürſehen wollten. Das beſchwur ihm ſein Bruder Landgraf Heinrich mit allen den Herren.

Wie man zu Tiſch gehen ſollte, da rief ein armer Menſch St. Elspethen an und bat ſie, ihm etwas zu geben um Gottes Willen. Sie ſprach: „Ich bin unmüßig, beit' bis nach Tiſch!“ Da erwiderte der Arme: „Dein Geſind treibt mich hinaus, ſo muß ich Deiner Gab mangeln. Hilf mir Gottesdienerin!“ Da gab ſie ihm ihren beſten Mantel und ließ ihn mit Fried begleiten bis vor die Burg. — Meiſter Albertus ſpricht, daß es unſer Herr war. Der wollt' ſie erproben. — Und war ihr wenig kümmerlich zu Muthe, wie ſie zu Tiſch niederſitzen ſollte; da kam zuhand der Engel, der bracht' ihr einen koſtbaren Mantel; der duftete ſo wohl, daß alles Volk davon gekräftigt wurde.

St. Elspeten aber hatte groß Luſt und Freud von dem Mantel; das ſagt' man Meiſter Konrad, der ſchlug ſie gar

ſehr darum, wann er wollte, daß ſie von keinen Dingen irdiſchen Troſt noch Freude ſollte haben, wann von göttlicher Lieb.

Nun kam die Zeit der Meerfahrt; baten die Herren den Landgrafen, daß er in dem Lande beliebe. Das wollte er nicht thun. Hatte es dem Kaiſer verſprochen. Nun gingen ſie St. Elspeten an, daß ſie ihnen hülfe ihren Herrn erbitten. Da ſprach ſie, das wollte ſie gern thun und bat Gott unterwegen, daß er ihr zu reden geb', was zu ſeinem Lob wäre. Als ſie zu ihm kam, empfing er ſie innig und ſie ſprach: „Lieber Bruder mein, wär' es nicht wider Gott, ſo bleib hier bei mir, denn wider ſeinen Willen wollt' ich Dich nicht haben." Der erwiderte: „Liebe Schweſter, vergönne mir zu fahren. Das getrau ich Dir wohl, wann ich hab' es gelobt." Da gab ſie ihren Willen in Gottes Willen und ſprach zu ihm: „Gottes Milde und alle Seligkeit ſey mit Dir ewiglich. Das wünſch' ich Dir allweg und reit' in dem Namen Gottes." Alſo ſprechend gab ſie ihm das heilige Kreuzeszeichen auf Stirne, Mund und Bruſt; er ihr hinwieder. Des Urlaubs war er von Herzen froh, bereitet ſich nach Gebühr und befahl ſein liebe Frau dem Geſind, daß ſie ihr in Treuen pflegen. Da ſprach der Kellner: „Ich weiß nur zu wohl, daß meine Frau alles das von ihr gibt, was ſie nur hat und uns in große Noth bringen wird." Doch der Herr ſprach: „Das gönne ich ihr wohl. Laßt ſie Alles hingeben, was ſie will, nur die zwei Veſten Wartburg und Neunburg behaltet mir, ob ich herwieder käme."

Der Herr war mit Frauen und mit Herren wohlgemuthet, wollte nicht, daß man einer Frauen übel thät. Thät es aber Jemand darüber, der müßt' darum viel Pein leiden; wer Prieſtern übel redet', der mußt' das Land meiden; er wollte auch nicht, daß man ſchwüre oder ſchuldet.

Nun wollte der Landgraf mit dem Kaiſer reiten. [16]) Da weinten ſeine Freunde gar ſehr um ihn. Er hatte auch mehr Sorgen um ſein edellieb Frauen, denn um ſeinen Leib oder um ſein Gut, und geſegnet ſie nochmal freundlich.

Schier darnach ſtarb er, als es Gott wollte, am Tage der heiligen Märtyrer Prothus und Hyacinthus, als da war der 13. September des Jahres 1227.

Nun hatte er zu guter Letzt ſeiner Frauen noch ein Fingerlein geben mit einem Lechant; der Stein hat die Art, wer ihn hat geben, ſtirbt der Menſch, ſo fällt der Stein aus. Alſo geſchah auch St. Elspeten. Der Stein fiel ihr in die Hand. Da erſchrack ſie gar ſehr; denn ſie wußte nun wohl, daß ihr Herr todt war. Den Herren aber war Allen Leid um den tugendreichen Fürſten und dem Kaiſer war ſonderlich Weh, denn er war ſein Freund. Nahmen den Leichnam, banden ihn in geweihte Tücher, balſamten ſeinen Leib, legten gut Gewürz darzu und führten ihn wieder in ſein Land. Wo er über Nacht blieb, da ward Vigil geſungen und des Morgens Seelenmeſſe mit ſchönen Kerzen gehalten.

Darnach kam die traurige Mär' zu ſeinem Bruder, dem Landgrafen Heinrich. Das war ihm gar Leid; ſagt' es ſogleich

St. Elspeten. Die sah in ihrem tiefsten Leid auf zu Gott mit großer Andacht und sprach: „Die Welt muß auch in mir sterben.“

Von da an trug sie immer ein hären Hemd.

Das achte Kapitel.

Was Leides der frommen Frau weiter geschah.

Als nun der Landgraf zu seinem Herrn eingegangen in die heilige Freud', hatte sein Mutter freie Hand und da sie schon längst auf St. Elspethen ob ihrer Freigebigkeit und Milde gram war, so stieß sie selbe nun von der Burg mit zwein Kindern, ohn' alles Gut. Da nahm St. Elspeth ihr Mägdlein auf den Arm, den Sohn führte sie bei der Hand. Nun gebot ihre böse Schwieger, sie nindert zu beherbergen, daß sie nicht wüßte, wohin sie sollte. Sie aber sprach: „Herr Jesu Christe sey mein Geleiter,“ und kam zu Eisenach zu einem Weinschenk und lag die erste Nacht in einem Stall und da nun die Barfüßer Metten läuteten, ging sie zu ihnen und bat sie, daß sie ihr Te deum laudamus sangen und Gott dankten, daß sie arm wäre geworden, als er arm in der Krippen gewesen, lobte Gott und sprach: „Herr, Dein Wille muß an mir vollbracht werden. Gestern war ich eine Landgräfin und hatte Burgen und Städte, heute bin ich eine Bettlerin und will mich Niemand beherbergen. Lieber Herr, hätt' ich Dich

in Deiner Herrſchaft daß erkannt und hätte mehr durch Deinen Willen gegeben, das wäre mir nun lieb. Das hab ich leider nicht gethan.“ Die lieb Frau ſah, daß ihre Kinder hungerig und froſtig geworden, da ſprach ſie mit großer Geduld: „Herre, das hab' ich mit meinen Sünden verdient, darum hab' ich billig Reu'.“

So ging ſie nun eines Tags an der Straßen. Da ſtieß ſie ihrer Almosnerinnen eine in das Koth und höhnte ſie: „Wollteſt Du nicht eine Marggräfin beleiben, ſo lieg hier in dem Koth und ſey arm, ich hilf Dir nimmer auf.“ Darob war ihr Gewand gar kothig; deß danket ſie Gott und ſprach: „Das ſey dafür, daß ich vorher Gold und edeles Geſtein trug. Herr, ich dank' Dir aller Deiner Gnaden, dann was ich Dich je bat, das haſt Du mich gewährt. Meine Kinder ſind Fürſten und ſind nahezu erhungert und liegen hie ohn alles Stroh. Das beſchwert mir mein Herz, daß ſie in Gebreſten ſeyn, wann ich bin der Gnaden unwürdig, daß Du mich zu Armuth und Elend haſt erwählet.“

Die Klag hört ihr Beichtiger. Dem war gar leid um ſie und bat Gott mit Ernſt für ſie. Da ward ſie ſchier erhört, denn die Aebtiſſin zu Kiſſingen, ihre Muhme, ſandte nach ihr und verlieh ihr ein gut Gemach, darinnen ſie Gott dienet. Deſſen danket ſie Gott ſeiner Gnaden und blieb ein Weil bei ihr.

Darnach ſendet der Biſchof von Bamberg nach ihr; da fuhr ihre Muhme mit dahin. Der ritt ihr entgegen, tröſtete ſie und führte ſie mit ihm heim und wollt' ihr gern einen

Fürſten haben geben. Das vermerkte Eiſentraut, die Getreue; der war gar leid um ſie und ſprach: „Ihr betrübet ſie.“ St. Elspeten aber ſprach: „Wollt man mir einen Mann geben, ſo wollt ich mir ſelbſt die Hände abſchneiden laſſen, ſo würde ich allen Mannen unwerth. Ich will nur mehr Jeſum Chriſtum zu einem Gemahl haben.“

Nun hatte der Biſchof bereits einen Tag gemacht um ſie und um einen Fürſten. Da fügt es unſer Herr, daß ihr und ihrem Ohm Briefe kamen, man brächte ihren todten Herren. Alſo ging der Tag ab. Da ſandte der Biſchof nach des Landgrafen Mutter. Auch nach viel anderen Herren. Die führten ihn mit großen Ehren ein und hatten groß Klag um ihn und auch St. Elspethen. Die guten Menſchen aber ſahen, daß ſie die Engel führten und wie ſie nun zu der Bahre kam, da ward ein großes Licht um ſie, daß man ſie kaum geſah und als man ihn legen wollte, war ſein Gebein ſo weiß als der Schnee. Das bedeutet, daß er ſein Ehe recht gehalten. Auch ſah man auf ſeinem Herzen ein wohlgeziertes Kreuz, daran war unſeres Herren Marter mit der dürnen Kron. Das bedeutet, daß er Gott allzeit in ſeinem Herzen getragen und gedienet. Darum fuhr er auch zu den Rittern Gottes.

St. Elspethen aber ſah auf zu Gott und ſprach: „Mein Herr und mein Gott! laß Dir mein Betrübniß erbarmen. Sollt' ich ihn haben, ſo wollt' ich ihn gerne bis an meinen Tod und wollt' mit ihm Elend und Noth getragen haben; ſo es aber nicht ſeyn ſoll, ſo opfere ich ihn Dir und befehle ihn

Deiner Güte und bitte Dich durch Dein groß Marter, daß Du Dich über sein Seel erbarmest und ihn beherbergest in Deinen ewigen Freuden!" Dessen ward sie auch von Gott gewährt, ihr Geist wurde entzückt und ihr Angesicht so licht, daß sie Niemand gesehen mochte, dann die ohne Todsünden waren. Und die Engel stiegen zu ihr hernieder, sprechend: „Was Du gebeten hast, dessen bist Du Alles gewährt." Da kam sie wieder zu ihr selbst, danket Gott und unser lieben Frauen und lächelte in seligen Freuden.

Darüber ward ihre Schwieger zornig und sprach: „Gott müsse Dich tödten! Wie beklagst Du Deinen Mann mit Falschheit." Denn sie verstand nicht, was Gott mit ihr gewirkt hatte, daß er seine Seele durch ihr Gebet aufgenommen. Da bat St. Elspet für ihrer Schwieger Gebrechen.

Also ward ihr Herre hier besungen; man ließ ein seiden Tuch da und führt ihn gen Reinhardsbrunnen in das Kloster St. Benedicti. Dort ward er mit großen Ehren begraben.

St. Elspeten aber hörte nicht auf zu beten, lag auch viel Menschen mit Bitten an, daß sie für ihn beteten, das that sie so lange, bis der Engel Gottes zu ihr kam, sie darum strafte und sprach: „Freundin Gottes, Du weißt ja, daß Du zu Bamberg Deiner Bitten gewährt worden und daß Deines Herren Seele bei Christo ohn alle Pein sitzet." Von dem Trost gewann sie Freud und Wonne.

Das neunte Kapitel.

Nun richtete ſich St. Elspet in ihrem Gemach zurecht. Herr Walter von Varilla aber war übel zu Muthe, ging zu Rath mit anderen Herren und ſprach: „Unſer Eid wird gekränkt, den wir dem edlen Fürſten von ſeiner Frauen wegen geſchworen haben, die nun leidet große Armuth. Ich fürchte, wir werden die Hölle an ihr verdienen," und redete das zu dem Landgrafen Heinrichen für die anderen Herren alle und ſprach: „Der Fraue Kinder ſollten des Landes Erben ſeyn und ſo iſt Mutter und Kind davon geſtoßen." Da ſprach der Landgraf zu Herren Walter von Varilla: „Ich ſetze es Alles in Deine Hände; wenn aber auch alle deutſchen Lande meiner Schweſter Elspet wären, ſie gäbe ſie alle von ihr. Nun gib ihr Städte und Burgen wieder, denn ihre Kinder ſind unſere Magen, und bitte ſie, daß ſie mir vergebe, was ich wider ſie gethan." Das brachte Herr Walter zu St. Elspeten; die aber begehrte nicht der Länder und der Leute, der Städte, Burgen und Dörfer, ſie wollte nicht mehr, denn ihr Leibgedinge und Witthum und den Kindern ihr treffendes Erbe. Da gab man das den Kindern und ihr zehntauſend Mark. Deſſen ward ſie gar froh und ließ ausrufen, wer in zwölf Meilen wäre und Almoſen nehmen wollt' der ſollt kommen, bedrohte aber den, ſo zweier Almoſen nähme, mit beſonderer Pein. Da kam ein groß Volk dar. Ihre Kleider aber ſchienen als die Sonne und waren weiß wie der Schnee.

Sie aber gab das Almosen selber fröhlichen Herzens und Gott zur Minne. Da kam eine Frau und nahm das Almosen zweier. Das vermerkt St. Elspeten und sprach: „Womit hast Du die größte Freude allermeist?“ Sprach die Frau, sie freue sich ihres schönen Haares und lege darauf den größten Fleiß. St. Elspeth aber sprach: „So wisse, daß ich dasselbe haben will. Dafür nähm' ich nicht, daß mein Sohn Pabst wäre und meine Tochter eine Kaiserin,“ schnitt ihr selbst das Haar ab und sprach: „Willst Du nun bei mir bleiben? das ist Dir nutz.“ Die Frau sprach: „Ja, denn ich hoffe, Gott thue mir desto gütlicher und will nicht von euch kommen.“ Da führt sie St. Elspeth heim.

Die heilige Fraue gründete ein großes Spital [17]) mit der einen Hälfte der zehntausend Mark — die andere hatte sie im Almosen vergeben — und nahm achtundzwanzig Menschen hinein. Da ließ sie die erste heilige Messe singen, währenddem ward sie mit der göttlichen Lieb entzückt und sah der Priester, so oft er sich umwandte am Altare, daß ihr Angesicht brann als der Sonnenglast und daß klare Sterne von ihrem Antlitz glänzten und gingen. Das sah auch Eisentraut; die sagt' es darnach und frug ihre Herrin, wie ihr wäre; die sprach: „Ich will nicht, daß Du mich irrest, noch Jemand, der bei mir ist. Davon will ich Dir sagen, was Du mich gefragt hast. Ich war also entzückt, davon kein Mensch hie gereden mag. Ich sah meinen Herrn Jesum Christum. Der neiget sich zu mir und sprach gütlich, er wollt' allzeit bei mir wohnen und hieß

mich sein lieben Gemahl." Da sprach Eisentraut abermal: „Liebe Elspet, ich sah Dich süßiglich lachen und lagen doch viel Zähren auf den Wangen." Da antwortete sie: „Wann er sich zu mir wandte, so lachet' ich, aber wann er sich von mir kehret', da weinte ich. Er hieß mich Schwester und sein lieb Freundin und wendete seinen minniglichen Anblick oft zu mir und redete süßiglichen mit mir von seiner lieben Mutter und St. Johannes, den Zwölfboten, den sah ich auch bei unserem Herrn; deß muß ich mich immer freuen." —

Meister Albertus spricht, das sey nimmermehr erhört worden, daß Gott so viel Wunders gethan an einem Heiligen. „Ich meine — sagt der weise Meister — die heilig' Dreifaltigkeit wär' in ihrem Herzen."

Darnach befahl ihr Meister Cunrad, sich des Trostes ihres Gesindes zu begeben und zu verlassen; hieß ihr hiezu ein kleines Häuslein machen. [18]) Deß war sie ihm gehorsam und däuchte sie gut. Wusch, wie ehedem, ihre Siechen, machte ihnen selbst Bad, zwug ihnen das Haupt und küsset ihre Hände und Füße.

Das zehnte Kapitel.

Kam mal ein Mensch zu ihr, der war gar kläglich und lahm an Händen und an Füßen. Der sprach: „O Du klare Sonne aller Frauen! hilf mir um Deines lieben Mannes

Seele — denn ich bin von Reinhartzbrunne, wo er liegt — daß ich gesund werde.“ Da sah sie ihm gütlichen an und er ward zuhand gesund. Deß danket sie unserem Herren.

Darnach kam ein Weib zu ihr, die gewann ein Kind, das ward unter ihrem andächtigen Gebet getauft. St. Elspeth bettelte für das Weib und spann mit Fleiß bei Tag und Nacht für die Klosterfrauen von Altenburg, daß sie selbe hinbringen möchte; was in Kost überig war, die gab sie ihr und unterweilen ein altes Kleid. Da nun das Weib von ihrem Lager aufstand, stahl sie St. Elspethen zum Dank alle ihre Kleider, daß sie bloß saß; darum aber ward sie nie unmuthig noch ungeduldig, sondern sprach: „Herr, Du hast mich Dir geleichet, wann Du kamst auch nackend und bloß in diese Welt und hingst auch nacket an dem Kreuz. Ich danke Dir der Gnaden.“ Da kam ein Engel vom Himmel und bracht' ihr ein schönes Gewand, sprechend: „Ich bringe Dir keine Krone, als vor, denn Du leuchtest vor Gott. Der will Dich selbst krönen mit seinen göttlichen Ehren.“ —

Nun ward ihrem Vater hinterbracht, wie St. Elspeth ganz bloß an Gut und an Ehren sei. Da sandt' er seiner Fürsten Einen nach ihr, daß er ihm sie brächte. [19]) Als der in ihr Land kam und den Landgrafen Heinrich befragte, sprach er: „Ich will Euch mein Schwester Elsbeten zeigen. Die ist aller Welt eine Thörin.“ — Das hieß ihn der heilige Geist reden, denn sie war unserem Herrn ein auserwählt Gefäß, als alle die werden, die sich hie Gott geben; die müssen der Welt Gespötte sein.

— Als nun ihres Vaters Fürſt zu ihr kam, fand er ſie in armſeligen Kleidern (denn das engliſche Gewand hatte ſie nach Altenburg geſandt, wofür man ihr alte Hadern gab), ſpinnend um das Brod. Da ſprach er zu ihr: „Das ziemt Kindern von königlichem Stamme nicht, daß ſie ſpinnen um das liebe Brod und auch in ſo armer Watt ſitzen.“ St. Els erkannte ihres Vaters Geſinde und empfing ſie freundlich. Sie ſprachen zu ihr: „Es mag Euren Vater, den edlen König, der Euch zu großen Ehren erdacht hat, wohl gereuen, daß Ihr ſo gar zunichten worden ſeyd.“ Sie aber entgegnete: „Wer wollt Ihr wähnen, daß ich ſei? Ich bin eine große Sünderin, und habe das Gebot Gottes nie gehalten, als ich ſollt; darum ſo fürcht' ich Gott billiglich.“ Da ſprach Einer zu ihr: „Du edle Königin, fahr mit mir heim zu Deinem Vater und beſitze das Reich und Dein Erbe.“ Sie aber ſprach: „Ich hoff', ich beſitze noch meines Vaters Reich, Herrn Jeſu Chriſti in Ewigkeit.“ Wollte nicht mit ihnen; ſchieden alſo von ihr heim. [20])

Darnach ging St. Elspeth in die Veſper und erſah in Andacht ihrer Mutter Seele; die redete ſüße zu ihr: „Innige Tochter! bitt' Gott, daß er mir helfe aus meiner Pein.“ Da fiel ſie nieder auf das Erdreich und betete zu Gott: „Herre, ich bitte Dich, daß Du meiner Mutter Seele aus der Pein helfeſt und mir ihr Leiden gebeſt,“ und entſchlief alſo. Da rief ihr unſer Herr und ſprach: „Wiſſe, daß Deine Mutter aller Pein ledig iſt.“ Darnach erſchien ihr Mütterlein ſelbſt und danket ihr, daß ſie die Gnad von Gott erworben hatte.

Darnach ging ſie gen Altenburg.

Ein armer Menſch rief ihr nach und ſprach: „Ich bin behaftet in dem zwölften Jahr, laß mich Deinen Saum berühren, ſo muß der böſe Geiſt von mir fahren.“ Da kniet' ſie nieder an der Straßen, küßte den Armen und ſprach: „Geh in dem Namen Chriſti.“ Da fuhren die böſen Geiſter aus dem Menſchen.

Wie ſie zum Kloſter kam, ſagte man, daß ihr Beichtiger ſiech wäre; da ging ſie alsbald zu ihm und als er ſie ſah, ſprach er: „Liebe Tochter, wann ich ſterbe, wen willſt Du dann haben?“ Sie aber ſprach: „Ihr werdet erſt noch vor den Heiden predigen, ſo ich geſtorben bin, und werdet Euer Blut darum vergießen.“

Und das ward wahr, als auch Albertus von ihrem Beichtiger ſpricht, ſeine Seele ſei eine reine Maid, er wäre ein ſüßer Lehrer geweſen und ein großer Märtyrer geworden. [21])

Das elfte Kapitel.

Wie St. Elspeten das Zeitliche gänzlich verließ.

Nun kam die Zeit, daß St. Elspeten ſterben ſollt. Da rief ihr unſer Herr und ſprach: „Eliſabet, mein liebe Freundin, komm Du zu meinen Genoſſen. Mein Vater will Dich mit großen Ehren ſetzen auf den Stuhl der ewigen Seligkeit, den Er Dir ſelbſt bereitet hat.“

Da kam ihr Beichtiger, dem ſagte ſie, wie unſer Herr ſie geladen hätte und ſprach: „Ich brenne in ſeiner Lieb; bitt' euch, höret meine Beichte.“ Das war ihm leid, daß er ſie verlaſſen mußte. Bewahrte ſie mit unſeres Herren Leichnam. Darauf kniet er vor ihr nieder und ſprach: „Liebe Tochter, Du ſollſt mir vergeben, was ich wider Dich gethan hab, und daß ich Dich nicht gezogen hab', als ich ſollt Dich gezogen haben. Ich bitte Dich, daß Du bei Gott für mich fürbitteſt.“ Da ſprach ſie: „Steht auf, wir ſind gewährt; wir haben beide gleichen Lohn vor Gott.“ —

Eine Magd ſaß vor ihrer Thür; die hörte aus ihrer Kehle eine minnigliche Stimme. Ging darauf hinein und ſprach zu ihr: „Ach wie ſüß iſt die Stimme, die von Deinem Munde klingt!“ Da ſprach St. Elspet: „Mir ward ein Vogel geſandt, der ſang ſo wunniglich, daß ich fröhlich mit ihm ſingen mußte, denn ſein Geſang erwecket mich.“

Und als es war vor Mitternacht, ward ſie erleuchtet, daß die Leute nicht ſehen mochten, ob ſie da lag oder nicht. Die lieb Frau St. Elspet aber lag lächelnd und ſah viele Freuden und hörte die Evangelia leſen, die ſie allzeit behalten hatte. Darum auch Gott mit ihr war. Sie gedachte bei ſich auch: „Wie viel Zeit hab' ich verloren! Wie ſoll ich dem Zorn Gottes entfliehen?“ und hatte große Reue über ihre Sünden. Da ſprach unſer Herr zu ſeiner lieben Freundin und offenbart ihr, daß ſie nicht in das Fegfeuer ſollt' kommen. Und ſie ſah die ſchönen Engel, die dienten ihr, und hört ihr ſeliges Singen

und ſang auch ſüße und fröhlich mit ihnen. Da weinten alle, die bei ihr waren. Sie aber ſprach: „Weinet nicht um mich, weinet um euch ſelbſt," nahm das Weihwaſſer, ſprengte um ſich und ſprach: „Fleuch du böſer Geiſt von mir, wann ich hab' dir widerſagt," und ſah an ihrem End' unſern Herrn an ſeiner Mutter Bruſt liegen, der himmliſchen Kaiſerin. Und da ward ein guter Geſchmack um ſie, der Alle erfreute, die um ſie waren. Denſelben Allen gab unſer Herr Jeglichem etwas beſonderes Gutes ihretwillen, darob ſich männiglich freute. Und viele Schaaren der Engel kamen zu ihrem End und viele heilige Jungfrauen und Wittwen, und unſer Herr Jeſus Chriſtus und ſein Mutter Maria.

Wie nun die Mitternacht kam, ſprach ſie: „Zu der Zeit ward mein Herr Jeſus Chriſtus geboren, mir und allen Sündern zu Troſt. O Maria, nun komme mir an meinem End zu Hülfe und ſei mein Geleit!"

Damit verſchied ſie und trugen die Engele ihre Seele zu den ewigen Freuden. Da ſie geſtarb, war ſie in ihrem vierundzwanzigſten Jahr und das war auf den 19. November nach unſeres Herrn und Seligmachers Jahr das Eintauſend zweihundert einunddreißigſte. — Ihr Leichnam verblieb aber gleich als ſie lebet, und ging vier Tag ein Wohlgeruch von ihr, bis man ſie begrub zu Marburg in dem Heſſenland; dort liegt ſie in einer ſchönen Kapelle; darinnen ſind zwei Altäre, die ſind zu ihren Ehren geweiht. Ihr Sarg aber ward mit reicher Kunſt geſchmückt und mannigem Bildwerk.[22])

Das zwölfte Kapitel.

Wer die lieb Frauen St. Elspeten hie ehrt, dem wird dort die ewige Freud gegeben. Das hat schon Meister Albertus bewährt, denn welcher Siech ihren heiligen Leichnam berührt, der ward von Stund an gesund.

Geschahen noch viele Wunderzeichen, wovon ganze Bücher und Historien zu beschreiben wären. Will von Vielen nur weniges ausheben. [23])

Also höret.

Ein Mensch, der nahm ihres Haares. Der ward reich und hatte sein Lebtag genug. — Eines schnitt ihr die Nägel ab, da hatt' es Sälde und Ehre, dieweil es lebt. — Ein Priester aus dem Orden der Zisterzienser hätte sieben Jahre übel Gepreſt, das ihn nie verließ, dann wie Weil er Messe sprach. Der kam zu ihrem Grab und ruft sie an mit großem Ernst. Da ward er gesund an Seel und an Leib.

Im Spittel zu Köln wurden 16 Tode lebendig, 29 Blinde sehend, 15 Lahme wurden gerecht, 5 Stumme redend, 4 Taube gehörig, 7 Wassersüchtige und 5 von dem hinfallenden Siechthum gesund. Und noch viele Andere wurden gesund von allerlei Kümmerniß und Schwachheit des Leibes und erlöst vom bösen Geist.

Einer Fraue ward ihr Mann zu Köln bis auf den Tod geschlagen. Da sie das hörte, war ihr gar leid und schrie jämmerlichen. Nun kam ein guter Münch zu ihr, der sprach:

„Geh zu St. Elspethen Grab und ruf sie mit Andacht an. Die mag Dir wohl gehelfen, wann Gott versagt ihr kein Ding.“ Da ging die Frau zu St. Elspethen Grab und ruft sie mit Ernst an und bat, ihr zu helfen, daß sie ihren Mann fände. Darnach ging sie wieder heim. Aber ihr Mann war dort die Weile erhangen worden. Deß waren sieben Tag. Nun hatt ein reicher Mann zu Köln die Gewohnheit, daß er viel auf das Feld spaziert und, wie es sich fügte, neben den Galgen ritt. Da sprach der Mann, der an dem Galgen hing: „Lieber Freund, sagt dem Bischof und der Priesterschaft, daß sie bald kommen mit der Prozession und die Landgräfin St. Elspethen empfangen, die mir unter den Füßen steht.“ Als das der Bürger vernahm und sah, zeigt' er es dem Bischof an. Der kam mit großem Ingesinde der Priesterschaft; die sahen alle St. Elspet, die leuchtete als die Sonne. Darauf nahmen sie den Mann von dem Galgen und führten ihn auf den Dom zu dem Altar, da empfing er unseres Herrn Leichnam und verschied, die Engelein aber führten sein Seel zu den ewigen Freuden. Aber der todte Leichnam verschwand vor ihnen allen und ward erst gefunden auf St. Elspetens Grab. Das Wunder sahen viel Menschen. —

Zu Mainz war ein Bischof, der hieß Seyfrid; der war selig und tugendlich und hatte, wie Meister Kunrad, St. Elspeten gar lieb. Die redeten untereinander von den großen Zeichen, die Gott durch sie thue. Nun war der Bischof ein hoher Meister und hatte zu Paris mit den Besten allen disputirt.

Der ſandte nach viel wohlgelehrten Pfaffen. Als die kamen, ſtund Meiſter Kunrad auf die Kanzel, ſagte von St. Elspetens heiligem Leben und ihrem ſeligen End' und ſprach: „Der Biſchof, mein Herre, will, daß ein Zeichen geſchehe und ſetzt dazu einen Tag über vier Wochen, dabei viel viel Menſchen ſein ſollen. Da kamen Viele zuſammen: Lahme und ſonſt Kranke, die wurden all geſund. Das machte der Biſchof und Meiſter Kunrad handfeſt mit Zeugenausſag, Briefen und Sigill und ſchickten es dem Pabſt Gregorio, der St. Elspetens Leben vor wohl gekannt und ihr auch zu einem weiſen Unterweiſer den Meiſter Kunraden gegeben hatte. Da nun der heilige Vater ſolche Botſchaft vernahm, gewährt' er ſie und ſandte zwei Kardinäle und fünf Biſchöfe mit ihnen gen Mainz zu Biſchof Seyfrid. Und Kaiſer Friedreich kam dazu nebſt viel Fürſten und Herren und erhuben ihr heilig Leich ehrſam und andächtiglich und Kaiſer Friedreich ſetzt' ihr ſelbſt ſeine Krone auf; die war ſein eigen. Das war wohl vier Jahre nach ihrem Tod, daß man ſie ſo erhub. Dabei geſchahen der Zeichen gar viele. Alle die gegenwärtig und krank waren, wurden geſund, welcherlei Siechthum ſie auch hatten, und Alle wurden deſſen gewährt, was ſie baten; die Armen wurden reich, die Betrübten getröſtet, die Reichen ſelig; Alle die da waren, hörten der Engel fröhlichen Sang.

In Engeland ſaß eine Frau, die gewann in einundzwanzig Jahren kein Kind. Da ihr der Mann nun geſtarb, war ihr gar leid; kleidete ſich demüthiglich in graues Gewand, ſchnitt

ihr schönes Haar ab und nahm zwölf arme Menschen als Kinder, die kleidete, speiste und beherbergte sie in ihrem Haus, zwug ihnen Hände und Füße und wo sie ein Armes sah, dem gab sie ein Almosen durch Gott und St. Elspeten zur Minne, wann sie hatte selbe vor allen Heiligen lieb und vergaß ihrer selten in ihrem Herzen und gedachte allzeit ihres seligen Lebens. Nun starb die Frau, als es dann Gott wollte. Da man sie gar sehr klagte, rieth der Frauen Beichtiger, man sollte sie zu St. Elspeten Grab bringen und sprach, wie sie sich dahin gelobt. Dahin brachten sie ihre Freunde, und verbrachten über sieben Wochen, wann der Weg war so weit zu St. Elspeten; dort riefen sie nun mit großem Ernst zu Gott: Da ward die Frau zuhand lebendig, stund auf und sprach: „Wohl mir, ich hab' geruht auf St. Elspetens Brust." Darnach wollten sie ihre Freunde wieder nach heim führen, sie aber wollt' nicht, denn ihr ward kund gethan, daß sie zu Altenburg bleiben sollt'. Hie lebte sie dannoch fünfzehn Jahr selig, schwieg aber allweg und sprach nur, wann sie beichtete. Als sie darob ihr Beichtiger befragte, antwortete sie und sprach: „Da ich auf St. Elspetens Brust ruhte, da hatte ich so große Lust und Freud, daß ich nur will trachten, wie ich gewinne die ewige Freud, die kein Mensch genug rühmen kann." Darnach zogen ihre Freunde wieder heim gen Engeland. Da kam ihnen ein blinder Mann des Weges, den fragten sie, von wannen er ging. Der wußte wohl, woher sie zogen, antwortete ihnen also spöttlich, er käm' auch von der Els und sei auf ihrem Grab gewesen,

das rene ihn sehr, denn ihm sel wirscher dann vor. Da gaben sie ihm von dem Bericht, was an der Frauen geschehen und sprachen: „Geh' wieder hin zu ihrem Grab, so wirst Du gesund und hilft sie Dir mit ihrer Fürbitt, wie Du willst." Er aber sprach: „Sie hat mich einst geäfft und äfft mich nicht mehr." Darnach kam er zu Meister Kunrad und klagt' ihm auch das. Der sprach: „Geh wieder hin zu ihrem Grab, so wirst Du gewährt nach Deiner Seele Heil." Da frug der Blinde nach seinem Namen und meinte: „Wie heißt ihr, ob ihr mich auch betrügt, daß ich euch genennen könnte." Der erwiderte: „Geh zu meinem Kind St. Elspeten; ich bitte sie mit Ernst, daß sie Dir helfe, daß Du gesehest und sprich: Meister Kunrad, ihr Meister, habe Dich dar gesandt." Da kniet der blinde Mann andächtiglich nieder und sprach: „Herr, bitt für mich, daß es mir wohl gehe, so will ich St. Elspeten dienen dieweil ich leb," und ging zu ihrem Grab und sprach: „Heilige Frau St. Elspet, hilf mir, daß ich gesehend werde durch Deines lieben Meisters Willen, der mich hergesandt hat." Also lag er in Andacht auf ihrem Grab und entschlief süße und da er erwacht, da gesah er wohl," ward froh und sprach: „Frau St. Elspet, Du heiliges Weib, ich will bei Dir beleiben dieweil ich leb." Und ward ein guter Mensch.

An dem anderen Tag, da man St. Elspeten erhoben hatte und den Sarg aufthat, da ihr heiliges Gebein inne lag, ging ein guter edler Geschmack aus, als wären alle Wohlgerüche der Welt aufgethan und aus ihrem Gebein sah man

Oel träufeln, als der Thau ist auf dem Grase, und war lauter, klar und schöne und auch heilsam.

Nun folgt wieder eine Historie und zwar von einer edlen Frau, die hieß Sophey von Veltwach. Die hatte einen armen Sohn, der war siech zwölf Jahre gewesen an Händen und an Füßen und war mit dem Haupt gebogen zu der Erden, recht als ein Ring. Den brachte sie zu St. Elspeten Grab, rief sie an mit Ernst und bat, daß sie ihr bei Gott erwürbe, daß ihr Sohn gesund würde. Da ward er zuhand gesund. Deß wurden sie gar froh und dankten Gott seiner Gnaden und der heiligen Jungfrauen. —

Eine Jungfrau war zehn Jahre lahm gewesen an Händen und Füßen, konnte nichts thun und vermocht' auch nicht zu gereden. Da rief sie St. Elspeten an mit großem Ernst, und ward zuhand gesund und dankete Gott und ihr der Gnaden.

Es ward ein grauer Mönch gar siech, der kam zu St. Elspeten Grab mit großer Krankheit und bat sie durch alle ihre Heiligkeit und Würdigkeit, die sie bei Gott hätte, daß sie ihm hülfe und gesund machte, wann er war wohl vierzig Jahr siech gewesen. Da erhört' ihn St. Elspet und erwarb ihm bei Gott, daß er gesund ward. Da war er gar froh, dankte Gott und ihr der Gnaden und diente ihr fürbaß mit Fleiß.

Ein andermal war ein großer Prälat. Der war gar edel von Geburt, aber eines böslichen Lebens; wie oft er beichtete, so fiel er je wieder in die Sünd. Der gewann endlich große Reu und kam zu St. Elspeten Grab, weinte sehr um die Sünde,

betete lang mit Ernſt und bat ſie rufend ihm von Gott zu erwerben, daß er ihm ſein Sünd vergeb' und ihn zu einem Menſchen nach ſeinem Lobe machte, ihn fürbaß vor Sünden behüte und ihm die Anfechtung benehme. Und er ward erhört und ein guter Menſch, der die Anfechtungen beſtand. Da ward er gar froh, danket Gott und St. Elspeten ihrer Gnaden und dient ihr mit Fleiß bis an ſein End.

Einsmal erlahmte ein Kind und faulten ihm die Knie an dem Leib, ſo daß es übel ſchmecket. Da führt man es zu St. Elspeten Grab und ruft ſie mit Ernſt an. Da ward das Kind friſch und wohl geſund.

Solcher Wunder wäre noch Vielerlei zu erzählen.

Einer Frauen einziger Sohn, zwanzig Jahre alt, der ward ſiech und hatte gar eine jämmerliche Sucht und ſtarb an der achten Nacht, um die Zeit, ſo der Hahn kräht; da ward die Mutter ſehr betrübt und ſchrie in ihrer Noth zu St. Elspeten in großer Andacht. Und an der anderen Nacht, da der Hahn krähte, ward er wieder lebendig, wohl und geſund.

An einem Sonntag, als man gerade von St Elspetens Meſſe ging, fiel ein Kindlein in das Waſſer und ertrank. Da rief man St. Elspeten an. Und Gott gab dem Kind ſein Leben wieder und erhörte die Menſchen, die ihn durch ſeine Dienerin angerufen.

Ein anderes fiel in einen tiefen Brunnen und ertrank. Da brachten ſie es auf St. Elspetens Grab, die gewährt ihm das Leben wieder. Alle aber lobten das große Zeichen Gottes.

Einem Mann hatten wilde Thiere ſein Antlitz jämmerlich zerriſſen und verzerrt, hatte großes Leiden. Der kam auch zu ihrem Grab, nahm von der Erden und beſtrich ſein Antlitz damit. Da ward er geſund und froh. Lobte Gott in ſeinen Heiligen.

So war St. Elspeten der Betrübten Tröſterin und der Armen Hoffnung. Ihr Leben war wie Weihrauchduft Gott wohlgefällig, ihr Leib ſelig und geduldig im Leiden, ihr Muth einfältig und lauter, ihre Hoffnung ſtand nur zu Gott.

Nun helfe uns St. Elspet um Gott erwerben durch ihre große Würdigkeit und Heiligkeit, daß wir ihrem ſeligen Leben alſo nachfolgen, daß wir mit ihr und mit allem himmliſchen Heere beſitzen nach dieſem elenden und zergänglichen Leben das Reich der ewigen Seligkeit. Das verleihe uns der Vater und der Sohn und der heilige Geiſt.

A m e n.

Anmerkungen und Nachträge.

Das vorliegende St. Elspeten-Leben stammt aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, die Herr Professor Jgn. Zingerle in der Consistorialbibliothek zu Brixen gefunden *) und uns in Abschrift gütigst zugestellt hat. Wir haben keinen weiteren Antheil, als die alte Orthographie unserer neueren Zeit mehr mundgerecht gemacht zu haben. — Die folgenden Anmerkungen und Nachträge entstanden allmählig und ungesucht mit der weiteren Bekanntschaft des neuen Materials. Es gibt vielleicht keine deutsche Heilige, über die so unzählige Aufzeichnungen und Verherrlichungen in Prosa und Reimen ergangen, als über diese wunderwürdige Frau, deren Leben als Jungfrau, Mutter und Wittwe, als Königstöchterlein und arme Verstoßene in so wenigen Jahren wie ein Traum über diese Welt ergangen, voll unendlichen Leides und unsäglicher Wonne und Seligkeit.

Seit dem begeisterten Werke des edlen Grafen von Montalembert, das auch in der deutschen Uebertragung so freudige Aufnahme gefunden, sind noch mancherlei Quellen zu Tage getreten. Vorerst das Leben des Landgrafen Ludwig IV., beschrieben von seinem Kapellane Berthold, ursprünglich lateinisch abgefaßt, aber zwischen 1315—1323 von dem Rector der Klosterschule zu Reinhardsbrunn, Friedrich Ködiz aus Saalfeld in's Deutsche übertragen. Eine Ausgabe darnach besorgte Heinrich Rückert. Lpz. 1851. — Eine andere höchst fleißig gehaltene Arbeit ist G. Simon**) über Ludwig und seine Gemahlin; ein verdienstliches Buch, mit Wärme und wahrer Theilnahme verfaßt, bisweilen aber auch von polemischer Kritik durchzuckt. Wir sind dem Verfasser zum öfteren lange nachgefolgt, geben ihm überall die Ehre und sagen ihm freundlichen Dank. Den Schluß dieser Literatur bildet

*) Demselben Codex ist auch die kostbare Legende von den heyligen drey Königen entnommen, die Jgn. Zingerle zu Innsbruck (b. F. Rauch) 1855 ausgegeben.

**) Frankfurt a. M. b. Brönner. 1854.

A. Scharfenberg's kleine, wie es beinahe scheint, absichtlich vom Büchermarkt verdrängte Brochüre über die Wiederauffindung der Gebeine der heil. Elisabeth. Mainz bei F. Kirchheim. 1855. 24 S. 8°. — Sieben lateinische Hymnen in honorem St. Elisabeth stehen in Mone's großem Werk: Lateinische Hymnen des Mittelalters, aus Handschriften herausgegeben und erklärt, Freiburg bei Herder. 1855. III. Bde. Nro. 899—905. — Alles weitere benützte Material hat seinen genauen Nachweis bei sich.

---

[1]) Meister Nikolaus Klingsor aus Siegenbürgen, eine in der Poesie des Mittelalters vielgepriesene faustische Persönlichkeit, hatte zu Krakau, Paris (das man damals den „Quell der Erkenntniß und Brunnen der Gottesgelehrtheit" pries) und Rom studiert, nach Arabien und Babylon Reisen gemacht und sich wie Albertus Magnus, den Ruf eines Astrologen und Schwarzkünstlers erworben. Ein alter Chronist erzählt von ihm: „Dieser Meister war ein großer wohl gelahrter Mann und ein Weiser, und konnte viel Behendigkeit, er war ein Sternluger und konnte an dem Gesterne zukunftige Ding geseben, er war ein Meister in der schwarzen Kunst und die Geister mußten ihm gehorsam sein. Und er wußte die verbergenen Schätze in der Erde, darum hielt ihn der König lieb; er war gar ein schöner und ein reicher Mann, denn er hatte alle Jahre drei Tausend Mark Silbers von des Königs wegen zu Solde (König Andreas II. von Ungarn gab ihm wegen seiner Kenntnisse im Bergbau diesen Jahrgehalt) und hielt seinen Hof als wie ein großer Bischof." (Vergl. van der Hagen Minnesinger. IV. 877.) Wolfram von Eschenbach übrigens, der große Dichter des „Parcival," thut seiner in nicht gar rühmlicher Weise Erwähnung (vergl. San-Marte I. 459). — Dietrich von Thüringen (ein Predigermönch, der im Jahre 1289, im 60. Jahre seines Alters ein Leben der heiligen Elisabeth schrieb, das zu den wichtigsten Quellen gehört) sagt: Meister Klingsor sei von deutschen Fürsten nach Deutschland entboten worden, um den Streit zwischen den damaligen Gegenkönigen Philipp und Otto schlichten zu helfen. Bei dieser Gelegenheit habe er, bevor er zu Landgraf Hermann gegangen, in der Stadt Eisenach die Herberge genommen und dann die Geburt der heil. Elisabeth und deren

zukünftige Verheirathung mit dem Sohne des Landgrafen in den Sternen gelesen. — An der Stelle, wo damals die Herberge Klingsor's war und er seine berühmte Weissagung auf des Königs von Ungarn „seliges Töchterlein" aussprach, baute später die Heilige ihr Hospital zur St. Anna mit der dazu gehörigen Kapelle. Die Wahl dieses Orts scheint aber nicht mit jener Weissagung in Verbindung gestanden zu haben (vergl. Simon S. 11 und S. 240). Wenn man erwägt, wie der Glaube an die Astrologie nicht nur durch das ganze Mittelalter hindurch, sondern selbst bis in das 17. und 18. Jahrhundert hinein ein herrschender war, so darf man sich nicht wundern, wenn alle älteren Nachrichten diese Weissagung als eine durchaus verbürgte Thatsache geben.

[2]) Dieser Albertus, auf den sich unsere Legende oft beruft, wäre möglicher Weise eine noch nicht aufgefundene weitere Quelle für das Leben der heiligen Elisabeth; vielleicht aber ist durch eine Verwechslung oben kein Anderer gemeint, als Bruder Berthold, der Biograph des Landgrafen Ludwig, oder jener (wie Albertus Magnus) lange Zeit mit einem magischen Dunkel umgebene Cäsarius von Heisterbach.

[3]) Im Jahre 1211 schickte Landgraf Hermann eine große und glänzende Gesandtschaft nach Preßburg, wo damals König Andreas II. seinen Hof hielt, um die Hand der damals vierjährigen Prinzessin Elisabeth für seinen ältesten, damals elfjährigen Sohn Ludwig zu werben. Diese Gesandtschaft bestand aus dem Grafen Meinhard oder Meinhard von Mühlberg, dem Herrn Walther von Vargila, einem trefflichen Manne, der das Erbschenkenamt am thüringischen Hofe bekleidete und der Frau Bertha, der Wittwe des weiland Ritters Eginbald von Bendeleben. Zu ihrem Gefolge waren noch zwei alte Ritter und drei Jungfrauen. So zogen sie dahin mit zwei Wagen und dreißig Männern zu Roß (Simon S. 14). Als König Andreas seinen fremden Gästen das Jawort gegeben hatte, veranstaltete er ihnen und seinen Großen prächtige Feste; drei Tage vergingen unter Tänzen, Gesängen und Saitenspiel (ib. S. 27). Reich beschenkt zog die Gesandtschaft ab.

[4]) Spät des Abends kam der Zug in der Stadt Eisenach an. Ermüdet von der Reise, blieb die Gesandtschaft mit ihrem Gefolge in Heinrich Hellgrafs Herberge über Nacht. Das Kindlein gab man seiner Amme.

Landgraf Hermann aber und seine Frau Sophie kamen noch des Abends von der Wartburg herab und empfingen ihre künftige Schwiegertochter mit großer Freude und mit innigem Danke gegen Gott. Die Landgräfin vermochte sich nicht mehr von dem Kinde zu trennen und blieb gleichfalls in Eisenach über Nacht. Des andern Morgens ging der Zug mit Wagen und Roß fröhlich zur Wartburg hinauf, wohin Landgraf Hermann die angesehensten Einwohner von Eisenach, Männer und Frauen, geladen hatte, ihnen sein neu gewonnenes Töchterlein zu zeigen und sie mit einem Gastmahle, mit Spiel und Tanz zu erfreuen. Das Kind ward dabei ihrem jungen Bräutigam in den Arm gelegt, zum Zeichen ihrer künftigen Vermählung (Simon S. 24).

b) Nach den Schilderungen, welche ihr Hoffräulein Jutha oder Judith macht, war Elisabeth in ihrer ersten Jugend ein munteres, fröhliches Kind. Sie spielte und tanzte gerne, eilte bei Spaziergängen ihren Begleiterinnen stets voran und erwartete sie dann gewöhnlich fröhlich und scherzend. Dieser heitere Sinn bildet einen Hauptcharakterzug der heiligen Elisabeth, den sie auch in ihren schwersten und sorgenvollsten Tagen nie ganz verläugnete. Sogar unter Thränen pflegte dann ein seliges Lächeln ihr Angesicht zu verklären. Wenn sie späterhin Jemanden auf die gewöhnliche Weise mit entstellten Zügen weinen sah, so pflegte sie wohl zu sagen, „solche Menschen schienen Gott gleichsam von sich zu stoßen; möchten sie doch mit Heiterkeit und Frohsinn vor ihn bringen, was sie drücke.“ Mit diesem Frohsinne war allerdings zu gleicher Zeit, und zwar ebenfalls von frühester Kindheit an, ein tiefes Gefühl für alles Heilige und Göttliche verbunden, das sich allenthalben, beim Gottesdienste wie bei Spiel und Tanz offenbarte.

Etwa in ihrem fünften Jahre, so erzählt ihre Jugendfreundin, warf sie sich häufig vor dem Altare (in der Schloßkapelle) nieder, schlug den Psalter auf und that, obgleich sie die Buchstaben noch nicht kannte, als ob sie lese, machte ihre Kniebeugungen, faltete die Hände und machte, mit dem Antlitz zu Boden geneigt, alle Geberden einer Betenden nach (vgl. Simon S. 26 ff.). Außerdem pflegte sie sich manche Gelübde aufzulegen, z. B. an Festtagen vor der Messe keine Handschuhe zu tragen, an Sonntagen vor Mittag ihre engen Aermel nicht anzulegen u. s. w. Auch beim Reigen, denn sie liebte das Tanzen, war sie sehr mäßig.

„Ein Reigen, ſagte ſie dann, genügt für die Welt. Die andern will ich um Gottes willen unterlaſſen.“

[6]) Je mehr die Liebe von ſeiner Mutter Härte zu leiden hatte, um ſo getreuer hielt er zu ihr und ſuchte die Braut häufiger auf, ſie zu tröſten und mit ihr zu koſen. Er kehrte von keiner ſeiner häufigen Reiſen zurück, ohne ihr als Wahrzeichen, daß er an ſie mit Liebe gedacht, irgend ein Geſchenk mitzubringen, ein Pater noster von Korallen oder ein Bildlein und ſäuberlich Kreuzlein oder ſonſt Etwas, was ſie noch nicht hatte, ein Kleinod, ein Meſſerlein, Taſche oder Handſchuhe u. dgl. Sie empfing ihn freundlich und hing ſich liebevoll an ſeinen Arm. Einſt, als Landgraf Ludwig abermals von einer Reiſe zurückkehrte, trug es ſich zu, daß er wegen Anweſenheit fremder Gäſte außer Stand war, ſie zu begrüßen, wie er ſonſt pflag zu thun. Das erfüllte ihre ohnehin gedrückte Seele mit Herzeleid und ſie klagte ihre Noth dem treuen Walter von Vargila. Dieſer biedere Ritter nahm hiervon Veranlaſſung, ſeinen jungen Herrn ernſtlich zur Rede zu ſtellen. Die Gelegenheit ergab ſich bald; er ritt einmal auf dem Felde an den edlen Landgrafen und ſprach zu ihm alſo: „Gnädiger Herre, ich wollte Euer Gnaden was fragen, wollt Ihr mich berichten?“ Da antwortete der milde Fürſt und ſprach: „Frage kühnlich, was ſich geziemt, das will ich Dir gerne ſagen.“ Da ſprach Herr Walter, der geſtrenge Ritter: „Lieber Herre, wollt Ihr des Königs Töchterlein von Ungarn zu der Ehe behalten oder wollt Ihr ſie wieder heim ſenden?“ Da wies der tugendliche Fürſt auf den Einſeberg und ſprach: „Siehſt Du den großen Berg vor uns liegen? wäre der rothes Gold, wäre mir nicht ſo lieb als mein lieb Geſpiel Eliſabeth; man ſage, was man ſage, ſo ſpreche ich doch, daß ſie mir lieb iſt und daß ich Lieberes nicht habe auf dieſer Welt.“ Da antwortete der Ritter und ſprach: „Herre mein, darf ich ihr die Botſchaft ſagen?“ — „Ja, ſprach der Herr, das ſollſt Du thun und ihr ein Wahrzeichen bringen, das ich Dir gebe dazu.“ Er zog aus ſeinem Beutel einen zweifachen Spiegel, wohl gefaßt, der hatte auf einer Seite ein gewöhnlich Spiegelglas, auf die andere aber war unſeres Herrn Marter gemalt. Den ſandte er ihr in rechter Liebe. Da ſie den Spiegel in die Hand nahm, da lachte ſie freundlich und ſah ihn an und dankete dem Ritter lobeſam (vergl. Berthold bei Rückert S. 26).

[7]) Dieſer Landgraf Ludwig IV., über alle Maßen geprieſen ob

ſeiner Tugenden, Mannhaftigkeit und Treue, den die Kirche zwar nicht kanoniſirt, dem aber ſein dankbares Volk den Namen eines Heiligen gegeben, wurde am 28. Oktober des Jahrs 1200 geboren. Sein Kaplan Berthold, der von Jugend auf bis zu ſeinem allzufrühen Tode ſein Begleiter war, hat auch ſein Leben geſchrieben. Vgl. die obengenannte Ausgabe durch H. Rückert. 1851. Lpz.

a) Vor Allem wird des Landgrafen unverbrüchliche Treue und Wahrhaftigkeit gerühmt. In ſeinem Munde ward nie eine Lüge erfunden, ſo daß Jedermann ſeiner einfachen Verſicherung feſten Glauben ſchenkte. — Hörte er Einen aus ſeiner Dienerſchaft fluchen und ſchwören oder ſich auf andere Weiſe durch leichtſinnige Reden verſündigen, ſo mußte er zur Strafe einen hölzernen Eſel am Halſe tragen, wie die Kinder in der Schule, und zwar ſo lange, bis ein Anderer dieſelbe Strafe verwirkt hatte.

b) Die große Mehrzahl der Menſchen hat eben von jeher lieber Unſittlichkeiten aller Art als eine aufrichtige Frömmigkeit bei Andern ertragen wollen und allen denen, die ſich anſchicken mit dem Chriſtenthum Ernſt im Leben zu machen, wird das Schickſal zu Theil, um des Namens Jeſu Chriſti willen Schmach und Verfolgung zu leiden (Simon S. 30). Schon in früheſter Jugend und ihr ganzes Leben hindurch hatte St. Elspet von der Bosheit der Menſchen zu leiden. Ihr Hofſräulein Jutha kann kaum Worte finden, um die Beleidigungen, Kränkungen und Verfolgungen auszudrücken, denen das arme, aus fernen Landen auf die Wartburg gebrachte vater- und mutterloſe Kind ausgeſetzt war. Man machte ihre Frömmigkeit, ihre gewiſſenhafte Religioſität zum Gegenſtande des Hohns, ſie ſelbſt zum Gelächter der Mägde und Dienſtboten. Ebenſo war es ihre Herablaſſung gegen die Geringen, Kranken, Elenden und Krüppel, ihre Mildthätigkeit an den Armen, die man ihr zum Vorwurf machte.

c) Dieſer Meiſter Conrad, der mit einer für uns ſchauerlichen Strenge gegen die liebe Heilige verfuhr, war wahrſcheinlich nur ein ſchlichter Weltprieſter aus Marburg, der gewiß den größeren Theil ſeiner Bildung in Rom und Paris erfahren hatte. Er war ein gelehrter Mann, ein berühmter Prediger und von hohem Anſehen. Pabſt Innocenz III. hatte ihn zum apoſtoliſchen Vicar von ganz Deutſchland ernannt. Von ſeinem Leben, das ſelbſt von ſeinen Gegnern als ein ſittenreiner Wandel

gerühmt wird, weiß man wenig, als daß er ob seines gegen die Ketzer gerichteten harten und strengen Verfahrens überfallen und erschlagen ward. Im Jahr 1233. Zu Marburg haben sie ihn in der Kapelle des von der heil. Elisabeth gestifteten Hospitals neben seinem fürstlichen Beichtkinde begraben.

Berthold (der Biograph des Landgrafen Ludwig) sagt von ihm, sein tugendhaftes Leben habe in deutschen Landen geleuchtet, wie ein heller Stern, sein Leben und Wandel seien lauter und rein gewesen, die heilige Schrift sei aus seinem Munde geflossen, er sei ein Liebhaber des heiligen Christenglaubens, aber ein ernster Vertilger der Ketzereien und des Unglaubens gewesen; Reichthum, zeitlich Gut und Pfründen begehrte er nicht; er ließ sich genügen an einem einfachen, schlichten, geistlichen Gewande. Seine Sitten waren strenge und ernst, sein Angesicht scharf, den guten Christen war er gütig und geneigt, gegen die ungläubigen hart und strenge. — Seine zwölf Denksprüche und Lebensregeln athmen ganz den Geist des Evangeliums, sonst aber war er nicht immer ein milder Tröster. Das hatte die Heilige bald zu erfahren, nachdem sie ihm im St. Katharinenkloster zu Eisenach Gehorsam gelobt hatte. Einst hatte er ihr geboten, seine Predigt zu besuchen. Da aber während dieser Zeit eine Markgräfin Jutha von Meißen auf die Wartburg zu Besuch gekommen war — in unserer alles Schmuckes entbehrenden Legende ist es ein anderer Grund — so war Elisabeth verhindert, seinem Befehle Folge zu leisten. Darüber wurde Meister Conrad daß erzürnt, so daß er ihr drohte, sein Amt als Beichtvater bei ihr niederzulegen und sich ganz von ihr zurückzuziehen. Da half kein Bitten und kein Flehen. Erst als sie sich endlich vor ihm auf die Kniee niederwarf und ihn demüthigst um Verzeihung bat, gab er ihr nach. Ihre Kammerfrauen aber, die gleich ihr aus demselben Grunde ungehorsam gewesen waren, ließ er auf's Derbste mit Ruthen streichen. — Auch zu ihren Kasteiungen, Selbstgeißelungen u. s. w. ermunterte er sie auf's Eifrigste. Während ihres Aufenthalts in Marburg aber artete seine Disciplin nicht selten in Mißhandlungen der gewaltigsten Weise aus. Er entzog ihr zuletzt ihre treuen Dienerinnen. — Indessen müssen wir hier auf der anderen Seite (wie Herr Simon richtig bemerkt S. 137) wieder billig sein. Zunächst war es der Wille Elisabeths selbst, der Welt immer mehr abzusterben, um desto sicherer den Himmel zu gewinnen. Meister

Conrad sollte nur ihr Rathgeber sein, der ihr hülfe auf dem schweren Wege. Ihr selber war keine Buße streng, keine Züchtigung, keine Entbehrung hart genug; Conrad suchte sie zuletzt eher davon zurückzuhalten, als daß er sie aufgemuntert hätte. Er verbot ihr die Aufnahme von Aussätzigen in ihr Haus und in ihr Bette, damit sie nicht in Gefahr käme, von ihnen angesteckt zu werden. Ebenso suchte er ihrer maßlosen Freigebigkeit gegen die Armen Schranken zu setzen, ermunterte sie, für ihre Gesundheit zu sorgen, kurz das Bewußtsein in ihr zu erhalten, daß sie noch auf der Erde sei.

[1]) Diese Eisentrud von Hürselgau war eine Wittwe; sie kam fünf Jahre vor dem Tode des Landgrafen Ludwig in den Dienst der heiligen Elisabeth als Ehrendame und war ihre Vertraute, der sie auch die geheimsten Gedanken ihres Herzens offenbarte. Ihr verdanken wir die interessantesten Züge aus dem Leben ihrer Herrin, während ihres ehelichen Lebens und nach dem Tode ihres Gemahls; ihre eidlich bekräftigten Aussagen lassen uns die tiefsten Blicke in das Leben der Heiligen thun.

Bekanntlich ist die bei weitem wichtigste Schrift für das Leben der heiligen Elisabeth die Aussage ihrer vier Dienerinnen, oder Libellus de dictis IV. ancillarum. Diese sogenannten Dienerinnen wurden 1234 vor der Kanonisation der Elisabeth eidlich über das Leben ihrer Herrin vernommen und verdienen nach äußern und innern Gründen vollkommenen Glauben. Die Namen dieser Kammerfrauen sind: Jutta, Eisentrud, Elisabeth und Irmengard. — Jutta war nur ein Jahr älter als die Heilige selbst und mit ihr zugleich von Anfang an auf der Wartburg erzogen. Sie gibt Nachrichten von der Kindheit ihrer Herrin. — Elisabeth und Irmengard wurden ihr erst etwa ein Jahr vor ihrem Tode von Konrad von Marburg beigegeben, nachdem er die beiden anderen von ihr entfernt hatte, damit sie alle Erinnerungen an ihren vorigen Stand vergessen sollte. Die Dienerin Elisabeth, die schon vorher das graue Gewand der Schwestern des heil. Franciscus angelegt hatte, war eine unbedeutende Person von niedriger Herkunft, durch deren Umgang die ehemalige Landgräfin Demuth lernen sollte; Irmengard aber, eine ältliche adliche Wittwe, taub und unverträglichen Gemüthes, sollte sie in der Geduld üben. Die Aussagen Beider sind die wichtigsten Zeug-

niſſe für die letzten Lebenstage und den Tod der Heiligen (vgl. Simon S. XV).

12) Hermann, geb. den 12. Dezember 1222. Dieſer Sohn, der bei ſeines Vaters Tode kaum fünf Jahre alt war, wurde an dem Hofe ſeines Oheims Heinrich erzogen. Er war ein hoffnungsvoller Fürſt, der in die Fußſtapfen ſeiner Eltern zu treten ſich bemühte, leider aber zu frühe, ſchon im 19. Lebensjahre ſtarb, wie man ſagte, vergiftet.

Im Jahr 1224 in der Faſten, erblickte Eliſabeths zweites Kind, ein Töchterlein, das Licht der Welt; ſie ward ihrer väterlichen Großmutter zu Ehren Sophie genannt und in ihrem 18. Lebensjahre mit Heinrich II., dem Großmüthigen, Herzog von Brabant, vermählt.

Ihre jüngſte Tochter Gertrud iſt das Kind, das Eliſabeth unter dem Herzen trug, als ihr Gemahl ſeinen Kreuzzug antrat und das beide Eltern dem Herrn zu weihen, miteinander beim Abſchied übereinkamen. Sie iſt geboren am 29. Sept. 1227 und Eliſabeth war noch in den Wochen, als ſie die Todesnachricht ihres Gemahls empfing. Noch bei ihren Lebzeiten gab ſie es von Marburg aus den Kloſterfrauen zu Altenburg bei Wetzlar zur Erziehung. Dort ward ſie Nonne und ſtarb an St. Hippolyt's Tage (13. Auguſt) 1297 als Aebtiſſin.

13) Man zeigte noch bis zum Jahre 1810 zu Marburg das von den Wunden Chriſti blutige Betttuch der heil. Eliſabeth. Bei der Wegführung des Denkmals nach Kaſſel iſt daſſelbe zum Einpacken verwendet worden und ſo verloren gegangen. —

14) In Folge von theils zu trockener, theils zu naſſer Witterung, wobei überdieß ſchwere Gewitter, Stürme und Ueberſchwemmungen großen Schaden anrichteten, waren in den Jahren 1225 und 1226 durch ganz Deutſchland die Erndten ſchlecht ausgefallen. Theurung der Lebensmittel und theilweiſe Hungersnoth, Krankheiten unter den Menſchen und Viehſeuchen ſuchten Deutſchland heim. Den höchſten Gipfel erreichte die Noth im Frühjahre und Vorſommer des Jahres 1226, zu der Zeit, als Landgraf Ludwig bei Kaiſer Friedrich II. in Italien war.

Neunhundert Arme pflegte die Heilige zu jener Zeit an jedem Tage zu ſpeiſen. Gerade die älteſten und ſicherſten Nachrichten geben dieſe Zahl an; ſpätere Chroniſten ſprechen nur von 300 Armen, die täglich geſpeiſt worden ſeien. Sonach iſt hier der umgekehrte Fall wie bei den von der Eliſabeth erzählten Wundern, wo

die ersten und ältesten Nachrichten die einfachere Thatsache erzählen, die spätern aber die durch die Sage entstellten oder übertriebenen Zusätze hinzufügen. Hier in dem gegebenen Falle scheint den spätern Schreibern die Zahl 900 zu groß vorgekommen zu sein, so daß sie selbige herabsetzen zu müssen glaubten. (Simon, S. 253.)

Es ging damals ein tiefer Zug der Demuth und des freiwillig armen Leben durch die Welt. So hatte der heilige Franziskus, der Sohn eines Kaufmanns aus Assisi zu Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, im Gegensatze zu dem üppigen, verweltlichten Clerus, in Italien die freiwillige Armuth mit solchem Erfolge gepredigt, daß Männer und Frauen in Masse Haus und Hof verlassen wollten, um ihm in seiner Armuth nachzufolgen und den Himmel zu gewinnen. Franziskus, jener hohe Troubadour der heiligen Gottesminne, hatte ganz die Fesseln der Welt von sich abgestreift, vor dem Vater auf sein Erbe verzichtet und seine Kleider sogar ihm zurückgegeben. Ja, als er in der Messe das Evangelium vernommen: „nicht Gold noch Silber sollen sie besitzen, noch Geld im Gürtel, keine Tasche auf dem Wege, nicht sollen sie zwei Röcke haben, und keine Schuhe tragen, noch einen Reisestock"; da hatte er, um sich den Worten ganz zu fügen, die Schuhe aufgelöst, den Stock abgelegt, die Tasche weggeworfen, allem Besitze des Geldes entsagt und mit einem Rocke sich begnügend, nachdem er den Gürtel weggethan, mit dem Stricke sich gegürtet, und also jener Armuth als Braut sich angetraut, von der Dante singt:

Sie hat als Wittwe jenes großen Einen
Eilfhundert Jahre lang verschmäht, versteckt
Als zweiten Gatten noch gefunden keinen

— — — —

Bis coram patre er sich ihr vereinet,
Und täglich ward sie mehr von ihm geheget.

Vergl. darüber Görres, der heilige Franziskus von Assisi, ein Troubadour. (In der Zeitschrift: „der Katholik". Straßburg. XX. 1826. S. 14—53.)

Darum ist es eine schöne, wenn auch nicht erweisbare Sage, daß der Heilige unserer viel hohen Fraue seinen Mantel gesendet habe. Vergl. Montalembert.

[15]) Kaiser Friedrich II. war damals ernstlich und zwar aus nicht

ganz uneigennützigen Gründen darauf bedacht, sein dem Pabste gegebenes Versprechen eines Kreuzzuges zu vollbringen. Landgraf Ludwig verstand sich erst zur Theilnahme daran, als ihm der Kaiser eine Subsidie von 4000 Mark Silber dazu bewilligte, denn in Folge der Theuerung waren Ludwigs Vorräthe und Kassen leer, das Land erschöpft. Nunmehr aber entschloß er sich ernstlich, das Kreuz zu nehmen und den Zug im Uebrigen lediglich aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Der Bischof Konrad von Hildesheim heftete es ihm an. Indeß hielt er sein Vorhaben aus Rücksicht auf seine Gemahlin Elisabeth vorerst noch geheim. Er trug das Kreuz deßhalb nicht am Kleide, sondern in seiner Tasche. Lange konnte er jedoch die Sache nicht verbergen. Eines Abends — so erzählt sein Biograph Berthold IV. 5. — begab sich, daß seine liebe Wirthin Elisabeth an seinen Gürtel kam und in sonderlicher Freundschaft in seiner Tasche zu suchen begann ehe er es gewahrte. Do vant si daz cruze unde erschrac, daz si rechte nider sanc zu der erdin. der suze furste hub si uff unde troste si widder mit suzen wortin unde mit vormanunge der heiligin gotlichin schrift unde benam ir daz betrubnisse unde di erschreckunge, wanne si hatte enphangin unde was swangir wordin von dem ediln furstin unde trug ein lebendige frucht in irem libe. di frucht hattin si beide gelobit gote zu ophirne in ein geistlich leben in sulchir maze, worde iz ein Knechtchin (Knabe), so solde manz in tun zu Rumarsdorf, wordez abir ein meidichin, so solde manz in tun zu Aldinborg, des ordins der da heizt premonstratenses unde haldin di regeln sente Augustins. (Vgl. Anmerk. 12.) — Die Kreuzfahrt Ludwig des Frommen hat auch einem altdeutschen Dichter den Stoff zu einem merkwürdigen Epos gegeben, das uns nur in einer einzigen Handschrift erhalten blieb. Eine Ausgabe davon hat der altverdiente Fr. H. von der Hagen, Leipz. 1854. (XL u. 300 S. 8.) veranstaltet. Das Gedicht hat vorwiegend historischen Grund und gewährt ein lebendiges Bild jener Zeit. Der Landgraf Ludwig ist das großartigste, dabei heiterste Bild eines kreuzfahrenden Herzogs und Ritters: Alle, vom Kaiser bis zum ärmsten Pilger, erkennen ihn als ihren Trost und Hort und mit überlegener Hoheit, Weisheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit hält er alle dort so mißlich versammelten Streitkräfte gewaltig zusammen. Er hat zur Eroberung des heiligen Landes und Grabes die Weihe von oben und himmlische

Erscheinungen bezeugen es ihm; er ist allein der Hochbegnadigte, dem der ritterliche St. Georg in weißleuchtender Rüstung mit dem rothen Kreuze im blanken Schilde auf weißem Rosse, zuerst allein, dann mit seiner gleich weißen himmlischen Heerschaar im Streite gegen die Ungläubigen siegen hilft, und ihm allein endlich das seinem Schilde gleiche Kreuzbanner als Siegeszeichen und Siegespfand zueignet. Ein altes thüringisches Geschichtbuch kennt auch diese Siegesfahne des Landgrafen, ihre Herkunft und dazu ihren entsprechenden Namen Sigenhart; es gedenkt dabei, daß der Landgraf den St. Georg besonders verehrt und ihm eine Kirche zu Eisenach am Markte gebaut hat. — Dem Landgrafen zunächst stehen in gleicher Heldengestalt seine Brüder Hermann und Konrad, der Hochmeister des deutschen Ritterordens; an diesen reihen sich die Großmeister der Johanniter und Templer mit ihrem Ritterchor, vornehmlich der letzte, Walther von Spelter, welcher als später Gefährte des Landgrafen mit ihm allein zum Theil die Wunder des St. Georg schauet und verkündet und als Templer eben das Zeichen des ritterlichen Heiligen, das rothe Kreuz auf weißem Mantel, trägt. Ferner die deutschen Bischöfe zugleich als Landesfürsten mit Rittergefolge, ja selber streitbar für die streitende Kirche, wie der Erzbischof Turpin im Rolandsliede und der St. Ulrich. Dann die Herzoge, Grafen, Freiherren und Edeln aus fast allen deutschen Gauen, denen sich mannigfaltige Fußgänger anreihen, Bogenschützen, Schleuderer, in und auf den Belagerungsthürmen Streitende. — Die Sarazenen werden auch hier, wie z. B. im Rolandsliede, als Götzendiener dargestellt, mit ihrem Mohamed, dessen Bild auf dem Fahnenwagen für sie streitet. Sie werden, wenn auch als Christenfeinde, doch keineswegs zu gering und bloß massenhaft vorgestellt, sondern, in furchtbar wechselndem Kriege, durch Geschick und Glück, treten auch auf dieser Seite bestimmte und bedeutsame Gestalten hervor. Diese gesammten Kriegsmächte bewegen sich nun in vielfachen Zweikämpfen, offenen Feldschlachten, Hinterhalten und Ueberfällen, worin der rastlose Saladin unerschöpflich ist. Zugleich fördern und unterbrechen sie die Belagerung der Land- und Seefestung Akkon, wobei Saladin die Belagerer selber im weitern Umkreise wieder belagert. Dazu kommen noch die eigentlichen Kämpfe bei den Stürmen der doppelten Belagerung an und auf den Belagerungsthürmen mit den Mauerbrechern und Mauerbrücken, an

deren einem den überall selbstthätigen Landgrafen der tödtliche Steinwurf trifft. (Das ist poetische Licenz, Berthold erzählt S. 60. von einem „giftigen schedelichen trane", der seine Krankheit befördert.) Mit dem Tode des Landgrafen endigt auch das Gedicht, ohne die bald darauf erfolgte Eroberung Akkons. Denn nach neuer Anschauung ist das Helden- und Rittergedicht, wie die Tragödie, Leben und Tod des Helden, in welchem das höhere Schicksal belebt und verklärt ist. —

16) Unter den Thüringern, die den Landgrafen in großer Anzahl auf dem Zuge begleiteten, befand sich auch der bekannte Graf Ludwig (nach Anderen Ernst) von Gleichen, der nach des Landgrafen Tod mit anderen Pilgern nach dem heiligen Lande ging, dort wacker gegen die Ungläubigen kämpfte, aber bei einem Streifzuge zu Ptolemais von den Sarazenen gefangen und als Sklave des Sultans nach Aegypten (Cairo) geführt wurde. Hier sah Melechsala, die Tochter des Sultans, den schönen Fremdling, der mit schwerer Sklavenarbeit belastet war, verliebte sich in ihn, war ihm zur Flucht behülflich und entfloh selbst mit ihm. In Rom angekommen, ließ sich Melechsala taufen und der Graf heirathete, nachdem er sich die päbstliche Erlaubniß dazu erwirkt hatte, seine Retterin, obgleich er bereits zu Hause eine Gattin und Kinder hatte. Als er mit ihr in der Heimath angelangt war, wurde er von seiner ersten Gemahlin, einer Gräfin von Kevernburg, mit seiner Retterin auf's Freudigste und Herzlichste empfangen und alle drei lebten in einträchtiger, glücklicher Ehe bis an ihren Tod. Im Jahre 1259 fand er seine Ruhestätte zwischen seinen beiden Frauen in der Kirche zu St. Peter in Erfurt, wo man noch sein Grabmal zeigt. Abgebildet in dem durch diplomatische Genauigkeit ausgezeichneten kostbaren Werke: Trachten des christlichen Mittelalters. Nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen von J. H. von Hefner-Alteneck. 1855. II. Bd. Taf. 85. Der geschichtliche Nachweis ib. S. 111.

17) Dieses Hospital weihte sie ihrem Vorbilde, dem heiligen Franz von Assisi, und übergab es später, um seinen Bestand zu sichern, dem deutschen Orden. Sie selbst hatte am Charfreitage des Jahres 1229 in der Minoritenkirche zu Eisenach öffentlich und feierlich vor dem entblößten Altare ihrem eigenen Willen, ihren Eltern, ihren Kindern und Freunden, aller Ehre und Recht dieser Welt entsagt. Im armen Dorfe Wehrda legte sie ihre weltlichen Kleider ab und kleidete sich

nebſt ihren Freundinnen Jutta und Eiſentrud in das graue Gewand der Schweſtern des heil. Franciskus (Tertianerinnen).

18) Meiſter Conrad behandelte die Heilige auf eine ganz barbariſche Weiſe. So befahl einmal der ob einer unbedeutenden Geringfügigkeit erboste Magiſter ihr und der guten Irmengard, ſich zur Erde zu werfen, worauf er beide mit einem langen Stocke dergeſtalt ſchlagen ließ, daß Irmengard, wie ſie ſelbſt verſichert, noch drei Wochen lang die Spuren der empfangenen Schläge auf dem Leibe trug, Eliſabeth aber ſie noch länger an ſich getragen haben muß, weil ſie härter geſchlagen worden war. Zu ihren Selbſtpeinigungen gab er ihr Fauſtſchläge ins Angeſicht und die derbſten Geißelhiebe. Wenn man dieſe gränzenloſe Ungebühr betrachtet, ſo erklären ſich wohl die Schlußworte, die Bertbold gebraucht, da er von Meiſter Conrad ſpricht:

Wer kann nun wiſſen, nach dem Spruche des weiſen Salomo, ob er würdig ſei der Freundſchaft oder des Haſſes Gottes? All Ding auf dieſer Erde werden behalten zu dem zukünftigen Leben; da ſollen ſie erkannt werden. — (Rückert S. 41.)

Eliſabeth aber ertrug dies Alles mit einer wahrhaft himmliſchen Geduld. „Man muß dies Alles gerne tragen (ſagte ſie damals zur Irmengard); denn wir ſind wie Schilfrohr, das im Waſſer wächst. Wenn das Waſſer darüber ſtreicht, ſo neigt ſich das Rohr und wird niedergedrückt, aber nicht verletzt. Iſt das Waſſer wieder weg, ſo richtet ſich das Schilf wieder auf und wächst nur um ſo gedeihlicher und fröhlicher. So müſſen auch wir uns beugen und demüthigen, um dann fröhlich wieder aufgerichtet zu werden.“ Ein andermal ſagte ſie eben in Bezug auf ihren Beichtvater und ſeine ſtrenge Zucht: „Wenn ich einen ſterblichen Menſchen alſo fürchte, wie viel mehr müſſen wir den allmächtigen Gott fürchten, der da iſt ein Herr und Richter über Alle!“

Zuletzt entfernte er auch noch die treuen Freundinnen Jutta und Eiſentrud von der heiligen Eliſabeth. Sie ſelbſt wollte eben in jeder Beziehung in der Abtödtung zur Vollkommenheit gelangen. Als ein letztes Hinderniß dieſes Strebens mußte ihm die Gegenwart derjenigen Perſonen erſcheinen, die ſie noch an ihre frühere irdiſche Herrlichkeit erinnern konnten. Deßhalb mußten von ihr ſcheiden Jutta,

die geliebte Gefährtin ihrer kindlichen Freuden auf der Wartburg, und Eisentrud, die Vertraute ihres Herzens, vor der sie niemals einen Gedanken ihrer Seele verborgen gehalten hatte! Beide waren einst Zeugen ihres Glückes gewesen, als Landgraf Ludwig noch lebte; sie waren ihr gefolgt nach Eisenach in's Elend, als sie die Wartburg, den Schauplatz ihrer Liebe und ihrer Schmerzen, als Vertriebene und Verbannte hatte verlassen müssen; — sie waren ihr gefolgt nach Bamberg und Rotenstein in die Fremde; sie waren ihr zur Seite, als sie die Gebeine ihres Gemahls zu Bamberg sah, als man sie in Reinhardsbrunn einsenkte in die stille Gruft. Auch da hatten sie die Gebieterin nicht verlassen, als sie, der Welt abzusterben, nach dem stillen Marburg zog; sie hatten mit ihr das Gelübde der Keuschheit abgelegt und mit ihr das Gewand der grauen Schwestern angelegt. Und nun — mußten sie fort! An ihre Stelle setzte der Gewissensrath als Dienerin eine Religiose, mit Namen Elisabeth, häßlich, roh und ungebildet, damit die Landgräfin von ihr noch Demuth lerne (!) und als Gesellschafterin diese Irmengard, eine ältliche, taube und unverträgliche Wittwe, damit sie sich in der Geduld übe! Es war ohnstreitig das Schwerste, was Elisabeth, seitdem sie Wittwe geworden, zu tragen gehabt. Indessen, wie gesagt, wir dürfen dies Meister Konrad nicht anrechnen. Es kommt diese Handlungsweise nicht aus seinem Charakter, es war hier keine persönliche Gereiztheit im Spiele. Er that nur, was sein System verlangte. Er tödtete nach seiner Ueberzeugung ihr Fleisch ab, um ihren Geist immer vollkommener zu machen; er demüthigte sie so tief, damit sie um so höher erhoben werde. Es war die schwerste Bußübung und darum das verdienstlichste Werk, das sie hier im Leben vollbringen konnte. Deßhalb durfte er es ihr nicht erlassen. Und sie vollbrachte es! Mit schwerem Herzen und unter heißen Thränen ließ sie ihre treuen Freundinnen von sich und nahm ihre neuen Hausbewohnerinnen bei sich auf.

[19]) Während des ersten Jahres ihres Aufenthaltes in Marburg kam im Auftrag ihres Vaters ein ungarischer Graf Paniar zu ihr. Der Graf trat mit großem Gefolge bei ihr ein, als sie eben in jammervollem, geflicktem Gewande armselig am Rocken saß und Wolle spann. Von Staunen und Bewunderung ergriffen, blieb er stehen und bekreuzte sich.

[20]) Die gute wunderwürdige Frau hatte alle Liebe zur Welt verloren: sie fand nur mehr ihr Glück und ihre Bestimmung in der selbstgewählten Schmach und Verachtung. „Ich liebe nichts mehr, außer Gott," das war der leitende Gedanke ihres jetzigen Lebens. Nicht einmal an schönen Kirchenbildern mehr hatte sie Freude. So besuchte sie einst ein von Bettelmönchen bewohntes Kloster und als ihr hier die Mönche ihre Kirche zeigten und sie auf die schönen Bilder aufmerksam machten, sagte sie ihnen: „Ihr hättet doch eigentlich besser gethan, diese Ausgabe für Eure Nahrung und Kleidung als auf diese Wände zu verwenden; den Gegenstand dieser Bilder müßt ihr im Herzen tragen." — Ein andermal erzählte ihr Jemand von einem schönen Gemälde und munterte sie auf, es doch auch zu sehen. Sie aber erwiderte: „Ich bedarf eines solchen Bildes nicht, weil ich es in meinem Herzen trage." (Simon, S. 160.)

Allmählig begann jetzt der Haß und die Verachtung der Welt, die sie bisher so oft und in so unendlicher Fülle hatte zu ertragen gehabt, immer mehr einer tiefen Bewunderung und Ehrfurcht Platz zu machen. Nicht nur Arme und Kranke suchten sie jetzt um Trost und Linderung auf, auch edle und vornehme Frauen und Männer, um die zu sehen und zu sprechen und Rath und Trost zu erholen von der, die so Vieles, die Alles geopfert hatte und freiwillig die tiefste Schmach und Erniedrigung wählte, um ihrem Herrn und Heilande nachzufolgen.

Das menschliche Elend hatte zuletzt einen so unwiderstehlichen Reiz für sie gewonnen, daß sie in ihrem eignen Schmerze und in der Linderung fremder Schmerzen, namentlich da, wo dies den Abscheu des natürlichen Menschen erregen mußte, ihre höchste Wonne fand.

Die große Bedeutung der heiligen Elisabeth für die Geschichte der Menschheit und des Reiches Gottes besteht nun darin, daß die eine große Idee der Liebe zum Herrn ihr ganzes Leben, von ihrer Kindheit bis an ihren Tod, ganz vollständig und ohne irgend eine menschliche Rücksicht beherrschte. Sie gab, rückhaltlos und im buchstäblichsten Sinne, Alles hin, um Eins, um Christum zu gewinnen. Dies wird sie für alle Zeiten, so lange es einen christlichen Glauben gibt, zu einem Gegenstande der Ehrfurcht und Bewunderung machen. (Simon, S. 162.)

[21]) Vergl. Anmerkung Nr. 10.

22) Wie sich das Gerücht ihres Todes verbreitete, ergriff alle Arme und Unglückliche, Alle die es hörten, ein ungeheurer Schmerz. Eine unendliche Menschenmenge strömte zusammen. Jedes wollte ein Andenken an die Eine. Man warf sich auf die Bahre, die Einen rissen Stücke von ihrem Rocke, Andere schnitten ihr Haare und Nägel ab. Allgemeines Trauern und Wehklagen. Vier Tage lang konnte man sie ob des zuströmenden Volkes, das sie noch einmal zu sehen verlangte, nicht beerdigen. Die Zeit über zeigte sich kein Zeichen des Todes. Ihr Antlitz bot den holdesten, lieblichsten Anblick dar. Elisabeths erste Schönheit war in aller Frische, in allem Glanze wiedergekehrt; auf ihren Wangen glühte die Röthe jugendlichen Lebens; das Fleisch war zart und weich anzufühlen, als lebte sie noch.

Diese anmuthige Ueberlieferung, nach welcher die körperliche Schönheit in Elisabeths Leiche wiederhergestellt und erhöht worden, hat (wie Montalembert berichtet) der unbekannte Künstler treu befolgt, der auf den Altären in der Kirche zu Marburg die Hauptzüge ihres Lebens ausgemeißelt, und sie auf der Bahre, im Schlummer des Todes, viel schöner vorgestellt hat als in allen andern Bildern.

Die Nacht vor ihrer Grablegung, als man die Todtenvigilien sang, vernahm die Aebtissin von Wechere, die an der traurigen Feier Theil nahm, eine Harmonie von Außen, darüber sie sich sehr wunderte und mit einigen Personen zur Kapelle hinausging, zu sehen, woher sie komme. Da erblickte sie auf dem Dache der Kirche, obgleich es Winter war, eine unzählige Menge Vögel, dergleichen man bis dahin noch nie gesehen. Die sangen so schöne und mannigfaltige Melodieen, daß es alle Anhörenden mit Verwunderung durchdrang, als ob es Engel gewesen wären, die Gott vom Himmel gesandt, die Seele der lieben Heiligen hinauf zu geleiten und die nun zurückkehrten, ihren Körper durch himmlische Jubellieder zu ehren. (Montalembert.)

23) Gleich nach dem Tode der Heiligen wurden viele Wunder berichtet. Um nun nähere Untersuchungen deßhalb anstellen zu können, forderte Magister Konrad in der Gegenwart des Erzbischofs Sigfrid von Mainz die in ungeheurer Anzahl versammelte Volksmenge auf, daß Jeder, der durch die Anrufung der Heiligen geheilt worden sei, und Etwas von einer solchen Heilung wisse, sich mit seinen Zeugen den andern Tag bei dem Erzbischof von Mainz und den andern anwesenden Prä-

laten einfinden möge. Viele Perſonen kamen und bekräftigten eidlich ihre Ausſagen; Magiſter Konrad zeichnete ſie auf, fügte noch Manches hinzu, was er ſonſt in Erfahrung gebracht, und ſandte dieſes Protokoll mit einem kurzen Lebensabriß der Heiligen, unter Bewilligung des Erzbiſchofs Sigfried und der anderen Prälaten an Papſt Gregor IX. (vgl. das Weitere bei Simon, S. 169 ff.) — Unterm 1. Juni 1235 erließ darauf der Papſt die Bulle der Heiligſprechung, die am Pfingſtfeſte zu Perugia feierlichſt verkündet und in Deutſchland von allen Kanzeln verleſen ward. Der Erzbiſchof Sigfrid beſtimmte nun den 1. Mai des folgenden Jahres 1236 als den Tag der Erhebung ihrer Gebeine. Eine unzählige Menſchenmenge aus ganz Deutſchland, ja ſelbſt aus ganz Europa ſtrömte in Marburg zuſammen (man ſprach von zwölfmalhunderttauſend Fremden) um den heiligen Körper zu ſehen. Selbſt Kaiſer Friedrich II. kam herbei, mit ihm eine ſehr große Menge weltlicher und geiſtlicher Fürſten: der Erzbiſchof von Mainz, der die Feierlichkeit leitete, der Erzbiſchof von Cöln, die Biſchöfe von Bamberg, von Worms, von Speier, von Paderborn, von Halberſtadt, Hildesheim, Naumburg, Merſeburg und von Bremen. Auch die Anverwandten der Heiligen: die Landgrafen Heinrich und Conrad, ihre Schwiegermutter Sophie und ihre Kinder waren zugegen.

Ulrich aber, der Prior des deutſchen Ordens zu Marburg, ging drei Tage vor der Erhebung mit ſeinen Ordensbrüdern bei Nachtzeit in die Kirche. Sie verſchloßen die Thüren und öffneten das Grab. Ein köſtlicher Wohlgeruch kam ihnen daraus entgegen. Sie fanden den Körper, obwohl man die Leiche ohne Gewürze und wohlriechende Spezereien begraben hatte, unverſehrt, ohne Anzeichen der Fäulniß, obgleich er nun ſchon mehr als fünf Jahre in der Erde ruhte. Die Hände waren noch über die Bruſt gekreuzt. Hierauf nahmen ſie ihn aus dem Sarge, hüllten ihn in ein purpurnes Gewand und legten ihn in eine bleierne Lade, die ſie wieder in die Grube hinabſenkten, ohne dieſe jedoch zu verſchließen, damit man bei der Feier die Lade ohne Mühe wieder herausheben konnte. Das Haupt aber trennten ſie vorher von dem Körper und löſten mit einem Meſſerlein das Fleiſch nebſt der Haut und den Haaren davon ab. —

Am frühen Morgen des erſten Mai begaben ſich die Fürſten und

Prälaten in die Kirche, der Kaiser an der Spitze. Im grauen Bußgewande und barfuß, aber auf dem Haupte die goldene Krone, schritt Friedrich II. durch die drängende, harrende Menge, nach ihm die Fürsten und Prälaten in ihrem prächtigsten Schmucke, mit ihren Kronen und Infuln auf den Häuptern. Der Kaiser hob zuerst den Stein auf, womit das Grab gedeckt war, und alsbald verbreitete sich der lieblichste Wohlgeruch. Die Bischöfe hoben hierauf den Sarg aus der Gruft, wobei der Kaiser selbst ihnen behülflich war und ihn andächtig küßte, und trugen ihn an die dafür bereitete Stelle, wo der Leichnam dem Volke zur Schau ausgestellt wurde. Während der Körper ausgestellt war, celebrirte der Erzbischof von Mainz das Hochamt. Bei der Aufopferung setzte der Kaiser dem Haupte der Heiligen eine kostbare goldene Krone auf und sprach: „Sit ich ir nit kronen solte vf ertreich zu eine keyserin, so wil ich sie aber eren mit der kronen also ein ewige kunigin in gottes riche." *) Dann geleitete er selbst den jungen Landgrafen Hermann, Sohn der Elisabeth, zum Opfer; die Kaiserin führte die jungen Prinzessinnen Sophie und Gertrud. Auch die alte Landgräfin Sophie und ihre Söhne, Heinrich und Konrad nahten sich den verherrlichten Gebeinen derjenigen, die sie so schmählich verkannt hatten, beteten lange dabei und opferten reiche Geschenke. Adel und Volk drängten sich um die Stufen des Altars, auf dem die Lade aufgestellt war, und huldigten durch Gebete und Opfergaben. Unglaublich war der Reichthum und die Menge der dargebrachten Gaben, nichts schien den Andächtigen zu genügen, das von Wundern umblühte Lager der Heiligen zu schmücken und zu zieren. Die Frauen brachten ihre Ringe, Schmuck und allerlei Kleinodien; Andere boten schon Kelche, Meßbücher und Priestergewande für die schöne und große Kirche an, die sie gleich zu Ehren der Elisabeth erbaut zu sehen wünschten, damit die Heilige mit aller ihr gebührenden Auszeichnung darin ruhe. Am Schlusse der Feier wurde die Lade von den Bischöfen versiegelt. Als sie am andern Morgen wieder geöffnet ward, fand man sie voll eines zarten, feinen Oels, das einen Wohlgeruch wie die köstlichste Narde verbreitete. Es tränfelte aus den Gebeinen der Heiligen, so wie man

*) Da ich sie nicht krönen sollte auf Erden zu einer Kaiserin, so will ich sie doch ehren mit dieser Krone wie eine ewige Königin in Gottes Reich. —

die Tropfen sammelte und abtrocknete, drangen neue, fast unbemerkbar, hervor und bildeten eine Art feiner Ausdünstung. Mit religiöser Sorgfalt und unbeschreiblichem Eifer wurde daher auch diese Wohlthat begrüßt, denn das Oel half zur Heilung in vielen schweren Krankheiten und gefährlichen Wunden, wie das mit dem Oel der heiligen Walpurgis zu Eichstädt heut noch geschiebt.

Bei all diesen himmlischen Gnaden mußte die Zahl und der Eifer der Pilger, die Elisabeths Grab zur Vermehrung ihrer Andacht oder zur Heilung ihrer Uebel täglich besuchten, bedeutend zunehmen. Der Ruf davon verbreitete sich bald in der ganzen christlichen Welt und zog nach Marburg ebensoviele Pilger, als damals aus allen Theilen Europas nach St. Jakob von Compostella fuhren. (Vgl. Montalembert.)

Von den Denkmälern und Reliquien der heil. Elisabeth und ihren Schicksalen.

Wie Köln durch die Uebertragung der heiligen Könige (im Jahre 1164) zu einer Pilgerstadt für ganz Deutschland wurde*) und viele Tausende von Wallfahrern alljährlich dahin zogen und edle Gaben allda niederlegten, daß (im J. 1248) jenes Wunderwerk der Baukunst erhoben wurde, so ward auch Marburg ein Sammelplatz aller Bedrängten, Hülfe- und Trostsuchenden; die Stadt erhob sich zur hohen Blüthe und Wohlhabenheit und bald erstand ein Dom, der für die Geschichte der Architektur das bedeutendste Werk geworden, das aus einem Geiste entsprungen, rein dasteht,

*) Vgl. Ficker, Reinald von Dassel, Köln 1850. S. 127 ff.

als das erste Produkt deutscher Kunst in großartiger Einfachheit ohne alle Beimischung fremder Formen*).

Bereits wenige Monate nach der Heiligsprechung Elisabeths, am Vorabende des Festes der Himmelfahrt Mariä (am 15. August 1235) ward von dem Landgrafen und Hochmeister des Deutschen Ordens Konrad der erste Stein gelegt. Zwanzig Jahre waren nöthig, um die Fundamente zu legen, achtundzwanzig andere zum Erbauen der wesentlichsten Mauern und Gewölbe, so daß der Bau in achtundvierzig Jahren, einer verhältnißmäßig viel kürzeren Zeit als die übrigen großen Münster, vollendet und bereits im J. 1283 eingeweiht werden konnte. Aus der seltenen, wunderbaren Einheit und den vortrefflichen Verhältnissen aller Theile des Gebäudes geht ein Ganzes hervor, das auf das Gemüth mit dem Eindrucke frommer Ruhe und jungfräulicher Reinheit und Einfalt wirkt. Im Mittelfelde über dem Hauptportale steht eine schöne Statue der heil. Jungfrau, ihr Fuß zertritt die als kleine Ungeheuer sich unter dem Sockel windenden Laster und Sünden; ihren Tritten entsprießt, in bedeutungsvoller Symbolik, rechts ein mit Trauben beladener Weinstock, links ein Rosenstock voll Rosen, darauf kleine Vögel sitzen, zu beiden Seiten knieen betende Engel. Frei und groß wölben sich die mit dem Hauptschiffe gleich hohen Nebenschiffe vorwärts und der Kreu-

*) Vgl. das Werk des verdienstvollen Moller: Die Kirche der hl. Elisabeth zu Marburg. Darmstadt 1832. mit 18 Kpftin. in Fol.

gebarm querüber; es ſind außer der Thurmhalle zwölf Säulen; am Ende des Langſchiffes befindet ſich eine gothiſche Wand (Lettner), um den dreifachen Chor (die Arme und den Kopf des Kreuzes) vom Schiffe abzuſchneiden. Der Mittel- oder Hauptchor enthielt den Hochaltar und war für die Ordensritter im Leben und nach dem Tode; er hat auch heute noch den koſtbaren Schmuck der gemalten Fenſter. Der ſüdliche Seitenchor enthält die Grabmäler heſſiſcher Landgrafen und Landgräfinnen, der nördliche war der Eliſabethenchor. In dieſem ſteht eine kleine, ſchön gebaute Kapelle, wo ſich ehemals der Sarg der Heiligen (von dem wir ſogleich berichten werden) befand; die Steine davor ſind durch die Kniee der Pilger ganz ausgehöhlt! In jedem der Seitenchöre befanden ſich köſtliche Flügelaltäre mit alten Bildern und Schnitzwerken*).

So war es früher.

Nun iſt die Kirche ein trauriges Bild der Barbarei und Zerſtörung geworden. Der große Geiſt, der ihn in's Leben gerufen, der ihn durchhaucht, war verweht, die Begeiſterung war erkaltet, eine andere Zeit brach herein. Der Bau entſeelte allmählig, im Jahre 1539 hielten die Lutheraner zum erſten Male Gottesdienſt darin**). Im ſiebenjährigen Kriege

---

*) Vgl. Al. Meßmer, Reiſeblätter. 1854. S. 156 ff.

**) Erſt mit der Gründung des Königreichs Weſtphalen erhielten die Katholiken Gleichſtellung mit Lutheranern und Reformirten. Am 2. Juni 1811 wurden die drei Chöre der Eliſabethenkirche dem katholi-

machten die Soldaten des allerchriſtlichſten Königs, Ludwig des XV ein Heu- und Getreidemagazin daraus und ſchlugen nach Herzensluſt die Glasmalereien der hohen Fenſter hinaus; die Altäre wurden geplündert, die Reliquien herausgeriſſen und ihrer werthvollen Faſſung wegen „dem Aberglauben" entzogen, die Bilder verſtümmelt und zerſchlagen. Der Gottesbau fing an zu verfallen. — Man ſchaute gelaſſen zu, wie das erſte Werk des deutſchen Spitzbogenſtyls zu Grunde ging, als noch ein zürnendes Element den Schaden vollendete. Im Jahre 1847 fiel ein Wolkenbruch in der Nähe, das Waſſer brach in die Kirche, unterwühlte den Boden, ſtürzte die Grabmäler der Fürſten und verwandelte den ganzen Fußboden in ein blühendes Bild der Verwüſtung. Die Kurheſſiſche Regierung hat ſeitdem 21,000 Thaler für die Reſtauration der Kirche, die Profeſſor Lange leitet, bewilligt. (Vgl. Allg. Ztg. vom 7. Sept. 1855. Beil. Nro. 250).

Nächſt dem Dome nahm der Reliquienſarg der Heiligen den erſten Rang ein.

Man hatte ihre Leiche, wie ſchon erwähnt (ſ. oben),

ſchen Gottesdienſt übergeben. Aber ſchon 1823 ward beſtimmt, daß ſie dieſelben wieder abgeben und dafür in den Beſitz der Kirche der ehemaligen ſogenannten Kogelherren kommen ſollten. Es dauerte noch einige Jahre, bis die Reſtauration der letztern vollendet war. Mit dem Anfange des Jahres 1828 wurden auch die drei Chöre der Eliſabethenkirche den Lutheranern übergeben und die Katholiken haben ſeitdem für ihren Gottesdienſt die Kogelherrenkirche. — Vgl. Scharfenberg. 1855. S. 4.

zunächſt in der, dem hl. Franciscus geweihten Hoſpitalkapelle beigeſetzt. Nach ihrer Erhebung legte man ſie in einen ſteinernen Sarg, ließ ſie jedoch in der Kapelle. Später verſetzte man ſie in die, ihr zu Ehren erbaute Eliſabethenkirche und zwar in das erwähnte koſtbare Grabdenkmal, das im nördlichen Chore dieſer Kirche in einer kleinen, ausgeſchmückten Kapelle ſeinen Standpunkt hatte. Es war, wie der Schrein der hl. 3 Könige zu Köln und jener des hl. Sebald zu Nürnberg eines der merkwürdigſten und reichſten Denkmäler mittelalterlicher Bildhauer- und Goldarbeiterkunſt. Die Form iſt die eines gothiſchen Hauſes, mit nach beiden Seiten hin abhängigem Dache und Giebelſeiten an beiden Enden, ſechs Fuß lang, zwei Fuß breit, drei und einen halben Fuß hoch. Die Wandungen ſind aus Eichenholz, mit dickem, ſtark vergoldetem Kupferblech überzogen, die Figuren und Basreliefs von feinem Silber und ſtark vergoldet. (Vgl. die ausführl. Beſchreibung bei Montalembert Cap. 34.) Eine unermeßliche Menge von Cameen, Onyxen, Perlen, geſchnittenen Steinen, Saphiren, Smaragden und anderen höchſt koſtbaren Steinen waren in allen Theilen des Monuments eingefaßt; ſelbſt die Grundfläche war rund umher mit eingeſetzten Perlen, Edelſteinen, Email ꝛc. verziert. Die meiſten Steine waren antik*) und vermehrten dadurch noch den faſt unſchätzbaren Werth eines Denk-

*) Vgl. G. F. Creuzer: Zur Gemmenkunde. Antik-geſchnittene Steine vom Grabmale der hl. Eliſabeth. Lpz. 1834.

mals, auf welches die fromme Liebe der Verehrer Elisabeths so viele Schätze verwendet hatte. Viele geschnittene Steine waren von Pilgern und Kreuzfahrern aus dem Orient gebracht worden, andere wurden als reine Naturprodukte angesehen. Bekannt ist, daß man im Mittelalter den Steinen allerlei übernatürliche Kräfte zuschrieb (wie noch viele erhaltene Gedichte zeigen); keine kostbarere Zierde und zugleich bedeutsamere Gabe konnte man dem Grabmale einer Heiligen widmen.

So stand es lange Zeit.

Da kam die Reformation. Die Andacht und Liebe zu der Heiligen war „Abgötterei und Ketzerei," die Pilgerfahrten waren den Aufgeklärten ein Gräuel. Also beschloß man bald ein Ende zu machen. Und der so dieses vollbrachte, war selbst ein Nachkömmling der Heiligen. Am 18. Mai 1539 ließ Landgraf Philipp von Hessen, zugenannt der Großmüthige, die Gebeine der hl. Elisabeth in Gegenwart des Deutschordenscomthurs Wolfgang von Schuzbar, genannt Milchling (der im J. 1543 Hoch- und Deutschmeister wurde), aus dem Grabdenkmal der Kirche wegnehmen und nach seinem auf der Höhe von Marburg gelegenen Schloß bringen. Als der Landgraf sich entfernt hatte, ward im Deutschen Hause sogleich ein ausführliches Protokoll darüber aufgenommen, dem wir Folgendes entnehmen.

Im J. 1539 am Sonntag Graudi ließ Landgraf Philipp in der Elisabethenkirche zum ersten Mal protestantischen

Gottesdienſt halten. Vorher hatte er den Comthur von Marburg, Landcomthur der Ballei Heſſen, Wolfgang Schuzbar, genannt Milchling, auffordern laſſen, ſich zu einer gewiſſen Stunde in der Kirche einzufinden, um die „Cuſtorey" (Sakriſtei) und das Grabdenkmal der hl. Eliſabeth aufzuſchließen. Nach Beendigung der vom Magiſter Adam Kraft gehaltenen Predigt ließ der Comthur die „drei Thüren der Cuſtorey" aufſchließen. Der Landgraf trat mit ihm ein, in zahlreicher Begleitung; darunter Herzog Albrecht von Lüneburg-Grubenhagen; ein Graf von Iſenburg-Büdingen nebſt deſſen älterm Sohne Graf Johann, der Statthalter von Colmatſch, „der Rektor Eobanus Heſſius, Johann Eichmann, der Arznei Doctor, genannt Dryander, Doctor Johann Eiſenmann und über anderthalb hundert vom Adel, Bürgern, Handwerksvolks, Landvolks und reiſigen Knechten, daß die Cuſtorey alſo voll ward, daß der Landcommenthur der Cuſtorey äußerſte Thür zuſchlagen ließ." Das eiſerne Gitter, hinter dem das Monument ſtand, war verſchloſſen. „Als uff vielfältige Erfordern uffzuſchließen, der Landcommenthur das nit thun wollt, ſondern die Schlüſſel ungeſtüm von ſich werfen thäte, befahl Sein Fürſtliche Gnaden dem Kirchner uffzuſchließen, der ſich ſtalt, als kundte ers nit. Da rieſen S. F. Gn. und befahle, Schmidt, Schloſſer und Schreiner, auch zwo Hämmer und Meiſel zu bringen. War aber die Cuſtorey zugeſchloſſen, konten inwendig nit herausſchließen, alſo daß man die Schlüſſel zu den hohen Fenſtern auswerfen und von außen hereinſchließen mußt. War Sein

Fürſtlichen Gnaden Sagen: Wann man in der Cuſtorey Hunger ſterben mueſt, wollten wir den Landcommenthur am erſten eſſen. Sagt der Landcommenthur, es mueſt einer ihn erſt fragen, ob und wan er geeſſen ſein wollt ꝛc. Sein Fürſtl. Gn. ſagt auch: Wann das Gewölb einfiele, würd alle Welt ſagen, Sant Eliſabeth Heiligthumb hat ſichtlich gewürcket; und wan jetzo ſein, des Landcommenthur's Vorfahr noch lebte, der würd brummen wie ein Bär. Sagt der Landcommenthur: Wann Brummen hülf, wüßt er der Sach zu rathen: aber da wäre Gewalt. Und bat abermal, und zuviel und oftmalen ꝛc. Als die Schloſſer kamen, konnten ſie die verborgne Schloß nit uffſchließen, mußten ſie meiſtens zerſchlagen ꝛc. Da durch Schloſſer und Schreiner mit ungeſtümen Brechen ingebrochen, geöffnet, war des Landgrafen Sagen, es ſollte wohl nichts darin ſein. Und ſtreich die Arm (Aermel) hinter ſich, redend: Das walt Gott, das iſt Sant Eliſabeth Heiligthumb, mein Gebains, ihre Knochen. Kum her, Muhme Els! Das iſt mein Aeltermutter! Herr Commenthur, es iſt ſchwer; wollte, daß eitel Kronen wären; es werden der alten Ungariſchen Gulden ſein. Landcommenthur: Er wüſt nit, was es wäre; hätte ſein Lebtag nie geſehen oder alſo nahe zum Sarg kommen. Alſo nahm S. Fürſtl. Gn. ſolch Sant Eliſabeths Gebainer in ein viereckt ungefährlich fünf Viertel einer Ehlen langen, mit eim rothen Damaſtinen überzogen Beheltnus*),

*) Simon gibt (S. 195) die Stelle unrichtig, daher iſt auch ſein

gabs dem Statthalter, der reichts furder seinen Knechten, die thätens in ein Futtersack, trugens uffs Schloß. Da ließ hochgedachter Fürst den Sarg wieder uffrichten, und wie er vor gestanden, wieder stellen, den Deckel darüber wieder uffs best, dergleichen das Gegitter darum verpitschiren. Furder trat Magister Adam zu Sein Fürstlich Gnad, sagt ihm etwas in ein Ohr. Fing hochgedachter Fürst an: Herr Landcommenthur, wo ist das Haupt? Landcommenthur wust's nit. Sagt hochgedachter Fürst: es muß kurzum auch da sein. Sprach der Landcommenthur: als er das am letzten gesehen, wäre es nit weit vom Sarg in eim Schrank oder Behälter, alsbald weisende gestanden. Ließ Sein Fürstlich Gn. uffschließen den Schlosser, nahmens heraus, trugens mit uffs Schloß." —

Eine Abschrift des Protokolls ließ der Comthur durch den Hochmeister des Ordens, Walter von Kronenberg, an Kaiser Carl V. nach Spanien senden. Dieser erließ am 14 Oktober 1539 von Madrid aus ein Schreiben an Landgraf Philipp, worin er ihn „ernstlich befehlend" ermahnte, das Heiligthum wieder in den Sarg zu legen und zurückzustellen, damit „das nit verfendelt werde" ꝛc. Aber der Landgraf kümmerte sich wenig um des Kaisers Schreiben. Die Gebeine blieben auf dem Schloß. Anders gestaltete sich die Lage der Dinge. Im Jahre 1547 nach der Schlacht von Mühlberg,

---

weiteres Raisonement aus der Luft gegriffen; wir folgen der Scharfenberg'schen Brochüre S. 16.

kam der Landgraf in des Kaisers Gefangenschaft; ward nach Brabant gebracht, wo er in Haft blieb. Und nun wurden dem Deutschen Hause zu Marburg sowohl die Gebeine als auch der im J. 1546 beim Beginn des Krieges nach der Festung Ziegenhain gebrachte, kunstreiche Sarg nebst den Kleinodien zurückgegeben; am 12. Juli 1548. In der über den Empfang ausgestellten Bescheinigung werden aufgezählt: „Ein Haupt, mit einem Kienbacken, item fünf Röhrlein klein und groß, item eine Riebe, item zwei Schulterbeyn, und sonst ein breit Bein" u. s. w. — Die Krone aber, die Friedrich II. bei der Erhebung auf das Haupt der Heiligen gesetzt hatte, war nicht bei den zurückgegebenen Kleinodien; sie war, von gutem „ungarischem Gold" gemacht, eben verkommen, ihr Behändigen wurde versprochen, aber ihre Erstattung unterblieb. — Die auf solche Weise i. J. 1548 dem Deutschen Hause zu Marburg zurückgegebenen Gebeine der hl. Elisabeth wurden in den gleichzeitig zurückgestellten Schrein nicht wieder hineingelegt. Letzterer war zwar, wie früher, in der Sakristei (oder „Custorey") aufgestellt, die Gebeine aber ließ der Comthur in der Stille beisetzen, wohin, wußte Niemand. (Wie wir jetzt fast mit Gewißheit sagen können, in dem gegenüberliegenden, s. g. Landgrafenchor unter dem Denkmal Bruders Konrad's, des Hochmeisters, ehemaligen Landgrafen, der so viel für die Verherrlichung der hl. Elisabeth, seiner Schwägerin, gethan hatte und der wohl verdiente, daß die Gebeine der Heiligen bei seinem Grabdenkmal eingesenkt

wurden. (Vergl. übrigens hierüber das Folgende.) Welche Beweggründe den Comthur leiteten, als er die Gebeine an unbekannter Stelle beisetzen ließ, ist leicht zu errathen.

Wenden wir uns zur weiteren Geschichte des überaus kostbaren Reliquienschreines. Zurückgebracht (1548) an seine alte Stelle, überdauerte er glücklich alle die furchtbaren Kriegszeiten und entging der plündernden Soldateska des dreißigjährigen Krieges. So stand er noch in der alten Pracht bis zum Ende des Jahres 1810. Nun wurde er, auf Befehl der damaligen westphälischen Regierung um des massiven Silbers wegen eingeschmolzen und in Münze verwandelt zu werden. Man zählte vor der Wegführung: an den vier Hauptfiguren 259 Edelsteine, an den kleineren Figuren deren 252, und an den Verzierungen des Daches, den Einfassungen u. s. w. dergleichen 313, zusammen achthundert vierundzwanzig Edelsteine, 59 große Perlenmutterplatten, zwei sehr große Perlen, eine etwas kleinere und sehr viele kleine Perlen. Von den großen Perlen soll die eine die Größe eines Taubeneis gehabt haben und auf 2000 Rthlr. geschätzt worden sein. Sehr viele der vor der Wegführung noch vorhandenen Steine waren Gemmen und Kameen von griechischer, römischer und orientalischer Arbeit, wahrscheinlich Geschenke frommer Pilger. Für einen einzigen, daran befindlichen, geschnittenen Onyx soll ein Churfürst von Mainz das ganze Amt Amöneburg geboten haben.

Zu Kassel, wo das Monument durch verschiedene Hände

ging und an verschiedenen Orten, namentlich längere Zeit in dem Privatzimmer eines französischen Offiziers, aufbewahrt wurde, ward es seiner köstlichen Zierrathen beraubt. Das, nach der Rückgabe aufgenommene Inventar zeigte, daß einhundert und siebenzehn der köstlichsten Edelsteine, worunter der oben erwähnte Onyr, mehrere schöne Smaragde, Saphire, sämmtliche Kameen und Gemmen (bis auf eine), die größten Perlen und selbst einige silberne und vergoldete Hauptfiguren, wie Christus am Kreuze und der über ihm schwebende Engel — schwerlich von gemeinen Dieben, sondern von solchen, die den Werth der Steine zu beurtheilen verstanden — gestohlen worden waren! Dem Bilde des Christuskindes, das im Schooße der Maria ruht, war der Arm, dessen Bekleidung mit einem Smaragd-, einem Rubin- und einem Saphir-ähnlichen Steine geschmückt war, ebenso die Hand, womit es die Weltkugel hielt, nebst dieser letztern weggerissen. Dem Apostel Petrus wurde der goldene Schlüssel, dem Apostel Paulus das Schwert und die rechte Hand, womit er es hielt, geraubt ꝛc.

Die Kurhessische Regierung ließ das, wenn auch geplünderte, dennoch staunenswürdige Werk mittelalterlicher Kunst, im Jahre 1814 wieder an seine frühere Stelle bringen.

Nun wäre noch von mancherlei Gegenständen zu berichten, die einst der hl. Elisabeth gehört haben sollen und an verschiedenen Orten aufbewahrt werden, so ein Stab, Teppich, ein Glas, item ein Betbüchlein, ihr Brautring, ihr Schleier zu

Wegern und ihr Brautgewand zu Andechs in Bayern. Wovon anderswo zu lesen. Wenden wir uns zu den weiteren Schicksalen und dem

Wiederauffinden ihrer Reliquien in neuester Zeit *).

Eine unbestimmte Nachricht erhielt sich, die Gebeine der heiligen Elisabeth seien noch in der Kirche.

Zu Marburg war man vielfach der Meinung, daß sie vor dem Hochaltar eingesenkt worden. In neuerer Zeit machte Dr. L. van Eß den Versuch, durch Nachgraben unter den Steinen vor dem Hochaltar noch einige Reliquen der Heiligen zu finden. Das war aber fruchtlos.

Im Jahre 1847 drangen in Folge eines Wolkenbruchs die Wasserfluthen durch die Thüre in die Elisabethenkirche und richteten namentlich im Landgrafenchor große Verwüstungen an, drangen in die Gewölbe, gefährdeten die Fundamente. Bald darauf fanden Nachgrabungen statt; mehrere Grabstätten wurden geöffnet; die Reliquien der Heiligen fand man nicht.

Im Jahre 1854 aber, bei der Restauration der Kirche, ergab sich ein kostbarer Fund, — ein bleierner Kasten, der aller Wahrscheinlichkeit nach die Gebeine der hl. Elisabeth enthält.

Nach der Verwüstung durch die Wasserfluthen im Jahre 1847 waren mehrere Monumente der Landgrafen weggenom-

*) Vgl. Anton Scharfenberg: Die Wiederauffindung der Gebeine S. 20.

men und an andere Stellen hingelegt worden. Dieſe ſollten wieder im Landgrafenchor aufgeſtellt werden, und man war damit beſchäftigt, zu dieſem Zweck den Boden neu zu fundamentiren.

Bei den dazu nöthigen Aufgrabungen ſtieß man — am 20. Juli 1854 — an der Stelle, wo vor dem Jahr 1847 das jetzt im Hauptchor liegende Monument des Landgrafen und Deutſchordenshochmeiſters Konrad geſtanden hatte, in einer gewiſſen Tiefe auf ſchwere, behauene, viereckige Steine, die mindeſtens einen Fuß hoch waren. Als man ſie weggeſchafft, fand ſich unter denſelben ein beinah fünf Fuß langer Stein, wie es Anfangs ſchien, oben ganz glatt behauen, wie polirt. Bei näherer Betrachtung entdeckte man eine kaum ſichtbare Ritze, eine Fuge, in welche man kaum ein ganz ſpitziges, ſchmales Inſtrument hineinbringen konnte. Es ergab ſich, daß der Stein ausgehöhlt, daß es ein ſteinerner Schrein, eine Art von Steinſarg war. Es löste ſich der Deckel. Nun kam unter demſelben ein bleierner Kaſten zum Vorſchein. In demſelben befanden ſich, ſorgfältig zuſammengelegt und zuſammengebunden, mehrere Gebeine. Es waren Armröhren, Beinröhren, Rippen, ein Theil eines Schädels ꝛc., ſo daß dieſe Gebeine der im J. 1548 ausgeſtellten Beſcheinigung bei Rückgabe der Kleinodien (vgl. oben S. 74) wohl entſprechen mochten.

Als der ſteinerne Schrein zum Vorſchein gekommen war, hatte ſich die Kunde des merkwürdigen Fundes ſchnell in der kleinen Stadt verbreitet. Auch Profeſſoren der Medicin fan-

den sich ein. Es ward die Frage aufgestellt, ob es weibliche Gebeine seien. Wie es bei dergleichen Gutachten zu gehen pflegt, man äußerte sich in verschiedener Weise. Von den Einen ward jene Frage bejaht, von Anderen verneint.

Als man den Steindeckel weggenommen hatte, waren auf dem Bleideckel einige Tröpfchen Wasser, die herrlich glänzten. Wie der Bleideckel gehoben war und die Gebeine sich zeigten, rief einer der anwesenden Herren aus: „Das sind ja lauter Diamanten!" Andere sagten und sagen noch, daß die Gebeine *geleuchtet wie Krystall*.

Man nahm die Sache sehr ernst. Ein Protokoll ward über den Fund aufgenommen und nach Kassel ans Ministerium geschickt.

Noch am selben Tage ward der Steinsarg wieder verschlossen und eingesenkt, und hernach der aufgegrabene Boden geebnet.

Jetzt decken wieder Steinplatten die vor dem Altar des hl. Johannes des Täufers befindliche Stelle, wo die Gebeine liegen.

Es scheint der Wunsch des Ministeriums in Kassel zu sein, daß die Sache auf sich beruhe, nicht weiter erörtert werde. Wenigstens hat es die schon im vorigen Jahre Seitens des *bischöflichen Ordinariats in Fulda* beantragte nähere Untersuchung bis jetzt *nicht* gestattet. Also bleibt der Zukunft noch Vieles vorbehalten.

Todtentänze

von

Franz Pocci.

In jener Werkſtatt, die bei Tag und Nacht
Sich athmend zwiſchen Herz und Lippe regt,
Steht plötzlich ſtille der lebend'ge Schlag,
Das ſchöne Kunſtwerk, das ein Hauch bewegt:
Es ruht das Herz nun, ein gebrochen Wrack,
Zerſtört der ſeine Bau, den es gehegt,
Und über ihm in wüſten Staub zerfällt,
Wo er als Herr gethront, die kleine Welt.

Calderon.

1.

Hei! luſtig Fideln, ſcharfer Hall,
Wie tönſt du durch die Welt!
Fürwahr es iſt ein arger Schall,
Der keinem wohl gefällt;
Denn Alt und Jung wie Arm und Reich,
Noch keinem ward's geſchenkt,
Und Alle fallen ſeinem Streich,
Wenn er die Fidel ſchwenkt.

»Herbei, herbei zum letzten Tanz —
Muß Jeder an die Reih' —
Ich krön' euch mit dem dürren Kranz
Und keiner bleibet frei.
Herr König gib mir deine Kron',
Den Scepter goldesſchwer,
Will ſetzen mich auf deinen Thron,
Die Schranzen rings umher.
Gib deinen Purpurmantel mir
Mit feinem Hermelin
Und Edelſtein und Perlenzier,
Dein' Macht iſt nun dahin!
Bald liegeſt du im Grab, ſo arm,
Darüber weht der Wind,
Die Würmer ſind dein Landsknechtſchwarm,
Dein freſſend Hofgeſind.«

„Herbei, du Mägdlein hold und zart,
Herbei, herbei zu mir,
Mußt tanzen nun nach meiner Art,
Ich ſpiel die Fidel dir.“
Das Kränzlein fällt ihr aus dem Haar,
Es bleicht der Wange Roth,
Die Schönheit liegt jetzt auf der Bahr',
Es küßte ſie der Tod.

„Nun ſpiel ich wieder Ander'n auf,
Den Becher in der Hand:
Euch edlen Rittern allzuhauf,
Die ich beim Trunke fand.
Beim Humpen und beim Minneſpiel
Und auf der Dirne Schoos,
Da fallen auch die Würfel viel,
Juhei! die Luſt iſt groß!
Wo habt ihr euern Ehrenſchild,
Des Helmes ſchmucke Zier?
Wo iſt des edlen Wappens Bild?
's gehört nun Alles mir.
Wohl ſteht der blanke Krebs mir an,
Wie glänzt des Eiſens Schein!
Da iſt der Tod der rechte Mann,
Wenn klappert ſein Gebein.
Ihr Knappen ſchnallt mir an die Sporn',
Reicht mir das lichte Schwert!
Ihr Ehrenholde ſtoßt in's Horn,
Führt aus dem Stall das Pferd!
Ich reite gern in Rittertracht
Wohl über Stadt und Land,

Zu jagen raſtlos Tag und Nacht,
Die Fidel in der Hand.«

»Will reiten vor des Pfaffen Haus;
Sitzt er auch am Brevir,
Er muß zu meinem Tanz heraus,
Ich ſpiel' ihm Eines für.
Jetzt bete deine Litanei,
Den Pſalm von Reu und Buß;
Dein eig'nes Grab dir benedeih',
Sprich den Mementogruß!«
Und weh' euch Meiſtern vielgelehrt,
Von Hochmuth aufgebläht,
Die ihr das Herz von Gott gekehrt,
Der Tod euch niedermäht!
Wie Spreu verweht iſt euer Thun,
Vergeſſen alle Kunſt,
Seht modernd eu're Bücher ruh'n,
Vergeh'n das Wort wie Dunſt!

»Juhei! ihr luſt'gen Fidler all
Mit Flöt und Saitenſpiel:
Vernehmet meiner Geige Schall,
Ich geig' im Kammerſtyl!
Die Kammer iſt ein ſchwarzer Schrein,
Der Rab iſt Kalikant,
Der ſingt dazu ein Lied ſo fein,
Wie ihr noch kein's gekannt.«

»Die Bettler fid'l ich aus der Noth,
Die Reichen um ihr Geld,
Da liegen ſie armſelig todt
Beiſammen auf Einem Feld.«

„Hei, luſtig Geigen, ſcharfer Hall,
Wie tönſt du durch die Welt,
Ich fidle ſchon ſeit Adams Fall,
Vom Hergott ſelbſt beſtellt!“

Das iſt das Tänzlein, ſchon ſo alt
Und immer wieder neu;
Es iſt der Sünde Allgewalt —
Der Tod — ein grimmer Leu!

2.

Es trat ein fremder Ritter fein
Vor eines Fräuleins Kämmerlein
Mit lockendem Geſange.
Die Laute klang ſo hell darein —
's war Mitternacht und Mondenſchein —
Schier ward's dem Mägdlein bange.
Die Saiten ſchnarrten wunderlich,
Wenn er darüber niederſtrich —
Die Fidel war zerſprungen:
O komm heraus, du ſchöne Magd,
Tritt zu mir her bevor es tagt —
Alſo hat er geſungen.
Da kam die Jungfrau ſcheu herfür,
Schloß ſachte hinter ſich die Thür,
Herfür bei Sternenſcheinen.
Und ihre Wangen waren blaß
Und ihre Aeuglein waren naß
Als wär's von vielem Weinen.

Der Ritter gab mit holdem Gruß
Gleich auf ihr Mündlein einen Kuß,
  Umfing ſie mit den Armen.
Und ſie ſank an die Bruſt ihm bald,
Ach aber dieſes Herz war kalt,
  Sie mocht' dran nit erwarmen.

Der Ritter ſprach: Herzliebe Maid,
Laſſ't pflegen uns der Minne heut,
  Wir wollen Hochzeit machen!
Die Jungfrau mit dem Köpflein nickt,
Da er ſie feſt an ſich gedrückt,
  Doch mocht ſie nimmer lachen.

Er zog ſie hin auf's Blumenbeet,
Wo manches welke Röslein ſteht,
  Zu minnen und zu koſen.
Es trugen ſie die Füßlein kaum,
Da ſank ſie unter einen Baum,
  Dort bei den welken Roſen.

Ein kalter Lufthauch weht ſie an,
Es blickt auf ſie der Rittersmann
  Und ſpricht: Du biſt mein Eigen!
Du biſt mein Lieb, du biſt mein Weib,
Ich freue mich an deinem Leib,
  Wenn auch die Lippen ſchweigen;

Wenn auch dein Blut wohl nimmer fließt,
Dein zartes Herz gebrochen iſt,
  Und ſtarr der Augen Lieder.
Der Buhle dein iſt Ritter „Tod“,
Er küßte weg der Wangen Roth,
  Die färben ſich nit wieder! —

So lag das Fräulein bleich und kalt,
Der Ritter nahm die Fidel halt
Um noch ein Lied zu ſingen.
Die Vöglein alle ſangen auch,
Die ſaßen auf dem dürren Strauch —
Es war ein traurig Klingen!

3.

Heiſa, luſtig Muſikanten,
Spielet uns ein Tänzlein auf!
Wer da mag von den Schnurranten,
Komm an meinen Tiſch und ſauf'!
Könnt aus meinem Kruge trinken,
Aber blaſt und geigt darnach,
Daß mit meiner Dirn, der flinken,
Ich die Nacht vertanzen mag!
Und bald geht zu zwei und zweien
Los der wilde Bauerntanz,
Und ſie dreh'n ſich raſch im Reihen,
Seitab fallen Haub' und Kranz;
Und die Röcklein hoch aufſliegen,
Und den Jungfrau'n wird ſo warm,
Bis ſie endlich müde liegen
Auf den Bänken Arm in Arm.
Sieh da tritt mit einer Fidel
Noch ein Muſikant herein:
Holla, ich ſpiel' euch ein Liedel,
Das die Herzen ſoll erfreu'n!
Auf, ihr Burſche, rührt die Beine,
Und ihr Mägdlein ſchwinget euch!

Solchem Tänzlein wie das meine
Iſt kein and'res irgend gleich!
Und ſie tanzen, bis erbleichend
All die Mägdlein ſinken hin,
Bis die Burſche fallen keuchend
Nieder bei der Tänzerin!
Laßt den Kehraus nun euch geigen,
Schreit der fremde Muſikant,
Ja! im Kehraus mich zu zeigen,
Wand're ich durch Stadt und Land.
Und er ſtreicht mit ſeinem Bogen,
Dreht ſich luſtig auf dem Bein,
Hei! 's iſt Alles nur geflogen
Bei der Lichter düſt'rem Schein!
Und es klappern ſeine Glieder,
Und die Fidel ſchnarrt und pfeift;
Alle geigt und tanzt er nieder,
Die mit dürrer Fauſt er greift!
Stille wird's und ſtiller immer,
Endlich auch die Fidel ſchweigt:
All' iſt's mit der Luſt Geflimmer,
Wenn der Tod den Kehraus geigt!

4.

Wer klopft an meiner Kammer Thür
Ich laſſe Niemand ein!
Ein armes Weib iſt's und ein Kind
Die müſſen gar hungrig ſein.
Ach! ſchenkt uns einen Pfennig nur,
Ein trocken Stücklein Brod,

Es jagen uns von Haus zu Haus
Der Hunger und die Noth!
Ich hab kein Geld fürs Bettelvolk,
Hab ſelber kaum genug!
Schreit alſo — wirft die Thüre zu
Und brummt noch manchen Fluch.

Das arme Weib, das arme Kind,
Sie weinen bitterlich:
Der hat den Hunger nie geſpürt,
Weil er uns wies von ſich;
Der hat wohl nie zur Winterzeit
Gefroren bitterkalt,
Weil er mit ſolchem harten Wort
Verſtieß uns mit Gewalt.

Der drinnen aber voll von Gier,
Läßt's klappern hin und her;
Viel Geld in einer Truhen zählt,
Hebt Säcke Goldes ſchwer.
Du edel Geld, du ſchön Metall,
Du heller Silberſchein!
Wie lab' ich mich an deinem Glanz,
An deinem Schimmer rein!

Und wie er zählt und wie er wiegt,
Klopft's wieder an der Thür,
Ein Fremder dreht den Schlüſſel um,
Fragt nit, tritt gleich herfür.
Willſt keinen Gaſt, komm doch zu dir,
Bitt nicht erſt um Verlaub;
Sei mir gegrüßt bei deinem Schatz,
Fürcht nit, daß ich ihn raub'.

Dich hol' ich nur — 's iſt an der Zeit,
Die Truhen laß' ich ſteh'n;
Du ſollſt mit mir jetzt arm und blos,
Aus deinem Hauſe geh'n.
Da faßt er ihn bei dem Genick
Und drückt ihn, daß er fällt.
Er ſinket hin ſo ſtarr und todt
Bei ſeinem Haufen Geld!
Sie legen ihn in einen Schrein —
Sechs Tannenbrettlein ſchlecht —
Da hat kein Gold, kein Silber Raum —
Iſt g'rad für Einen recht!
Ein armes Weib, ein armes Kind
Die ſteh'n an einem Grab
Und beten ein Vaterunſerlein
Wie man ihn ſenkt hinab!

5.

Ein armes, ſchlechtes Bäuerlein
Schwitzt hinter ſeinem Pflug,
Hätt' bei der ſchwarzen Arbeit Pein
Des Lebens bald genug.
Die Lerchlein fliegen allzuhauf
Ins lichte Himmelsblau
Und trilliriren fröhlich auf
Hin über die grüne Au.
Des Alten Blick ſehnſüchtig ſchweift
Dem Flug der Vöglein nach:
Für euch iſt leicht das Korn gereift —
Und ihr habt keine Plag!

Es keucht der Bauer, es keucht der Gaul,
Wie geht es heut ſo matt!
Mein Herrgott, ach wie bin ich faul,
Fürwahr, jetzt hätt' ich's ſatt!
Haſt du genug, ich komme ſchon,
Spricht leis der Knochenmann,
Willt du, ſo geh mit mir davon,
Einmal mußt du doch d'ran.
Der Bauer wiſcht ſich ab den Schweiß,
Es weht ihn an ſo kalt,
Es weht ihn an ſo kalt und heiß,
Da faßt's ihn mit Gewalt,
Er ſinkt auf braune Schollen hin,
Sein Rößlein ſtille ſteht,
Und ihm vergehen alle Sinn',
Noch ſpricht er ein Gebet:
Heil'ge Maria ſteh mir bei —
Trag meine Seele fort!
Die Sünden mein, o Herr, verzeih!
Das war ſein letztes Wort.
Der Lerchen fröhliche Sängerſchaar
Die ſchwebet auf und ab;
Dort tragen die Bauern eine Bahr
Und graben ein friſches Grab!

6.

Es ſitzen vier Geſellen
Bei Trunk und Würfelſpiel,
Die ganze Nacht ſie zechen,
Wird keinem auch zu viel.

Schenk ein, du ſchmucke Dirne,
Füll' uns den blauen Krug,
Wir haben ſchon viel geſoffen,
Und dennoch nit genug.

Da quillt es aus dem Faſſe,
Schäumt in den Bechern auf,
Die Dirne bringt's den Gäſten,
Gibt noch ein Schmäzlein drauf.

Wie freut uns Spielen und Trinken,
Dazu dein Mündlein roth!
Hei, klappern die Würfel nieder,
Sie fluchen die Schwerenoth!

Und Mitternacht vorüber,
's will ſchon der Morgen grau'n,
Thut dort ein fünfter Geſelle
Herein zum Fenſter ſchau'n:

Erlaubt ihr's, edle Herren,
So ſpiel' ich Eins mit euch:
Das Würfeln und das Trinken
Das ſind zwei gute Gebräuch.

Herein, herein! mit Freuden
Seid ihr bei uns willkomm',
Wenn ihr ſeid ein Geſelle
Wie wir ſo friſch und fromm!

Da tritt mit langen Schritten
Und auf gar dünnem Gebein
Der Gaſt viel höflich grüßend
Zur Kellerthür herein.

Er ſetzt ſich zu den And'ren
Mit zierlicher Manier
Und greift mit dürren Fingern
Gleich nach den Würfeln hier.

Hat Paſch auf Paſch geworfen,
Wie's keiner noch gethan,
Und Glas auf Glas geleeret —
Da kräht der Morgenhahn.

's iſt Zeit wohl aufzubrechen! —
Ei bleibt, wir ſitzen gut!
Die Fünfe noch zechen und würfeln
Und Vieren wird heiß das Blut.

Die ſtreiten ob manchen Wurfes,
Dazu der Fremde lacht,
Sie ziehen das Schwert vom Leder
In ſelber luſtiger Nacht.

Du biſt ein falſcher Würfler, —
Laßt mir die Dirn allein! —
Es blinken die ſcharfen Klingen
Beim Frühroth-Dämmerſchein.

Haut zu ins Teufels Namen,
Sei keiner ein feiger Hund! —
Da liegen die vier Geſellen
All' todt zur Morgenſtund.

Die Magd will Jammer ſchreien,
Da tröſt't ſie der edle Gaſt:
Ei was! die blutigen Zecher,
Die liegen in Ruh und Raſt.

Laß uns zwei jetzo minnen,
Du kommſt mir nimmer los;
Es ſträubet ſich die Dirne,
Er zieht ſie auf ſeinen Schoos;

Küßt ſie mit ſtarren Lippen,
Da ſinkt ſie zur Erde kalt;
Denn wer mit dem Tode minnet,
Mit dem iſt's zu Ende bald;

Und wenn mit dem Tode trinket
Und würfelt ſo mancher Geſell,
Thut er's wohl einmal und nimmer,
Muß fahren dahin gar ſchnell.

7.

Viel Landsknecht ſtehen in dichten Reih'n,
Die Speere glänzen im Sonnenſchein:
Hergott hilf uns zu guter Schlacht,
Sei du uns gnädig Hort und Wacht!

Der Frondsberg reitet auf und ab,
Ob der Troß ſeine gute Ordnung hab',
Ein And'rer noch ſprenget hinterdrein
Auf ſchwarzem Rößlein dürr und klein:

Der ſchwingt eine Senſe ſo hell und blank,
Daß auf den Raſen gar mancher ſank;
Die fielen im Blut, ruft er wieder auf,
Viel wackere Landsknecht allzuhauf:

Erhebt euch, zu greifen nach Schwert und Lanz!
Nun folget mir all auf die Siegesſchanz!
Und ſtill und langſam von dannen ſie zieh'n,
Der Senſenreiter vor ihnen hin.

Es klingen die Pfeiflein ſo ſchaurig wohl
Und die Trummeln raſſeln ſo dumpf und hohl,
Und Alles verhallt und verſchwimmt wie Duft —
Ueber die Haide weht kalte Morgenluft.

8.

Manch Stücklein noch zu geigen
Läßt tönen er hellen Klang,
Gar Viele tanzen den Reigen,
Drauf ſie gehofft ſchon lang.

Das ſind die Armen und Kranken,
Die er von Leiden befreit,
Und Alle in ſchweren Gedanken,
Die 's Leben nimmer freut.

Und All', die jammern und klagen,
Sich härmen in manchem Gram,
Die eine Dornkron tragen
Und ſchweigen aus edler Scham.

So harret nur, ich erſcheine,
Spiel euch den letzten Tanz,
Bald liegt ihr im engen Schreine,
Geſchmückt mit dem welken Kranz.

Komm Andern ich ungelegen,
Iſt ihnen mein Geigen verhaßt,
Euch bring ich erwünſchten Segen,
Euch biet' ich die liebe Raſt.

Die mögen Feind mich ſchmähen,
So die arge Welt gebannt;
Die aber zum Himmel aufſehen
Haben mich ſtets Freund genannt!

Ein Lied

vom

Armen Sängerlein

von

Franz Pocci.

in armer Geſell tritt
vor eure Thür,
Das Saitenſpiel in der Hand:
Ich bitt euch: ſchauet ein wenig herfür,
Bin ein Fremder hie zu Land.
Laßt ſpielen und ſingen ein Liedlein euch,
Ich biet es aus gutem Gemüth,
Bin ich doch ſo arm und ihr ſeid ſo reich,
Daß Gott euch allgnädig behüt!
Ihr ſitzet im Glück wie im Sonnenſchein,
Ich wand're bei Regen und Wind,
Weil ich bin ein armſelig Sängerlein,
Das ſelten gut Herberge find't.
Meine Mutter war gar ein fürnehm Weib,
So edel und reich auch wie ihr,
Meine Mutter hatt' einen ſo ſchönen Leib,
War aller Jungfräulein Zier.
Sie ſpeiste auf Silber und trank aus Gold
Und trug ein feinſammten Gewand;
Es waren ihr meniglich Ritter hold,
Doch keiner Gefallen wohl fand.

Wenn Minne will, ach! da iſt Alles hin,
Denn die Minne macht often blind:
Sie hält, eine mächtige Königin,
In Banden ihr Hofgeſind.
Im ſtillen, dunklen grünen Tann
Da ſtund ein armſelig Haus,
Des Waldhüters Sohn, ein Jägersmann,
Ging dorten wohl ein und aus.
Der ſang manch Lied mit den Vögelein,
Das friſch durch die Bäume hinklang
Und bis zu des Fräuleins Herz hinein
Gleich güldenem Pfeile drang.
Des Waldhüters Sohn und das Edelweib,
Sie trafen ſich hie und dort;
Die Lieb iſt ein ſüßer Zeitvertreib,
Der Wald gar ein wonniger Ort!
Meine Mutter mußt' fliehen ihr ſchönes Schloß
Und ihr ſeidenes Bettelein,
Es mußt ihr belieben im Waldesſchoos
Zu ruhen auf Moos und Geſtein.
Doch einſt hatt' der Kummer ſie eingewiegt,
Der Gram ihr gebettet dazu:
Von bitteren Schmerzen gar viel beſiegt,
Lag nun ſie in Todes Ruh'.
Meinen Vater traf aber im dunklen Wald
Des Edelknechts Bolzen in's Herz,
Unter Eichen fand ich ihn liegen kalt,
So kalt wie gegoſſenes Erz.
Ich hatte gelernt von der Mutter mein
Das adelig Lautenſpiel,
Dazu von den lieben Waldvögelein

Der freien Lieder gar viel.
Der freien Lieder im Waldeston
Und in frisch duftender Weis'
Möcht singen ich euch um geringen Lohn
Wie Nachtigall, Amsel und Meis'!
Und wie das Vöglein von Ast zu Ast
Tagsüber gar fröhlich schwebt,
Hab' ich armer Sänger auch keine Rast,
Wie das Vöglein im Walde lebt.
Ist gesungen mein Lied, zieh' ich wieder fort,
Meines Bleibens ist nirgendwo:
Wie die Waldsänger muß ich von Ort zu Ort
Frei singen und wandern also. —

Chronik der von Elsenberg.

Zur Sittengeschichte des Mittelalters

von

Frhrn. **Karl v. Leoprechting.**

Wenn sich der größere Theil der nachfolgenden Blätter auch wie ein Ritter-Roman lesen wird, wie seiner Zeit Fouqué und seine Nachfolger viele gebracht, so sind darum die hier geschilderten Begebenheiten doch nicht minder wahr und getreulichst alten Aufzeichnungen entnommen, wie sie Martin Juliacus in seiner leuchtenbergischen Chronik und Caspar Hedius zu jener Zeit niedergeschrieben haben. Auch gibt es, allerdings sehr seltene, Abschriften von Hundts drittem Theile seines bayr. Stammbuches, welche von Hürnhaim neben derselben ausführlicher Geschlechtskunde alles hier Geschilderte sehr weitläufig wiedergeben. Daß aber dieser ganze Abschnitt über Hürnheim von Hundt selbst niedergeschrieben worden, möchte sehr zu bezweifeln sein, da einestheils alsdann die Hürnhaim von ihm gleich den Freyberg und Pappenheim sicher in seinen zweiten Band unter die Turnierer wären gesetzt worden und anderntheils in allen seinen drei Bänden keinem Geschlecht eine so umständliche Darstellung gewidmet worden ist. Je seltener aber überhaupt dergleichen zu finden, um so mehr glaube ich dürfte es der Mühe werth sein, solche für die Lebens- und Sittengeschichte früherer Zeiten denkwürdige Bewahrthümer zu veröffentlichen. Was die im Eingang erzählte schöne Sage vom Herkommen der von Elsenberg betrifft, so besteht darüber u. a. ein altes Reimgedicht, welches der oberpfälzische Anzeiger im Jahr 1845 Nro. 109 aufgenommen hatte. Derselbe ist jedoch, wie es scheint, vergriffen und weder auf unserer Bibliothek noch den historischen Vereinen aufbewahrt. Adalbert Müller in seinem schönen Werke über den bayrischen Wald bringt dagegen dieses Reimgedicht S. 290 f. allein in modernisirter Weise.

Von welch hoher Art die von Elſenberg geboren, und wer ihre rechten Schwertmagen geweſen ſeind.

Der het bei ſeiner Frawen drei ſün hochgeboren.
Roſengarten Lied.

Es war einmal ein Ritter im Frieſenlande, von königlicher Art geboren und auch an Tugend königlich, daß er an Mannheit kaum ſeines Gleichen fand und keinem Ritter weichen durfte. Der war Herr Radipolt von Egmont geheißen.

Wie aber hienieden nichts vollkommen, ſo war ihm ein Gemahel, die brachte ihm zwar viel gleißend Gold, doch wenig Liebe zu. Trieb Buhlſchaft mit Andern mancherlei.

Darob zog Herr Radipolt aus Unmuth endlich ab von der Heimath, nahm manchen guten Geſellen mit; kam nach viel mannlichen Abenteuern auch nach Böhaim, kriegte da mit ſtarker Hand.

Da er ſo herumzog, fand er eines edlen Ritters Kind, das war die ſchönſte Maid im Nordgauland und verfiel mit ihm in große Liebe. Deß hätten ſich aber die Aeltern nit entraut, hielten ihr Töchterlein, der einigen Erbin ihres Gutes und Blutes, eines mächtigern Herren werth, und hatten auf den fremden Degen einen ſchlechten Glauben.

Doch der Aeltern und Kinder Sinn iſt oft widerſinns: mochte die Tochter von ihrer Minne nit laſſen und ritt mit ihrem Buhlen heimlich davon.

So ritten ſie durch manchen tiefen Wald, pflogen ihrer Liebe ungeſtört ob und trieben nebenbei des edlen Waidwerks

viel. Da in einem wilden Forſte ging die ſchöne Elſe verloren auf einer Jagd. Deß wollte Herr Radipolt ſchier verzweifeln, denkend an ſeine Lieb und ſeines Liebs geſegneten Leib. Drei Monden lang ritt er auf ſolcher Suech mit ſeinen Geſellen die Wälder auf und ab, erfüllte mit ſeinen Klagen Berg und Thal. Eines guten Tages jagte ſein Leithund auf dem Geſpor einer edlen Hindin und erjagte ſie in einer Felſenhöhle, Schutz ſuchend bei einem Frauenbild. Das aber war Frau Elſe, die in der Milch des guten Thieres während dem ihre Nahrung gefunden. Der Ritter dem Hunde nacheilend erſah in dem Felſen ſeine liebſte Frau. Da war ihre Freude groß, daß kein Menſch auf Erden ausſprechen mag. Deſſelben Tages noch er drei Knäblein froh von ihr empfing. Seine tapfern Mannen kamen des Waldes nach längs und der zwerch daher, freuten ſich daß mit Herrn Radipolt und ſchrieen: „Das heißet der Elſenberg!“

Darauf erhob ſich hoch auf des Elſenberges Haupte ein feſtes Schloß, zu Ehren der Hindin, die von den Knaben nimmer wich, und die kein Hund fürder anficht, der Hirſchſtein genannt.

Von dieſem Hirſchſtein und ſeinen drei Knäblein gingen drei Hauptſtammen aus in Bayern- und Schwabenland, an viel guten Rittern und veſten Burgen reich.

Die edlen Stammen der Warter, Hürnhaim und Rotthafft ſind alleſammt einer Abkunft aus dem Elſenberg.

In was Linien sich die von Hürnhaim abgetheilt, und wie die andern Elsenberg ihren Anfang genommen, folget hernach.

Mich fragt ein Herr zu ainer stunt
Wie sich daz gefügen kund
Waz uf erde blüt vnd lebt
Daz daz alles würkt vnd strebt
Nach sinem adel für sich dar
Ein ieglich baum der ist gevar
Nach sinem adel sunderlich
Vnd ist ein vogel tugentlich
So werdent auch die kindlein gut ꝛc.
Teichner.

Von genannten drei edlen Stammen der Warter, Hürnhaim und Notthafft blühen nurmehr allein letztere noch, im lieben Bayerlande baß bekannt.

Wie von den letzteren ein Zweig, die Notthafft von Hohenburg, so ließen auch die von Hürnhaim sich in Schwaben feßhaft nieder, erwarben stattliche Burgen und Herrschaften allda, und sind erst anfangs des vorigen Jahrhunderts gänzlich ausgegangen.

Vorher aber ist zu wissen, daß dieß Geschlecht zu Zeiten den Herrenstand geführt, und wegen seiner großen Güter sich in unterschiedliche Linien, Namen und Helme ausgetheilt, als die Hürnhaim von Rauchenhaus, von Hochholtingen, von Katzenstein, von Hochenhaus, von Elsenberg und andern mehr. Doch auf Turnieren und sonst bei mannlichen Thaten seind sie allweg ihres Stammes Ursprung zu einer Gedächtniß unter dem Namen Hürnhaim eingeritten, und war da die Zahl nit klein.

Mag drum niemand ohne ſonderbare Brief und Urkund unterſcheiden, von was Lini ein oberrer andebei denen Ritterſpielen geweſen ſei.

Wenn nun Rürner meldet: wie Hainrich von Hürnhaim im zwoten Turnier im Jahr 942 zur Helmſchau ſei verordnet worden, wie Friedrich von Herrn Geörgen von Grumbachs Hausfrau den Dank empfangen, wie Ernſt Grießwärtel geweſen, wie Hannſen zu Göln der andere Dank gegeben worden, Conrad zu Schweinfurt als ein Turniervogt zwiſchen die Seile verordnet ꝛc. und noch ſo vieler anderer Hürnhaime gedenkt, die all faſt mannlich gerennt und geſtochen, ſo laß ich das alles gelten, was es gilt. Doch ſeind noch viel Brief und Sigel vorhanden, die es dick bekunden, wie ſelbe die Turniere mit nichten verſeßen und in dem großen Ehrenſaal deutſcher Turnierer haben die von Hürnhaim werth, ihr Ehren baß gemehrt.

Derſelben Geſchichte im Schwabenlande die laß ich billich hier ungeſagt, obwohlen ſchön zu leſen wäre, wie Rudolf, dictus de Alto Castro das Kloſter Zimmern geſtiftet; welch ehrliche Züg Walther gethan und im Land Neapolis über 15 Fähnlein ein Obriſter geweſen; von Hartwig, einem Biſchofen in Augsburg, von Johannſen Probſt zu Ellwangen und von Eberhart dem Biſchofen in Eichſtädt, welch löbliche Fürſten ſie geweſen, und wie wohl ſie regiert; dann von denen vier Schweſtern von Hürnhaim aus der Lini Hochholtingen, als der Agnes von Lochinger, der Anna von Wöllwarth, der Bar-

bara von Bernhausen und der Maria von Welden, wie sie alle vier als Wittwen das Kloster Marienburg neu dotirt haben als angeborene Blutsfreundinnen der Gründerin dieses Klosters, St. Stillae, eines Grafen von Abenbergs Schwester.

Mögen solches andere, so nach mir kommen, erzählen, wollen wir jetzund anheben die Geschichte derer von Elsenberg.

Item so hat Conrad, ein Sohn Paulusen und einer Freiin von Haideckh, und ein Enkel von Herrn Hannsen vom Rauchenhaus bei der von Lichtenstein, sich verheirathet um das Jahr 1264 mit einer Gräfin von Türschenreuth, glaublich des Geschlechts der Grafen von Vohburg und im Egerland, und bei der zween Söhn erobert Conrad und Hainrich geheißen. Die haben nach ihres Vaters Tode Lehen und Güter, wie Namen und Helme unter sich vertheilt.

Hainrich, Ritter, ist mit seinem eheligen Gemahl Adelhaid von Hochenburg aller Elsenberge nächster Ahn geworden. Gab ihme Kaiser Ludwig darum Brief und Sigel, daß er sich ein Herr von Elsenberg nennen dürfe. Dieß geschah im Jahr 1330 und wird dabei der Ankunft vom alten Ritter Radibolt vom Frießenlande noch wohl gedacht.

Nun folget der Elſenberge Stammen und was mannliche Thaten ſie gethan.

Ein Degen alſo kühne, friſch, frey, gantz unverzeit,
ſein guts ſchwert gewalticklichen durch ſtachelringen ſchneid.
Nibelungen.

Herr Hainrich zog aus Schwaben über's Nordgau auf den Böhmer Wald, machte ſich feßhaft auf dem Hirſchſtein um das Jahr 1333. Stiftete gleich ſeinen Vorältern viel zum Kloſter Stock, ſo denen von Hürnhaim ſchuldig war, einen Mann aus ihrem Blute ſammt zwei Roßen und einem Knecht zu unterhalten ewiglich.

Sothanes Kloſter Stock, auf böhmiſch wie ich vermein Piwanka geheißen, liegt unweit der drei Höllen, war von Einſiedlerbrüdern nach der Regel St. Auguſtini bewohnt, und ſtund in Bruderſchaft mit dem Kloſter Schönthal, ſo ſchon in Bayern entzwiſchen Cham und Waldmünchen liegt.

Friedrich, Herrn Hainrichs Sohn, vermählte ſich um das Jahr 1382 mit Wernhers zu Seiboltſtorff's und Penteſilla von Fraunberg Tochter, Ottilia geheißen. Er beſuchte den Turnier in Regensburg und kaufte dazu einen Maiden von Marr Warter. Darüber ſind Brief und Quittung noch vorhanden, hangen daran zwei Inſigel von Gundelfingen und Waldeck. Gleichwohl iſt Herr Friedrich weder im Turnierbuch, noch bei derer Seiboltſtorffer Genealogia nit zu finden. Iſt aber eine ſichere Meldung. Er und ſeine Hausfrau haben ihr Gräbniß im Kloſter Stock genommen, liegen da unter einem

ſchönen Stein mit ihren und ihrer Aeltern Wappenſchilder, dann einem Seelgeräth, das iſt datirt vom Jahr 1422.

Ihr Sohn Hans war Pfalzgrafen Johannſen zu Neunburg vorm Wald Hofmeiſter und Vizthum, auch Pfleger zu Rötz. Der verlieh ihm den Sitz und das Dorf zur Höll, dazu den hohen Wildbann zu der Veſte Hirſchſtein als man zählt 1428 Jahr.

Item Hans war in den ungariſchen Kriegen über 200 Speerreiter Hauptmann geweſen, und hat er den Speer zu führen gewußt wundergleich. Dort in Ungarn auf einer freien Haide ritt Hans einsmal zu jagen ganz allein. Da aus einem Moos entſtiegen gähling wohl an die 20 Türken, bildeten um ihn einen Ring. Doch er nit faul, ließ ſeinen Speer ſo waidlich ſpielen, daß ein Muſelmann dem andern nach todwund dem Roß entfiel. Deß erfaßte die andern ein Grauſen, und wer nit gefallen jagte davon. Darob erfreute ſich Kaiſer Friedrich baß, gab ihm zum Angedenken die Erlaubniß, daß er die Kopi hinter ſeinem Wappen führen möge für und für. Deſſen gebrauchten ſich denn auch nit nur er, ſondern alle Elſenberge immerdar zu einer ſonderbaren Zier. Die Kopi aber will den Speer id est polniſche Lanze bedeuten, wie ſie damalen im Gebrauch aufgekommen war.

Aus dieſem Gnadenzeichen haben etliche Chroniſten eine neue Adelsverleihung machen wollen, und genannten Hannſen einen wilden Sohn von Grafen Friedrich von Egmond ſein laſſen, ſo aber alles eitel Irrthum iſt. Denn obſchon derzeit alle Herrn

von Hürnhaim mit ſothanem Grafen Egmond einen großen Vertrag aufgerichtet haben, ſo betraf der nur des Geſammt-Stammes uraltes Beſitzthum, und die ſogenannte Wappenbegabung war nur die Verbeſſerung mit dem Speer. Ihre der Elſenberge Ankunft zählte zu der Zeit ſchon gut ſeine 500 Jahr.

Dieß Hannſen Bruder war Wilhalm, ſo auch viel ehrliche Züg gethan. Ward zu Rom auf der Tiberbrucken vom Kaiſer zum Ritter geſchlagen, ſomit der beſten Ritter einer. Denn wie zu wiſſen, ſeind der Ritter viererlei: als erſtlich des heiligen Grabes die würdigſten, des finſtern Sterns die theuerſten, von der Tiberbrucken die beſten und letztlich die von den Schlachten die geſtrengſten. Item wann ein römiſcher König Leben verleiht ꝛc., ſo nennt man die die Ritter ohne Müh und ſeind das die fünften.

Da Wilhalm letztlich unter Johann Huniady's Fahnen ſchon wohl bei Jahren, aber noch als ein reiner Degen gegen die Türken focht, wurde er in einer Schlacht von einem vergiften Pfeil tödtlich verwundet. Sein Bruder führte ihn zwar noch haim zu, doch in Paſſau iſt er des Todes verblichen und im Kloſter Niedernburg begraben worden, als man zählt hat 1444 Jahr.

Ihrer beider Schweſter Benigna hat Wilhalm von Satzenhofen ehlich heimgeführt und ihr auf ſeine Veſte Peilſtein 900 Pfund Heller verſchrieben.

Um die Zeit lebte auch Urban von Elſenberg, weiß aber nit, weſſen Sohn oder Bruder. Der war ein gewaltiger Jäger

des Böheimer Walds; hat darum viel Spän gezogen, sonderlich mit dem Kloſter Stock, das er mit Einlager von Jägern und Hunden faſt beläſtigt. Hat aber viel Recht darein behauptet. Darob entſtund denn letztlich groſſe Feindſchaft. Den Mönch, der den Prior angeſtiftet, den fing er, band ihn auf einen Hirſchen und ließ ihn laufen. Da begunnen nun erſt recht des Kloſters Klagen. Doch die Spän wurden letztlich auch vertragen, und der Prior verhieß Futter und Mahl mit Maaßen.

Item weiter findet ſich gar Urban von Elſenberg als ein Prior des Kloſters Stock. Ob zween Urbani, oder der gemeldte bußfertig und ein Mönch geworden, iſt mir unwiſſend, credo quod idem est.

Friedrich von Elſenberg, des Hannſen Sohn, ſo er aus ſeinem Gemahl Bärbel, einer Tochter Stephens von Pertelshofen, Ritters, und einer Hoferin vom Lobenſtein, groß gezogen, war aus der guten alten Art geboren, doch an rieſiger Stärke hat er all ſeine Vorvordern weit überragt. So ſchlug er, da er kaum vogtbar geweſen, einen böhmiſchen Ritter, mit dem er in böſen Worten zuſammengeſtoßen, mit einem Fauſtſchlag zu Tode, und zwar mit ſolch einem Streich, daß der Helm ohne ander Werkzeug dem Todten mit vom Kopf zu bringen war. Der Helm mit ſeiner Duelen hat lange Zeit bei der Schwambergiſchen Gräbniß zum Gedächtniß aufgehangen mit einer Tafel, die das erzählt. Hat ſonſt viel ehrliche Züg gethan, aber auch der Fehden mehr dann gut. Zog auch mit 100 Reiſigen nach Ungarn, kriegt mit den Türken auf ſelbeigne

Fauſt. Damit viel gute Beut erobert, haben es die Ungarn wieder entgelten müſſen. Im Jahr 1442 hat er mit Bärbel, Herrn Jorg von Schönſtein und einer Zengerin von Tannſtein Tochter ſein Beilager gehalten. Damit vier Söhn und ein Tochter erobert, als Hainrich, Friedrich, Beer und Hans, dann Urſula, ſo einen Rotthafft von Weiſſenſtein zum Mann gehabt. Im J. 1465 wurde Herr Friedrich zu ſeinen Vätern verſammelt und bei ſeiner Vordern Gräbniß im Kloſter Stock eingeſenkt, ſeinen Söhnen der Irrungen und Fehden über ihre Macht zurücklaſſend.

Es ſeind auch folgende Reime von ihm in genanntem Kloſter zu finden, alſo lautend:

O. D. G. S. M.

Hie ligt herr Friderich
Im was krieg vnnd Friet glich.
An Stärck Er all Mann vberwandt,
Viel Ritter deß erfahren handt.
Arm vnnd Reich
Halff er willig gleich
Alß vor alten Tag
Die Welt noch guet Pflag.
Sein vordern die beſten
So weißen Ritter vnnd Veſten
Von Hirnhaim aus Schwaben Berg
Daß Bluet heißt auch Elſenberg.
Merckt! ſye vnns dick haben
Geraicht Ire Gaben
So mannichweiß verſchaffen
Daß Layen vnnd Pfaffen

Seyt deß in lieb vnnd Nothe
Für sye bittende zue Gotte
All dieſe Heldenkündt
Hie begraben ſünd
Gott hat sye beglaidt
In die Seeligkait
Der helff vns All ſamben
Jezt ſprechen Wür Amen.

Nun folgt erſtlich Herrn Friedrichs anderer Sohn, auch Friedrich geheißen, und was der für böſe Händel angerichtet, und wie er letztlich gar enthauptet worden, eine blutige Mär.

Schön Ulrich was ſiehſt du ſo verſtört?
Was haſt du gemacht mit deinem blanken Schwert?
Es ſieht ja aus, als ob es blutig wär.
Ei ſollte mein Schwert nicht blutig ſein!
Ich erſtach ein Turtel-Täubelein!
— — — —
Roth-Aennchen ward in's Grab gelegt;
Schön Ulrich ward auf's Rad gelegt;
Roth-Aennchen klungen die Glocken fein;
Schön Ulrich fraßen die Raben ſein Gebein.

Altes Lied.

Friedrich, des alten Friedrichs anderer Sohn, ſaß zu Eglerſee, einem Schloß bei Neuburg vorm Walde, ſo heutzutage nurmehr noch eine Einöde. War vermählt mit Engela Lungin.

Dieß Geſchlechtes rechter Name iſt Diethoch geweſen, deren einer von ſeinem gewöhnlichen Sprichwort „Poz Lung“ dieſen Namen bekommen, der dann ihm und ſeinen Nachkommen geblieben, wie das bei andern mehr zu ſehen. Sind gute

alte Leut geweſen, edel, ritter- und ſtiftsbürtig, doch ſchon vorlang abgeſtorben.

Dieſer Friedrich hatte ſeines Vaters Gebar und Luſt an kriegeriſchem Weſen. War aber ſonſt ein wilder jachzorniger Mann, verkehrte ſeiner edlen Vordern ritterliche Thaten zu böſem blutigem Thun. Vergriff ſich gar an ſeinem eignen Blute und ſchlug eines ſeiner Kinder mit dem Streithammer zu tode. Darob kam er mit ſeinem Landesherrn in böſe Händel und zog ihm Pfalzgraf Friedrich Eglerſee ein. Seine beiden Kinder Hans und Regina und wie ich vermein auch deren Mutter liegen im Kloſter Schönthal begraben.

Je länger je mehr verfeindet er ſich aller Orten, legt ſich zum Ueberdruß noch auf die Reiterei und zog da der Spän noch mehr. Schlug ſich in Waldmünchen mit andern von Adel in dem Wirthshaus, da er ſeine Einkehr genommen, bezechterweis und da der Stadthauptmann deß mit ſeinen Knechten wehren wollte, rannte er dem ſeinen Degen durch den Leib, daß er auf Ort und Stelle elendiglich umgekommen ohne Beicht und Abſolution. Darüber ward ihm vom Pfalzgrafen das Land verboten. Nun trieb er aber um die Zeit Buhlſchaft mit eines Müllers Tochter, gar einer wonniglichen Maid. Wollte von ihr nit laſſen, kam heimlich und offentlich faſt viel zur Mühl, truzte jeglichem Verbot des Landes. Weilen er aber männiglich geſchiehen und geſürchtet, wollt ihn kein Richter greifen; druckten die lieber beede Augen zu, dann eines und ſahen ihn nit.

Nun war aber von Waldmünchen ein Burgerſohn, ein kecker Kerl, der hatte ſchon lang bevor auf dieſelb Maid auch ſeine Luſt gerichtet, und weiß ich nit, war die Dirn ein falſches Blut und trieb ihr Kurzweil mit beiden — kurz, daß ich es mit wenig Worten ſage: der Ritter traf die Beiden, ſeine Buhle und den Burgerſohn zu einer böſen Stunde bei einander, und wie er ein wilder, unbeſinnter Mann geweſen, drang er auch gleich mit ſeinem Schwerte auf ſie ein. Der Andere währte ſich kräftiglich, kunt aber des Ritters gewaltigen Streichen nit lang widerſtehen, erlag in ſeinem Blute, und da vom Zorn übermannt erſtach Herr Friedrich auch die Dirn.

Sagte ſeine Freundſchaft, er ſei ſchon faſt lange nimmer wohl beſinnt, wollte damit die Sache verdecken, kann auch ſein, daß deme ſo war. Doch der Pfalzgraf wollte davon nichts hören, vermeinte er ſeie ſchon zu lange ein gnädiger Herr geweſen, wollt jetzt einmal die rauhe Seite herauskehren. Ließ deshalb auf ihn ſtreifen, ſchaffte auch ſcharfe Reiſige dazu, die deß kein Scheu hätten. Da in einem Holze nächſt den drei Höllen warden ſie endlich Herrn Friedrichs gefärig. Hatte etliche Spießgeſellen bei ſich, die wehrten ſich allſammt, daß viel des Blutes floß, mußten aber endlich der Uebermacht ſich ergeben. Da wurden ſie denn nach Amberg geführt und ihnen dort das Urtheil geſprochen. Darob beſchwerte ſich ſeine Freundſchaft, ſagte das Holz, darinnen er gefangen worden, ſei nimmer auf pfalzgräfiſchem Gebiete gelegen und das mochte wohl ſein. Doch der Pfalzgraf kehrte ſich daran nit, meinte

der Vogel ſei jetzund einmal gefangen, ſo möge er denn auch hangen. So ward Herr Friedrich denn auf dem Markt in Amberg enthauptet, recht zu ſeiner edlen Abkunft ein Schimpf und Unehr. Sicut vixit, ita morixit!

Wie Beer und Hans von Eiſenberg ihres Vaters Fehden fortſetzen und wer ihre Helfer geweſen und wer ihre abgeſagten Feinde, und was da für Schlachten geſchlagen wurden.

— — — — —: Da wurde bald geſtritten.
Mit Raub und mit Brande verheerten ſie das Land,
Daß bald den Fürſten beiden ward Noth und Sorge bekannt.

Nibelungen.

Beer und Hans des alten Friedrichs jüngere Söhne ſaßen beide auf dem Hirſchſteine. Waren ebenfalls verheirathet; Beer glaublich mit Agnes Zengerin von Zangenſtein und Hans mit Sigaun Freiin von Staffel. Von ihrer Väter Art geboren, ſetzten ſie ihres Vaters Fehden mannhaft fort.

Waren dabei ihre Helfer die Rotthafft von Weiſſenſtein, die von Redwitz, die Wallenfelſer, die Schönſteiner, die Sazenhofer und die Wildenſteiner.

Ihre abgeſagte Feind aber waren die von Dieſkaw, von Eiſenberg, von Plaſſenberg, die Rabenſteiner, die von Wirsperg und von Zabitz.

Gleich im Jahr 1465, da der alte Herr Friedrich geſtorben war, hat Jäckel von Rabenſtein den großen Thurm der Veſte Hirſchſtein mit Liſt erobert. Der iſt hernach an

Heinz von Guttenſtein, dann an die von Schaumberg kommen, haben die ihn noch inngehabt im J. 1471.

Doch im ſelben Jahr den 5. Tag des Weinmonates ſind beide Brüder ſammt ihren Helfern mit 50 Helmen wider das Geſchlecht von Eiſenberg und andere feindlich ausgezogen, trafen bei Saalfelden zuſammen und hub da an ein blutiger Stritt. Die von Elſenberg ſiegten ob, und blieben da todt bei 45 edle Ritter und Knecht.

Franz von Eiſenberg, zugenannt der Böſe, blieb auch todt, Jäckel von Rabenſtein ertrank in der Saale, ſein Sohn und Michel von Dieſkaw entflohen, Veit von Zabitz, Ott von Plaſſenberg und ein anderer Rabenſteiner wurden gefangen auf den Hirſchſtein geführt.

Auf der Elſenberg Seiten iſt geblieben Hans Rotthafft, ein Redwitz, zwei Wallenfelſer und andere mehr. Seind auf der Wahlſtatt bei einer alten Marterſaulen, darauf St. Märten geraſtet alle ſammtwander begraben worden. Gnad ihnen Gott.

Im J. 1472 haben beide Brüder von Elſenberg ihren Thurm wieder inn gehabt.

Um dieſe Zeit verſchrieb ſich Hans von Elſenberg an Hainrich von Guttenſtein ihm mit 10 Helmen 2 Jahr lang gewärtig zu ſein, doch mit Ausnahme Pfalzgrafen Sigmunds und des Königs in Böhmen und all deren Helfern und Helfershelfern.

Die Feindſchaft mit dem König war aber ſo:

Beide Brüder hatten ihr Schloß Hirſchſtein um beſſern Schutzes gegen den Pfalzgrafen willen dem König Jorſi zu

Lehen aufgetragen. Das wollte Pfalzgraf Friedrich nit leiden, gab vor, die Hürnhaim, welche man auch nennt von Elsenberg hätten all ihre Güter von seinen Vorfahren, den alten Pfalzgrafen, langvor zu Lehen empfangen. Dem widerstanden aber Beer und Hans, bestunden dem Pfalzgrafen auf den Hirschstein kein Recht. Sagten Pfalzgraf Johann hätte zwar ihrem Ahnherrn das Dorf zur Höll und den hohen Wildbann zum Hirschstein, aber mit nichten die Veste selbst verliehen.

Da schickte Pfalzgraf Friedrich viel Volk und Reisige, die sollten die Veste Hirschstein und das Raubhaus Dieskaw bezwingen; aber sie wurden abgetrieben und heimgeschickt.

Hatten sich die von Elsenberg mit ihren eigenen Leuten so baß gewehrt; der König von Böhmen aber, dem sie doch zu ihrem Schutz den Hirschstein aufgetragen, ließ sie ohne Hülfe. Deß beschwerte sich Hans bei Kaiser Friedrich, klagte wie ihn Jorst Podiebrad verführt und dann verlassen, und trug dann Allen zum Trutz dem Kaiser die Veste zu Lehen auf. Da versprach der Kaiser Hülfe und sandte welche. Da rührte sich kein Feind.

Weilen aber der Palzgraf den Dieskaw der Reiterei beschuldigt und sein Schloß ein Raubhaus genannt und berennen lassen, so schloß Hans von Dieskaw und seine Helfer mit denen von Elsenberg Fried, und machte mit ihnen ein Bündnis wider den Pfalzgrafen. Das war zum größern Unheil ein Ursach.

Denn Pfalzgraf Friedrich wird das Alles bald inn, und schickt vor das Schloß Dieskaw ein Heer. Das eroberte end-

lich durch Verrätherei dieſe Veſte. Da ward viel Volk erwürgt, noch andere gefangen, doch die beſten Ritter entrannen auf den Hirſchſtein. Denen eilt das pfalzgräfiſch Volk eifrig nach, wollten auch dieß Schloß beſteigen, mußten aber wegen mannlicher Gegenwehr unverrichteter abziehen.

All das war Feuer auf dem Dach für alleſammt: ward ein Theil verboßter auf den anderen denn je. Ritten nun die verbundenen Edelleute in des Pfalzgrafen und ſeiner Helfer Lande, ſchädigten mit Raub und Brand männiglich; hätten beinahe den Fürſten ſelbſt auf einer Jagd gefangen, wäre deß nit ein Hirte untergekommen. Maßen der Biſchof von Bamberg auf des Pfalzgrafen Seite war, fingen ſie auch viel Mönch und Pfaffen, gingen nit ſäuberlich mit ihnen um. Deßhalb wurden ſie auch beſchuldigt denen Ketzern in Böhmen anzuhängen, doch laß ich das bei ſeinen Würden. Waren Michel von Roſenberg und Arnold neben drei Brüdern von Dieſkaw die Hauptleute im Bund. Da die Fürſten Boten ſchickten, zwangen ſie die die Briefe zu freſſen und andere Stücklein mehr. Doch ehe ein Volk wider ſie aufkam, waren ſie allzeit wieder auf ihren Veſten in ſicherem Gewahrſam.

Für die von Elſenberg war jeglich gefährlich Wagniß nur ein fröhlich Waidwerk, das war ihnen angeboren von eh zu eh. Dergeſtalt war auch Beer von Elſenberg ein mannlicher Ritter und guter Renner und Stecher. Der ritt alleinig in Bamberg ein in des Biſchofs Hof, erſtach da vor allem Hofgeſind den Hofmeiſter und ſchleppte den Kanzler hoch zu Roß

mit Gewalt heraus vor die Stadt, wo seine Gesellen harrten und ihn weiter brachten. Ließ ihnen der Bischof nacheilen, verlor aber darüber noch bei zwanzig Mann. Zuletzt erlöst er den Kanzler aus dem Hirschstein um eine fast hohe Summe Gelds, verschwor sich theuer dem Pfalzgrafen wider sie nimmer zu helfen, käme auch was der well. Hätte genug erfahren, und mehr denn ihm lieb.

Das erbitterte den Pfalzgrafen noch mehr und ließ er ob diesem Reiterstückl denen von Elsenberg alle Güter, die sie in der Pfalz hatten, einziehen, das Schloß Höll verbrennen, beide Brüder sammt ihren Nachkommen mit ihren Namen und Stammen ächten, auch letztlich ihre Leiber vogelfrei machen. Der Haß war so groß, daß der Fürst ihr Gedächtniß, hin und wieder ja gar in Klöstern die aufgehängten Schild und Helm sammt den Grabsteinen und Schriften abreißen und vertilgen ließ.

Im J. 1476 da die Turniervögte der vier Lande den 28. Turnier nach Würzburg ausschrieben, begehrte der Fürst, daß sie beide von Hürnhaim genannt Elsenberg und Andere mehr als Aechter und Verbannte bei dem Ritterspiel nit zulassen, sondern wie meineidige Friedensstörer durch den Ehrenhold offentlich verrufen lassen sollten.

Doch dasselbe Jahr im Dezember starb der Pfalzgraf und sein Begehren ist, wie es scheint, nit vollzogen worden. Werden die von Elsenberg sich der Anklag wohl entbrestet haben, denn beide Brüder Beer und Hans haben unter dem

Univ.
München

Namen Hürnhaim im 31. Turnier zu Stuttgart in der löblichen Gesellschaft vom Leitbracken und Kranz turniert am Mittwoch nach der heil. drei König Tag da man zählt hat 1484 Jahr.

Und sollte dieß das letzte Turnier sein, so die von Elsenberg besucht! Denn so fein sich die heil. drei Könige angelassen und wie wacker die zween Brüder da noch gerannt und gestochen, eine so blutige Weihnacht ist noch selben Jahres gefolgt, was wie folgt zu lesen ist.

Wie in der heil. Christnacht des 1484 Jahrs die alte Veste Hirschstein unverhofft verwüstet und das alte ehrliche Geschlecht Hürnhaim in der Lini Elsenberg äußerst verderbt, an Freiheiten beraubt und erarmt, ja beinahe mit Nam und Stamm ausgerottet worden. Gar kläglich zu lesen.

Der Jammer allenthalben zu solchem Maße schwoll,
Daß von dem Weherufe Palast und Thurm erscholl.
Da vernahm es auch ein Berner aus Dietrichens Bann:
Der schweren Botschaft willen, wie kam er eilig heran!
Nibelungen.

Nachdem Pfalzgraf Friedrich, auch der Siegreiche geheissen, gestorben, folgte ihm in der rheinischen Kur wie in der Regierung der obern Pfalz sein Mündel Pfalzgraf Philipps, auch der Aufrichtige genannt, nach. Gingen ihn etliche von Adel, als Wallenfelser, Schönstein, Notthafft und Satzenhofer auch Wildensteiner bittlich an, er solle ihrer Blutsfreunde Unschuld ansehen, die Acht abthun und ihnen die eingezogenen Güter sammt der Landshuld wieder geben.

Waren die Pfalzgräfiſchen Räthe ſtark dawider, hätten denen von Elſenberg lieber ihr ander Theil auch noch genommen, maſſen der Diener Gier allzeit noch über die ihrer Herren geht.

Nach viel Handlung kam es endlich zu einem Stillſtand und der Fürſt ließ das von ſeiner Regierung abermals abgeſchickte Volk zurückfordern. Das ward aber nur zu einer Liſt vom Hauptmann befolgt. Doch die Belagerten trauten auf deutſchen Glauben und beſuchten in der heil. Chriſtnacht das Kloſter Stock. Als ſie wieder nach Hauſe zogen, liefen vom Pfalzgräfiſchen Heer wohl an die hundert gerüſteter Mann aus einem Hinterhalt hervor und ehe man die Thore zuſchlagen konnte, gleich mit ihnen in die Veſte ein. Die Burgmannen ſchrieen viel vergebens um deutſche Redlichkeit, wehrten ſich zuletzt mannlich — gefangen gab ſich Keiner. Endlich bekamen die Pfälziſchen nach ſchwerem Gefecht und erlittenem großen Schaden die Oberhand, erwürgten Jung und Alt, Weib und Kind. Ein Theil ſprang zu den Fenſtern hinaus, fiel über die hohen Felſen hinab zu Stückern.

Beer und Hans von Elſenberg mit ihren Frauen und armen kleinen Kindern waren allſammt unter den Erſchlagenen, und nur ein klein Söhnlein von Herrn Hanſen entkam wundergleich.

Das Schloß ward geplündert, verbrannt, gebrochen und geſchleift bis auf wenig ſtarke Mauern, ſo auf heutigen Tag noch über den Wald hervorragen. Wenn man von Wald-

münchen über das Mauthhaus nach Münchsdorf in Böhmen reist, sieht man rechts auf hohem Berge noch das Gemäuer vom Hirschstein.

Also ist im J. 1484 in der heil. Christnacht die alte Veste Hirschstein, so Herr Radibolt von Egmondt vor mehr denn 700 Jahren stattlich erbaut, unverhofft verwüstet, und das alte, ehrliche Geschlecht von Elsenberg äußerst verderbt, an Freiheiten beraubt und erarmt, ja beinahe mit Nam und Stamm ausgerottet worden.

Was sich nun nach Zerstörung der Veste Hirschstein weiter begeben, und wie der von Wirsperg als der Rädelsführer abgelohnet worden.

Der Hauptmann wider den Fritschen sprach:
Fritsche gib du dich gefangen!

Altes Lied.

Heinrich Wallenfelser und die andern Verbündeten überkam ob dem gräulichen Untergang ihrer Blutsfreunde, so den Worten getraut, ein tiefes Herzeleid, und klagten sie erbärmlich über gebrochenen Glauben. Doch der Pfalzgraf sagte, es wäre ihm unwissend geschehen. Da forderte der Wallenfelser, dem Nachts die beiden Elsenberg mit ihrem Kunne in Blut und jämmerlicher Gestalt erschienen und zu grimmer Rache aufforderten, den schändlichen Rädelsführer der Rotte, so wider alle alte deutsche Redlichkeit den Hirschstein erstiegen und das gräulich Blutbad angestiftet, vor das offene Gericht.

Das war aber der pfalzgräfisch Hauptmann von Wirsberg, und da wollte kein Richter beißen.

Es kam auch aus Schwaben zu ihnen Herr Hans von Hürnhaim vom Rauchenhaus, klagte mit ihnen um seines guten Stammen viel vergossenes Blut. Der wollte des Hansen von Elsenberg einzig übrig gebliebenes Degenkind, auf dem derzeit allein das alt Geschlecht Elsenberg stund, und so Peter geheißen war, mit zu sich nach Schwaben auf das Rauchenhaus nehmen, sollte sein rechter Erbe sein. Doch das litt des Kindleins Gehab der Wallenfelser nit, vermeinend, daß durch das Kindlein wieder hereingebracht werden könne, was schon verloren war.

Item der Wallenfelser erhielt letztlich nach schweren Mühen und auf Markgrafen Friedrichs sonderbare Vermittlung, daß der Pfalzgraf dem Kindlein für alle Schäden, so Aeltern und Oheime erleiden gemußt, nichts dann ein wenig Grundstücke in der Höll, doch ohne Gericht und vorige Freiheit wiedergab, und sich noch sonderlich bevorhielt, daß weder der gebrochen Burgstall auf dem Hirschstein, noch der Sitz zur Höll mehr aufgebaut werden dürfe. Da hieß es freilich: quo justior! wer Gewalt hat, hat Recht.

Doch der Wirsperger begnügte sich selbst da noch nit, gab keinen Fried und beschädigt mit einer angehängten Rott des Peter Elsenbergers armes Vermögen auf's Neue. Mit ihm in engem Bunde waren auch zwei Höchenkircher, Brüder Kaspar und Bendir zum Aichpichl. Die hatten auch mit den

Hirschstein erstiegen, und sengten und brennten nun wiederum in der Höll, was ihnen unterkam.

Als dem Wallenfelser solch böse Zeitung kam, eilt er mit Hans Rotthafft, Wilhelm Schönstein, zween Wildensteinern und andern mehr nach, ereilt sie und warf sie auf dem Ritt nieder. Doch kamen sie wieder auf und nach Eger hinein. Drangen die Andern mit ein in den Ort und das Wirthshaus, darein sich die Rotte geflüchtet und nun hub an ein blutiger Kampf. Heinz von Wallenfels ersah den von Wirsperg seines und des elsenbergischen Hauses abgesagten Feind, der sich wie noch drei Teufel wehrte. Da drang der Wallenfelser heftiglich auf ihn ein und mit den Worten „fahr zur Hölle wildes Kunter" stach er ihn auf des Wirthes Zechtisch nieder, daß seines guten Schwertes rothes Eisen noch tief im Holze saß. Da wurden noch viel Andere zusammengehauen, blutrünstig waren Alle und baß beschädigt Viele. Die zwei Höchenkircher aber mußten sich auf Gnad und Ungnad ergeben.

Die Sach ginge ihnen an den Hals, doch auf Herzog Sigmunds sonderbare Vorbitt wurden sie gegen eine geschworne Urfehd der Fangniß wieder erledigt. Dieser Urfehdbrief mit vier anhangenden Sigeln ist datirt vom J. 1498.

Die Mönch haben allzeit geschrieben Peters Mutter sei nit eine von Staffel, sondern des Wallenfelsers Schwester geweßt. Sei dem wie ihm wolle: die Wallenfelser haben viel bei denen von Elsenberg zugesetzt.

Wie der alte Herr Hans von Rauchenhaus ſein Vetterlein zu einem Erben einſetzen wollt, und wie der römiſch König Maximilian darüber Brief und Siegel gibt, und was darinnen ſteht, auch was die von Katzenſtein dawider geſprochen und gethan.

Rechten iſt bös, wo Gewalt Richter iſt.

Altes Sprichwort.

Hans von Hürnhaim aus Schwaben, nahm ſich, wie ſchon erzählt, ſeiner Blutsfreunde der Elſenberger im Leben wie im Sterben mannlich an. Stiftet mit ſeiner Schweſter im Kloſter Stock ein ewiges Seelgeräth zum Heil ſeiner ermordeten Vettern und deren ganzem Kunne, gab dazu her fünfhundert Gulden im Jahr da man zählt 1505.

Weiters klagt Herr Hans, der letzte Mann vom Rauchenhaus vor dem römiſchen König Maximilian wider den Pfalzgrafen, daß er dem Peter Elſenberger gerecht werden möge. Wollte auch dieſen Peter, ſein Vetterlein, zum Erben ſeiner Güter machen, bat darum, daß der König ſeinen letzten Willen beſtättigen, und die Hürnhaim von Katzenſtein, die ein ſolches nit leiden wollten, abweiſen möge. Ein ſolches geſchah mit folgendem Brief:

„Wür Maximilian Von Gottes Genaden, erwöhlter Römiſcher Kaiſer, zue allen Zeyten mehrer deß reichs, zue Hungarn, Talmatien, Croatien ꝛc. Khönig, Erzherzog zue Oeſterreich, Hörzog zue Burgundt, zue Lotering, zue Brabant, zue Steuer, zue Kärnten, zue Crain, zue Limburg, zue Geltern, Lanntgrau im Elſaß, Fürſt zue Schwaben, Pfalzgraff zue

Habſpurg, vnnd zue Höninngen, gefürſter Graff zue Burgundt, zue Flandern, zue Tyrol, zue Gráz, Marggraff des römiſchen Reichs zue Burgaw, herr zue Frießlannt, auf den Windiſchen Mark, zue Mecheln, zue Portenaw, vnnd zu Salems ꝛc. Bekennen offentlich mit dieſem Brüeff vnnd thun khundt aller Männiglich, daß vor Vnuß vnnd Vnnſern Rhäten erſchienen ſeind, Vnnſere getreuliebe, Hans von Hirnheim genannt Rauchenhauß eines thailß, auch Herdegen vnnd Walter vnnd Ber auch Hans alle von Hirnheim genannt Katzenſtein andern thailß, von wegen: ſtritt vnnd Irrung ſey beyderſeiths in den Linien Jres Geſchlechts wegen wappen, Schilt vnnd helm, vnnd wegen Lehen vnnd Erbſchafft erhebt. Verhelt ſich darumb vnnd alſo: Hans von Hirnheim der lezt der Liny Rauchenhauß iſt vor 4 jahren mit grüntlicher anzaigung vor Vnnß khommen vnd hat clagend bericht, wie Pfalzgraf Früderich dem hanſen vnnd Ber von hirnheim genannt Elſenberg, die vf der Vöſten hirſchStain geſeſſen vnnd ſeines Geſchlechts waren, an all Recht mit krüeg überfallen, zwungen, verprennt vnnd Irer freyheiten vnſchuldig entſezt, vnnd darauf leztlich Pfalzgraue Philipp die alt Veſten, welch- herr Radtpo!dt von Eggmonndt vor Sibenhundert jahren gebaut, vnnd auf das geſchlecht der hürnheimer vnnd Rotthafft, die von ihme entſproſſen ſind, gewiedmet hat, ganz zerſtört, zerriſſen, die bayden Ritter, ſampt viel andern Adl ermort, vnnd alſo die Liny außer ein Knaben Peter genannt ganz ausgerottet haben.

Batte Vnß ſein iungen Vettern Haund zu haben, be-

gehrt Jhn vber Güetter, Lehen, wappen, Schilt vnnd helm vnnd Namb vor ſein rechten Erben einzuſetzen, diß hann Wür ihm gnediglich beſtettet in einem brief. Darauf ſind die andern von hirnheim, der Lini Katzenſtein ſtark darwider, vnnd geben für, daß die von Elſenberg wider die Pfalzgrauen an Vrſach muetwillige pheda geführt, mit andern Raubhäuſern ſich verbunden, die Länndter beſchädigt, vnnd wider Recht gehanndelt, vnnd alle verträge, die Sye vom geſchlecht gehabt, gebrochen hatten; wollten Sye nimmer vor Freundt erkhennen, dann ſye auch ains andern helms, auch lengſt nimmer von hirnhaim genennt werden wollten, ſye viel weniger einer Erbſchafft zuelaſſen. Auf dieſe vnndt viel andere Gegenred, die ſye baiderſeyths gehabt, So haben ſye vor Vnß alle gewilligt vnnd gelobt, was Wür zwiſchen Jhnen werden ſprechen, Daß ſye vnnd alle ihre Erben vnnd Nachkhommen ſolches alles Veſt vnnd Ewiglich halten wöllen, bey ihren Aiden ohne Gevehrte, darauff haben wür ſye gegen einander verhört, Jre alte Vralte brieffs vnnd Vrkundten geſehen, vnnd alſo lauter vnnd clar erfundten, daß ſye alle vor alters auf einem bluet geboren, auch ains geſchlecht, Namen vnndt Stammen ſeind, vnnd etlich linien, vnnd etlich Schildt vnndt Clainott gehabt haben.

Alſo ſprechen vnndt erkhennen Wür hirauff auß wahrem grundt vnnd Recht, vnnd ſagen wahrhafft bey Vnſerer Kayſerlichen Hochheit vnnd macht, daß wür aus Jren alten beſigleten Brüeffen geſehen, wie Conradt von Hirnhaimb vnndt

Hainrich der Erſt von Elſenberg zween leibliche Brüeder, zwey Söhn ains aigenen Vatters vnnd aus Liny Rauchenhauß geweſt ſeind, vnnd daſ ſye allſambt von einem Geſchlecht herkhommen, vnnd darunder alle Rittermäßig, vnnd des Reichs alte turnierer ſeynd. Wür ſprechen auch daß Hans von Hirnhaimb genannt Rauchenhauß Recht vnnd Fueg habe, ſein Vettern Peter von Elſenberg, der nun mannbar wird, vor ſein rechten ſchwertmagen vnnd Erben einzueſezen, alſo daß Ihme ſeine helm, Lehen vnnd Wappen, welches Ihm ohne daß, wie der Namb gebührt; ſampt dem, was Er aus ſeiner haab, ihme bedingt vnndt vermaint, — alles ohne widerredt bleiben ſoll. Entgegen der Herdegen, der Walter, der Ber vnd hanſ von hirnheimb genannt Katzenſtein ſollen die andere Lehen verliehen, auch die helmlehen vnndt andere Lehen, die von Katzenſtein her ſeind, für ſich allein behalten, darzue die Güetter Kazenſtein vnnd Hochenhauß, vnnd was von Kazenſtein herkhombt. Vnndt obſchon etwas in des hanſen der liny Rauchenhauß gewalt oder händndt davon kommen wäre, das ſoll ihn denen von Katzenſtein zueſtehen vnnd Erblich volgen. Alſo ſeynd ſye allerſeyts mit Recht entſchaidten, vnnd bey Verhüetung vnſer ſchweren Ungnad, auch bey Iren Aiden, vnnd hochheit gericht vnnd geſprochen haben zwiſchen Ihnen ganz Vnß vnuerbrochen vnnd ewiglich zue halten ſchuldig. All Vnſere vnnd des Reichs hohe vnndt nidere Ständt, Churfürſten, Fürſten, geiſt- vnnd weltlich, ſollen dem thail, ſo Unrecht geſchieht bey dem Spruch helffen, ſchüzen. Zue mehr Vrkhund geben

Wür Jhnen zween brieffe, laut einer wie der ander, beſiglet mit Vnnſer nanhangenden clain Inſigel, geben zue Gengenbach an 8. Aprillen nach Chriſti Geburt 1511, Vnſer Reiche des Römiſchen im 26ten, des hungariſchen im 21igiſten.“

Maximilian.

Da nun alle Irrungen, wie gehört, verglichen, hat Hans von Hürnhaim, genannt Rauchenhaus, ſeinen Vettern von Katzenſtein ihren Theil noch bei Leben ausgezeigt; auch bald einen vertrauten Mann, der ſeinen Vetter Peter abhohlen ſollte, fortgeſchickt. Das alles verhinderten aber die von Katzenſtein auf dem Weg mit Liſt. Entzwiſchen ſtarb unverſehens der gut alt Herr Hans, der ainig und letzt von Rauchenhaus. Da rißen die von Katzenſtein eilig alles an ſich.

Wie Peter von Elſenberg nun gar verlaſſen war, und wie er ein Burger ward, und was ſich da weiter begeben, womit unſere Geſchichte ſich ſchließt.

Mußt manicher ſchon leiden,
Was er nit hat verſchuldt;
Ich weiß ein ſchönes Kräutlein,
Das heißet die Geduld.

Altes Lied.

Während dem ſaß Peter von Elſenberg im Kloſter Stock auf ſeiner Pfründ. War nun gar verlaſſen. Seiner Blutsfreunde war ein Theil geſtorben, ein Theil ſelbeigen übel daran. Deß erſah ſich das Kloſter zu ſeinem Vortheil, und

bequeme Zeit ſich der lang getragenen Laſten, ſo das alt ehrlich Geſchlecht von Elſenberg von vielen hundert Jahren her zu verlangen hatte, dermalen zu entledigen. Beredeten deshalb die Mönch den Peter, daß er von ſeiner Pfründ im Kloſter weg nachher Waldmünchen zog. Nahm da die wenig Grundſtück, ſo Pfalzgraf Philipps wieder hergegeben, zu Handen, beheirath ſich erſtlich zu einer Burgerswittib und lebt wie ein Burger.

Kam dadurch und mit fleißigem Aufſehen auf ſeine geringen Güter wieder zu Mitteln und, da ſeine Frau geſtorben, verehligt er ſich zum andernmal mit einer von Adel, die ſeinen alten Stammen fortſetzen helfen ſollte. Das war Elſpeth, des Märten Leuprechtingers zu Leuprechting, fürſtlichen Kaſtners in Dingolfing, und deſſen zwoter Konfrau Feliz von Pelkhoven Tochter. Erzeugt auch mit ihr drei Kinder, und ſtarb darnach in Waldmünchen ao. 1553 ſeines Alters 72 Jahr. Sie lebt noch lang darauf zu Nezlbach in der Pfalz, ſtarb da i. J. 1574.

Wolf von Elſenberg, des Peters Sohn, von der von Leuprechting geboren, baute wieder nächſt dem verwüſteten Schloß Hirſchſtein an der Schwarzach drei neue Eiſenhammer mit ihren Feldern, Wieſmadern, Häuſern, Mühlen und ſchönen Fiſchteichen: die ober-, mitter- und unter Höll genannt. Die Pfalzgrafen wehrten, daß er ſo wenig als ſein Vater nach voriger Gerechtigkeit ſtreben könne. War ſonſt ein anſehnlicher Mann guten Vermögens, um das J. 1560 Burgermeiſter in Waldmünchen. Er hat ſich zweimal verehligt; erſtlich mit

Margareth von Zandt, so ihr Heirathgut auf dem Schloß Zandt liegen gehabt, und andertens mit Margaretha Schweizer. Waren von der ersten Frauen geboren Bastian, Endres und Geörg von Elsenberg, dann deren Schwester Margareth, so später einen von Wurmb zu Waltramhausen geheirathet hat. Von der zweiten Frau war geboren nur ein Sohn, Geörg Peter geheißen, und wurde der bereits lutherisch getauft.

Soviel von dem guten, alten und ehrlichen Geschlecht von Elsenberg des Stamms von Hürnhaim, für das jetzt in seiner Geschichte nur eine Lücke geblieben, die in der Geschichte seiner Heimath, welche auf hohes Machtgebot heute lutherisch, morgen kalvinisch und dann wieder katholisch werden gemußt, deren Adel und Burger deshalb verfolgt, geächtet und ihre Güter eingezogen wurden, seine Erklärung überdiemaßen findet. Wie solchen Drangsalen der dreißigjährig Krieg gefolgt und wie der, was noch vorhanden, vollends zu Grund gerichtet, ist männiglich bekannt.

Aber die von Elsenberg, die, wie es scheint auf Kaiser Marens Brief hin, wenn auch erst später sich wieder des Stamm-Namens von Hürnhaim zum Rauchenhaus bedient und ihrer Linie zum Gedächtniß den Hirschstein hinzugefügt, auch den Elsenbergischen Helm und Speer beibehalten haben, haben sich durch all die Drangsal, Krieg und Noth, ihrer Vorvordern den alten, guten Recken würdig, wacker durchgekämpft, in Bay-

ern schöne, rittermäßige Güter als Paumgarten, Peterskirchen, Asenham u. a. m. erworben und noch Ausgangs des 17. Jahrhunderts mannlich geblüht.

Wollte mir die Anreihung ihrer Geschlechtsfolge bis dahin auch nicht glücken, so mag doch Herrn Heinrichs Freiherrn von Hürnhaim zum Rauchenhaus und Hirschstein eigenhändiger Brief an den Kurfürsten von Bayern hier noch folgen, auf daß er Zeugniß gebe, wie der gute Muth der alten, ritterlichen Degen auch in ihm, der letzten Enkel einem, noch kräftiglich inngewohnt.

Der Brief aber lautet:

Durchleichtigster Churfürst
gnedigster herr herr ꝛc. ꝛc.

Durch Ihro Excellenz von leibelfing ist iber mein vnterdenigstes, an Ihro Churfürstl. Drchl. iberschicktes memoriall, an allhiesigen Fürsten berichtet wortten, daß vor mich khein ander gnadt zu hoffen seye, als mit Ihro Churfüstl. Drchl. in Vngarn zu gehen, vnnd vmb ein gagi khriegsdienste anzunemben.

Ruhn verlange ich aber nichts anderst, der ich schon in Candia, WestPhallen, hollandt vnd Vngarn gedienet hab, alß biß auff den lezten bluetstroPfen mein löben in Ihro Churfürstl. Drchl. Diensten auffzusezen. Ein solches wäre für mich ja nur eine. lust. Weillen ich mich aber einen so Weitten Weg her mit der recommandation von der Madame la Dauphine biß nacher Wien, ganz vnd gar habe verzöret, Welche solcher

gſtalten in deme ich nichts habe außgericht mehrer zu meinem Verderben alſ auffnemben gelanget, auch ich vor jahr vnd tag nit ein heller von der Prinzeſſin Marianna von Württenberg zu hoffen habe.

Bitte ich Ihro Churfürſtl. Drchlt. vnterdenigſt ſich meiner alſ eines adelichen wohl meritirten Landtkhindts ſo vill zu erbarmen, mihr gnedigſt mit einem gnadten gelt beyzuſtehn, damitt ich möge nacher München khomben vnd mein Vorhaben in Vngarn Werkſtöllig machen, oder mihr an einen obriſten einen gnedigſten bevelch zu zuſchicken vnter waſ vor einem regiment vnd Wo ich mich einfindte ſollte.

Damit mir in meiner noth möge geholffen wertten, vnd ich auffs Wenigſt in etban der Recommendation der Madame la Dauphine genieſen möge, Welche Ihro Churfürſtl. Drchl. hoffentlich ſo vill conſideriren Wertten, das ich eintbeders möge Ihro Churfürſtl. Drchl. zu München oder Wien antreffen meine vnterdenigſte Dienſt zu Preſentiren, welche höchſte gnadt ich erwarte vnd mit vnterdenigſtem respect verbleibe

Ihro Churfürſtl. Drchl.

Bamberg den 14. May 1687.

Vnterdenigſter diner

Jo: heinrich Hr. von hirnhaim

zum Rauchenhauß vnd hirſchſtain.

Ihro Churfürſtl. Drchl. khinnen mir an meiner Monatſold laſſen abziegen, Waſ Ihro Churfürſtl. Drchl. zu meiner hinraiſ gnedigſt bevelchen anzuſchaffen.

Trautmann

Ludwig Schwanthalers Reliquien.

Drin guter Bericht zu finden von des Meisters Herkunft, Jugend und folgender Zeit, von dessen innerem und äußeren Wesen, auch Genossenschaften, nächst, von dessen Zeichnungen und Poesei, von der Burg Schwaneck und bis zu seinem Scheiden von hienieden — im Ganzen aber, wie deutsch ritterlich und romantisch er gemuthet war.

Für Alle, die des Meisters Namen ehren.

erzählt von

Franz Trautmann.

München, 1858.

Verlag Carl Merhoff's [illegible]

Druck von J. G. Weiß, Universitätsbuchdrucker.

Inhalt.

Von Meiſter Ludwigs Voreltern bis auf ihn herab.

Von Meiſter Ludwigs Ahnherrn Thomas und deſſen eigenem Wappen.

Von der Hampenau, von der Pärengenoſſenſchaft, von der alten und neuen, oder eigentlichen Hampenburg, und wie es Meiſter Ludwig und ſeine Geſellen darin hielten.

Wie ſich Meiſter Ludwig ſonſt im Leben verhielt.

Von Meiſter Ludwigs abſonderlichem Aberglauben und demſelbigen Diabolus oder Waldjack.

Von Meiſter Ludwigs romantiſchen Zeichnungen.

Von Meiſter Ludwigs Poeſei.

Burg Schwaneck.

Meiſter Ludwigs Ausgang.

Oft, wenn die Sonne gesunken ist, die Dämmerung darniederzieht und Alles mählig in mildem Dunkel ruht, leuchtet und lodert in der Ferne noch eine hohe Bergspitze hinaus in die Nacht.

Das fesselt Euer Auge rasch und für lange.

Dann denkt Ihr, wie ist es dort, was hüllt die Nacht ein, und wie ist wohl die Landschaft im hellen Glanz des Tages?

Da mag lustiges Mattengrün sein, Geselse und üppiger Baumwuchs, drin die Vögel zwitschern; Waldwasser und klangflüsternde Quellen rauschen oder rinnen herab, Pflanzen und Blumen

jeder Art wuchern um gesunkene Stämme, und an epheuumrauktem Gemäuer, drum alte Runde, wie im Zauberton einer Aeolsharfe summt, steht graues Gerüster mit ganz rauh knorrigtem Gewurzel.

Auch rührt und regt sich wohl Mancherlei.

Durch den duftigen Tann bricht ein stolzer Hirsch; zu höchst auf dem Geschroff setzt eine Gemse dahin oder steht schwindellos auf schmaler Felsplatte und badet sich in Höhenäther und Himmelsbläue; wieder unten an den Länden streicht voll Schalkheit ein Fuchs durch die Büsche am Hügelrain; noch weiter, der Ebene zu, da zeigt sich ein neckäppisches Häslein — und wieder oben im Hain, auf Waldlichten oder an den Steinhängen, ei wer weiß, ob da nicht Kobolde, Waldmänner, auch Nixen und Derlei mehr walten und weben — —

So ist's auch, wenn Ihr im einsinkenden Verdämmern des Alltäglichen eines Namens eingedenk werdet, den die Welt mit Preis nennt.

Solch ein Name leuchtet magisch herein und herab, wie das leuchtlodernde Feuer jener Bergspitze — und all' die Landschaft um den Berg selbst ist das nachtumflossene, entschwundene Leben des großen Mannes, in dessen Ursprung, Ernst und Frohes, Kühnes und Sanftes, in dessen Träume und in die schmuckloseste Wirklichkeit wohl Jeder einen Blick senden möchte.

Weil nun der Name Ludwig Schwanthaler für alle Zeit hellstrendig durch die Vergangenheit leuchtet, ist's Euch etwa genehm, und frommt wohl, wenn einige nähere Kunde ausgeht.

Denn so Ihr, weitaus in deutschen Landen, Werke Schwanthaler's erblickt — oder es sei zu München — Ihr schreitet hinaus, und es zuckt im Abendstrahl um das Haupt der Bavaria — da schaut Ihr dann mit so viel reicherem Empfinden hin, weil Ihr zu aller Bewunderung noch wißt, wie der Meister lebt' und webte, welcher berufen war, so Erhabenes und Schönes zu schaffen.

Was aber sein Künstlerherz betrifft, so kommt zu Tage,

was nur Wenige wußten, nehmlich wie deutsch ritterlich und romantisch es gemuthet war, während die meisten und bedeutendsten Werke Ludwig Schwanthalers eine ganz andere Welt des Empfindens — die antike — zu beweisen scheinen.

Ich kannte den Meister gar wohl.

Nehmt freundlich an, was Freundeshand Demselben zu frohem Andenken aufzeichnet.

Von Meiſter Ludwig's Voreltern bis auf ihn herab.

ir iſt's, als ſei es geſtern geweſen — aber es ſind ſchon zwölf Jahre verfloſſen, und ein milder Herbſt-Abend war es.

Da befand ich mich beim Meiſter Ludwig im Hausgärtlein, zunächſt der unteren Werkſtätte in der Lerchen- oder, wie ſie nun genannt wird, Schwanthaler-Straße.

Im beſagten Gärtlein ſchritten wir ab und zu, recht gemach — der Meiſter war ſchon lange leidend — und kamen im Geſpräch von Einem auf das Andere.

Dabei ließ ſich der Meiſter Ludwig in verſchiedener Weiſe an. Bald ſprach er ruhig, doch beſtimmt und körnig, bald farbig, bewegt, ja ſchwungreich, und gelegentlich ließ er dann wieder etliche Worte fallen, welche auf eine leiſe Wehmuth hindeuteten.

Dieß Alles, je nachdem es ſich um die inneren und äußeren Bedingungen des Künſtlerlebens, um Gegenſtände der Phantaſie

oder um Erlebtes, Gewünschtes — und, in diesem Betreff, Erreichtes, oder nicht Erreichtes handelte.

Zeitweise brach er das Gespräch ganz ab und hing seinen Gedanken nach.

So war es wieder einmal.

Dann hielt er beim Gehen ein, stand da, fest auf seinen Stock gestützt, aber ein wenig gebeugt, und sah in das gelb' und rothe Herbstlaub an Büschen und Bäumen.

Auf dem Boden lag auch schon einiges dürres.

Mehrere Minuten lang sagte er nichts. Aber ich verstand ihn nur zu wohl.

Denn wir hatten vorher von Etwas gesprochen, was seinem Herzen viel Kummer und Sehnsuchtsgram bereitete; dann, im Ganzen und Einzelnen, von seinen Werken — drauf gab er nie zu viel — schließlich von Dem, was sich noch Alles schaffen ließe, würde ihm noch längere Zeit und bessere Gesundheit beschieden.

Aber da hatte er alle Hoffnung aufgegeben.

Als wir nun im Verlaufe wieder zu reden kamen, war er wieder heiterer und sagte, wohl mit denselben Worten:

„Nun, Einiges hab' ich ja doch in die Welt gesetzt, was beweist, daß ich kein ganz gewöhnlicher Bildhauer bin — und weßhalb soll denn gerad' ich Alles fertig bringen wollen? Ist nicht viel' Andern so gut geworden, wie mir; ja kaum Etlichen war's gegönnt, auch nur den zehnten Theil zu schaffen. Jedenfalls hab ich's doch in allen Stücken weiter gebracht, als mein herzguter Vater gemeint hat, und," setzte er mit leise bitterem Tone bei, „als derselbige große Meister an der hochrühmlichen

Academia. Der wollte meiner ganzen Absicht den „„Laufzettel““ geben. Nun, ich hab's ihm wohl längst verziehen, daß er mir oft nasse Augen machte. Aber es ist mir doch das Liebste, daß gerad' ihm seine Prophezeiung nicht hinausgegangen ist.“

Da lag nun das Was und Wie ganz nahe, wir lenkten die Rede auf seine Jugendzeit, dann stets weiter bis auf seine Voreltern, und weil er mir davon Einiges mittheilte, und man solcher Männer Worte nicht leicht vergißt, sind sie mir völlig im Gedächtniß geblieben.

Der Inhalt seines Berichtes war aber dieser:

Meister Ludwigs Voreltern waren im Innviertel zu Hause.

Da lebten sie an verschiedenen Orten, waren Kriegsleute, und der Eine und der Andere hinterließ den Ruf eines ritterlichen Schnapphahnes.

So ging es fort bis in die Zeiten des Bauernkrieges.

Dazumal lebte ein Schwanthaler, Namens Andreas.

Dieser hielt sich aber nicht im Innviertel auf, sondern zumeist im Schwäbischen, und von ihm geht Kunde, er sei als Lanzknechtführer mit dem berühmten Feldhauptmann Georg Frunsberg von Kempten aus in's Salzburgische gezogen, wo der Lärm wegen des Erzbischofs Mathäus los war, welcher die Evangelischen nicht dulden wollte. Da waren die Salzburgischen und die Bauern auf einer Partei, und der Erzbischof hatte viele Gefahr zu überstehen, bis der Herzog Ludwig von Bayern von der einen und der Georg Frunsberg von der andern Seite mit

dreitausend Mann vorrückten, worauf mehrmals blutiger Kampf stattfand.

Dabei war der Schwanthaler Andreas stets unter den Tapfersten.

Es ist auch noch eine alte Aufschreibung vorhanden, aus welcher klar hervorgeht, wie dann die Sache weiter verlief, bis der Krumsberg die Aufrührer dahinbrachte, sich zu unterwerfen, um weiteres Blutvergießen zu verhindern.

Wie es aber mit dem Andreas selbst weiter ergangen, hierüber findet sich nichts.

Räberber, zu Zeiten des dreißigjährigen Krieges, verhielt sich die Sache so.

Dazumal waren die Schwanthaler zu Markt Ried im genannten Innviertel, „waren aus ritterlichen Gesellen, Schnapphähnen und Landsknechtsleuten, Rastsitzer, Bürger und Meister in der Kunst geworden" und hielten sich dort auf, wenn sie nicht auf eines Herren Ruf Zeitweise wo andershin zogen, um ein Werk zu überbringen, oder an Ort und Stelle Etwas zu schnitzen und zu meiseln.

Diese Schwanthaler waren fast alle tüchtige Leute — besonders aber Einer, der sich, schon mehr gegen Ende des dreißigjährigen Krieges und dann noch ein dreißig Jahre länger, in der Skulptur, Malerei und mehr Anderem thätig erwies.

Dieser Schwanthaler hieß Thomas und stand in großem Ansehen. Dieß ist auch aus einem eigenen Wappenbrief zu ersehen, welcher ihm aus kaiserlicher Machtvollkommenheit vom

Pfalzgrafen Ferdinandus Wilhelm Metzger von Meggenburg behändigt wurde.

Auf diesen Thomas folgten dann noch andere Schwanthaler, welche sich gleichfalls zu Ried aufhielten, und so ging es fort, bis Einer, mit Namen Franz nebst seiner Ehefrau und einem Bruder, der hieß Petrus, nach München übersiedelte.

Das trifft in die achtziger Jahre des verfloßenen Säkulums.

Besagter Franz und Petrus Schwanthaler waren Bildhauer und Schnitzer, in ihrer Kunst ganz fest und ehrenwerth — zumal der Erstere — also achtete man sie zu München sehr.

Gleichwohl hatten sie nicht viele höhere Arbeit, sondern mehr schlichte Grabdenkmäler und Dergleichen zu fertigen; kurz, mit etlichen Ausnahmen ward da nichts Merkenswerthes geschaffen.

All' die Zeit über hatten die zwei Schwanthaler ihre Behausung in der hochlöblichen Windenmachergasse.

Nun schrieb man einmal Ao. D. 1802, der 26. August war's.

Da wurde der Franz von seiner Ehefrau mit einem Söhnlein beschenkt, dasselbe wurde Ludwig benannt — und eben Dieser wurde dann in späteren Jahren der berühmte Meister Ludwig Schwanthaler.

Mit Deßen Kindertagen und weiter herauf war es so beschaffen.

Als der Ludwig noch ganz jung war, legte er schon Liebe zur Kunst an den Tag und beßirte sich, je nachdem er Etwas sah oder hörte, Ritter, Landsknechte, auch neueres Kriegsvolk nebenbei wieder Heilige, Einsiedler, verschiedene Engel und sc mehr aus Wachs und nutzte Sämmtliches zum Spielzeug.

Sein Vater gab aber nichts auf das Gebosel und schien keineswegs gewillt, aus seinem Söhnlein einen Skulpter oder Maler zu machen.

Als der Ludwig in die ersten Schulen und später in die höheren kam, erwies er sich beim Lernen und im Studium sehr gut. In jeder freien Stunde aber verlegte er sich wieder auf's Zeichnen und Bossiren. Denn dazu trieb es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, und je besser er allmählig seine Sache zu fördern glaubte, desto tiefer kränkte es ihn oft, daß sein Vater keinen Werth auf seine vermeintlichen Werke lege, ja manches Mal sogar verdrießlich schien.

Er war es auch.

Wollte er zwar des Knaben Begabtheit nicht verkennen, so widerstrebte ihm doch das Ziel derselben.

Was der kleine Ludwig fertigte — es war eben nicht griechischer Art, vielmehr dem Geist des deutschen Mittelalters entsprechend: und von diesem wollte der Vater Franz nicht viel wissen — höchstens die Wärme für Religiöses ausgenommen: denn hievon konnte er, abgesehen vom eigenen, christlichen Herzen, in seiner bürgerlichen Bildhauerei Gebrauch machen.

Wie wenig er nun mit des Sohnes künstlerischer Anschauung und Vorliebe für eine, von ihm selbst unbegriffene, Zeit zufrieden war, so hinderte er ihn gleichwohl in nichts.

Er glaubte nehmlich, es sei im Grunde gleich, woran man sich technisch, im Zeichnen und Modelliren, übe, und mit wachsender Einsicht in das Aesthetische und Helle der klassischen Zeit werde in seinem Ludwig die Geneigtheit für die naturwüchsigen

Formen, für die derben, materiellen Gewandungen und, nebſt allem Uebrigen, für das eigenthümliche Helldunkel des Mittelalters von ſelbſt abnehmen.

Er täuſchte ſich vor der Hand.

Denn aus dem Bereich des Letzteren ſchöpfte der Ludwig, ſtatt weniger, ſtets mehr, und es entſtanden im Laufe einiger Jahre ganze Reihen plaſtiſcher Verſuche und Hunderte von Bleiſtift- und Kohlenzeichnungen, welche beinahe ſammt und ſonders von jenem anderen, als dem Vater beliebten, Geiſt durchwebt waren.

Sie ſind faſt alle verkommen.

Jene Zeichnungen oder Skizzen, welche ſich noch vorfinden, beweiſen aber lebendig, von was Ludwigs Herz voll war. Alles iſt ſagenhaft, abenteuerlich, mittelalterlich, ob weltlich oder geiſtlich, und nur höchſt ſpärlich finden ſich Blätter, welche andere Motive veranſchaulichen.

Zeichnungen letzter Art ſind nicht ohne Geſchick, und ſicher nicht ohne feines Gefühl hingebildet.

Gleichwohl mutet es den Beſchauer an, als habe die Hand, welche ſie zu Papier brachte, nicht volle Luſt und Liebe geleitet, ſondern mehr das Verlangen, auch dem Vater Franz etwas Angenehmes zu erweiſen. Jenem Hang zum Mittelalter, ſo weit dieſer Begriff dem Ludwig in ſo früher Zeit zugänglich ſein konnte, entſprach auch ſeine Leſeſucht. Denn anders läßt ſich die Begierde nach Büchern oder Büchlein ſeines Geſchmackes nicht bezeichnen. Er fahndete förmlich darauf und ſparte Pfennig um

Pfennig, Das oder Jenes erwerben zu können, was ihm wieder neue Aufschlüsse über seine liebe, alte Zeit geben sollte.

Hatte er es so weit gebracht, trug er seine „Geschrift“ still begeistert, schon auf der Straße blätternd, heim und las dann, wenn der Vater nicht in der Werkstatt war, oder spät Nachts bei einem Oellämpchen, dessen Verlorgung er mit mühseligsten Anstrengungen seiner Baarschaft bestritt.

Da konnte er sich nicht satt lesen am Herzog Ernst, am Fortunat und gehörnten Siegfried, an den Haymonskindern, der schönen Melusina, nebst allem Uebrigen, was zu solchen, alten Volksbüchlein zählt. Dazu gesellten sich die Ritterromane des vorigen Jahrhunderts, zumal verschlang er, sit venia verbo, ein Buch, Namens Eckberts Wanderungen und ein zweites, Raubgraf Daniel betitelt.

Doch sah er auch zu, wie er in wahrhafte Historie Einsicht gewinnen könne.

Selbstverständlich waren die Chroniken in erster Reihe.

Kam ihm eine solche zur Hand, war seine Seligkeit voll — er hatte gemeinsame Genugthuung für Geist und Seele.

Denn zur Seite wahren, reinhistorischen Inhaltes fand er in den dort und da vorkommenden, naiv und gläubig miterzählten Sagen auch neue Bestätigung seiner phantasievollen Anschauung und seines holden Wahnes; er fühlte sich aber auch mählig berechtigt, dem Thatsächlichen selbst eine romantische, nach Bedürfniß bald mildere, bald kräftigere Wesenheit anzudichten.

Keine Frage, daß sich hiebei zeitweise kein gar leises Bedenken einstellte; aber er wußte es doch zu besiegen.

Zumal, wo es galt, glorreich Mannhaftes anzuerkennen, rang er ſeine Zweifel mit einem Trutzſpruch nieder. Der lautete: „Beſſer ausbündige Kraft, als ſchlottrige Schwäche — es war einmal ſo, mußte ſo ſein — und ſollte den Zieraffen zum Trotz noch ſo ſein.“ Im Ganzen aber entwickelte ſich jener, ſein eigentlicher Hymer, in welchem durch das Düſter der alten Zeiten ſtets etwas Hellſtrendiges, froh Abenteuerliches vereinigte — und welcher dem romantiſch frohen, lichten Elemente derſelben ſo viel ernſte, gediegene Kolie, ſo viele ethiſche Würde und Tiefe vindicirte.

Der Ludwig hatte eben der alten Zeiten hold Pſychiſches und kräftig Organiſches ſo verklärt und ſich ſo einander ergänzend erfaßt, daß keine Betrachtung eintrat, bei welcher nicht jenes Pſychiſche und Organiſche eine ungeſuchte, wohlthätige Wechſelwirkung bethätigt hätte.

Es bedarf nach allem Dieſen kaum der Erwähnung, daß der kleine Ludwig in ſelbſteigener Perſon ſo viel Ritterliches, als immer nur möglich, in das Leben zu geſtalten ſuchte.

Nehmlich im Spiel mit ſeinen Jugendgenoſſen.

Hiebei bewährte er ausbündigen Muth, überſtrömende Friſche und Freudigkeit, und ſeine Freunde empfanden dieſelbe in Wort und That.

Alſo wenn es an's Turniren ging, fehlte oft wenig, daß Blut floß; wurden Burgen geſtürmt, war er meiſtens der Führer, eiferte mit allen Mitteln zur Tapferkeit an und führte ſehr häufig ein ſo ſtrenges Regiment, daß mancher Streiter ziemlich ſichtbare Spuren deſſelben heimtrug — dagegen der Feldherr gleichfalls

Erinnerungen sein nannte, wenn es zum Handgemenge kam, oder wenn ein Anderer zur Herrschaft gelangte.

Eine nicht unbedeutende Rolle spielte, neben Belagerungen und Turnieren, das Leben der Stegreifritter und Standenbechte, welches oft bis zu einer Art Identität ausgeführt wurde, und ohne viele Vorbereitung.

Hie und da aber ging man kunstreicher zu Werk.

Es ward ein förmliches Ritterstück mit fahrenden Rauferinnen, Burgfräulein, Raubrittern und Burgvasallen abgefaßt, Knappen, Narren, Kellermeister, und was sonst kunterlei, fehlten begreiflich auch nicht, eben so wenig ein unausweichbarer Burggeist — und da gab es wunderwürdiger Thaten, frohen Getümmels, Groll' und Grimmes, Schreckens und Schauers in Hülle und Fülle, ungerechnet, was an Liebesklagen und Treue-Schwüren zur Verwendung kam.

Eben um diese Zeit war es, daß Ludwig hie und da einen gewissen Gespielen hatte, den er zwar über kurze Zeit verlor, aber in etwas späteren Jahren wieder fand, worauf sich ein Geistes- und Gemüths-Einverständniß ergab, welches zur unverbrüchlichsten und, innerlich und äußerlich, folgenreichsten Freundschaft gerieh.

Jener Gespiele war ein junger Graf. Auch er war schon in Knabenzeiten vom Zauber vergangener Jahrhunderte angeweht, auch er glühte für Kunst, er zeichnete, musicirte, auch er liebte Geschichte und Sage, war der Mitempfindung jenes Humors fähig, und in Allem fügte es sich so, daß er mit seiner höheren Bildung wohlthätig auf den bürgerlichen Genossen einwirkte.

Es war Franz Pecci, von welchem die Rede iſt, in deſſen väterlichem Hauſe Ludwig in kommenden Jahren gütevoll aufgenommen ward — ein glücklicher Umſtand, welcher für die Zukunft und geſammte Thätigkeit des ſtrebſamen Geiſtes die günſtigſten Folgen hatte.

Ueber einige Zeit, und als der Vater Franz den Ludwig halbwillig, halb nicht, in die Vortheile der Bildnerei einweihte, machte der Letztere wohl auch ein oder das andere, halb erhabene Stück, etwa auch ein kleines Standbild in griechiſcher Weiſe, und das war dann dem Vater freilich genehm.

Aber es bedünkte ihn doch manches Opus nicht ſo gut, als es wirklich war, weil er eben ſtets des Sohnes Geneigtheit für andere Art und Empfindung im Gedächtniß hatte und einmal für immer glaubte, dieſelbe müße unbedingt nachtheiligen Einfluß ausüben.

Der Sohn ließ ſich durch dieſe hartnäckig vorgefaßte Meinung nicht beirren und ward immer und immer eifriger, den Wünſchen des Vaters gerecht zu werden. Dafür warf er ſich dann wieder, um auch den eigenen Drang zu ſtillen, mit ſo viel mehr Eifer auf Bereicherung ſeines mittelalterlichen Empfindens, Wiſſens und Schaffens.

Im Ganzen aber und in einer, wie in der anderen Richtung eignete er ſich ein ſo wunderwürdig leichtes Erfaſſen alles Darſtellungswürdigen und ein ſo ſicheres und lebendes Hinſtellen deſſelben an, daß zuletzt all' ſein Schaffen faſt nur einer Art Schrift in Kohle, Stift und Thon glich.

Diese überaus große Leichtigkeit wäre dem Jüngling sicher zum Verderben, statt Segen, geworden.

Er erkannte bei allmählig besserer Einsicht diese Gefahr selbst, legte der stürmischen Phantasie und zu großen Schaffenslust Fesseln an, und es gelang ihm, an der Hand ernster Studien und durch des Künstlers wahre Demuth den schlimmsten Lockgeist zu überwältigen — den Dünkel der Vollkommenheit.

Die Anstrengung hiebei war nicht gering.

Denn Tags über galt es eben, in des Vaters Werkstatt zu arbeiten, wo es sich, wie gesagt, größtentheils um gewöhnliche Skulptur handelte, wie man sie im Leben oder für Denkzeichen Verstorbener brauchte, und nur höchst selten um einen anderen Auftrag, bei welchem es der Mühe lohnte, mehr Geist und Phantasie, oder auch technische Meisterschaft zu bewähren.

Was aber vorkam, der Ludwig ließ sich stets finden. Galt es ja anzuerkennt, das liebe Brod für Mutter und Schwester zu erwerben.

So ging's bis Abends.

Da war er oft ganz müd' und erschöpft.

Aber er gönnte sich nur kurze Ruhe, und oft bis der Morgen graute, ging er seinen besseren Studien nach.

Dabei kam zur Würze manche Zeichnung zum Vorschein, welche durch die Kritische der Phantasie in tieferem Ernst oder in heiterer Laune bewies, daß ihr Schöpfer nahezu gar keiner wesentlichen Geistes- und Gemüthsabspannung fähig sei.

Dies bekundete sich in einiger Zeit noch gründlicher.

Da besuchte Ludwig die Akademie, und nun traf das früher Gesagte ein.

Der Künſtler, welcher der Akademie vorſtand und für Viele die ſchönſten Hoffnungen hegte, die zu Nichte wurden, konnte der Begabung Ludwigs nicht gewogen werden, ſprach ihm alle Zukunft ab, und dieß geſchah mit ſolcher Sicherheit, daß es dem Jüngling oft die bitterſten Thränen erpreßte.

Aber hemmen oder gar in ſeinem Bewußtſein vernichten ließ ſich Ludwig nicht.

Wenn es einen ſolchen „harten Strauß“ geſetzt hatte, da ſchritt der Ludwig wohl immer wehmüthig träumeriſch, ja troſtlos nach Hauſe.

War er aber nur wieder in des Vaters Werkſtatt, oder ſpäter wieder allein in ſeiner Stube, die ihn mit Allem, was er an die Wände geheftet, an ſo viel Schönes erinnerte, was andere, edle Geiſter geſchaffen hatten, da fühlte er wieder ſeine ganze Kraft.

Einmal ſchien ſein Muth dennoch zu erliegen.

Als die Anſprüche von bewußter Seite gar nicht endeten, und ſich aus andern Anläſſen darzuthun ſchien, daß mit der Skulptur überhaupts in dieſen Zeiten von Dem nichts zu erreichen ſei, was ſich eine bedeutendere Künſtlernatur vorzunehmen habe, kam ihm zu Sinn, einen ganz anderen Weg einzuſchlagen, und ſich vom plaſtiſchen auf das maleriſche Gebiet zu begeben.

Er wollte Schlachtenmaler werden.

Begreiflich ſollten die Gegenſtände aus alten Zeiten genommen ſein.

Mit ernſteſtem Eifer ſuchte er ſein Vorhaben in's Werk zu ſetzen, und der berühmte Schlachtenmaler Albrecht Adam bot, was das Techniſche betraf, treueſte Hand.

Aber im Verlauf eines Jahres ward die Sehnsucht nach dem früheren Streben wach und Ludwig kehrte zur Skulptur zurück. Er schämte sich, zu entsagen, wo er noch lange nicht genügend gekämpft und gerungen. Er wollte durchdringen und hoffte Dieß — oder den Umständen erliegen. Aber er wollte von nun an einen Weg nicht mehr verlassen, welchen zu wandern, seiner innersten Ueberzeugung nach, eben er bestimmt war.

Nach etlichen Jahren nahm doch Ludwigs tiefster Kummer ein Ende, nehmlich jener, sich von geringerem Talent das seine absprechen lassen zu müssen.

Es war Einer nach München gekommen — Cornelius.

Dieser erfaßte Ludwig Schwanthalers Werth gar bald, und vor einem einzigen Ausspruch dieses erhabenen Meisters flüchtete der moralische Alp, der Schmerz der Verkennung, von des Kunstjüngers Brust.

So wuchs die Ausdauer auf's Neue, das freudige Bewußtsein, die Achtung eines so großen Mannes zu besitzen, welcher früher auch seine Kämpfe hatte, um einem hohen Ziele treu zu bleiben, verlieh den Muth, an Entwürfe zu gehen, welche schon, wie für immer, zurückgelegt waren, und die Phantasie trieb Blüthen und Früchte, so frisch duftig, gesund und unverkümmert, als ob Geist und Gemüth noch nie die leiseste Kränkung erlitten hätten.

Somit beseelte die junge Brust über nicht lange Zeit froheste Sicherheit, Gutes leisten zu können, und es handelte sich nur darum — daß der oder Jener komme und sage: Auf da, junger Meister Ludwig, und schaffe mir etwas Großes und Treffliches!

Aber es kam eben Keiner. Und so schien sich, statt des früheren Schmerzes, ein anderer geltend zu machen, von welchem schon so manche, bedeutsame Künstlernatur zu Zeiten der Entwicklung heimgesucht ward — und selbst zur Zeit errungener Meisterschaft, des herrschenden Geschmackes wegen, oder aus irgend welchen anderen Gründen nicht verschont blieb. Es war der Schmerz — werth gehalten zu sein, schöne Aufgaben zu lösen — und Niemand zu finden, welcher diese Lösung verlange.

Ja selbst auf eigene Gefahr hin Etwas zu unternehmen, gebrach die Zeit wieder.

Denn als man 1821 schrieb, starb des Ludwigs Vater, der Franz „ein rechter Ehrenmann, der voll bester Absicht in Sachen der Kunst war und eine gar geschickte Hand zur Skulptur hatte."

Das sind des Sohnes eigene Worte.

Wer ein feineres Werk des alten Herrn sehen will, betrachte die Figur am Eingang des englischen Gartens.

Kurz, da der Vater von Erden weg war, — Vornehmeres in der Kunst nichts in der Arbeit oder auch in entfernter Aussicht stand, wohl aber diverses, bürgerliches Werk, — mußte der Ludwig alles höhere Ringen fast ganz vergessen und das Mindere fördern.

Dabei half ihm nur Einer, der Vetter Xaver Schwanthaler, welcher seit etlicher Zeit nach München gekommen war, und späterhin selbst einen trefflichen Namen in der Kunstwelt errang. Der Petrus aber, des verstorbenen Vaters Bruder,

that nimmer mit; nur daß er in Alles darein redete, und was man so nennt, die ganze Sache leitete.

Wie hoch dieſe Leitung anzuſchlagen ſei, oder nicht, der Ludwig trug eben doch nahezu alle Laſt — aber es galt, wie früher, Mütterlein und Schweſter zu ernähren, und einen beſſeren Sohn und Bruder, als ihn, gab es nicht.

Ein paar Jahre ſpäter ſtarb dann der Petrus auch — und nun ſtand der Ludwig wahrhaft allein als Herr in der Werkſtatt.

Um dieſe Zeit ſchien es hie und da, als wolle der Himmel ihm doch einige Hoffnungsblicke gönnen. Denn es kam Der und Jener um ein Opus von etwas beſſerem künſtleriſchen Werth. Aber viel war im Grunde nie an ſolchen Aufträgen und etliche, welche dem Ludwig die willkommenſten geweſen wären, wurden wieder zurückgenommen.

Alſo recht Richtiges wollte ſich nicht darbieten.

Da traf Etwas zu, was auf die Zukunft des jungen Meiſters jenen entſcheidenden Einfluß hatte.

Am Hoflager des Königs Maximilian befand ſich ein Edelmann und Hofmarſchall, Namens Montpergny.

Dieſer ſah im Hauſe des alten Grafen Pocci Zeichnungen von Ludwig Schwanthaler's Hand.

Er fühlte ſich vom Geiſt derſelben überraſcht, erkundigte ſich um Weiteres, und der alte Graf, zumeiſt deſſen Sohn, der Franz. Beide ſprachen ſich ſo begeiſtert und theilnehmend aus, daß der beſagte Montpergny nichts Eiligeres zu thun hatte, als

die Werkſtatt Ludwig Schwanthaler's zu beſuchen und ihn ſelbſt kennen zu lernen.

Da ſah er ſo viele, treffliche Entwürfe und entnahm aus Dem, was und wie der junge Meiſter ſprach, ſo viel Günſtiges, daß er es für Pflicht hielt, der Schaffensluſt möglichſt entgegen zu kommen.

Er ließ zwar hierüber nichts gegen Ludwig verlauten, berichtete aber ſeinem königlichen Herrn bei nächſter, günſtigen Gelegenheit, welche edle Kraft hier zu München weile.

Die Folge war, daß urplötzlich eine freudige Botſchaft an Meiſter Ludwig erging, welcher weit entfernt war, den Beſuch des Herrn vom Hofe für irgend wichtiger zu halten, als ähnliche von früher her. Ludwigs Herzfreund aber, der Franz Pocci, hinterbrachte ihm jene Botſchaft zuerſt in vertraulicher Weiſe. Die offizielle Nachricht kam einen Tag ſpäter.

Die Sache war aber dieſe.

König Maximilian wünſchte eine kunſtvolle Tafelzier. Dieſe ſollte von Silber, mit vielen, ſchönen Gruppen oder Figuren aus der griechiſchen Mythe in halb erhabener Arbeit verſehen ſein, und dazu ſollte Meiſter Ludwig Schwanthaler Hand anlegen.

Welche Freude für Ludwig.

Wäre die Aufgabe geweſen, aus deutſcher Vergangenheit zu ſchöpfen, es hätte freilich noch beſſer geklungen. Aber er war ja ſeiner gleichen Fähigkeit für jenen Geiſt und Styl ſicher, weil er künſtleriſch claſſiſche Bildung hatte.

Deßhalb griff er froh und muthig zu, denn er konnte ſich

denn doch in einer, wenn auch nicht der geliebteſten, Weiſe äußern und bewähren. Groß und ſchön erſchien ihm ja auch das Griechiſche, und wenn er auch in ſeliger Gewohnheit anders empfand und Dieß in jener Zeit ſo ziemlich ſtadtkundig war, gerade deßhalb wollte er den Beweis liefern, ſeine Bruſt ſei weit genug für die Welt alles edlen Empfindens — und gerade in der trefflichen Durchführung eines griechiſchen Motives hoffte er in Bedachtnahme zu bringen, was er bieten könne, wenn dem innerſten Zuge ſeines Genius eigene Wahl der Motive und ſeinem Gemüth das ganz entſprechende Gebiet des Empfindens frei geſtellt würden.

Als er ſeiner Zeit jene Aufgabe gelöſt hatte, und der König und die Seinen das Werk Ludwig Schwanthaler's ſahen, ſpendeten ſie ihm volles Lob, und König Maximilian, welcher ſich auf Kunſt verſtand, ſagte: Es ſei Alles ſo ſchön erdacht und anmuthreich ausgebildet, daß ihm kein Meiſter in der Welt zu größerer Zufriedenheit hätte arbeiten können.

Auf dieſen und die Ausſprüche verſchiedener, großer Kenner hin, war Ludwig Schwanthaler's Name und Werth mit einemmal in gehörigen Ehren.

Nicht viel ſpäter ſchied der unvergeßliche Maximilian von Erden und Deſſen edler Sohn, Ludwig, ward König in Bayern.

Was Ludwig Schwanthaler dieſem Fürſten in künftiger Zeit verdankte, weiß alle Welt.

Dazumal aber bot der König dem jungen Meiſter ſeine Hand und machte es ihm möglich, nach Italien zu ziehen.

Ludwig verließ die Heimath. Bald ſchrieb er: „Ich trat mit heiliger Ehrfurcht in die unerſchöpfliche Schatzkammer der Kunſt, bei deren Beſuch und bei der Ueberlegung deſſen, was ſchon alles Vollkommenes geſchaffen wurde, ſich auch das beſte Talent zuerſt gänzlich niedergeſchmettert glaubt, aber ſich dann beim nähern Bedenken, daß die neue Welt auch ihre Anſprüche an jetzige Meiſter macht, ſchon auch wieder aufraffen kann und erkräftigt. Wozu dann bald die weitere Folge kommt, daß der Bildhauer oder Maler durch den ſichtbaren Beweis der langen Dauer der künſtleriſchen Productivität, mit einem wahren Fana-

tismus erfüllt wird, auch etwas Schönes zu hinterlaſſen, wenn er auch ſein Leben daran zu ſetzen hätte und in eigener Perſon unbekannt und unbelohnt bliebe."

Schwanthaler befand ſich in Rom, und ſein Aufenthalt daſelbſt währte nahezu ein Jahr, während welcher Zeit er zur Seite ſeines paſſiven Kunſtgenuſſes — wenn man innerlich folgereichſte Betrachtung der Werke Anderer ſo nennen kann — auch theilweiſe ſelbſt thätig war und hiebei durch ſeinen Umgang mit Meiſter Thorwaldſen, welcher ihn hoch ehrte, in allen Betreffen geiſtig gekräftigt und noch in manches Geheimniß der Kunſt eingeweiht wurde, oder ſich die Löſung ſelbſt ſchuf.

Gegen Ende beſagter Zeit endete aber Genießen und Schaffen — „denn es kam ein ſchweres Siechthum über den armen, deutſchen Bildhauer, daß er ſchon aufrichtig Reu' und Leid machte".

Da erwies ſich ſein königlicher Namensvetter Ludwig, welcher eben zu Rom war, liebevoll und höchſt beſorgt, und des Königs eigener Medicus bot Alles auf — aber Alles ſchien vergebens — bis ihm zuletzt doch gelang, das Rechte zu finden, den Meiſter vom Tod zu retten und ſo weit herzuſtellen, daß er in ſein geliebtes Deutſchland heimkehren konnte.

Alſo traf der Schwanthaler Ludwig wieder zu München ein.

Der andere Ludwig aber, ſein erhabener Gönner, nach nicht langer Zeit gleichfalls.

Von nun an kam der und jener vornehme oder reiche Herr, welchen es nach einem Werk von Ludwig Schwanthaler verlangte, eine und die andere Stadt wandte ſich an

ihn, aber Alles überbot König Ludwig's Verlangen, einem edlen Genius Gelegenheit zu geben, ſich in ſeinem ganzen Reichthum in jeder Richtung entfalten zu können.

Somit war die Zeit gekommen, welche den guten Vater Franz wohl unſäglich glücklich gemacht hätte.

Denn der Ludwig war ja weitberühmt „in der ihm ſo lieben, griechiſchen Skulptur, außer der's dem Vater nichts gab, obwohl er ſelbſt faſt lauter Anderes meiſeln und ſchnitzen mußte —". Der Vater Franz hätte aber dann auch der „anderen Weiſ' ihr beſſeres Recht wiederfahren laſſen, weil ihm deutlich geworden wäre, was ſich aus unſerer eigenen, alten Zeit herausarbeiten laſſe."

So wär' es mit dem Vater Franz geweſen.

Nun er hatte auch noch bei Lebzeiten eingeſehen, daß im Ludwig ein größerer Geiſt walte, als in ſämmtlichen, früheren Schwanthalern miteinander genommen. Alſo kann da von einem Verkennen nicht die Rede ſein — und was an väterlichem Anerkennen zu wenig geboten worden war, Das hätte wohl Nachtrag gefunden.

Von Demjenigen, welcher das Regiment in der Akademie führte, als der Ludwig dieſelbe beſuchte, und welcher ſich gegen ihn ſo vertrauenslos ausſprach, läßt ſich Das ſo beſtimmt nicht ſagen. Wohl aber, daß ihm insgeheim ein ſonderliches Licht in ſeinem löblichen Prophetenhaupt aufgegangen ſein möchte, hätte er die Zeit erlebt, in welcher der talentloſe Schwanthaler Ludwig als ein ſo großer Meiſter anerkannt wurde — und wenn er geſehen hätte, was Der noch zu ſchaffen vermöge.

Von Meiſter Ludwig's Ahnherrn Thomas und deſſen eigenem Wappen.

ie geſagt, in letzten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs hatte der Ludovicus einen Vorfahren.

Der hieß Thomas und lebte ſeßhaft zu Ried.

Da war ſelbiger Thomas ein feſter Bürger — ſeines rechten Zeichens aber ein Bildhauer, Schnitzer, Gravirer, Maler und in dieſer, wie mehr anderen Kunſt, weitaus trefflich erkannt und hochgehalten, ſo daß der Eine von ihm ſagte: Er ſteh' an vielfachem Ding und trefflichem Werk den Beſten nicht viel nach, als welche den Deutſchen angehörig ſeien, ein Anderer aber: Er hab' in ſeim Weſen, all ſeiner Verſchiedenheit, und wie fleißig er ſchaff' und ausbilde, Etwas vom Dürer an ſich, hinwieder vom Welſchen Cellin, ſo Beide gemacht hätten, wie und was ſie ſich zu Sinn nehmen und ſchaffen wollten. Nur daß ihre Zeit beſſer geweſen ſei.

Daran ſieht ein Jeder, daß es der Thomas, des Ludovicus Ahnherr, wohl werth war, wenn ihm eine ſonderliche Ehre angethan und ein Wappen verliehen wurde.

Wie dieß Wappen beſchaffen iſt, wäre nun wohl kurz zu vermelden.

Weil ſich aber die ganze Urkunde noch vorgefunden, Der oder Jener vielleicht noch nie eine ſolche in Augenſchein genommen hat und dieſelbe eine ausnehmende Klarheit, Deutlichkeit, auch einen beſonders liebreichen Stylum ausweiſt, alſo ſei ſie in toto et extenso hierher geſetzt und ſoll anmit durch die ganze Welt in Druck ausgeben, damit der Pfalzgraf Metzger auch ſeine Ehr' genießt.

Lautet:

„Ich Ferdinand Wilhelmb Metzger von Meggenburg, Römiſcher Khayſerlicher Majeſtett ꝛc. des heiligen Römiſchen Reichs Pfalz- und Hofgraf zu Ladron und Komes Palatinus bekhenne offentlich mit dieſem Brief und thun khund Jedenmeniglich. Als verſchiner Zeit der Allerdurchlauchtigiſt Großmechtigiſt Unüberwindlichiſte Fürſt und Herr, Ferdinand, der Dritte diß Namens, Erwölter Römiſch. Khayſer, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs in Germanien, zu Hungern und Behemb, Dalmatien, Croatien, Sclavonien König, Erzherzog zu Oeſterreich ꝛc. Mein allergnedigiſter Herr auß ſonder Gnaden, Redlichen Vrſachen, eigener Bewegnus, mit vollbedachten Muth, guetten zeitigen Rath und rechten Wiſſen, vermitls Ihrer Röm. Khayſerl. Mayeſtett Hochheit und Vollkommenheit — undter andern Stattlichen Begnadungen vnd Privilegien mir auch dieſe ſonderbahre Freyheit Al-

lergnedigiſt verliehen und mitgetheilt: daß ich auß khey. Macht vnd Gewalt Ehrlichen Rödlichen Leuthen, die ich deſſen würdig ſein erachten werde, ainen Jeden nach ſeinen Standt vnd Weſen, welche mir dann in mein Discretion und Beſcheidenheit geſetzt werden, erbetten Zeichen, Wappen und Cleinod mit Schild und Helm geben vnd verleihen, dieſelben auch Lehens vnd Wappengenoſſ machen, ſchöpfen vnd erhöben ſoll vnd mag — wie Ihr Khay. May. dryber verförttigt sub datis Wienn den vierzechenten Monatstag May des Aintauſent Sechshundert ſiben vnd dreißigiſten Jahrs: Alſo dieſelben Perſohnen, ſo ich mit Wappen, Schildt vnd Helmb, wie obſtehet, verſiehe und begabe, ſambt allen Ihren Ehelichen leibs Erben vnd derſelben Erbens Erben für vnd für in Ewigkeit ſolch Wappen und Cleinod mit Schild vnd Helmb haben vnd ſich deſſen zu Ernſt im Streitten, Stürmen, Schlachten, Khempfen, Geſtechen, Gefechten, Veldtzügen, Panieren, Gezeltenaufſchlagen, Inſiglen, Pöttſchaften, Cleinodien, gemalten begrebnuſen vnd ſonſt an allen Ehrlichen Orthen und Enden nach Ihren Nottdurften, Willen und Wollgefallen gebrauchen, auch darzu alle vnd jede Gnad, Ehr, würde, Vortheil, Recht vnd Gerechtigkeit, auch gute Gewohnheit, als mit hochen vnd Nidern Ambtern vnd Lehen, Geiſtlichen und Weltlichen an vnd aufzunemmen, auch alle Gericht und Recht zu beſitzen Vrtl zu ſchöpfen und Recht zu ſprechen — deß alles thailhafftig, würdig, Empfenglich vnd darzu tanglich vnd guet ſein ſollen vnd mögen in geiſtlichen vnd weltlichen Ständten vnd ſachen, als andern Ihro May. ꝛc. und des heil. Römiſchen Reichs Lehen vnd Wappens Genoß leith ſolches haben, ſich deſſen freuen, ge-

brauchen und geniſſen von Recht oder Gewohnheit wegen, von Allermeniglich vngehindert, alles mehrers inhalts obgedachtes meines habenden Khayſerlichen Privilegii — Demſelben nach vnd dieweil, von aller höchſtgedachter Römiſchen Khay. May. aus, Jene von des heil. Reichs vnderthanen vnd getbreuen Inſonderheit, ſo Ihrer May. vnd dem heil. Reich oder demſelben Zugehörigen Khönigreichen, Fürſtenthumben vnd Erbländern erſprießlich vnd getbreue Dienſtbarkheiten vor andern leiſten vnd beweiſen khinen, aller gebührlichen Ehr und guetten Beförderung woll würdig: vnd ich dann angeſehen vnd wahrgenommen die Ehrbarkeit, guette ſitten, tugend, vernunſt vnd Khünſten, mit welchen der Edl vnd Khunſtreiche Herr Thomas Schwanthaler, bürger und Bildhauer des churfürſtlichen Markhts Riedt in bayern, ſonderbahr nit allein mit ſeiner beriembten Khunſt der Bilthauerey, alſ Holz, Bein, Stein vnd Stabel, ſondern auch vor einen Maller, Inventer und Zeichner von Hoche und Vornemmen Leuthen mir beſtermaſſen rekommandirt worden, auch ich deſſen ſonſt von Ihme zimblich guetes Wiſſen habe, auch die getreue vnverdroſſene willige Dienſt vnd Schuldigkheiten, ſo er bisherr bey gedachtem löbl. Markht Riedt mit ſeinen bürgerlichen oneribus vnd fleißigen Arbeit threulich geleiſt vnd hiefüro ſolches gegen Ihre Mayeſtett, auch den ganzen hochlöbl. Hauß Oeſter Reich allergehorſambiſt vnd vnterthenigiſt, vnd dann mir, der gebier nach, zu thun ſich guettwillig erbotten, auch Jeder Zeit will thun, khan vnd mag —

Dem allen nach vnd in Anſehung obangeregter ſeinethalber beſchener Interceſſionen, auch ſeiner obverſtandtnen Bilt-

bauer vnd Mallerkhunſt, hab ich mit wollbedachtem Mueth, guetten zeitigen Rhat vnd Rechten Wiſſen vnd Vernunft, in Crafft meiner habenten Khayſerlichen Gewalt und Freiheit in der allerböſten weiſ maſſ und Formb, wie es immer am Cräfftigiſten vnd beſtändigiſten beſtehe, Crafft und Macht haben ſoll vnd mag — villbeſagten Herrn Thoman Schwanthaller neben dem Maller Wappen (deſſen ein Jedwederer Maller auß Khayſerlicher ſonderbahrer ertheilter Gnad vnd verehrung ſich mit ſchildt vnd offenem Helmb zu gebrauchen hat vnd Er ſich ſolches zu bedienen gar wohl würdig) auch etwas von der Bilthauerey und ſeinem Namen in dieſes hernach beſchribene Wappen vnd Cleinoth verliehen und geben. Als mit Namen ain Schild nach der Leng, in drei theil getheilt, deren der vodere Obertheil der Hauptſchildt des Mallerwappens, von dem der offene helbm berkhembt, mit ſeinen ertbailten farben; als der Grund mit Rott, oder Robinfarb, darauf drey weiße Schildl aufgeſtrichen, der Hinderobertheil aber blau oder Laſſurfarb, in welchem ein Poſſiertes khindl gezeichnet; der dritte andere thail auch blau oder Laſſurfarb wo ein weißer Schwan auf einem angezeigten Waſſer ſchwimmet, mit ausgeſpannten Fligeln, in dem ſchnabel einen Reichsthaller führent; vorwerths, ausgemahlen auf dem Schildt ein offener Stech oder Turnirhelmb ſammt zweyen helmbendöckhen, alſ zu rechten mit Rott vnd Weißer, Linkherſaits aber blau vnd weißer Farben ausgeſtrichen; auf dem Helmb ain gelb oder goldfarbe Cron: darauf erſcheinet abermallen mit aufgeſpannten Fliglen, in dem ſchnabl tragent einen Reichsthaller, vorwerths ain Schwan mit ſeiner vorber beſchribnen Natürlichen farb: Als dann ſolches

Wappen vnd Clainod, ſo in mitten diſes gegenwerdtigen briefſs gemablet vnd mit farben eben̄tlich außgeſtrichen worden iſt, zu gedachten Maller Wappen von der Bildthauerkhunſt vnd Namen wie obgemelt, von Neuem verlin vnd geben, Denſelben alſo zum Wappens und Lebensgenoß gemacht, geſchöpfft vnd erhebt han. Vnd thun ſolches hiemit Wiſſentlich vnd wollbedächtlich in Crafft diß Briſs alſo, daß des ungedachten Herr Thomas Schwanthaler, auch ſeine Ehliche leibs Erben vnd derſelben Erbes Erben, Mann und Weibs Perſohnen für und für in Ewigkeit das obbeſchribne Zeichen Wappen und Clainoth, auch ſchildt vnd helbm, abſonderlich wegen der Mallerkhunſt, haben, führen vnd deſſen in allen vnd jeden Ehrlichen vnd rödlichen ſachen vnd geſchäfften zu Schimpf vnd zu Ernſt, in Stürmen, Streitten, ſchlachten, gefechten, Veltzügen, Panieren, gezeltenaufſchlagen, Inſigln, Pettſchaften vnd Clainotben, gemalten begrebnuſen und ſonſt an allen gebührlichen Ehrlichen Enden und Orthen nach Ehren, Notturfften, Willen, vnd Wollgefallen gebrauchen, auch darzue alle vnd jede gnad, Freyheit, Ehr, Würde, Vortl, Recht und gerechtigkeit, und Alles wie obverſtanden, der geiſtlich und weltlichen Würde theilhafftig, würdig und empfenglich ſein ſollen, wie andere Ihre Khayſ. May. vnd des heiligen Römiſchen Reichs ꝛc. recht geborne Leben vnd Wappensgenoßleuth ſolches alles haben und gebrauchen, von Allermeniglich vnverbindert: Alles mit gebott und verbott, in meinem Khaiſerlichen Freihaits vnd Palalinatsbrief geſetzt vnd begriffen, doch dennen, ſo villeicht den verbeſchribenen Wappen und Cleinoth gleichführen, an Ihren Wappen vnd Rechten allerdings unvergriffen vnd unſchuldig ſein ſollend, Ohne geverde, der zu mehern

Vrkhundt diſen Briſs, den ich mit eigener Hand vnderſchriben vnd meinem anhengenten Palatinats Inſigl (deßen ich mich in dergleichen ſtets gebrauche,) beſiglet. Geben zu Paſſau den achten Monatstag Juny, nach Chriſti unſers lieben Hrn. vnd Seligmachers Allerheiligiſten Geburt, zellende Im aintauſend Sechsbundert vnd in dem neun vnd ſiebenzigiſten Jahrs."

Ferdinand Wilhelm Metzger von Meggenburg
Sac. Caes. Maj. Comes Palatinus.

Von der Humpenau, von der Bärengenoſſenſchaft, von der alten und neuen, oder eigentlichen Humpenburg, und wie es Meiſter Ludwig und ſeine Geſellen darin hielten.

Es hat Jeder ein Plätzlein in der Welt, an welchem er mit guten Freunden und Genoßen am Liebſten weilt und wo er auch gerne allein und einſam träumt, oder ein und das Andere ausdenkt, wenn er nicht draußen ſinnen und träumen kann in Gottes freier Natur.

Die liebte Meiſter Schwanthaler von Herzen.

Es gibt wohl nichts in ihrer Schöne und ihrem ganzen, mannigfaltigen Reichthum, was er nicht gerne geſehen hätte, und was alle edleren Seelen mit Bewunderung und Anerkennung der Größe des Schöpfers betrachten, das wirkte auch auf ſein treffliches Gemüth.

Manches war aber beſonders eindrucksreich, und da konnte er die Natur auch mit anderem Auge betrachten.

Zu wiſſen.

Er ſah gar gerne Berge, halb im Licht, halb in Wolkenſchatten oder die Häupter derſelben in ziehende Nebel gehüllt. Weiters ſchöne, blumige Gelände und Halden mit prächtigen Buchen, Linden oder tiefgrünen Tannen — in der Niederung aber ſilbergraues Felsgetrümmer und etwa einen recht klaren, flüſternd entlang ziehenden, oder luſtig ſprudelnden Bergquell dabei.

Dann war ihm wieder wohl in der Nähe uralter, rieſiger Eichen, oder bei recht abenteuerlich geſtaltetem Baumgerüſter voll Schlingwerk und Gewurzel, überſpannt mit ſaftig grünem oder rothbraunem Moos — und gab es dabei noch allerlei Farrenkraut, Huflattich, Waldgeſträuch mit ſonderlichen, bunten Blüthen und rothen, blau oder ſchwarzglanzigen Beeren, und was an ſolchen Orten außerdem noch wächſt oder wuchert — ſo war's ihm dann noch genehmer.

Wieder erfreute es ihn, wenn er ſchöne Büſche in, zufällig recht anmuthiger, Ordnung zunächſt einem einſam liegenden Hügel erblickte, auf welchem — und, etwa weiterhin auf einem See — das goldene Licht der Sonne oder der milde Schein des Mondes ausgegoſſen war.

Von vielem Anderen nur noch Eines zu bezeichnen — waldumgränzte Haiden oder Thalgründe, mit Erlgebüſch und einer ſpärlichen Zahl Weiden beſetzt, dazu noch ein Weiher mit Rohr und Geſtäude umzogen, das Alles gefiel ihm auch, je nachdem

er eben eine Stimmung mitbrachte oder derſelben im Augenblick fähig war.

War nun ſeine Seele eben in der entſprechenden Richtung, ſo ſchlug er förmlich Lager, ſinnirte und ſinnirte, und worin tauſend Andere nichts finden würden, darin fand er und dahinein legte er Vieles, ſo daß er auch dem Geringſten Bedeutung und ſtets tieferen Sinn, ja Perſönlichkeit zu verleihen begann.

Er bewährte ſich in ſolchen Fällen als ganz unabhängiger Poet und nebenbei als poetiſcher Pantheiſt.

Dieſe Befähigung oder Geeigenſchaftung gewährte ihm vielen Genuß — durch ihren Geiſtes- und Gemüthsreiz; bereitete ihm gleichwohl noch in ſpäteren Jahren eine Art von halb humoriſtiſch, halb wirklich ſchauerlichen Anwandlungen — beſonders im Helldunkel oder zur Nachtszeit, wenn er in Gegenden kam, welche vorzugsweiſe die düſtere Seite ſeiner abenteuerlichen Weitſichtigkeit oder ſeines poetiſch tiefen Blickes in Vordergrund rückten.

Wahrhaftes, ungetrübtes Glück wurde ihm aber durch eine dritte Anſchauung.

Dieſe machte ſich geltend, wenn er bei einer oder der anderen Wanderung in eine bergigte oder flache, üppige oder auch mehr öde Landſchaft kam, in welcher eine uralte Kirche oder Kapelle, ehrwürdiges Kloſtergemäuer, vor Allem etwa eine Ritterburg — noch wohl erhalten, noch beſſer ſchon zum Theil in Trümmern — vor Augen ſtand.

Da hielt er mit dem Wandern ein, legte ſich an den nächſten Waldhag und ſchaute von da hin und hin.

Nicht lange währte es, so senkte es sich in Träumen aus dem Mittelalter auf ihn darnieder.

Frohes und Düsteres, Holdes und Gewaltiges, Frommes und Uebermüthiges, Weltlich' und Kirchliches in Leid und Freude, im Größten und Geringsten, das zog Alles allmählig, wie in wahrhaftester Verkörperung, an seiner Seele vorüber, so daß ihn selbst das offene Auge nicht Lügen strafte.

„Es giebt viele, viele Menschen, welchen diese meine Selbsttäuschung, dieses Sehen mit noch so vielen Auseinandersetzungen nicht glaublich würde, obwohl sie oft selbst schon vielleicht bei offenen Augen, das Eindrucksreichste nicht sahen. Was wieder ein und der Andere nicht begreift. Die Sache ist also die gleiche, nur im entgegengesetzten Fall; mit der weiteren Rücksicht, daß jene Fähigkeit, zu sehen und zu träumen, dem vom Himmel damit Ausgestatteten sein Empfinden in Schwingungen versetzt, deren Seligkeit ein anders Beschaffener nie kennen lernt.

Sonderbar genug finden sich aber Menschen, welche sich gewissermaßen Glück wünschen, von solchen Stimmungen gar keine Kenntniß zu haben."

Bei Meister Ludwig war Dieß, wie gesagt, anders — weiter draußen im Land oder näher um München.

Am Liebsten befand er sich zu Grünwald, oberhalb der Isar und den Bergen zu.

Dahin ging oder schlenderte er öfters, und zwar allein.

Manches Mal begleiteten ihn Vetter Xaver und Graf Franz Pocci. Wenn Letzteres, ließen ihn die Genossen an Ort und Stelle und zur rechten Zeit in der Einsamkeit.

Da lag er dann, leicht von jenem Wahn überkommen, halbe Tage am Waldessaume auf grünem Moos. Und wenn sich dann die ganze Pracht des Mittelalters und all dessen gewaltige Thatkraft, die Heiligkeit seiner Herzenstiefe und hinwieder die bunte Freudigkeit desselben in schwungreichster, geistigkrystallisirender Phantasie bis zur höchsten Täuschung dargeboten hatten — und er erwachte wieder halbwegs in das wirkliche Dasein, da nahten seine Freunde mehrmals zu früh, so daß sie ihn wie ein Kind weinen sahen.

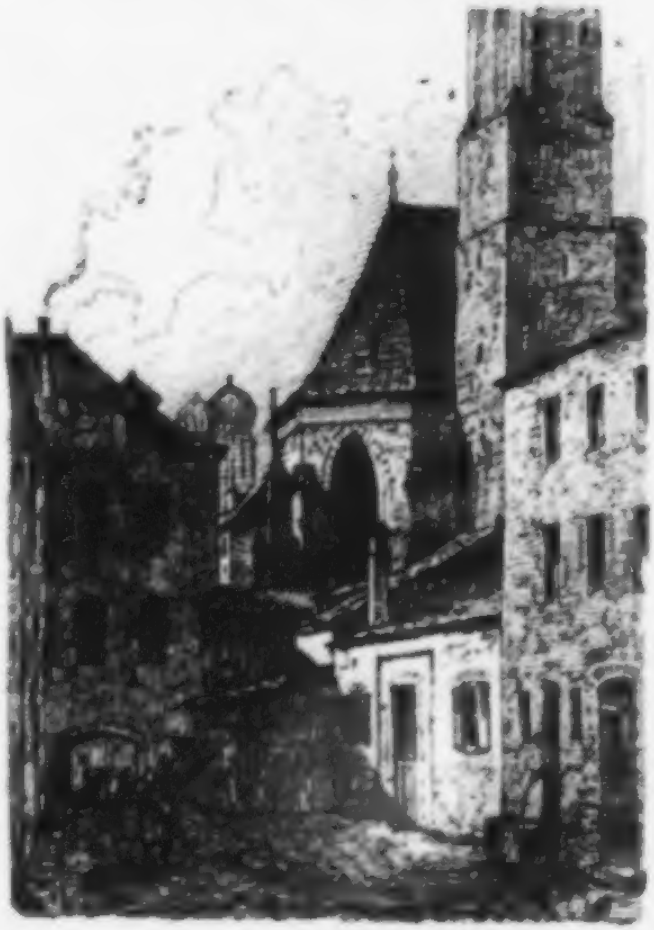
Es waren „die Thränen der unergründlich tiefen Sehnsucht nach einem verklärten Ritterthum des Jenseits."

Solche Einsamkeit, solche Träume und die miteintretende Rührung hätte er gerne oft gesucht und gefunden.

Aber er konnte nur selten von der Werkstatt abkommen.

Deßhalb dachte er schon früh daran, bei sich daheim ein Plätzlein Welt zu schaffen, an dem es ihm recht wohl und träumerisch zu Muth werden könnte, wenn er allein — und welches außerdem geeignet wäre, einen Theil Dessen in möglichst bedeutsamer Weise ausführen zu lassen, was ihn schon bei seinen Jugendspielen geleitet hatte.

Er wollte Freunde und Genossen um sich sammeln, welche bei aller Verschiedenheit ihrer Lebensrichtungen, doch innerlich für Dasselbe schwärmten, was er so heiß liebte. Ihr Verein sollte die Natur eines rechten Ritterbündnisses haben, die Hauptzusammenkünfte sollten in der Werkstatt des Vaters Schwanthaler, im Gebäude nächst dem Thurm der griechischen Kirche



ſtattfinden, und in dieſer Genoſſenſchaft ſollte Alles in Ernſt und Humor heraufbeſchworen werden, was dazu dienen könnte, das Mittelalter in ſämmtlich ſeinem Weſen und mit allen ſeinen ſtärkeren, ganzen, freskoartigen, oder ſeinen weicheren Färbungen möglichſt zu bezeichnen und, bei der Geneigtheit zur Selbſttäuſchung von Seite der Mitglieder, zu reproduciren.

Die Verſtändigung war nicht ſchwer, denn ſeinem Vorſchlag kamen die Wünſche der Anderen freudig entgegen.

Jeder hatte das förmlich Nothwendige einer ſolchen roman-

tiſch tendenziöſen Verbindung oft genug empfunden und ſich Dieß und Jenes dabei geträumt.

Die Sache geſtaltete ſich deßhalb zwanglos und doch ſchon mit einer Beſtimmtheit, ja mit einer Art ſchon durchgearbeiteten Planes oder Programmes, und die Werkſtatt bekam in Betreff der Genoſſenſchaft und des, vorausſichtlich nicht wohl zu vermeidenden, Banketirens, vulgo Zechens, den Namen Humpenau.

Alſo war Alles im beſten Beginn und Werden, Schwanthaler hatte Geſinnungs-, jedenfalls Gemüthsgenoſſen in gewiſſer Richtung um ſich, welche ihm zur Verſinnlichung ritterlicher Zeiten dienen konnten, und zwar waren Dieſelben äußerlich gerade ſo beſchaffen und gemiſcht, daß ſie ihn, Jeder für ſich und dann wieder Gruppenweiſe, zu allem Ueberfluße auch noch an jene Natur draußen erinnerten, welche ihn in ſo verſchiedener Weiſe anſprach.

Da war der Eine, wie eine friſche, kräftige Tanne.

Der Andere, wie ein hochtbrennendes Bergſchloß. Fein und, ſo zu ſagen, vielgliedrig ein Dritter.

Dagegen erſchien von drei weiteren Genoßen jedweder barokk genug.

Der Erſte erzeigte ſich widerborſtig, wie ein Buſch Waldgedißtel; der Zweite hatte Etwas von Waldgerüſter und Ginſter, der Dritte aber von einer, zeitweiſe von der Windsbraut beanſpruchten Weißweide, ſo weltſchmerzverkündlich war oft ſein Antlitz und ſo genial zerrauft war der nie verkürzte Schmuck ſeines Hauptes.

Wieder Einen zu bezeichnen, war er ganz von beruhigend-

ſtem Eindruck — froh, fromm, ſtumm, mehr mit Stirnneigen bejahend oder mit Kopfſchütteln ſanfteſter Art verneinend, als mit der Zunge ſchlagfertig. Er war ſo recht, wie eine Gottgeſegnete Kornähre.

Zur Seite dieſer milden, oft holde Lieder ſumſ' und ſäuſelnden, Erſcheinung präſentirte ſich eine andere als wunderwürdig kraft- und bedeutungsvoll, — förmlich urzeitlich, wie ein Jägersmann antediluvianiſcher Zeit in Rieſenwäldern, über deren ſchwarzen Scheiteln der Mond glühroth heraufrückt.

Daneben tauchte ein ſo und ſo Vielter auf. Der hatte im ganzen Weſen etwas Phänomenartiges. Etwa wie es an heißen Sommerabenden in einer weißfeurigen Kugel dahinzieht und dann platzt und zerkracht, ſo war er; raſch da mit leuchtendem Witz, und dann auf einmal weg — während von den nächſten Dreien Einer um den Anderen äußerſt milden Eindruckes ſicher war.

Denn der Erſte derſelben glich in vielen Betreffen einer einſam frommanmuthenden Wald- oder Wegkapelle; der Zweite ſonnte alle Herzen an in der Fülle ſeines Gemüthes und vielfarbigſter Poeſie — er war ein verkörpertes Lied aus Minnezeit und Rittertum — und der Dritte, ſpäter zu Großem, jedoch auf anderen, als weltlichen Bahnen berufen — wie ernſt ward er urplötzlich nach heiteren Stunden und emporragte er, gleich einer Königskerze, goldprangend in Büſchen ſtiller Gedanken — —

Alſo die Humpenau war conſtituirt, am 25. Auguſt 1819 war die erſte Rottirung, das Wappen ward gewählt und das weltwonnig romantiſche Leben hob an.

„Armbruſtſchießen, Toaſte, ſchöne Pokale, Verslein, Waldesluſt, Muſica, Geiſtererſcheinungen und dergleichen füllten die Zeit.“

Aber ungeſchminkter Wahrheit treu zu bleiben, die Zügel der Phantaſie und des Jugendübermuthes wurden wohl Zeitweiſe leicht und leichter gehalten und es war von der Abſpieglung eines verklärten Ritterthums des Jenſeits in's Dieſſeits nicht immer die Rede.

Die Richtung und das Gebahren der Humpenauer im Ganzen oder in einzelnen Abtheilungen, mit Ausnahme Eines oder des Anderen, war mehr trinkbrüderlich, nicht ohne weſentliche Geneigtheit, der Neuzeit um jeden Preis vor die Stirne zu ſtoßen.

Namentlich wurden diverſe Streifzüge in die Umgegend der Stadt vorgenommen, wobei man nicht allein becherte, ſondern

auch manches Schlößlein und dergleichen in gefährlicher Weise inspicirte und manche Antiquität im Triumph mitheimnahm.

In Kurzem, man war sehr lebendig und kühn und das Ganze nur getragen und am Ende auch erträglich durch Ludwigs und der besten Genossen tieferen Sinn.

Nun wird Mancher zu wissen wünschen, wie es mit dem Innern der Humpenau beschaffen gewesen sei, auch wäre die Bekanntschaft mit etlichen Namen den Genossen nicht unwillkommen.

Es waren aber in der Humpenau zwei Räumlichkeiten, beide zu ebener Erde in dem früher bezeichneten Gebäude.

In der einen stand der humpenbepflanzte Genossenschaftstisch; an den Wänden sah man viele Wappen, verschiedene Zeichnungen, Holzschnitte, auch Holzschnitzereien, und altväterliche Stühle standen umher. In der anderen war viele ähnliche Zier, überdieß bot sich noch ein anderer Anblick dar.

Nämlich ein, vor welschem Kaminwerk stehender, schwarzer, mit einem weißen Todtenkreuz versehener Sarg.

Er war „das Symbol der Wehmuth über das entflohene Rittertum", diente zu den ominösest phantastischen Maasnahmen, und die Beseelung, oder auch nur Mißachtung desselben von Seite etwaiger Gäste, oder gar eines Genossen, führte grauenvoll düstere Strafen mit sich, welche gleichwohl von Humor durchblitzt waren.

Anlangend die Hauptritterschaft und das Präsidium, so war der erste Präses Einer, des Namens Heinrich Hartmann, ein Baukunst Beflissener von Koblenz. „Er hatte gar schöne, lange

Haare und man nannte ihn nicht anders, als den Kaiſer Henricus auceps.“

Ein angehender Skulptor war der Zweite. Er hieß Hoß von Koſtnitz, „in der Humpenau aber benamſte man ihn Otto, den viel Erlauchten, hatte einen gar ſchönen, gelben Ritterrock.“

Darauf kam Vetter Xaver an's Präſidium, „des ruhmreichen Namens Kuno von der Humpenau, ein rother Räubersmann; auch Kunivogl genannt.“

Erſt der Vierte war Ludwig Schwanthaler ſelbſt, genannt „der Storchenauer.“

Auf ihn folgte ein Ritter, Namens Petrus Werner, ein Goldſchmied vom Rhein herauf; und ſo fort.

Die Ritter hatten aber auch ihre Knechte und Reiſige, unter welchen ſich beſonders der Eine durch ſeine Sanchopanſa Natur und Schwerfälligkeit, gleichwohl ewig unverdroßene Dienſtbefliſſenheit in Herbeiſchaffung des Trinkbedarfes, auszeichnete; Derſelbe hieß Johannes Mülgraber, ein Zillerthaler — und ein Anderer, ein Geſell', jedes Wort körnigſter Humor gleichfalls unſäglich dienſteifrig und beſonders nutzbar, „Hol herbeizutragen, auf daß es die Ritterſchaft nicht frieren möchte,' hieß Kropf von Windbruch, ſeines Zeichens ein wohlbeſtallter Waidmann. Dieſe, wie auch der Kunſtjünger Lang von Wurzach, waren Knechte und Reiſige, rückten zwar nach beden tenden Thaten in die Ritterwürde ein, verſäumten aber nicht Das fort und fort zu bewähren, was ſich an ihnen, zur Zeit ihres niederen Ranges, ſo dankenswerth erwieſen hatte.

Ueber die einzelnen Ereigniße in und außerhalb der Hun

penau hat Ludwig Schwanthaler keine vollständige Chronik verfaßt, obwohl sich in einem so betitelten Buche, welches hauptsächlich Zeichnungen enthält und in Graf Pocci's Besitz ist, manchmal schriftliche, kurze Notizen von Ludwigs Hand finden.

Beispielsweise gedenkt er einer Grünwalder-Fahrt, bei welcher die Humpen feierlich mitgetragen wurden, sich aber auch herausstellt, daß man schon zu früheren Entschlüßen kam. Denn sämmtliche Ritterschaft setzte sich zu Harlaching auf die zwei ersten Eckbäume des Gartens und begann, in Laub und Lüften zu bankettiren, wozu die Vögelein von nah' und weit her zwitscherten.

Auch finden sich Notizen, anbelangend fast blutige Kämpfe mit bloßen Ritterschwertern, welche Kämpfe aus den sonderlichsten Anläßen entstanden.

Namentlich entspann sich einer der bedeutendsten einfach aus der Meinung zweier Ritter, daß sich der Genoße Hotz von Rostnitz um seinen gelben Ritterrock einen neuen, schwarzen Saum näben laßen sollte.

Vorzugsweise fanden einzelne, kühne Unternehmungen raubritterlicher Art ihre schriftliche Verewigung. Andere wurden nicht verzeichnet, blieben aber unvergeßen.

Eine derselben, welche gleichwohl mißlang, sei kundbar gemacht.

Unweit der Werkstatt befand sich die, nicht mehr gebrauchte, Sakristei der Salvatorskirche, und zwei dort befindliche Glaswappen in den Fenstern hatten für Schwanthaler schon seit längerer Zeit eine solche Anziehungskraft, daß er zuletzt deren Besitznahme für unausweichlich hielt.

Es war eine finster abenteuerliche, wetterschwangere und schwüle Nacht.

In dieser kam er in Helm, Panzer und Reitermantel, und eine Leiter der Länge nach unter dem Arm, ganz langsam, voll mittelaltertichen Bewußtseins und, so zu sagen, ganz feierlich angerückt.

Ungestört traf er die nöthigen Vorkehrungen zum Hinaufsteigen und in kurzer Zeit war er schon am weiteren, kühnen Werk. Stilles Jauchzen erfüllte seine Brust.

Da traf das Unerwartete ein.

Denn als die Auslösung des ersten Glaswappens schon ziemlich zu Ende war, kam mittlerweile eine antiraubritterliche Persönlichkeit angerückt, nehmlich ein spätwandelnder Polizeidiener, welcher die, in Lüften befindliche, schwarze Gestalt mit Donnerworten zur Ergebung und beziehungsweise zu vorherigem Herabsteigen aufforderte.

Als diesem Befehle von Oben keine Folge geleistet wurde, ward von Unten die Leiter weggenommen, bei Seite gelehnt und Verstärkung gesucht.

Auf dieß Verfahren blieb dem besagten Ritter nichts übrig, als sich mit guter Kletterkunst auf das benachbarte Dächlein und von da weiter herab, wenn auch mit Gefahr, sprungweise auf festes Erdreich zu begeben, denn es war klar, daß er beim zweiten Betretungsfall für Lust an der Willkühr des Mittelalters in die unritterlichen Verließe der Polizei des ungeliebten, neunzehnten Jahrhunderts geschleudert werden dürfte.

So kam er aber mit Heil davon — nur daß er ſein Raubobjekt zurücklaſſen mußte.

Es währte nicht lange Zeit, ſo ſtürmte die polizeiliche Verſtärkung, drei Mann hoch, ſämmtlich mit damals üblichen, dreieckigten Hüten, Bandeliers und gezogenen Säbeln, durch den nahen Thorbogen.

Die Leiter ward wieder angelegt und der Befehl, herabzuſteigen, mit vereinter Kraft an Den wiederholt, welcher nicht mehr in Lüften befindlich war.

Der vermeintliche Trotz des, nicht vorhandenen, Uebelthäters brachte die Sicherheitswächter in ſtets größere Aufgeregtheit. Der und Jener ſammelte ſich dazu, und es ward heftig berathſchlagt.

Zuletzt kamen auch Ludwig und etliche Genoßen herbei, welche insgeſammt noch weiters in die Flamme des Unmuths bliesen und den Rath ertheilten, nicht zu warten, bis die fragliche Geſtalt herabſteige, ſondern hinaufzuſteigen und ſie in Lüften zur polizeilichen Haft zu bringen.

Dieſes Experiment wollte nicht einleuchten, bis Schwanthaler zuletzt die Polizei an Muth übertraf und ſich erbot, die That auszuführen, wozu er ſich für etwaige Nothfälle einen Säbel ausbat. Mit dieſer Waffe ſtieg er hinauf und berichtete herab, es ſei Niemand vorhanden.

Das ſchien unglaublich.

Aber die Polizei überzeugte ſich nun durch eigene Fenſter-Inſpektion — kurz es ward allſeitig behauptet, der erſte Entdecker einer ſchwarzen Geſtalt habe ſich getäuſcht.

Nun fehlte es nicht an Spott, ja Vorwürfen, die Nachbar-

ſchaft beunruhigt zu haben; ſelbſt die zwei herbeigeholten Poliziſten waren erboſt, und als ſich Dieſelben mit ihrem Collegen, der ſein Fehlſchen gar nicht begreifen wollte, entfernten, hörte man ſie noch aus ziemlicher Weite grollen.

Dieſer und anderer Thaten ſtilles Bewußtſein ließ noch in ſpäteren Jahren ein ſchalkhaftes, gewiſſermaßen ſtolzes Lächeln um Meiſter Ludwig's Lippen ſpielen, ohne daß deßhalb anzunehmen iſt, er hätte, ſtatt im neunzehnten, im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert geboren ſein ſollen, da er dann etwa ein gefährlicher und weltberühmter Raubritter geworden wäre, wie der Eppelein von Gailingen im Fränkiſchen, der Tiſta von Werſchowetz und der Hinko im Böhmiſchen, oder ſolch Einer, wie im Oeſterreichiſchen der Tanhauſer von Oberlaa, der Rabuchodonoſor Rankelreiter und Andere.

Zudem finden ſich noch etliche Reime, welche an die Wand der inneren Humpenau geſchrieben waren und bei verſchiedenſtem Uebermuth der Genoſſen und Schwanthaler's ſelbſt die gute Grundlage des Ganzen andeuteten.

Sie lauten:

Gott den Herren ſtets zu loben,
Sind erſchaffen die Himmel oben,
All die Welt, die Menſchen drin
Sollen in frommen Chriſtenſinn
Sinken in Verehrung hin.
Haſt gegeben Gott die Ehr',
Magſt auch ſingen andre Mähr'.

Dagegen lautet ein anderer Spruch Franz Pocci's, welcher ſich übrigens damal nur gelegentlich als Gaſt einfand:

Zieh' ich aus zur Minne
Und du in den Krieg —
Geh' Gott, daß gewinne
Ein Jeder ſeinen Sieg.

Beide Sprüche wanderten auch mit, als die Werkſtatt, und mit ihr die Humpenau, unter großen Feierlichkeiten aus der Nähe der Salvators- oder griechiſchen Kirche in das Eckhaus, unweit der proteſtantiſchen, verlegt wurde. Einen Theil der Räumlichkeit nimmt heut zu Tage eine Officin ein.

An dieſem neuen Sammelplatz hielt die Geneſſenſchaft noch etliche Zeit.

Wie es ſich aber in der Welt oft fügt — der Begriff lockerte ſich nicht, aber die Träger deſſelben wurden allgemach zerſtreut, den Einen führte ſein Beruf dahin, den Andern dorthin, und Die, welche zu München blieben, kamen auch nur ſeltener, zuletzt gar nicht mehr zuſammen.

Es währte aber nur einige Zeit, ſo regte ſich das alte Verlangen, und es ſammelten ſich die Ueberreſte der Humpenau mit neuen befreundeten Geſellen um Ludwig Schwanthaler.

Dieß Ritterbündniß ward in der Behauſung Graf Franz Pocci's gegründet, mit welch Letzterem Ludwig um das Jahr 1824 in nähere Freundſchaft getreten war, und betitelte ſich „vom Einhorn.“

Weil aber mit dieſem Einhorn in kürzeſter Zeit viel Unheil eintraf, ward es feierlichſt verbannt. Statt deſſen ward ein

Bär in das Wappen geſetzt und das Bündniß wiederholt geſchloſſen, wobei die, gruppenweiſe oder einzeln beitretenden, Mitglieder ſich mit Blut unterſchrieben, zu welchem Zweck man ſich eine Verwundung am Arm beibrachte.

Als die Genoßenſchaft Derer vom Bären, welche auf ähnlichen, romantiſchen Grundlagen fußte, wie jene der Humpenauer, ſich verſammelte, behielten die Reſte der Letzteren ihren früheren Namen.

Vor Allem hieß demnach Ludwig Schwanthaler jetzt und in alle Folgezeit der Storchenauer.

Von den Neuen aber ward Franz Pocci mit dem Namen Diepolt belegt. Ein Anderer, der Sundahl hieß der Rodenthaler, Friedrich Beck, der Poet, ward der Brezenheimer benamſt, den Kunſtjünger Hellvobler nannte man den Kreuzlinger und ſo fort, und wie es in der früheren Genoßenſchaft an untergeordneten und dienſtwilligen Theilnehmern nicht fehlte, ſo fehlte es auch jetzt nicht an ein paar ſolchen. Mit dem Unterſchied, daß der Eine oder Andere derſelben noch Weiteres über ſich zu nehmen hatte, nehmlich — die Zielſcheibe des Humors, wo nicht Muthwillens zu ſein.

Dieſe Servitut laſtete hauptſächlich auf einem, doch wohlverſtanden, ſehr ehrenhaften Mitglied, Namens Rothhaft vulgo Haftl, Freiherr, „einem kleinen, gedrungenen Burſchen, der gar gewaltig pokuliren kunnt. Und wüthig abergläubiſch war er.“

Alſo „tagten“ die Bärenritter in Herrn Pocci-Diepolts Behauſung um ein Fäßlein Braunes, welches in Mitte des Zimmers lag.

Da wurden Fehden beſchloſſen, Klagen vor das Vehmgericht gebracht, Kaiſer und Biſchöfen getreßt, Turniere ausgeſchrieben, oder was ſonſt der wache Wunſch eingab. In friedlichen Stunden aber ward, wie vordem, gerne zur Armbruſt gegriffen und auf alterthümliche Scheiben geſchoßen, wobei es an „Tänken“ nicht gebrach — meiſt Zeichnungen oder Skizzen von Ludwig's oder Pecci's Hand „bald voll ſchauerlicher Invention, bald voll rüſtig ritterlichen Weſens oder wieder voll froher Laune.“

Waren die Genoßen im Vereine, fand ſich auch gelegentlich Pecci Tiepolts Vater, der alte Herr, ein. War er auch nur hospes und ursus honorarius, ſo hatte er doch, wie die „wirklichen Bären“ ſeinen Ritternamen, nehmlich Cyariſtus. Hingegen erwies er ſich in ſeiner eigentlichen Bedeutung, als oberſter Burgherr, jeder Zeit äußerſt großmüthig, wie er denn einmal von Würzburg aus ein Faß Wein ſchickte, drüber ein Gelage anhob, welches ſeine Abſicht auf guten Muth der Ritter freilich noch weit übertreffen mochte.

Denn Wein war ſehr willkommen, obwohl ſchäumiges Braunes die normale, caſtalliſche Quelle bildete, wenn nicht der Uebermuth ein paar Mal bis ins graueſte, germaniſche Alterthum zurückgriff und ein großes Gefäß voll Meth herbei bannte, welches unter Bardengeſängen geleert wurde.

Dieſer Urzuſtand hatte nie langen Beſtand, ſondern man kehrte wieder zum Mittelalter zurück, welches man genauer kannte, und wozu Alles ſtimmte. Zumal war die Gewandung der Genoßen aus der beſten Ritterzeit, und ob auch für gewöhnlich nicht präch-

tig, vielmehr, wie der zuſammengewürfelten Garderobe eines Stegreifers entnommen, doch deſto wahrhafter und echter.

Wie zur Zeit der Humpenau ward auch jetzt noch oft Freude und Uebermuth von der burggräflich Gvariſtiſchen Behauſung wo anderswin verlegt und vertragen, auch das Schnappbahn- oder Stegreifritter-Prinzip fern und nahe aufrecht erhalten, wobei die eingetretene Männlichkeit dem faſt kindiſchen Muthwillen nicht im Entfernteſten Feſſeln anlegte.

Kurz der weltwonnige Uebermuth und die, mehr oder minder naive, Schadenfreude kam, ſtatt im Verfall, ſtets mehr in Blüthe; anderer Seits ließen die Kämpfe mit bloßen Schwertern noch immer nicht ab und die Humpen wurden, nach wie vor, in geziemenden Ehren gehalten.

Aber es bot ſich auch Anderes.

Es wurde gar oft Kohle oder Stift zur Hand genommen und tapfer gezeichnet.

Stets galt es einer Aufgabe aus der deutſchen Hiſtorie oder einem Stück aus dem Ritterleben, und da war es, daß Ludwig gar viel Geiſtreiches, Phantaſie- und Gemüthsvolles oder Humorreiches förmlich hingoß.

Ein ſolches größeres Opus zu nennen — der bekannte ritterliche Feſtzug mit hundert Trompetern, viele Ellen lang — von drei Abenden der Bärenſchaft ſchreibt er ſich her.

Ludwig, und theilweiſe Graf Pocci Liepolt, zeichneten daran emſig, faſt ſchweißbedeckter Stirne.

Aber bei dieſer, wie anderen, ähnlichen Gelegenheiten fehlte es nicht an ungeſtümſter Anciſerung zu noch größerem Fleiß und

zu möglichſter Treue. Alſo wenn es die Ritterſchaft bedünkte, Das und Jenes ſei nöthig oder zu wenig richtig, war ein Gemurmel des Mißvergnügens das Geringſte, was erfolgte. Es konnte ſich bis zu Unmuthsorkanen ſteigern, welche mit grauſen Verwünſchungen und Anrufungen der diverſeſten Zauberer, Hexen und Kobolde vermiſcht waren; auch wurden arge Schläge heldenmäßiger, eiſenbekleideter Fäuſte auf den Tiſch hörbar, wenn es ſich nicht gar um kühnes Eingreifen in das ſchwarzwalligte Haargelock des Storchenauers, ſowie in das blonde des Tiepolt handelte, oder um lauthallende Streiche mit Schwertknäufen auf die Harniſche der zwei Ritter und — Kunſtherren.

Zu einem ſolchen war Pocci Tiepolt vom Freund Schwanthaler bei mehrfacher Gelegenheit und unter höchſt ſinniger und prophetiſchen Angabe ſeiner Schöpfungsregion ſelbſt erklärt worden. In gewiſſen Fällen, wo es ſich um Naivetät der Auffaſſung und dergleichen handelte, bewies er ſogar eine kleine Eiferſucht.

Dieſelbe hinderte ihn aber nicht, ſich, wenn Tiepolt mit dem Stift etwas Gutes, Mittelalterliches gezeichnet hatte, in einer Art Jubel zu erheben, zur Rohrfeder zu greifen und den Spuren der befreundeten Phantaſie mit der Tinte feſteren Beſtand für kommende Zeiten zu geben.

Während nun der Sinn ſämmtlicher Genoſſenſchaft auf das vielbelobte Mittelalter gerichtet war, und die Zeit dazu verwendet wurde, den Eindruck deſſelben ſtets tiefer zu begründen, vergaß man doch nicht, daß es einen gewaltigen, ewig wachen Gegner habe.

Diesem, dem Griechenthum in der Kunst, ward deßhalb bei jeder Gelegenheit übel mitgespielt — voraus begreiflich von Schwanthaler-Storchenauer selbst.

Wie gesagt, nicht daß er es verkannte.

Er kannte es gar wohl und konnte bei seiner classischen Bildung, bei der Weitweite seiner Empfindung und Auffassung Treffliches leisten. Er hatte es schon bewährt und bewährte es später stets mehr und glänzender. Ja man kann sagen, wenige Künstler der neueren Zeit sind so tief, als er, in das Geheimniß der idealen Schönheit und aller anderen Merkmale, welche wir an den Ueberbleibseln der griechischen Kunst bewundern, eingedrungen. Wenige haben jenes Geheimniß mit so glücklichem Blick zu erfassen und die gewonnenen Anschauungen wieder so vollkommen zu verkörpern gewußt, und nicht nur die überwiegende Anzahl seiner Schöpfungen, sondern auch die berühmtesten gehören der antiken Richtung an.

Aber die Ahnung, daß seine Hauptaufgabe im minder Geliebten bestehen werde, erfüllte ihn schon damals. Ein unvermeidliches Bangen kam über ihn, so oft nur das Wort Griechisch fiel, und ward ihm dabei eine neckische Absicht fühlbar, konnte er in wirklichen Unmuth ausbrechen.

Da stimmten dann die Anderen mählig ein.

Es ward wohl das unläugbar Erhabene, Feine und Geistige, das ästhetisch Fertige am Griechischen erkannt — aber dennoch dem rauheren Deutschen in jeder Weise der Sieg zugesprochen. Nebstbei ward über die Heldenmythe, die griechische und römische Historie ein Bannfluch um den andern verhängt, dagegen großer

Segen über die lyrisch und dramatisch wirksamen Erscheinungen des Mittelalters ausgegossen. Diese wiederkehrende Uebung in jenen Bannflüchen härtete den vermeintlichen Groll gegen das Griechische stets mehr, bis sich zuletzt ein brennendes Verlangen geltend machte, den fraglichen Haß in großartigster und effectuster Weise zu bewähren.

Man trug sich einige Zeit mit Plänen, blieb zuletzt bei einem derselben, und es fragte sich nur, wo er auszuführen sei.

Da kam ein Umstand gelegen.

Der alte Pucci-Evaristus miethete einen Garten an der Nymphenburgerstraße.

Sabin verfügte sich die Bärengenossenschaft in schönster Lenzzeit, hielt festlichen Einzug und bankettirte und turnierte. Auf wenige Tage später ward aber ein weiteres, großes Fest bestellt, bei welchem jenem tief gefühlten Verlangen genügt werden sollte.

Zu diesem Zweck fertigte man in der Zwischenzeit eine Riesenfigur an, die Grätia vorstellend

Als zur treffenden Zeit die sämmtliche Bärenritterschaft in schweren Rüstungen versammelt war, und Toaste und höchst wirksame Deutschheit athmende Reden in altheimischer Sprachweise den Grund des Festes ausgedrückt hatten, wurde die papierene Riesenfigur vor Gericht gefordert, ihr, bei Anerkennung vieler Tugenden, so viel mehr Verbrechen vorgehalten und ihre Verurtheilungswürdigkeit ausgesprochen.

Darauf wurde sie in feierlicher Prozession umhergetragen, worauf man zum Trotz der Grätia, des Achills und anderer Helden ein wuthentbranntes Fußturnier anhob.

Die ruhmreichsten Schwertschläge wurden unter großem Schlachtgeschrei geführt.

Nachdem sich aber deutsche Mannheit und Fechtgewandtheit preiswerth genug an's Licht gestellt hatten, schaarte man sich auf, schritt bedrohlichen Blickes vor das erkorene Opfer des allseitigen Mißvergnügens, und Schwanthaler der Storchenauer verkündete, die Fackel in der Hand, die Grácia sei zum Feuertod bestimmt.

Dieß Urtheil wurde auch sogleich in Vollzug gesetzt.

Die Flamme schlug empor, die Gloschе und Aschе der Grácia wurde mit lautem Siegesjubel begrüßt, und ein Chorgesang der Rache und Schadenfreude beschloß das Auto da Fé — —

Von minder verhängnißvollen Chören zu sprechen.

Gesungen wurde in besagtem Garten, so wie in der burgherrlichen Behausung viel.

Da wiegt' und wogte es oft in Liedern aus der Zeit der Minnesänger, oder es waren ritterliche Kraftgesänge, Lanzknechtsweisen — kühne, süße aus dem Liebesleben, oder was sonst die vielseitige Welt fahrender Krieger und Soldirer darbietet.

Auch Waidmannslieder waren zu vernehmen.

Oft war die Melodie alt und echt; oder neu, aber wie echt heraufklingend aus längst vergangenen Jahrhunderten.

In solchen Fällen dankte man die Melodie, häufig auch die Dichtung, Pocci-Diepolt — letzte manchmal auch dem Meister Schwanthaler, Friedrich Beck oder einem anderen Genossen, und Text und Musik wurden oft in allerkürzester Zeit geschaffen.

So verhielt es sich mit einem Waidmannslied, welches Friedrich Beck zum Besten gab.

Mit dem Vorhandensein der ersten Strophe ward es von Tiepolt in Musik gesetzt, noch am selben Abend gesungen und dann für immer in hohen Ehren gehalten.

Es lautet:

Gesellen, zieht hernieder
Von Bergen in das Thal,
Es senken ihr Gefieder
Die Falken allzumal.

Auf, sammelt eure Rüden
Und wischt die Geere blank,
Wir dürfen ja ermüden,
Da selbst die Sonne sank!

Wir lauschten durch die Zweige,
Es trank ein Hirsch am Quell,
Doch bei des Tages Neige,
Da floß sein Blut so hell.

Welch lauter Ruf ertönte
Den grünen Forst entlang,
Wie schmetternd rings erdröhnte
Der Hörner froher Klang!

Bei frühem Morgengrauen
Da ſind wir wieder auf
Und lenken durch die Auen
Den freien Waidmannslauf.

D'rum laßt die Hörner ſchallen
Zum letzten Abendgruß —
Und unſer Lied erſchallen
Weit über Thal und Fluß!

Ein anderes, recht alt klingendes, Lied, welches man oft ſang, verdankte Text und Melodie gleichfalls dem Diepolt. Es iſt betitelt: Herr Kunz vom Böhmerwald.

Was hallt im Böhmerwald,
Was ſchallt im Grunde nieder?
Es ſind die Waidmannsbrüder,
Sie legen die Hirſchlein nieder,
Das Horn, das lockende, ſchallt!

Was hallt im Böhmerwald,
Was ſchallt vom Felſen nieder?
Herr Kunz, der ruft Bergnieder —
Da kommen die Waidwerksbrüder
Zu ſeinem Aufenthalt:

„Wohlauf, Geſellen, wohlauf,
Wir harren, bis es taget
Und bis die Wachtel ſchlaget,
Gejagt wird dann, gejaget
Den Föhrenwald hinauf!

„Wohlauf, Ihr Brüder, wohlauf,
Dann laßt Euch munter finden,
Mit flüchtigen Rossen und Winden
Und legt den Pfeil, den geschwinden,
Der Armbrust auf
Der Armbrust auf
Hallo! hallo! —

Der Romantik gerecht zu werden, griff man noch zu anderen musikalischen Mitteln.

In der Evarist'schen Behausung war vorgesehen, und oft mitten unterm Gelage sprang der Storchenauer vom altdeutschen Stuhl auf und bannte den Ritter Diepolt ans Klavier.

Da war der klangsangreiche Diepolt in seinem Element, beanspruchte seine reiche Phantasie in vollstem Maaße und brachte nach Angabe seines Freundes, oder wie er eben selbst wählte und wollte, in Melodien und Tonmassen ganze Rittergeschichten vor.

Schlachtennoth, Siegesfreuden, Liebesglück, Festzüge — dazwischen wiegte und träumte es, wie in fern klingenden Chorgesängen und, was sonst diente, ein weitgreifendes, vielgliedriges Ganzes aus der alten Zeit tonmalerisch zu gestalten.

Dieser Reichthum sprach den Meister Schwanthaler wohl an.

Aber die einfachste und schlichteste Melodie liebte er am Meisten, so daß er sie nicht mehr vergaß und gar manche später zur allseitigen Ueberraschung ganz treu anzustimmen wußte.

Wofür er eine beſondere Leidenſchaft hatte, waren, ſich wiederholende und durch die Quart-Sext ſich löſende Schlußfälle.

Er ſelbſt hatte in einer Art productiven, muſikaliſchen Sinnes eine treffliche Beimiſchung zu ſeiner poetiſchen Natur und in wunderbar lieblich melodiöſer Naivetät konnte er ſich in frohen und düſtern Weiſen veranſgaben. Dazu half ihm die Guitarre, welche er mit Geſchick handhabte — und wenn er erſt die Lippen ſpitzte, trat Stille und allgemeines Lauſchen ein. Denn der Storchenauer pfiff da Eines um das Andere, und ob auch noch ſo einfach, es war doch ein Jedes held und deutſam für Phantaſie und Herz. Meiſtens aber waren es Weiſen in rührenden Terzen oder Sextengängen. In ſich viel zuſammengeſetzte Muſik widerte ihn an. Im Ganzen war er der Meinung, daß alle Muſik nur das Gewand irgend eines deutlich geſtalteten Bildes ſein ſollte.

Muſik ohne Bilderſinn iſt Unſinn, pflegte er zu ſagen.

Zu den Liedern, welche ihre Entſtehung nicht augenblicklichen, romantiſchen Anwandlungen verdankten, ſondern den Grundbedingungen der Genoſſenſchaft, gehörte eine Reihe anderer.

Sie hatten ſammt und ſonders eine Hauptabſicht — nehmlich die Verklärung des ſogenannten ritterlichen Heftnagels, ſelbſtverſtändlich Chriſti.

Wenn bildlich erfaßt, war derſelbe von den Heiligen der Himmel und den Rittern der Erde umgeben.

Dieſe Ritter, wirkliche oder von den Bären dazu erhobene, hießen Speci, verdankten ihren Preis in ſchlichtem Reimwerk

je einzelnen Mitgliedern, ihre Sangweise aber durchweg der Phantasie Pocci-Diepolts.

Den Rittern und Helden wurden auch weibliche, erhabene Gestalten angereiht, bei welchen übrigens die Eigenschaft der christlichen Größe eben so wenig in allererster Linie steht, als häufig bei den Männern. Das Heldenmäßige, hoch Poetische war eben an sich geheiligt.

Dieß drückt sich beispielsweise in den Reimen Pocci-Diepolts auf die Nibelungen Speci aus.

Willt du die alten Helden kennen,
So lies der Nibelungen Not,
Es wird sie dir der Sänger nennen,
Der selber längst erlag dem Tod.
Den Siegfried, Günther, Giselherrn,
Ihronecker und Dietrich von Bern,
Und Etzel, auch Dankwarten mit,
Die nahen da mit wildem Schritt,
Chrimhild, Brunhild und andere Frauen
Siehst auch gleich hohen Blumen der Auen —
O herrlich Lied der Nibelungen,
Dem Sänger Heil, der dich gesungen!

Vom Preis anderer, kirchlicher oder mythischer Heiligen geben spätere Zeilen Bericht.

Wie sie auch heißen mögen, auf sie und nicht höher ward geschworen, der treffende Cantus gesungen und ihnen zu Ehren viele hundertmal mit den Humpen tyestirt oder angeklungen.

Galt es aber die, Jedem angehörigen, Reime als Toast zu sprechen, so diente dazu ausschließlich ein, vom Storchenbauer zu diesem Zweck geformter, noch vorhandener Humpen mit durchsichtigem Glasboden, auf welchem sich der Mond in vollem Scheine zeigt.

Jenachdem da die Begeisterung groß und der Werth des, von der Bärenschaft canonisirten, Ritters hoch war, gab das Wort: „Trink den Mond herauf" Dem, welcher trinken sollte, eben nicht die leichteste Aufgabe zu lösen.

Mancher löste sie auch nie.

Allererst der Diepolt.

Dann Hofstadt, der sanfte, geniale, der so schön altdeutsch zeichnete und Dem ein, ihm so leidiger, Beruf — „die Juristerei", wie er stets wehmüthig bitter sagte — das poetische Herz brach und seine Gesundheit untergrub, so daß er früh von hinnen mußte.

Und dann ein Dritter — Heinrich Hofstetter.

Das war die Genossenschaft Derer vom Bären.

Zu gleicher Zeit ihres Bestehens, nur an anderen Abenden, fand sich eine zweite vor, deren Mittelpunkt gleichfalls Ludwig Schwanthaler war. Sie hatte ihren Sitz wieder in der bewußten Werkstatt unweit der protestantischen Kirche und nannte sich, in Anlehnung an den früheren Namen, die Genossenschaft der Humpenburg.

Auch in dieser Humpenburg gab es Aufzüge, Mummereien, dramatische und musikalische Spiele, ernster und schauerlich drolliger Art. Sehr oft ward nur der Inhalt festgesetzt und im Uebrigen

improviſirt. An einem Theaterzettel fehlte es nie. Einer derſelben — ſchon zu jener Zeit träumte der Storchenauer von ſeiner künftigen Burg — lautet:

Die letzten Ritter.

Zauber-Oper mit Geſang.

Ritter Ludwig von Schwaneck, quieſcirter bayeriſcher Raubritter .	Hr. Schwanthaler jun.
Deſſen Neffe: Junker Kunivogl von Schwaneck (noch in Activität) .	Hr. Schwanthaler sen.
Hahn von Amberg, lutheriſcher Predicant auf Burg Schwaneck . .	Hr. Hamberger.
Hans von Uffetz, fränkiſcher Raubritter (als Gaſt in Burg Schwaneck)	Hr. Auffeß.
Ritter Wambo von Bärenbart, verabſchiedeter kaiſerlicher Rath (malcontent u. mit Denen von Schwaneck in heimlicher Verbindniß) .	Hr. Bernhard.
Meiſter Sepp von der Au, Minne-Sänger	Hr. Schlothauer.
Graf Bobo von Amerland, Hauptmann der herzoglichen Landsknechte (führt den Haftsbefehl gegen die Raubritter in Schwaneck mit ſich)	Hr. Pocci.
Edler von Hof, Criminalrichter der Stadt München . . .	Hr. Hofſtadt.

Becker von Beck, herzoglicher Geheimschreiber und Hofpoet (schmachtet im Burgverließ zu Schwaneck in Ketten)	Hr. Beck.
Elise, die Nixe vom Isarfelsen, Schutzgeist der Burg Schwaneck .	* * *
Ein Zauberer	* * *
Philippus, Leibknappe des Ritters Ludwig von Schwaneck . .	* * *

Wegelagerer, Knechte und Dirnen von Burg Schwaneck.
Andere Ritter und herzogliche Landsknechte.
Gerichtsbüttel. Der Scharfrichter. Landvolk.
Nixen, Geister und andere Erscheinungen.

Insonderheitlicher, kurzer Inhalt.

Im ersten Actus wird der herzogliche Geheimschreiber Becker von Beck von denen Wegelagerern im Hesselober Walde aufgehoben und unter empörenden Mißhandlungen in das Burgverließ zu Schwaneck gestürzt.

Im zweiten Actus: Großes Trinkgelag im Rittersaal zu Burg Schwaneck.

Im dritten Actus läßt sich Ritter Wambo v. Bärenbart mit den Raubrittern zu Schwaneck in eine heimliche Verschwörung ein.

Im vierten Actus: Erscheinung des Schutzgeistes, welcher sich aus den Fluthen der Isar in bengalischem Feuer erhebt und den Ritter Ludwig v. Schwaneck warnt, während der wilde Kunivogl sich dem Zauberer verschreibt.

Im fünften Actus wird die Burg Schwaneck von den herzoglichen Landsknechten grausam belagert, und der Ritter Ludwig von Schwaneck von dem Schutzgeiste auf eine unbegreifliche Weise gerettet.

Im sechsten Actus: Eroberung der Burg Schwaneck und Enthauptung des bösen Kunivogls.

Im siebenten Actus wird die Burg Schwaneck als gefährliches Raubnest nebst dem vermaledeiten Zauberer in die Luft gesprengt, und es erscheint nun eine Verklärung im Brillantfeuer, in welcher man den Ritter Ludwig v. Schwaneck im härenen Gewande als frommen Einsiedler erblickt.

Anfang um ½6 Uhr, Ende nach 10¼ Uhr.

An Verführung, wie Bezeugschaftung solcher Spiele nahm auch die Bärenschaft Theil.

Außerdem ward mancherlei Muthwillen gegen einzelne Mitglieder von Tieß oder Jenseits verübt.

Besonders litt genannter Nothhaft, vulgo Haftl, Freiherr, der durch Aberglauben, Geisterseherei und Ueberzeugung, eines Tages zur Hebung eines Schatzes berufen zu sein, hinreichende Veranlassungen gab.

Einen Fall zu nennen.

Als die Ritter eines Abends beim Gelage waren, der Haftl, Freiherr, in seiner ganzen Kürze und Gedrungenheit gegen das Hoffenster zu saß, der Storchenauer aber noch spät abberufen worden war, schwebte vor dem Fenster Etwas langsam empor.

Es war eine weiße Geſtalt, welche in Mitte des Fenſters anhielt und dem Haſtl, Freiherrn, als Jenem, der allein berufen ſei, ſie zu ſehen und ihre Stimme zu vernehmen, verkündete:

„Sie ſei das geiſtige Ueberbleibſel einer ehrenfeſten, reiferen Jungfrau aus den Schwedenzeiten, welche Veronica geheißen, im Uebrigen aber ihre ganze Habe an dieſem Orte vergraben habe. Dieſen Schatz könne er, aber nur um Mitternacht heben, und wo ſich unweit von da, an einer Wand drei Spuren, wie von Hühnerkrallen, vorfänden, da ſollte er graben. Aber bald, damit ſie nicht verſchwänden und das Gold zu gleicher Zeit!“

Darauf erhob ſich die Erſcheinung an zwei, ſonderbarer Weiſe vom Geiſterſeher nicht geſehenen, Stricken gegen das obere Stockwerk und verſchwand.

Der erklärte Schatzfinder aber ſaß in höchſter Ueberraſchung und ſchauervermiſchter Wonne längere Zeit da, unfähig, ein Wort über die Lippen zu bringen, obſchon ſämmtliche Ritter auf ihn einſtürmten.

Endlich eröffnete er, welch wunderbares Geſicht ihm zu Theil geworden ſei. Die Gemüther geriethen augenſcheinlich in große Erregtheit, der Storchenauer kam vom angeblichen Beſuch heim, ließ ſich den Vorfall erzählen, man ſtritt für und mehr noch gegen, rieth aber einſtimmig, ſich jedenfalls auf Geiſterſpuck nicht einzulaſſen, da die Sache doch mit Gefahr verbunden ſei, abgeſehen davon, daß die Hebung des Schatzes Zauberkenntniße in Formeln und anderen Dingen vorausſetze, welche er, Haſtl, Freiherr, nicht beſitze.

Dieſes Mißtrauen ward mit dem Hohn des vollſten Be-

wußtseins erwiedert, und obwohl die ganze Ritterschaft, der Storchenauer voraus, den Weg vertrat, gelang es dem Berufenen dennoch, durchzudringen. Alles folgte nach, half suchen und gab sich für überwunden, da die drei Zeichen in der Hausflur wirklich vorgefunden wurden.

Nun zeigte sich auch die Fähigkeit des Geisterſehers, dem Schatz Herr zu werden, indem er eine Beleſenheit in einſchlägigen Schriften bewährte, welche durchweg keinen Zweifel aufkommen ließ.

Die Sache war schon so sicher, daß die schönsten Pläne in Betreff des Schatzes geschmiedet wurden, wobei eine prachtreiche, gothiſche Halle als Sitz der Genoſſenſchaft die Hauptrolle ſpielte. Die Beſchwörung und Schatzhebung aber ward für die nächſte Mitternacht feſtgeſetzt. Denn wegen mangelnden Vorkehrungen konnte dieſelbe in gegenwärtiger bei beſtem Willen nicht vorgenommen werden.

Als ſich die Genoſſenſchaft kommenden Abend wieder ſammelte, traf Haſtl, Freiherr, zwar um ein weuig ſpäter ein, aber um deſto beſſer mit allen finſteren, ſchauerlichen Requiſiten eines Zauberkreiſes verſehen, ungerechnet, was an Schaufeln und anderem Grabgeräth bei ſolchen Gelegenheiten dienlich iſt.

Es fehlte nichts.

Aber die Zeit bis Mitternacht war noch ſehr lange, die Anſammlung der fraglichen Requiſite hatte den Geiſterſeher erſchöpft; einige Anfeuchtung war gleichfalls nöthig; man ſprach, projektirte, ſtritt, trank — Haſtl, Freiherr, ward des Humpen Typoſirens am Wenigſten müde und leiſtete Anerkennenswerthes.

Nie war er noch weit Höherem erlegen.

Dießmal ſcheint aber das ſchäumige Naß eine ganz beſondere Wirkſamkeit gehabt zu haben. Denn mit einemmal lehnte der Geiſterſeher und Humpenbändiger ſchlummernd auf ſeinem alten Ritterſtuhl. Erſt nach langer Zeit ward er wieder ſtück, ſeiner Aufgabe bewußt, und fuhr auf, an's große Werk zu gehen.

Da zeigte ſich, daß es ein Uhr Nachts ſei; er hörte mit Schrecken aus des Storchenauers Mund, es ſei eine Klage vor dem Fenſter laut geworden; finſtere Ahnung kam über ihn; er griff zur Leuchte — Alles drängte ſich wieder nach — Haſtl, Freiherr, leuchtete an die Wand der Hausflur — die drei Hühnerkrallenzeichen ſind verſchwunden, ſtatt derſelben iſt die ganze Umgegend des Mauertheiles, wie vom Geiſtergrimm, zerarbeitet — und drüber ſteht geſchrieben: Zu ſpät!

Welch ein Schrecken für den Schatzgräber, welche Vorwürfe mußte der Storchenauer und alle Ritter von jetzt bis weiterhin über ſich ergehen laſſen.

Die Verzweiflung nahm lange Zeit kein Ende, eine tiefe Melancholie bemächtigte ſich des Haſtl'ſchen Gemüthes, zuletzt mußte Hülfe geboten werden.

Alſo wiederholte man eines Abends die Geiſtererſcheinung, bei welcher Gelegenheit man die beſagten Stricke deutlich vor Augen ſtellte.

Da lächelte Jener wohl.

Aber für ganz erwieſen hielt er die Sache doch nicht. Die Abſicht konnte die ſein, ihn mit frevelhafter Nachahmung zu

trösten und sich von weiteren Vorwürfen zu befreien. Eine Täuschung konnte vorgefallen sein — aller künftigen war volle Wirkung auf den Hastl'schen Aberglauben deßhalb doch nicht benommen, und Meister Schwanthaler versäumte nie, ihn auszubeuten, so oft sich Gelegenheit fand.

Wie man sich in Allem folgerecht blieb, ward auch der Raubritterlust, nach wie vor, Rechnung getragen.

Ueberfälle der Genossen untereinander in den respectiven Behausungen, oder beim Heimgang, waren nicht selten. Aber auch sonst ward manches Absonderliche unternommen, einzeln oder mit vereintem Muth und preiswerthem Scharfsinn.

So war von mehren neuen Mitgliedern der Gesellschaft — als beispielsweise Erzgießer Miller, Thiermaler Habenschaden, Genremaler Petzl, Historienmaler Wilh. Lindenschmitt und Philipp Foltz — der Letztere selbst Schwanthalers Mitverschworner bei einem Raub und qui pro quo.

Hiebei handelte es sich um nichts Geringeres, als dem Schwanthaler'schen Hausherrn eine weibliche, gerupfte Gans, welche er sich am St. Martinstage braten lassen wollte, zu entführen und ihm statt derselben einen, mit Ausnahme des Kopfes und der Flügel, gerupften Vogel Auff hinzuhängen.

Die Versinnlichung des hausherrlichen Schreckens über die Abwesenheit der Gans und die Anwesenheit einer ganz verschiedenen und so überaus barokken Erscheinung war den beiden Stegreifrittern ein unvergleichliches Vergnügen, wofür sie aber dem Beraubten seine Gans wieder hinzauberten und zwar rechtzeitig genug, um sie der Zubereitung anheim stellen zu können.

Ein ganz Anderes, als ſämmtlich bisher Erwähntes, machte dem Storchenauer zur Zeit der Humpenburg viel zu ſchaffen, indem ſowohl er für ſich von dieſer Gewalt Gebrauch machte, als auch der und jener Andere ſich an dieſelbe wandte.

Ludwig Schwanthaler behauptete nehmlich, er habe einen Anflug von Prophezeihungsgabe.

Manches, was er von ſeinem eigenen Geſchick vorausſagte, traf auch gänzlich und um ſo ſicherer ein, weil es eben in der Natur der Dinge und ſeiner künſtleriſchen Größe lag.

Schickſale Anderer betreffend, bewährte ſich ſeine Vorausſage aus gleichen Gründen hie und da nicht minder glänzend — oft auch zufällig ohne ſolche Gründe.

In Sachen einer Perſon, deren Entwicklung anſcheinend keine Behelfe bot, am Bedeutendſten und Vollkommenſten.

Ihr erinnert Euch der Schilderung eines Humpenau- und Bärenſchaftsgenoſſen, welcher nach heiteren Stunden oft ſo ernſt ward und, bildlich bezeichnet, emporragte, wie eine Königskerze, goldprangend in den Büſchen ſtiller Gedanken.

Es war Heinrich Hofſtetter.

Sein Fach war zuerſt die herzerfreuende Jurisprudenz.

Als ihn ſeiner Zeit die Juriſten-Fakultät zum Doctor ſchlug, wurde ihm von Seite der befreundeten Humpenburger ein groſſes Feſt bereitet. — Ludwig aber, der Storchenauer, hatte alle Phantaſie zuſammengenommen, um ihn mit einem ſinnreichen und ſchalkhaften Schattenſpiel zu beehren.

Nachdem hiebei viel Abenteuerliches vorgerückt worden war und die Darſtellung ihrem Ende nahte, traten mehre unerwar-

tete, sehr drastische Verwandlungen ein, und ganz zuletzt erschien ein Schattenbild, welches den gefeierten Doctor Juris zu allgemeinster Ueberraschung — als Bischof sichtbar machte.

Da ward große Heiterkeit wach.

Heinrich Hofstetter lächelte auch ein wenig.

Aber als die Jahre dahin floßen — ward der Heinrich in Wahrheit, was der Storchenauer in Scherz und prophetischem Muthwillen vorausgesagt hatte.

Nur daß der Heinrich kein Schattenbischof wurde, sondern ein kräftiger, wahrer, eine Säule der Kirche. — —

So bestanden selbe Genossenschaften neben einander, die Bärenschaft — und jene von der Humpenburg. Da traf wieder Etwas ein, hiedurch wurden sie beide in Eines verschmolzen.

Damit ging es so.

Nach nebensälliger Benützung einiger weiteren Räumlichkeiten für plastische Arbeiten in der Sonnenstraße, eroberte sich der Storchenauer ein langgestrecktes Haus in der Lerchenstraße und errichtete sich darin drei große Werkstätten — zur Seite seines Schlafzimmers aber, einige Stufen tiefer, ein Gemach, wie er es eben ganz wünschte, um altem Hang völlig zu genügen.

Er baute es zum Theil hallenartig, versah es mit bunten Glasfenstern, stattete das Innere mit altem Schnitzwerk, Humpen, Waffen, Geräthen und anderen, ansprechenden Resten der Vorzeit aus, und ein paar alterthümliche Tische und Stühle fehlten nicht.

Dieß war die wahrhafte, wohl berühmte und noch heute so vorfindliche Humpenburg.

Sie sollte zum allerneuesten und letzten Aufenthalt dienen,

wenn ſich nur eine geringere Anzahl Genoſſen einfände — für zahlreichere Zuſammenkünfte war die ſogenannte obere, die größte der beſagten Werkſtätten, beſtimmt.

Als die Zeit kam, fand gemeinſchaftlich feierlicher Einzug ſtatt — voraus ſchritt ein reichgeſchmückter Ehrenhold — das neue Wappen der Ritterſchaft auf Bruſt und Rücken.

Der Auszug aus der Werkſtatt nächſt der proteſtantiſchen Kirche wurde aber noch vorher durch eine große Zeichnung Schwanthalers und Pocci Diepolts verewigt.

Sämmtliche Figuren erſcheinen dabei hoch zu Roß.

Voraus reitet ein, früher nicht genannter, Vetter Schwanthalers, Namens Anton, als Mönch. Ihm folgt der treffliche Künſtler, der frohbiedere Schlotthauer, als Minneſänger — Beck Fridricus, der Philologe und Poëta, ſchließt ſich ihm als Poſaunenbläſer an. Nun rückt Vetter Xaver mit dem ehrenwerthen Haſtl, Freiherrn, als rieſiger Kämpe herbei, gefolgt vom Kropf von Windbruch, welcher ein koloſſales Champagnerglas trägt.

Wieder zeigt sich ein Held, der Hoß von Kostnitz; als junger Ritter, einen graciösen Pocal in der Hand, folgt Diepolt; Maler Hiltensperger, Lang von Ulm, Eduard von Ried und Hofstetter nahen als Turnierer. Links im Vorgrunde erblickt man des Storchenauers Schwester Rosalia, als anmuthiges Burgfräulein — und so tritt mehr vor Augen.

In Mitte des Ganzen aber sitzt als Burgherr Ludwig der Storchenauer — und weil die Schadenfreude unbezweifelt einer der mächtigsten und gefährlichsten Teufel ist, zeigt sie sich als ein solcher hoch oben auf der Burg und weist eine siegreiche Geberde auf, als sollte es heißen: Ich zieh' Euch nach und bin auch dabei in der anderen Humpenburg — es soll doch noch Zwist geben!

Aber Meister Ludwig, der wohl weiß, daß der wahre Quell der Freude in Eintracht Mehrer und in jedes einzelnen Menschen eigener Brust ist, weiß auch, daß die Dämone und Teufel schließlich doch nichts über Den vermögen, welcher sich selbst in der Gewalt hält. Deßhalb streckt er dem Teufel in lustigem Hohn zwei Finger entgegen, zum offenen Beweis, daß er sich nicht fürchte und daß Freude und Herzlichkeit, nach wie vor, walten sollen.

Demselben Auszuge wurden noch andere Zeichnungen und auch Gedichte geweiht — insbesondere ließ sich Friedrich Beck in einem vernehmen — welche so recht an Tag stellten, wie innig sich alle Genossen um ihren Herrn und Meister reihten, und welch ein Schatz von Wohlwollen, Treue und Unverdorbenheit unter der, oft so stürmischen, Außenseite der Humpenauer zu finden war — der bisherigen und neuerlich hinzugetretenen.

Als die Ritterschaft von der neuen Humpenburg Besitz ergriffen hatte,

kam das volle Leben der ritterlichen Romantik, wie es ſich Schwanthaler urſprünglich gedacht hatte, erſt in wahre Verwirklichung. Es war oft, als hätten ſich Gräber und Grüfte in alten Schloßruinen oder Kirchen geöffnet — nicht aber zu düſterem Geiſterſpuck, ſondern als ob die längſt Begrabenen und Zerſtäubten in voller Kraft und Lebensfriſche herausgeſtiegen wären — und in voller Gültigkeit für heutige Zeiten.

Es lag dabei ein tiefer Ernſt, eine, gewiſſermaßen heilige, Feierlichkeit in und über allem Vorkommen, und Alles ſtimmte dazu — Handlung, Geſprächsweiſe, Anordnung der Räumlichkeit und Gewandung der Ritter.

In letzterer blieb der Storchenauer, wenn es echt Ritterlichem galt, ſicher in nichts zurück.

War an anderen Abenden die Aufgabe eine mehr phantaſtiſche, alſo in freier Weiſe, ſo blieb ſich der Anblick der Genoſſenſchaft ungefähr gleich, nur daß Einer oder der Andere ſich nicht gar zu ſehr einpanzerte.

Schwanthaler ſelbſt aber belaſtete ſich an ſolchen Abenden nicht mit Rüſtſtücken.

Vielmehr war ſein beliebtes Gewand ein grauer, geſtrickter Leibrock mit entſprechend übriger Ritterhauskleidung, das Haupt aber war mit einem ſchwarzen Barett bedeckt, welchem eine nach rückwärts keck abſtehende, rothe Feder zum Schmuck diente.

Hie und da erſchien er auch anders — am Liebſten als Moosgeiſt mit blauem Mantel, ellenlangem Moosbart und kranſer Moosperücke. Als ſolcher ſtand er dann gelegentlich an der Pforte der Humpenburg, ſah hinunter zu den Genoſſen, welchen

ſeine lange Abweſenheit ſchon fühlbar ward und ſchaute dem Treiben Derer da unten zu — bis es ihn ſelbſt nicht mehr litt — oder die Ungeduld einen Boten entſandte, welchen dann der lobeſame Moosgeiſt mit ſchauererregender Stimme auf der oberſten Stufe in Empfang nahm.

Stieg er dann hinab in die buntfunkelnde Humpenburg, oder befand man ſich in der oberen Werkſtatt, und er war etwa völlig gut gelaunt — ſobald er erſt recht in Zug kam, ſtimmte er irgend einen Lieblingscantus an — meiſtens jenen vom Herrn Kunrad von Eberſtein, welcher, bei aller Eckigkeit und anderweitig Wildem, doch von unläugbar poetiſchem Eindruck iſt, wenn man alte Zeiten verſteht.

Lautet:

Am Rundtiſch, im ſunnigen Erker,
Da ſaß Herr Kunrad von Eberſtein
Beim Krug mit den Geſellen fein,
Durchs Fenſter herein
Da lugen die Reben ſo fein.

All waren ſchon lange die Humpen,
Das grämt Herrn Kunrad, und poltert drein:
„Soll trocken das ritterlich Leben ſein?
Der Bold bleibt lang aus —
Schau' Wolfgang hinaus!“

Da hat ſich der Wolfgang geſputet
Und ruft an der Thür: „Da ſchaut er herein,
Ei ſo komm, ſchenk' ein,

Das wird eine Freud' ſein!
Was lugſt mich ſo an,
Wer hat dir was 'than?"

„„Da draußen am Bübel am Weiher,
Da brüllt ein Ur und rennt mir nach
Gar zornig und jach,
Daß das Staudenwerk kracht,
Wie ich komm' mit dem Krug
Und zum Wald hinein lug!""

Da fährt Herr Kunrad von ſeinem Stuhl auf
Und greift zur Armbruſt gleich hinauf,
Schreit freudig ohei,
Und Alles ſtimmt bei —
„So trinkt nur aus,
Dann zieh'n wir hinaus!"

Und nun ſprengen ſie ſchon von dannen,
Ihre Büſche nur lugt man im Wald,
Zum Bübel kommen ſie bald,
Beginnen die Jaid,
Heija huſſa,
Die Jaid,
Das Wild, das thut mir leid!

Und wer liegt unterm Eichbaum am Bübel?
Es ſind die Geſellen der frohen Jaid,

Die trinken und ſingen in Mannesheit —
Die Rüden, die müden Roß',
Die laſſen ſie los. — —

Manchmal, wenn der Storchenauer mit der brüderlichen Haltung der Genoſſenſchaft ſehr zufrieden war, ſtimmte er einen anderen Reimſpruch an:

Sumus hic sedentes,
Sicut conferentes,
Nullum offendentes,
Sed laete conscientes,
Hospitem laudemus
Et laete decantemus,
Tunc iterum potemus,
Modesti jubilemus!

Von derlei ſangbaren Dingen auf das höher poëtiſche Streben zurückblickend, fällt in die Zeit der Humpenburg ein Gedicht Wilhelm Lindenſchmids, welcher das Schlachtbild über dem Kirchtor zu Sendling malte.

Es verdient bewahrt zu werden, um jenen trefflichen, früh geſchiedenen Künſtler auch in ſchriftlichem Betreff kennen zu lernen, andrerſeits es, ſeiner Kraft und Würde wegen, eine Berechtigung zum Daſein hat.

Beſonders aber verdient dasſelbe noch aus einem anderen Grunde Beachtung.

Es iſt wieder ſo recht geeignet, die glühende Sehnſucht nach alter Zeit zu verſinnlichen, von welcher ſämmtliche Mitglieder der Genoſſenſchaft erfüllt waren, obgleich es namentlich zur erſten Hälfte weit über das beliebte Mittelalter hinausrückt.

Am Rhein.

Im Abendſchatten, in der Kräuter Duft
Saß ich auf waldbewachſ'ner Hünengruft,
Mein Geiſt war, wo die Sehnſucht ihn verzehrte,
Bei den Berühmten in der kühlen Erde.

Ich ſah in Reih'n auf ſtiller Haide Hügeln
Die Gräſer liſpeln leis von Windesflügeln.
Rings thronte Schweigen. Selbſt der Hirſche Schrei'n
Tönt nur von fern', weil ſie die Geiſter ſcheu'n.

Der Herbſt verſtreut der Bäume gelbe Zier
Auf dieſen Hügeln — Helden ruhen hier.
Im Ringgeſchmeide liegt da ihr Gebein,
Das Schwert zur Seite und die Axt von Stein —
Die ſchönen Schädel habe ich geſehen,
Die fromme Gierde grub aus dieſen Höhen.

Als dieſe Zähne glänzten aus dem Mund —
Nur Redlichkeit und Treue gab er kund —
Als dieſer Schenkel, unverweſt annoch,

Mit Roßesſchnelle durch die Eb'ne flog,
Als dieſe Arme, nackt und ehern doch,
Mit dem Geſchoß in ungemeſſ'ner Ferne
Den Schild zerbrachen — dann des Ure Gehörne,
Beſäumt mit Silber, ſchwangen, und mit Meth gefüllt,
Im Freundeskreis — es war der Sitz ein Schild;

Bis an der Dämmer-Eich' empor
Der Heldenſang erſcholl hin über's Moor —
Da war noch Keuſchheit, bied're Fröhlichkeit,
In hohem Todesmuth das Herz noch weit —
Wär' ich ein Kind geweſen jener Zeit!
Jetzt iſt mein Aug' vom Bücherſtaub erblindet,
Der Schultern Stärke mir in Trägheit ſchwindet —
Dort hört' ich Stimmen, die das Herz mir ſchwellten,
Ich wär' ein Held geweſen — unter Helden!

Ihr habt uns Sprache, Boden, unvermiſchte Kraft
Errungen — unſer Blut iſt eurer Lenden Saft.
O Väter, eure kühne, reine Seele,
Umkreiſt ſie noch die ſchatt'ge Raſenhöhle?
Mit meines Muth's unlöſchbar heißem Glüh'n
Ruf' ich Euch zu: Laßt mich geſegnet zieh'n!

Und lange weilt' ich in dem ſtillen, düſtern
Brüten der Nacht. Ein geiſterhaftes Flüſtern
Ward über meinen Scheiteln ich gewahr —

Ein heil'ger Schauer bäumte mir das Haar.
Die Geiſterſage ſchwebt' im ſilbernen Gefunkel
Des Mondes, in dem milden Lichtesſtrom,
Durch lange Fenſter in den goth'ſchen Dom.
Sie ſchwebt' um weiſer Prieſter Marmorbild
Und um ſtreitbarer Kön'ge Wappenſchild,
Sie ſchwebt' in reizend grünem Waldesdunkel,
Der Sterne ſtill entbrennendem Gefunkel,
Um der Abtei'n verſunk'ne Epheutrümmer,
Sie malt' ſich träumeriſch im Abendſchimmer
Auf der Stammburgen moos'ger Herrlichkeit — —
Ich las in der Geſchlechter Luſt und Leid,
In meiner Heimat bildervollem Kleid —
Den ganzen Reichthum der Vergangenheit!

Es iſt wohl weit von ſolch tiefen Eindrücken bis zu anderen, förmlich burlesken.

Indeſſen das Treiben und Leben der Ritterſchaft war einmal bunt.

Wenn ſich Poeſie, Geſang und romantiſches Spiel oft in voller Weihe — der Ernſt mit Heiterkeit gepaart, die Heiterkeit von des ſinnigſten Ernſtes Werth getragen — bewährt hatten, gab es wieder Einzelſcenen, in welchen ſich eine, nahezu unbändige, Luſtigkeit kund that. Bei vielen ſolchen Scenen ſpielte das Schaurige die Hauptrolle. Begreiflich trug aber der Schalk und Frohſinn den Sieg davon.

Weßhalb nicht ein Muſterſtück?

Der Vetter Xaver — nun auch ſeligen Angedenkens — war eine treffliche Burgherrngeſtalt, friſch-froh blickend, was ihm Jeder gönnte, und bei einem Humpen Braunem oder Gelben — den Rothen verſchmähte er ſo viel minder — pflegte er auch nicht der Letzte zu ſein.

Gerade wie der Ludwig und noch mehr andere, tapfere Geſellen vor und nach ihm.

Als nun der Vetter Xaver eines Tages noch in der oberen Werkſtatt meißelte, mittlerweil' ſich eine Zahl Ritter, wie öfter, in der erſten unteren, nächſt dem Gärtlein, befanden, um ſich dann in die Humpenburg zu begeben, ward er hinabgerufen.

Dem Geheiß folgte er alsbald, trat ein — und siehe da — wen erblickte er von Angesicht zu Angesicht?

Niemand Anderen, als sich selbst.

Das heißt, er lag da zwischen brennenden Kerzen, auf's Beste modellirt, angestrichen und gekleidet, auf einem Schragen, die Hände über einander gefaltet — der Leib aber war von äußerst großem, verhältnißmäßig riesenhaften Umfang. Es zeigte sich demnach der Vetter Xaver oder Kuno von der Humpenburg in jenem Zustand irdischer Verkommenheit und Hinfälligkeit, welche uns, unter verschiedenen Arten, früher oder später, Allen gewiß ist. Was nun den angestrichenen Vetter Xaver betrifft, kniete ihm zunächst ein schwarzer Pater mit beweglichen Geberden, und man sah es dem frommen Mann wohl an, wie sauer er sich's um die Seele des Dahingeschiedenen werden lasse.

Um den Todten herum strich aber mit großer Begier eine andere Person. Nehmlich der Teufel. Der hatte zinnoberrothe Hosen an, auf dem struppichten, brennrothen Haupt ansehnliche Hörner und eine lange, verhängnißvolle Hahnenfeder hinter einem derselben.

Fraglicher Teufel, in dessen Mummerei Niemand Anderer steckte, als der frommfrohe Meister Ludwig, that zu wiederholten Malen äußerst kecke Griffe nach dem gestorbenen Xaver. Aber jedesmal, wann er zu nahe rückte, verscheuchte ihn der Pater, indem er einen kräftigen Spruch, bald lateinisch, bald deutsch, entgegenschleuderte und den Satanas mit einem improvisirten Weihbosch bespritzte.

Ueber dieses Hinderniß der Annäherung gerieth der Teufel stets mehr in Zorn, vergaß urplötzlich alle Scheue, drängte den

Pater weg, warf sich auf den Todten und riß ihm mit großer Wuth und grauenhaft höllischem Siegesjauchzen den Leib mitten entzwei, um des Xaverius Seele zu erobern.

Aber anstatt der Seele fand sich etwas ganz Anderes vor — nehmlich ein weidliches Fäßlein Brannes — ein Gegenstand und Anblick, welcher der vorhandenen Ritterschaft großes Behagen und lautes Verlangen nach Besitzergreifung abgewann.

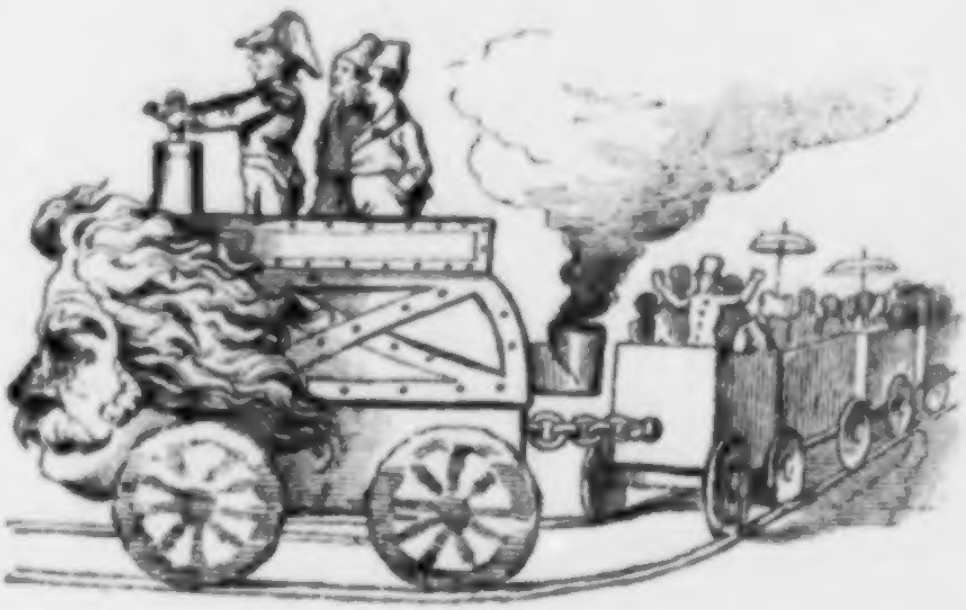
Um so weniger ließ der Höllenfürst von seiner Begier und Rache ab. Verschiedene Male mit äußerster Anstrengung weggebannt, fuhr er doch bei erster Gelegenheit auf das Fäßlein los, lupfte es und rannte damit fort, zur unteren Werkstatt hinaus in die obere — hinter ihm drein die Genossenschaft — an der Spitze derselben, in lustigem Zorn und nicht sparsam mit ritterlicher Schmähung, der lebendige Vetter Xaver — noch vor ihm aber der Pater mit stets heftigeren Beschwörungsformeln und hochgeschwungenem Weihbosch.

Endlich holte man den „gar Anderen" ein, hielt ihn bei den Schultern und Hörnern fest, nahm ihm seinen Raub ab, postirte das Fäßlein in Mitte der Werkstatt und verurtheilte den höllischen Missethäter zum Zechen mit frommen Rittersleuten.

Dieser Sentenz unterwarf sich der Seelenräuber nur nach entsprechendem Widerstreben. Als er aber erst völlig in Beschlag genommen war, fand er die fromme Nachbarschaft mit seiner Teufelsnatur sehr wohl vereinbar und „typstirte", um angestammte Flammen gründlich zu löschen, ganz tapfer. Mit Keinem aber mehr, als mit dem Vetter Xaver, welcher hinwieder seinerseits augenscheinlich sehr erfreut, nicht todt, sondern lebendig.

zu ſein, auch ſein Möglichſtes that, die letzte Spur etwaigen Grolles und Schreckens wegzuwaſchen und mit ritterlicher Haltung doch in einiger Ausdehnung dem Begriff Ehre zu machen, welchen der Teufel bei Aufreißung ſeines Leibes in Sachen ſeiner Seele hatte.

Solcher Dinge begegneten dem Vetter Xaver gar viele, wie er ſich denn einmal nach einer höchſt abenteuerlichen Comödie zuletzt als feuerſpeienden Berg in Scene geſetzt ſah. Ein anderesmal ward er als Traube aus dem gelobten Land an einer Stange hereingetragen. Als Centauer figurirte er auch eines Abends — deßgleichen als ein durch Nacken und Haupt geſpießter Leu. — Wieder eines Abends ſauſte er mehrfach als Locomotiv über die Bühne



und noch in verſchiedener, anderen Weiſe bot er ſich dem Blick dar.

Solche Scenen wurden von Ludwig stets durch flüchtige Skizzen mit Stift oder Feder, hie und da mit Beihülfe munterer Farbgebung, für den Nachwuchs der Genossenschaft und zu eigener Erinnerung festgehalten und bewahrt, und es finden sich solcher Blätter mehre in Pocci-Diepolts Besitz.

Also war da viel tolles Wesen und Treiben in der Humpenburg.

Manchem Uebermuth nach Außen, wie er sich in jüngeren Jahren bekundet hatte, ward freilich nicht mehr Raum gegeben. Alles Bessere aber blieb, und Eines, was preiswerth und von je treu geübt worden war, wuchs und gedieh noch mehr.

Es war die Liebe und Güte für die, gleichwohl „verwünschte, jetzige, moderne Welt."

Wie oft wandte sich Meister Ludwig an die Genossenschaft, um tüchtigen Gesellen zur Hand zu sein, einem alten Mütterlein die letzten Tage zu versüßen.

Da blieb Keiner zurück.

Und wie großmüthig erwies sich der Meister selbst bei diesen und gar vielen Gelegenheiten, von welchen man später nur durch Zufall Kenntniß gewann.

Wie viel Herzerfreuliches anderer Art gäbe es außerdem von dieser letzten und von früherer Zeit zu berichten.

Nur Eines zu erwähnen.

Jeder freut sich, wenn er am Denkmal des Königs Max auf dem Theaterplatz zu München vorübergeht und sieht es mit Kränzen geziert.

Wißt Ihr, wer da die erste Zier legte?

Der Meiſter Ludwig, der Philipp Foltz und der Porträtmaler Dürk thaten es.

Die kamen einmal Nachts mit zwei Kränzen daher und hoben ſie vermittelſt einer Hellebarde hinauf, wobei ſie in große Gefahr kamen, ihre Liebe und Verehrung polizeilich abzubüßen. Denn ſie wurden überraſcht und hatten viele Mühe, das geſetzmäßige, aber poeſieloſe Herz des Sicherheitswächters von der Unſchädlichkeit ihrer Perſonen und vom Werth ihres Unternehmens für das Gemüth aller Münchner zu überzeugen — —

Nun iſt ſattſam bekannt gegeben all inneres und äußeres, ernſtes und heiteres Leben und Weben der Humpenburger, und wie bewegt, ja getümmelhaft, ſich daſſelbe oft ausgeſprochen haben möge.

Doch ſah die Humpenburg auch recht einſame, darum nicht minder glückliche Stunden.

Es ward ja geſagt, daß Meiſter Ludwig daran dachte, ſich ein Plätzlein Welt zu ſchaffen, an dem es ihm, wenn allein, recht wohl und träumeriſch zu Muth werden könnte. Dieß Verlangen hatte er in ſich getragen, als er noch nicht ahnen konnte, welche Höhe der Kunſt er erreiche. Nun hatte er ſo viel überwunden, ſo viel geleiſtet, und noch ſo Vieles blieb übrig, zu thun, was einen ungeſtörten Erguß ſeiner Seele erheiſchte.

Er bedurfte oft vollſtändigſter Ruhe — und er fand ſie in der Einſamkeit, in ſeiner Humpenburg.

In ihr träumte er — in ihr entſtanden die meiſten und beſten Entwürfe ſpäterer Zeit, mehr oder weniger umfangreiche — auch viele Zeichnungen, die ſich auf die Genoſſenſchaft bezogen.

Unter denſelben der Ehrenhold der Humpenburg.

Auch wann Schwanthaler ſchrieb, flüchtete er gerne hinab zum alterthümlichen Tiſch nächſt dem bunten Glasfenſter — zur feierlichen, Gefühl erweckenden Stille, in welche das, Empfindung tödtende, Geräuſch der Welt nicht nachdringen konnte.

Kam er friedlich, ſo ſtörte ſeinen Frieden ſicher nichts.

Kam er bewegt, so ward ihm in kürzester Zeit Ruhe.

Allgemach erschloß sich ihm sein innerstes, unbevölktes Ich — seine Phantasie ward hold bevölkert — seiner schöpferischen Kraft ward er in ihrer ganzen Macht bewußt.

Selbst später, als die Zeit der Leiden über ihn hereinbrach, als der, vordem rührige, Körper oft lange unthätig an's Lager gefesselt war, indessen der unüberwindliche Geist zu immer neuen Aufschwüngen befähigt blieb — auch in dieser Zeit nützte er jeden halb erträglichen Zustand, um am stützenden Arm seines Dieners oder eines Freundes die Stufen hinabzuklimmen und einige Zeit an dem geliebten Ort zu verweilen.

Da fühlte er sich dann jedesmal von wunderbarer Kraft durchsprüht. Gleich Antäus hatte er seinen Boden wieder betreten, so daß er glaubte, aller herculischen Umarmung künftigen Leides trotzen zu können — ja es ganz zu verscheuchen.

Da wurden Entwürfe zu Einzelfiguren geschaffen — Zeichnungen zu ganzen Friesen entstanden — auch griff er zu seinen geliebten Büchern, in welchen von mittelalterlichen Thaten, Abenteuern, Sitten, Trachten oder Sonstigem guter Bericht zu finden. Aber auch die Ilias, die Odyssee und Anderes ward da durchgangen und theilweise mit prüfendem Auge gelesen. Was immer — Meister Ludwig war in der stillen Halle selbst in Zeiten glücklich, welche ihn mit stets erhöhtem Siechthum bedrohten.

Aber in der Zeit noch ungetrübt leiblichen Wohles, da gar Manche glaubten, ihn um seine Ruhmeshöhe, seine Wohlhabenheit, seine Frische und Freudigkeit beneiden zu dürfen — betrat er seine geliebte Humpenburg oft nur — um tiefe Wehmuth zu verbergen.

Plötzlich überkam sie ihn, und er mußte sich vor aller Berührung mit der Welt flüchten.

Da lehnte er dann in der Ecke unterm besagten, buntfarbigen Fenster und träumte und sann — ein Briefstein in der Hand.

Es war der Gram der Entsagung, der seine, sonst so helle Seele verdüsterte.

Noch schwebt ein Schleier über dieß eine, das zarteste, edelste Geheimniß seines Herzens.

Soll es für immer — und ganz verhüllt bleiben?

Nicht ganz —

Einst erschien ihm ein Wesen, welches in Allem dem Ideal entsprach, von welchem seine Phantasie schon immer erfüllt war, welchem er nachgerungen.

Aus manchem süßen Traum hatte ihn frostige Wirklichkeit aufgerüttelt. Er hatte dann wieder vermeintlich geliebt, geträumt und gehofft; seine Neigung war wieder gewichen — oder wenn auch nicht, es war sein Künstlerenthusiasmus nicht mit den unabweisbaren Bedingungen der Welt vereinbar. Wie immer — er rang und fand nicht.

Nun sollte der lang gehegte Traum wahr werden, das Gedachte verwirklicht vor ihn treten — aber er sollte nur zu ihm blicken dürfen, um es dann wieder und für immer zu verlieren

Fragt nicht, wer sie war, nicht um ihren Namen, die eines edlen Künstlers Herz von je mit seliger Ahnung erfüllte.

Aus unserer Heimath war sie nicht; doch eine deutsch Jungfrau — höheren Standes.

Getrieben vom Verlangen, den Träger ſo reichen Ruhmes zu ſehen, war ſie in ihres Vaters Begleit gekommen. Zu verſchiedenen Malen beſuchte ſie den Meiſter, ſeine Werke zu bewundern, ein ſinniges Urtheil hinzuflüſtern und ihn ſelbſt die ſchöpferiſche Hand an ſeine Gebilde legen zu ſehen.

Die ſtillſtrendige Andacht, mit welcher er zu ihr blickte, entging ihr nicht, ſchien ihr nicht zu mißfallen. So wohlgebildet, ſo edel, ſo geiſtig und doch ſo ſchlicht hatte ſie ſich Den perſönlich doch nicht gedacht, welchem ſie ihre Bewunderung zugewendet. Sie ſprach mit holder Wärme. Ludwig legte es zu ſeinen Gunſten aus. Er hatte Gelegenheit, ſeinen Gefühlen andeutende Worte zu verleihen — er wagte, zu hoffen, zu überwinden, was feindlich entgegenträte. Aber was das Herz des Liebenden leicht löſt und als unabweisbare Fügung erklärt, die ſtolze, kältere Außenwelt iſt anders geſinnt.

Und wenn etwa ſchon andere Pflicht gebieten ſollte —? Der Meiſter konnte nicht ganz klar werden.

Einſt erwartete er den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht.

Der Vater kam allein.

Flüchtig, gleichgültig überbrachte er der Tochter Gruß und Abſchiedswort. Wollte — ſollte ſie den Meiſter nicht mehr ſehen? Es war nicht zu beſtimmen. Dringende Angelegenheiten, bringt der ältliche Herr an, bedingen ſeine Abreiſe — ein bedeutender Auftrag zu einem Monumente wird in Anregung gebracht — man ſpricht übrigens von weiteren, brieflichen Mittheilungen und beſtimmt ein Uebereinkommen auf dieſem Wege. Meiſter Ludwig äußert ſich nur in wenigen, nichtsſagenden

Worten. Der hochwaltende Herr versichert ihn seiner besonderen Verehrung und verläßt in gunstreicher Artigkeit die Werkstatt.

Kommenden Tag glaubte sich Meister Ludwig allein mit dem Schmerz seiner Enttäuschung.

Da trafen zwei Zeilen ein von der Hand Derer, welche er geliebt und nach Deren Anblick er keine Andere mehr im wahren Sinn des Wortes lieben konnte.

Jene Zeilen konnten sein Seelenleid erhöhen. Denn er glaubte im Lebewohl, welches sie aussprachen, ob auch wie zart, doch zu erkennen, daß im Herzen der edlen Jungfrau Etwas für ihn, mindest leise, rege geworden sei, und daß sie ihn ungern misse. Zu seinem Schmerz gesellte sich eine Art Mitwissenschaft ihres Kummers.

Aber sie konnten jenen Schmerz auch mildern. Denn es giebt eine selige Wehmuth des Entsagens, wenn man nicht allein entsagen muß.

Keiner der Freunde wußte von der innerlichen Bewegtheit des Meisters. Man verwechselte seine oft augenblickliche Aufwallung, dann wieder seine träumerische Versunkenheit mit gewohnten Anwandlungen einer Künstlerseele, und machte je Einer Miene, es anders zu deuten, so raffte sich der Meister auf, stürzte sich in einer Art Uebermuth und Selbstverspottung in's Getreibe der Genossen, und da vergaß der Andere seinen wohlwollenden Argwohn.

Der Meister schien ja froh und freudig. Mittlerweile wollt' ihm das Herz brechen.

Einmal, ein Jahr nach Empfang jener Zeilen, fand ſich ein vornehmer Fremder ein. Er ſprach verſtändig über Kunſt und im Verlauf über dieſe und jene Perſonen, welche ſchon früher die Werkſtatt beſucht hatten. Dabei kam er auch auf einen gewiſſen Namen, und ein damit zuſammenhängendes, feſtliches Ereigniß.

Ahnte er nicht, von welchem Werthe ſeine Mittheilung für den Meiſter ſei? Oder war er beauftragt, in ſcheinbarer Abſichtsloſigkeit jene Mittheilung zu machen, geeignet, etwa noch vorhandene Zweifel zu beſeitigen und die Seele eines edlen Mannes durch Kunde unabänderlicher Zuſtände völlig in ihr Gleichgewicht zu bringen?

Nicht ohne Gründe neigte ſich der Meiſter dieſer letzten Annahme hin, denn der Fremde ſprach ſich ſo ruhig, ſo wohlwollend aus; einem gewiſſen, zufälligen Blick deſſelben ſchien die Wirkung jener Nachricht nicht ganz gleichgültig zu ſein — ja eine Art warmer Theilnahme war beinahe unverkennbar, als Meiſter Ludwig einer, wenn noch ſo leiſen, Ueberraſchtheit Raum gab.

Wie Dem auch ſei, ſo viel vermochte der Fremde, wenn er das Geheimniß der Herzen kannte, aus etlichen Worten beim Scheiden und einem warmen Händedruck Meiſter Ludwigs zu entnehmen, daß der Schmerz der Gewißheit leichter zu tragen ſei, als jener der Ungewißheit — daß es ein verſöhnendes Gefühl ſei, zu erfahren, ein Würdiger ſei berufen, ein geliebtes Weſen durch das Leben zu führen.

Am Abend deſſelben Tages war Meiſter Ludwig allein in der Humpenburg, drin er ſo oft ſeines Ideales gedacht hatte.

Er nahm das Brieflein und las es beim Licht.

Um dieselbe Zeit kam Hofstatt.

Er traf den Meister nicht in der Werkstatt, nicht in seiner Wohnstube, so suchte er ihn in der Humpenburg auf.

Fast unbemerkt schritt er hinab.

„Was liest Du denn da?“ sagte er nach einigem Schweigen. „Das ist ja eine Frauenhand.“

„Ja, das ist's,“ sagte Meister Ludwig mild gleichgültig.

Das Haupt aufgestützt, las er das Brieflein noch einmal. Dann ließ er die Hand, welche es hielt, sinken und sah vor sich hin. Es ging viel in seiner Seele vor, und Hofstatt bemerkte es wohl.

Als er ihn, als ein so trauter Freund, um nähere Auskunft bat, lächelte Schwanthaler, erhob die Hand langsam zum Licht und zündete das Brieflein an.

Als es schwarz, zergloscht auf den Tisch niederfiel, schaute er — das Haupt von der Hand, auf welche er es stützte, abgesenkt — in die vielen, irrenden Fünklein und sagte: „Da schau', Hofstatt, wie die Klosterfrauen zu Bett geben. Jetzt noch Eine — — — jetzt ist's aus. So löscht Funke um Funke in unserem, erst so reichen, Herzen aus. Dann ist's arm — und todt — und verkohlt —“

Drauf erhob er sich bald, gab Hofstatt's Fragen kein Gehör, schritt hinauf zur Werkstatt, machte sich da noch zu schaffen, sprach von Dem und Jenem — und Hofstatt erfuhr nichts Näheres.

Erſt um Vieles ſpäter ward er die Sache zu recht traulicher Friſt inne — dann Graf Franz Pocci — und noch ſpäter Der, welcher dem Andenken des Meiſters dieſe Zeilen weiht.

Außer Dieſen hat Niemand Etwas in Erfahrung gebracht, was der Ludwig da erlebt und geträumt und gehofft, und wie er dann alle Erinnerung von ſich zu bannen ſuchte — — an Cornelia. —

Alle — — ?

Wie ſich Meiſter Ludwig ſonſt im Leben verhielt.

it Meiſter Ludwigs Chriſtenthum war es ganz gut beſchaffen.

Ob er deßhalb als tapferer Katholike, was man nennt, ſeine Beicht völlig regelmäßig einhielt, oder was weiters pflichtmäßig. Das iſt hier nicht näher zu unterſuchen.

Aber ſo viel iſt ſicher. In jüngeren und älteren Jahren verrichtete er häufig ein inniges Gebet, beſonders, wenn ihn eine oder die andere Kirche wohl anſprach und zu München war es die Liebfrauenkirche, welche er vor allen anderen liebte. Mit der erging's ihm, wie ſchon Manchem vo ihm in alten Zeiten, von welchem anderwärts Bericht gegeben iſt

Alſo beſuchte er ſie auch oft, namentlich an ſchönen Lenz- ode Sommerabenden, wenn es recht feierlich ſtill in den weiten Halle war und die Fenſter in der Glorie ihrer Farben glühten un ſchimmerten. Da ſchritt er erſt langſam von dem Altar zu jenem. Unter der Orgel ſtand er gerne ſtill und beſchaute de Bau in ſeiner ganzen Größe; im Glockenhaus ſuchte er de Grabſtein des Baumeiſters heim, dann ſah er zu den Todte

ſchilden, die hoch oben an den Wänden hängen, und ſchritt ſinnend an den Grabſteinen der zwei Chorherren vorbei, hinüber zu jenem des Biſchofs Tulpeck. Der gefiel ihm ſo wohl, daß er ſich oft lange dabei aufhielt.

Schlenderte er dann wieder Kircheinwärts zur Linken hinauf, hielt er beim Benno-Altar, nächſt beim geſchnitzten Chriſtophorus ein. Bei der alten Sakriſtei deßgleichen. Im rechten Seitengang hingegen beſah er ſich gerne den Grabſtein des Ritters und herzoglichen Hofmeiſters Leu, weiters das ſchöne Herzogsfenſter und ſo mehr. Am Längſten verweilte er aber in der Gegend des Chors, drunter die Gruft iſt, und beim Denkmal des Kaiſers Ludwig.

Allgemach ließ er dann vom Schauen und Sinniren ab, blieb ſo ſtehen und folgte dem Zug der Andacht.

Außerdem kam Zeitweiſe mehr religiös-poetiſcher Luxus in's Spiel.

Da beſtieg er den Thurm, hielt ſich bei den Glocken auf und machte ſich allerlei Gedanken. Beim Thürmer oben ebenfalls, wenn er zu den kleinen Fenſtern hinauslugte. Auf dem Langhaus oben unterm Gebälk weilte er ganz beſonders gerne und fühlte ſich von abſonderlich wohlthätiger, poetiſcher Stimmung überkommen.

Es ſoll aber nicht verſchwiegen bleiben, daß er ſich bei Gelegenheit eines ſolchen Langhausbeſuches vor lauter traulichem, chriſtlich poetiſchen Behagen einen Humpen Braunes nachtragen ließ, um ihn da oben auf das ewige Wohl des Baumeiſters,

Jörg Gangkhofen von Halsbach, wo nicht gar etlicher ritterlichen Heiligen zu leeren.

Alſo in Kirchen war ihm ausnehmend wohl zu Muth und einer ſeiner wärmſten Wünſche war und blieb ſtets, eine gothiſche Kapelle zu bauen.

Daß er bei all Dieſem gerne Legenden las und was ſonſt auf Kirchliches Bezug hat, bedarf keiner Erwähnung — und daß er der Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens oft und beinahe ſchwärmeriſch eingedenk war, dafür zeugt ſeine Geneigtheit zu einſamen Betrachtungen auf ſtillen Friedhöfen.

In dieſem Betreff ging er wirklich ſehr weit, wie eine Bemerkung, von ſeiner eigenen Hand niedergeſchrieben, beweiſt. Denn es ſtellt ſich heraus, daß er in früheren Jahren zu verſchiedenen Malen ſchöne Sommernächte in der Umgränzung einer, München nahen, Dorfkirche zubrachte, wobei er vor dem Kirchenеingang, auf üppiges Gras hingeſtreckt, lag, ſein Haupt auf einen bemooſten, alten Leichenſtein gebettet.

Unentſchieden laſſend, welchen höheren Antheil bei ſolchen Maaßnahmen frommes Gefühl, Verlangen nach Abtödtung und dergleichen, oder welchen die Phantaſie hatte — ſteht feſt, daß es mit dem bewußten, chriſtlichen Gemüthe, bei allem etwa vorhandenen Uebermaaß an Beſchaulichkeit, doch eben ſo richtig und geſund beſchaffen war, als dem chriſtlichen Gemüth die früher nachgewieſene Lebensfriſche keinen Eintrag that — und es iſt wohl nichts ſicherer und begreiflicher, als daß den Meiſter zu allen Zeiten ſeines Lebens Freigeiſterei in höchſtem Grade anwiderte,

ob er auch in kirchlichen Dingen den frommen Schalk hie und da nicht verhehlte.

Der Schalk war einmal in ihm, und in weltlichen Angelegenheiten rührte er sich wohl mehr. Dabei stehen in erster Linie seine massenhaften Carricaturen. Aber es gab noch andere Fälle, als Freunden ihre Schwächen abzulauschen und sie Denselben rasch vor Augen zu stellen — und da gefiel ihm, etwas mehr dolus in's Spiel zu bringen.

So hatte er es besonders auf die Alterthumskenner.

Mehrmals modellirte er da Etwas, zerbrach und vergrub es, dann ward es von angeblich fremder Hand zu rechter Zeit dem Schooß der Erde entführt und gebracht, um als wirkliche Antiquität zu figuriren.

Auf diese Weise ließ er manchen Kunstkenner und Alterthümler, dessen Urtheil jeder Zeit stolz daher sauste, gleich einem Schiff mit vollen Segeln, auf den Sand fahren und ließ ihn bewundern, lehren und demonstriren, bis es dem Schalk Ludovicus beliebte, die Möglichkeit einer Täuschung anzudeuten, ohne daß ein Theil der Schuld auf ihn selbst fiel.

Da sprach es ihn dann unsäglich wohl an, zu bezeugschaften, wie der Antiquariats-Autokrat in seinen Aussprüchen schwankend ward, sich verfärbte, Dieß und Das zugab und dann augenscheinlich auf die Fluth guter Gelegenheit wartete, um mit seinem Schiff flott zu werden und mit verlegenem Scheidegruß von dannen zu fahren, um sich weiters nie mehr, oder doch so bald nicht wieder, sichtbar zu machen.

Des Meisters Schelmerei ward auch leicht erregt, wenn ihn

ein künſtleriſcher Auftrag nicht zufrieden ſtellte, wobei aber der eintretende Spott und luſtige Unmuth nicht ſo faſt dem Auftraggeber oder Veranlaſſer allein, ſondern auch ihm ſelbſt galt.

Sicher war es ſo zu nehmen, als er, noch in früherer Zeit, grollend, ſtatt eines großen Monumentes, eine gewöhnliche Grabbüſte machen zu müſſen, die große Perücke des Verſtorbenen, eines alten Grafen T., in Gyps abformte und die zwei Hälften des Abgußes einer anderen plaſtiſchen Arbeit an die Flanken

ſetzte. Ja etliche Tage ſpäter ſchmückte der Ludwig gar ſein eigenes Haupt mit der Originalperücke und ſtattete ſo, bei keineswegs ganz eingetretener Dämmerung, diverſe Beſuche ab.

So muthwillig war er.

Galt es hingegen würdigen Arbeiten, mit welchem Ernſt gab er ſich denſelben hin. Und welche Unerſchöpflichkeit be-

währte er. Dieſer letzteren ſchien ſich aber die Nemeſis manchmal zu bedienen, um ihn für manchen Scherz gegen Andere an ſich ſelbſt zu beſtrafen.

Das traf einmal zu, als er — der voreinſtige Feind und Verbrenner der Graecia — maſſenhafte Arbeiten griechiſcher Bedeutung zu fördern hatte, und es ſich eben um das berühmte Fries für den Königspalaſt zu Athen handelte. Da zeichnete und zeichnete er mit ſolcher mächtigen Verausgabung ſeiner Phantaſie und mit ſolcher Hingeriſſenheit, daß es ſich zuletzt herausſtellte — er habe um nicht weniger, als zwanzig Fuß zu viel gezeichnet — und das Gemach im Pallaſt zu Athen müßte ſtatt vier Wänden, derſelben mindeſtens fünf haben, wenn es ſeiner Zeit mit den projektirten Basreliefs geziert werden ſollte.

Dieſelbe Schaffensluſt zeigte ſich begreiflich noch mehr, wenn es ſich in Sachen ſeines großen, künſtleriſchen Waltens um Deutſches handelte. Aber auch überhaupt, zu Hauſe, bei der leiſeſten Veranlaſſung, oder wo er ſonſt auf deutſchem Gebiete hinkam und einen Aufenthalt hatte, welcher ihm entſprach, ging es ſogleich über die Wände her und ward mit Kohle und Kreide auf dieſelben gezeichnet. Waren Farben zur Hand, wurde dem Aufgeriſſenen auch weiterer Reiz verliehen.

So war es beiſpielsweiſe im alten Schloß Stein, welches einem Vetter Pocci Diepolts gehörte.

Als ſich Meiſter Ludwig eines Tags mit Letztgenanntem dort einfand, währte es die kürzeſte Zeit, ſo war ſchon Alles in ihm wach, und ging es unter Diepolts Mithülfe an ein Aufreiſſen und Malen auf die Wände, dabei ſagenhafte, oder von

Schwanthaler erdichtete Gegenstände zum Vorschein kamen, auch ein und das Andere aus dem Schwedenkrieg, „selb Einen der Teufel holte," und derlei akut romantische und schreckhaft humoristisch gehaltene Historien mehr.

Immer war er schöpferisch und er konnte, so zu sagen, nichts, nur einigermassen Dienliches oder Anregendes sehen und berühren, ohne die Lust zu verspüren, etwas Schönes daraus zu gestalten.

So erreichte ihn Keiner in der Leichtigkeit, aus Wurzelstücken, Waldschwämmen und dergleichen Humpen oder Kannen herzustellen und Zwerge, Eremiten, Ritersleute, besonders auch Jäger alter Zeit mit herauszubilden, wie er denn seine herzliebsten Ideen aus der Waldeseinsamkeit holte und so recht ein eigentliches Schubfach der Phantasie für ritterliche Waldromantik hatte — St. Hubert oben an.

So wunderbar behülflich er in aller, seiner künstlerischen Thätigkeit war, eben so unbehülflich war er, das heißt, in jüngeren Jahren, im gewöhnlichen Leben.

Wer ihn damals kannte, bestätigt es.

Er selbst sprach gar oft davon, wie sonderbar er wohl dabergekommen sein möge in seinem schwarzen, wie er ihn nannte, Communicirrock, der ihn eben nicht am Besten gekleidet und seiner schönen Gestalt wesentlichen Eintrag gethan haben soll.

Und wenn er dazumal in ein Zimmer trat, gab es doch immer Etwas zu belächeln.

Denn entweder ließ er sogleich bei der Ankunft den Hut fallen oder er stieß an Etwas und, wenn er den Fall dieses

Gegenſtandes hemmen wollte, veranlaßte er häufig noch den Sturz eines zweiten oder dritten.

Nebenbei war er in jenen Zeiten, eigenem Geſtändniß zu Folge, „ein gewaltiger Complimentarius“, und war er irgendwo zu Gaſt geladen, ſo wagte er kaum, eine Speiſe zu berühren.

Dieß traf öfter beim alten Ritter honorarius Evariſtus ein, an deſſen Tafel man die Mäßigkeit des jungen Sculptors ſtets anſtaunte, bis ſich einmal auf ernſtliche Fragen und Nachforſchungen Freund Diepolts herausſtellte — Ludwig Schwanthaler nehme, in der Ahnung fraglicher Angſt, jedesmal zum Voraus einen ſchlicht bürgerlichen Imbiß, um dann ſpäter mit Anſtand ſeine Mäßigkeit durchführen zu können.

Aber ſchon damals, wenn der in ſo Vielem Unbehülfliche, Beklommene, das Wort über Kunſt und ihre Bedeutung ergreifen durfte!

Zwar nicht überſtrömender Lippe ſprach er ſich aus.

Aber wie ſicher, wie voll tiefen Bewußtſeins war Alles — nun erſt in ſpäteren, in reiferen Jahren. Da war die Kundgebung ſeiner Anſichten über Deutſches und Griechiſches ein Labſal für ſeine Freunde, wie für Alle, welche der günſtige Zufall zu ſolcher Zeit in des Meiſters Nähe führte.

Er ſchrieb auch Manches nieder, und ob auch aus faſt allen ſolchen Scripturen die Begeiſterung für das Mittelalter hervorleuchtet, ſo bewährt ſich doch auch mehrmals, wie viel und über welche Einzelnheiten der zweiten Welthälfte ſeiner Phantaſie und Leiſtungen er nachgedacht haben möge.

Manches Mal beschäftigte er sich mit nichts, als den innersten, letzten Gründen der Erscheinung, dem eigentlichen Warum.

Eine dahin zielende, handschriftliche Bemerkung lautet:

„Von anspruchlosem Wesen von je, liebte ich von früher Jugend an das Mittelalter, jene Zeit, so reich an Kraft, Gemüth und Phantasie. In meiner Vorliebe ging ich so weit, lieblos gegen die Antike zu verfahren, über die griechische und römische Architektur, namentlich über die durch die Giebel-Linien so eingeengten Bildergruppen mich bitter auszulassen.

„Wer je einen Giebel componirt, möge Dieß selbst beurtheilen! Er wird aber auch die Freude empfunden haben, nach Beendigung der Composition die Gruppe sich dem Dreieck anschmiegen zu sehen. Denke man sich jedoch die mittelalterlichen Statuen im Geranke der Aeste heranwachsend zu einem organischen Ganzen und diese auf dem Hintergrund ohne möglichen Zugang sich hindrückenden Gruppen, so kann man sich nicht einbilden, wie sie hinaufkamen, obwohl andererseits unter diesen hemmenden Umständen dem Bildhauer viele Ehre erblüht.

„Oefters nachdenkend über das eigentliche, geistige Motiv entschlief ich einmal und sah mich im Traum in eine der Gegenden des vor kurz erst bereisten Vintschgaues versetzt.

„Ich sah eine Scheune, deren Dach an der vorderen und hinteren Seite offen den Anblick des Himmels und Durchsicht gewährte, und die ganze Familie des Hauses drunter gruppirt. Der Vater saß in der Mitte, auf einen hohen Stab gestützt; an ihm rechts und links gereiht waren die Uebrigen. Die rothen

Jacken und grünen Hosenträger stachen hübsch vom blauen Himmel ab.

„Als ich erwachte, sah ich deutlich die Absicht der Alten, durch den blauen Grund des Giebelfeldes die Durchsicht nach dem Himmel bezeichnen zu wollen, und hier auf diesem lustigen (im Süden gewiß dem köstlichsten) Standpunkte des ganzen Hauses die Bewohner (bei Tempeln Götter, Helden ꝛc.) beschauen zu lassen!"

Die Geistes- und Herzenszüge Meister Ludwigs sind hier bis jetzt ganz ungeschminkt zu finden. Weßhalb der Wahrheit in etwas Anderem untreu werden und nicht einen Fehler bezeichnen, welchen er in späteren Zeiten hatte; wenn man das Gemeinte einen Fehler im strengen Sinn des Wortes nennen will.

In besagt späteren Zeiten hatte der Ludovicus eine Hast nach Arbeitsbestellung, eine, oft fast an das Maaslose streifende, Eifersucht, wenn irgend ein anderer Meister eine Figur zu schaffen bekam.

Er wollte nicht zu viel für sein Talent. Aber er wollte zu viel für die Kraft eines Einzelnen, um allen Erzeugnissen auch die Weihe feinster Durchbildung verleihen zu können.

Dieß mußte er gar oft von seinen Freunden hören. Er nahm es hin, gab zu, was sie als Folgen seiner Hast befürchteten; wie er denn überhaupt auch das strengste Urtheil der ihm näher Stehenden eben so willig anhörte, als er andererseits der öffentlichen Critik spinnefeind war.

Aber sein Hinnehmen, sein Zugestehen änderte im Ganzen

doch nichts, und bei erster Gelegenheit war es wieder er, welcher möglichst allein schaffen und bilden wollte.

Indessen, wie groß auch in einzelnen Fällen die Hast — die Werke sind dennoch trefflich und bewunderungswürdig. Sie sind getragen von der reinsten Unmittelbarkeit eines erhabenen Genius, der in gottvoller Verschwendung die Spenden seines Füllhornes ausstreut, wissend, daß auch die bescheidenste Blume würzigen Duft habe, und über der Welt leise Besorgniß lächelt, jener Reichthum könne erschöpft werden. Nehmt es demnach so. Die Quelle übersprudelte nur in Ludwigs Herzen — aber keiner niederen Habsucht Dämon vergiftete die spiegelklaren Wasser.

Im Gegentheil, der Mammon der Welt hatte gar keinen Werth für Ludwig, oder nur insoferne, als er diente, der angebornen Liebe zur Großmuth Mittel an die Hand zu geben. Sie wurde schon angedeutet. Es sei hier wiederholt gesagt. Ludwig wußte das Leid der Armuth zu würdigen, und reich war seine Hülfe. Zumal auch, wenn er einen richtigen Jünger der Kunst wußte, den das Geschick mit prosaischen Sorgen drückte. Da konnte er's nicht unterlassen und nahm ihm in traulichst schonender, oft auch in geheimster Weise, die Last von den Schwingen der Phantasie.

So war er mit Denen, welche Seiner bedurften, und nie verlangte er Dank. Dieser schönste Zug eines edlen Herzens, Geben und Vergessen, war vollkommen sein eigen.

Aber wie wenig vergaß er selbst den Dank, wenn die Verpflichtung auf seiner Seite war.

Auch für das Geringſte, was ihm zu Gefallen geſchah, rückte er zur rechten Zeit mit einer Spende an — gegen ferner Stehende mit Werthvollem im gewöhnlichen Sinne der Welt; ſeinen Freunden gegenüber mit herrlichen Zeichnungen, einem ſchönen, figurenreichen Humpen, oder welch anderem Erzeugniß ſeines ewig friſchen Geiſtes, ſeines blüthevollen Gemüthes und der nimmer müden Hand — —

Nun iſt verſchiedenes Lob, auch wohl Tadel ausgeſprochen worden. Jeder erkennt aber, daß das Beſte und Liebenswertheſte im Ludwig überall den Preis davon trug. Auch eine oder andere, ſchier ſonderliche, Eigenthümlichkeit ward nicht verhehlt.

Es iſt aber noch Etwas näher in's Auge zu faſſen — — —

Von Meiſter Ludwig's abſonderlichem Aberglauben und demſelbigen Diabolus oder Waldjack.

awohl, abergläubiſch war der Meiſter Ludwig.

Dabei müßt Ihr nicht erwarten, es ſei da nur von jenem früher bezeichneten, poetiſchen Pantheismus die Sprache, dem zu Folge ſich Niren im Glaſt der Mittagsſonne aus den tiefen Waſſern eines See's erheben oder nächſt flüſternden Quellen in Abendfeier und Waldeskühle aus Büſchen mit kriſtallhellen Augen hervorlugen; nicht von Elfenreigen auf mondbeglänzten, hellgrünen Waldſpiegeln; nicht von Bergen und Schroffen, dran ſich Höhlen aufthun, und ſchelmiſch grämliche Gnomen und Kobolde hervorkriechen oder ſchreiten, die Schulter mit Hämmern beladen oder mit ſilbernen Schaufeln zu allerlei wunderſamer Arbeit —

Keineswegs.

Es handelt ſich allhier um ganz etwas Anderes; um den, aller Welt bekannten, löblich bürgerlichen Aberglauben, wie ſel-

biger ſchon von je Brauch war, nie ganz ausgerottet werden wird und ſich beſonders am Rothhaſt oder Haſtl, Freiherrn, ſo glänzend bewährte, wofür Letzter gerade vom Meiſter Ludwig ſo viel zu erdulden hatte.

Sonderbar genug — ein Abergläubiſcher gegen den andern!

Je nun, vielleicht hielt eben Meiſter Ludwig den Haſtl-Freiherrlichen Aberglauben nicht für den ganz recht' und echten — oder hielt er den jenſeitigen Aberglaubensinhaber, wegen deſſen nicht genialer Phantaſie und wegen deſſen Unfähigkeit, ſich ſelbſt humoriſtiſch zu kaſteien, für unberechtigt, Andere mit ſeinem Wahn zu beſchäftigen!

Gleichviel, Ludovicus Schwanthaler hatte einmal vermeintlich gute Bekanntſchaft mit allerlei Herenſpuck, mit ernſter oder mehr luſtiger Angelegenheit des Teufels und ſeiner Sippe, deßgleichen mit Nebel und Dunſtgeſtalten. Und was die Schrecken des wilden Gejaids anbelangt, ſo hatte er das Geſaus, Gebraus, das Heulen, Rufen und ſämmtliches Hundegebell und Peitſchenknallen nicht allein gehört, als er im Oberlande in einem Förſterhäuslein übernachtete. Er hatte auch einmal mit eigenen Augen geſehen, wie die Geiſterhatze dahinſtürmte. Eine finſtere, wilde Nacht war's. In der hatte er ſich vergangen, unweit vom Geiſenfelder Forſte. Ueber den ging's ſchauerlich dahin, hart über die Wipfel der rieſenhaften Bäume, und weiter herab zu war deßgleichen ein Krachen und Poltern und ein Wüthen, daß Einem die Haare gen Berg ſtehen mußten.

Der tiefe Ernſt, mit welchem Meiſter Ludwig über derlei Geſichte referirte, bewies, daß er von der Zuhörerſchaft unbe-

dingte Annahme der Wahrheit erwarte, und daß man ihm eigene Ueberzeugtheit nicht in Zweifel ziehen dürfe.

Freilich gab ein gewisses, wie mildes Wetterleuchten aufzuckendes, Lächeln selbst der schauerlichsten Kunde einen versöhnlichen Anstrich, welcher auch den vertrocknetsten Rationalisten bezaubert und in die Meinung versetzt hätte, der Schwanthaler habe nur so täuschend berichtet und glaube am Ende doch selbst nicht, was er so wahrhaft darzustellen wisse. Aber Dem war doch nicht so. Es verstand nur nicht Jeder das bewußte Lächeln.

Nun ließe sich da noch gar Manches berichten, was in das Fach des eigentlich Haarsträubenden einzureihen wäre.

Das nicht gar so Schauervolle dient aber besser, jenen des Meisters halb wahren, halb humoristischen, und wie gesagt, sich selbst kasteienden, Aberglauben zu bezeichnen, der, schwankend zwischen Ernst und Spiel, Niemand schadet, wohl aber einer und der anderen hochsteigerungsfähigen Phantasie entsprechen kann, um über die Dürre der Alltäglichkeit geheimnißvolle, wundersam bunte Schleier zu werfen.

Solchem Aberglauben liegt oft tiefer Sinn und eine wahre Wirklichkeit zu Grunde.

Ein Beispiel.

Der Meister trug sich zu allen Zeiten mit dem Gedanken, jeder Mensch habe nicht allein seine irdischen, sondern auch — ganz abgesehen vom Satanas und seiner Brut — noch andere, übernatürliche „Gegner und Anwoller", welche sich ihrem, einmal angestrebten Opfer auf alle Art, in jeder Form und Kleidung nah-

ten und daſſelbe bald in weiteren, bald näheren Kreiſen umgingen.

Er für ſeinen Theil glaubte, ſeine Gegner und Anwoller in Proletariergeſtalten wahrzunehmen.

Jeder empfindet die beziehungsweiſe Wahrhaftigkeit in dieſem Wahn. Der Sieg des Proletarierthums wäre der Todesſtoß für die Kunſt. Von dieſer klaren, in's Myſtiſche gezogenen Ueberzeugung angewandelt, unter Einflüſſen einer Zeit, welche das ominöſe Wort ſo oft laut ausſprach und überall flüſterte, ſkizzirte Meiſter Ludwig hie und da wie mit Kindesband ganz abſonderliche Geſellen, dazu ſagte er: „Merkt wohl auf! Wann

ihr Den ſeht, oder Den da — Die ſind meine Feinde“ — und drauf machte er in ſichtlich vollem Ernſt ein Kreuzlein zu Haupten eines jeden Feindes und Anwollers, „damit ihn der Himmel davor bewahre.“

Eine andere Erſcheinung, an deren Exiſtenz Meiſter Lud-

wig ganz unbedingt glaubte, kann aber nicht in solcher Kürze traktirt werden, weil sie eine zu bedeutende Rolle spielt und den Ludwig nebst Genossenschaft zu einer gewissen Zeit durch nöthig gewordene Erörterungen, Beweisführungen und verschiedene Versuche, ihrer dämonisch bösen Kraft entgegenzutreten, ungemein in Anspruch nahm.

Diese Erscheinung war Niemand Anderer, als der sogenannte „Waldjack oder Diabolus."

Damit Jedermann über dessen Wesenheit in's Klare komme, steht folgend eine eigenhändige Aufschreibung Schwanthalers, in der er sich so recht urkundlich und namensunterschriftlich über den Waldjack oder Diabolus ausläßt, nebstbei aber noch über Anderes, dessen Betrachtnahme einen weiteren Blick in die, oft so eigenthümliche, Gemüthswelt des Meisters gewährt — auch in dessen Schreib- und Ausdrucksweise.

Lautet:

„Sit nomen Domini benedictum. Es war im Winter 1827, als ich, aus Italien zurückkehrend und theils durch Krankheit, theils durch Unmuth über das ewige Wiederkäuen der Antike und der ästhetischen Modeartikel an Allem irre, nur durch eine gewisse, innere Kraft noch gehalten wurde.

„Es war jene von frühester Kindheit mir angestammte, abenteuerliche, ehrenwerthe Stimmung, die in ihrer ganzen Ausdehnung vom lieben Herrgott und den ritterlichen Heiligen, jedoch Salbadereien abhold — weiterhin an Hebels Gemüth streichend — endlich in die milde Natur, in Wälder und Moos oder altes Gemäuer strebte und mich bald als lustigen Gesellen

mit Humpen und Hahnenfeder durch Wald und Gebüsch führte oder, gleich dem luſtigen Käfer im Zwielicht ſchwärmend, ſtets angenehm einwiegte. Und nie durch äußere Eindrücke geſtört, lebt' es in mir, als hätt' ich zwei Seelen.

„Eines Abends nahm ich, da ich Bildhauer bin, einen Ballen Thon und formirte mir einen Humpen kleiner Menſur. Auf eine Seite machte ich mein Wappen, auf der andern das Flügelroß, alleinig überm öden Moos. Lange lag er unvollendet. Lange nachher erhielt er erſt den Deckel mit dem Bild aus der uralten Sage, unſerer Familie verwandt, die mir jetzt noch unvergeßlich iſt und die ich, obwohl nicht literatus, mit einigen Federzügen feſthalten will.

„Viel Unangenehmes kam gegen Ende des Frühjahrs, ſo auch Herzweh; ich ſuchte die Einſamkeit des Waldes wieder, und hatt' ich nicht Zeit zum Ausgehen, ſo träumt' ich davon.

„Oft führte mich meine Phantaſie im ſtillen Halbſchlummer zwiſchen die friſchen Tannengipfel im Abendroth oder durch der Stämme dichtes Gewirr, über's weiche Moos an die Ränder der Quellen zum wilden Eutrich, wo die Waſſermünze wächſt und des Kibitzen einförmliches Lied ertönt.

„Um dieſe Zeit fand ich mich mit ein paar Jagdfreunden und zog ſo meinen Gefühlen nach an ein gewiſſes, ſtilles Bächlein an einem Felſenhang im Walde. Steht da ein junges Buchig, friſch, grün und keck in die kalte Frühlingsbläue des Himmels ragend. Wir hinein — und ſiehe da — wie beſtellt, ein dienſtfertiger Wirbelwind rafft das dürre Laub vom vorigen Herbſt noch wiederholt uns um die Füße und — auf einem ab-

gehauenen Stamm ein groſser Buchenſchwamm — in ſeinen Waldesfarben ein wahrer Abriß meiner Stimmung — daneben noch ein kleines, verkrüppeltes Schwämmlein.

„Halt, dacht' ich, die müſſen mit, und glitſchte, als ich ſie abſchnitt, einige Schritte hinunter in's feuchte Laub. Da ſeh' ich im Rückblick auf die Höhe ein geheimes Bild — — in verwiſchter Form den Leibhaftigen ſelbſt auf einer ſchwarzen Sauen, die ſich am öden Felſen ripſt; er im grünen Wamms, den abgefärbten Filzhut auf, das Waidmeſſer quer im Maul — grad über mir im Buchig ſtand er — ein Blick — weg war er wieder.

„Es war mir, als hätt' ich ihn ſchon einmal, ſei es geſehen, gehört, gefühlt — dunkle Bekanntſchaft.

„Sieh, da wuchs mir's aus der Seele nach und nach, ich hätte von ihm Aehnliches gehört, und als ich nach Hause kam und bei einem frischen Trank gesprächig ward, da spann es sich so bei meinem alten Oheim, der mit lahmen Füßen im Lehnstuhl saß, 'raus, was ich nur dunkel mehr wußte — wie daß denselben auch schon mein Ahnherr also gesehen habe; und zwar, da er noch Knabe war, sei das Bild um den Ofen geritten und urplötzlich wieder weggewesen. Es war aber dieser mein Ahnherr ein ehrsamer Mann, erst dänischer Dragoner, dann Schnappahn in ehrlicher Landessache gegen die Kaiserschen, sonst Bildhauer, und Der hat den ganz Andern gesehen. Dieß geschah in Oberösterreich.

„Das Ding ging mir nimmer aus dem Kopf und ich stellte mir den unheimlichen Waidmann aus dem Schwamm dar. Bald war er fertig, von Männiglich anerkannt, von Einigen leise gefürchtet, so klein er war. Aber 'nauf mußte er auf den Deckel. Auf dem steht freilich unten, gegen das Getränk zu, der Segen Gottes eingeschnitten, aber — nach Außen steht ihm nichts im Wege — und war ich früherhin noch zufrieden, mich in den Wald zu träumen, so mußt' ich jetzt Tage lang ganz hinaus — ging auch gern, dieweil mir zu Hause Uebel auf Uebel und Verdruß auf Verdruß zusteuerte. Hatt' ich nit Zeit zum Walde, so mußt' ich gar oft ganz allein um die alten Kirchen und Gebäude dahier; dann ward mir wohl und leicht; ein Traum aber spiegelte sich, den ich, so lang ich athme, nie vergessen werde — nie vergessen, wie ich hinüberkam und dem Staube näher.

Ich war nehmlich, so träumte mir, in einer eben nicht sehr

ſchönen Gegend unweit des Gautinger-Hochwaldes, als Moosvogel, auf einer bewäſſerten Wieſe, in den erſten Minuten der Dämmerung eines friſchen, deutſchen Herbſtmorgens. Da trank ich ein wenig aus dem Sumpfe im Sand mit langem Schnäbelein, und pfiff dann einförmig für mich hin in zwei Tönen, Töne, ſage ich, die mein Innerſtes ſo ganz ausſprachen und je ausſprachen von früher Jugend auf, daß ich ſie oft ſtundenlang pfiff und mich meine Kameraden dran von Weitem erkannten.

Sie ſind die Stimme meines Inneren, und, ſag' ich in äußerſter Ausdehnung, daß die Sphären nach alter Weiſe tönen, ſo iſt's mir auf der anderen Endſpitze klar, warum gerade der Moosvogel ſo und nicht anders ſchreien kann.

„Geiſtig verödetes, glückliches Leben!

„Aber im Taumel des Schlafes hörte ich in anderen Tönen unbewußt die Klänge des Morgen Ave Maria's einer nahen Landkirche meinen Traum durchdringen und mild wandte ſich meine Seele dieſem Einklang zu. Von Wald und Moos ſchlich nun wieder ſeit langer Zeit zum erſtenmale mein Geiſt zu den lieben, alten Heiligen der Jaid und zu St. Georgen, und ſo hört' ich in gemiſchten Waldgefühlen die Töne noch lange fort, ungemein heiter und froh traumlos hinſchlummernd.

„Ich war nun, Gott ſei Dank und ſeinen lieben Heiligen aus dem Vogel wieder ein Menſch, ſogar ein Chriſt geworden.

„Aber Eins muß ich ſagen: Der ganzen Menſchheit wünſcht' ich dieſen Traum, näher an der Bruſt der Natur und weg von aller Menſchenverkehrtheit und Erbärmlichkeit —

„Doch weiter — der Düſtere!! Der ließ doch nicht ab.

Auf dem schönen Ischia träumt' ich 1843 im Gelage von lustigen Freunden zu sitzen. Schwups steht er da, ganz wie ein anderer Mensch, aber ich kenn' ihn auf der Stelle und mache das Kreuz. Er rührt sich nicht; sit nomen Domini benedictum! Es kann noch viel Anderen so ergehen!

„In der Stadt Roma wollt' er mir einmal zwei wilde, frische Ubu's gebraten anbieten. Grazie tante, will nichts — — — aber vom Wald kann ich nicht lassen, und so geh' ich denn nun als lustiger Geselle mit dem ganzen Himmel des Mittelalters, Nattern, Einsiedlern, Waid- und Klosterleuten im Busen in meinen lieben Buchenwald. —

L Schwanthaler

So lautet die Ausschreibung, und es erhellt daraus ziemlich deutlich, wie viel Unheil eben durch den Waldjack in's Haus kam.

Räder bezeichnet, bald fiel eine kaum errichtete Figur zusammen, bald begab sich irgend etwas Anderes, Großes oder Geringeres, was dem Meister Verdruß bereitete. Er selbst war keinen Augenblick im Unklaren, woher das viele Mißgeschick stamme. Wann immer und wo demnach etwas Unebenes vorkam außer Haus, oder daheim in der Werkstatt und in der Humpenburg, in Keller oder in Küche, gleichviel das hatte Alles der Teufelsgeselle auf dem Saurücken verschuldet.

Vergebens ergriffen Schlottbauer, Beck, Vetter Xaver und

Diepolt, auch Maler Hiltensperger nebſt anderen Genoſſen Parthei für den armen Waldjack.

Meiſter Ludwig ließ einmal nichts Gutes aufkommen, weil er eben ſeiner Sache zu ſicher war, und ſo blieb zuletzt nichts übrig, als daß Vetter Xaver den gefährlichen Humpen, auf welchem ſich der ganz Andere befand, mit ſich nach Hauſe nahm.

Hier verhielt ſich der Gefürchtete ganz ordentlich und ruhig und gab dem Vetter auch nicht die geringſte Veranlaſſung, ſeine Gaſtfreundſchaft zu bereuen. Auch bei Meiſter Ludwig fiel nichts Unangenehmes vor, ſo daß es Allen ſchien, die Bosheit habe endlich ihr Ziel erreicht, und man könne wieder Vertrauen faſſen. Meiſter Ludwig wollte aber noch lange nichts von einer restitutio in integrum in der Waldjack'ſchen Angelegenheit hören.

„Solch ein Diabolus," ſagte er, „iſt mit allen Hunden gehetzt. Der weiß ſich wohl zu verſtellen und ſpielt nur den Frommen, damit er wieder in das rechte Haus komme, wo er dann ſein Gerappel mit friſchen Kräften und vermehrter Malice von vorne anfangt."

Da aber die Aufführung immer muſterhafter ward und Vetter Xaver, wie ſämmtliche Ritterſchaft nicht mehr nachließen, entſchloß ſich der Storchenauer endlich doch, den Waldjack wieder in's Haus zu nehmen, und der Humpen bezog ſeine alte Stelle.

Nun mußte ſich zeigen, wer recht habe, der Meiſter oder die Genoſſen.

Es hatte aber der Meiſter recht.

Denn ſchon am ſelben Tag, da der Diabolus ſein Hauptquartier wieder in Beſitz genommen hatte, fiel zuvörderſt das

große Salzfaß um, der Rindsbraten war nicht mürbe, nach Tisch ereigneten sich verschiedene, häusliche Verdrüßlichkeiten, der Vetter Xaver drückte eine Fensterscheibe ein und in der oberen Werkstatt fiel ein Medaillon von Gyps herab.

Das war aber nicht Alles.

Gegen Abend kam gar Kunde eines wahrhaften Unfalls, welcher eine Verwandte des Meisters auf der Reise betroffen hatte.

Nun war das Maas voll, alles Vertrauen, alle gute Laune des Storchenauers war weg — die des größten Theiles der Ritterschaft gleichfalls. Die Fürbitten der geringeren Zahl waren vergeblich, und noch kommender Nacht erließ der Meister ein unbarmherziges, unwiderrufliches Verdammungsurtheil über den Gottverfluchten Waldjack, welches auch sogleich vollzogen ward, indem man im Gärtlein ein tiefes Loch grub, den Diabolus unter den bedeutsamsten Ceremonien und Bannsprüchen auf Nimmerwiedersehen versenkte, mit Erde bedeckte und dasselbe Grasrasenstück darauf setzte, welches sich an dem Ort zuerst befunden hatte.

Also war der Stifter so vielen Unglückes vergraben und befindet sich noch heut zu Tag in seinem Kerker.

Denn gefunden hat man von ihm, trotz allen Nachgrabungen, keine Spur.

Entweder, weil man den rechten Ort nicht mehr wußte — oder weil der Waldjack durch Geistergewalt in's Freie salvirt ward und nun dem Ur-Wald-Diabolus zum Waldhumpen dient, damit ihm das Sauenfleisch gehörig munde.

Von Meister Ludwigs romantischen Zeichnungen.

Eine wahrhafte Meisterhand bringt oft mit den geringsten Mitteln das Eindrucksreichste auf Papier, Leinwand oder Metall.

Man nehme an — Radirungen.

Jeder weiß, welche wunderbare Täuschung oft etliche wohlverstandene, kühne Nadelstreife auf dem kleinsten Blättchen erzeugen. Eine Seefernsicht Zeemann's — wenige glückliche Striche am Horizont und man hat die Empfindung — Sonnen-Untergang oder Aufgang.

Die wunderbare Fähigkeit begabter Künstler, in conzisester Abstraktion Licht und Schatten, Form und beziehungsweise selbst Farbeneindruck in die Seele des Beschauers zu vermitteln, bedarf also keiner weiteren Bekräftigung.

Es will aber angedeutet werden, daß es eine desto mißlichere Sache sei, solche künstlerische Producte dem Leser zu versinnlichen, eben je reicher sie, bei geringen Veranstaltungen, an Inhalt und Absicht sind. Dazu noch der Humor, welcher oft

in einer angenehmen, kühnen Nachläſſigkeit der Form Unterſtützung findet — hinwieder der ſichtliche Ernſt, bei deſſen Charakteriſirung ſich der Künſtler, im Gegenſatz zum Geringfügigen oder Scherzhaften des Ganzen, einer eigenthümlichen, wirkungsreichen und Würdeverleihenden Strenge bedient — und noch viel Anderes, ſämmtlich Dieß tritt erſt durch das Sehen in's wahre Empfinden.

Wie in allen ähnlichen Fällen, ſo iſt es eben auch mit einer Reihe von Zeichnungen von Meiſter Ludwigs Hand, welche ſeinen früheren und ſpäteren Zeiten entſtammen.

Sie ſind meiſtens flüchtig hingeworfen, halb zufällige Erzeugniſſe des Augenblickes. Sie führen aber Den, welcher ſie beſchaut, ſo recht tief in Ludwigs geheimſte Gedanken und Gefühle und eröffnen die innerſte Werkſtatt ſeines Schaffenstriebes und ſeine Sehnſucht nach dem Romantiſchen in ganzer Manigfaltigkeit.

Dieſe tritt in unerſchöpflichem Reichthum vor, bald düſter, bald heiter — in Rittern, Frauen und Jungfrauen, Edelknechten, Mönchen und anderen Kirchenleuten; da lugen Burgen, Dörfer und Städte alten Gepräges aus den Hintergründen; dann tritt wieder in traut landſchaftlicher Umgebung der verkörperte Inhalt altehrwürdiger Sagen und Lieder mit Gnomen, Niren, auch wohl Geiſtern kraß dämoniſcher Art heran. Was es aber ſei, da iſt Alles voll wahrhaften Lebens und Webens, bald umheimelt von ſüßer Wehmuth, bald umwebt von Humor — auch der Uebermuth treibt ſein tolles Spiel.

Doch ſelbſt über dem tollſten Spiel der Phantaſie wacht noch immer das milde Auge der Grazie.

Des Meiſters ſämmtliche Zeichnungen romantiſcher Art zu

ſchildern — ungerechnet die zu Kunſtwerken griechiſchen Styls — würde Bände füllen.

Wollt Ihr aber Kunde von einigen oder mehreren aus Meiſter Ludwigs Jugendzeit?

Alſo ohne Wahl zugegriffen. Da findet ſich ein Blatt, drauf iſt ein gewaltiger, großer Keller, in welchem ſich diverſes, alterthümliches Volk durcheinander treibt. Es läßt ſich trefflicher gedacht und kühner gemacht nichts denken. Die Genoſſenſchaft iſt toll und voll in überſtrömender Luſtigkeit. Alles, was irgend zum Stehen, Sitzen, Liegen oder Reiten dienen kann, bis auf Schemel, Fäßer, Schragen, ja bis auf die Hunde herab, wird da benützt. Doch zeigen die meiſten Zechbrüder ſchon merkliche Hinneigung zur ſchiefen, wo nicht ganz horizontalen Richtung. Indeſſen hält der Eine donnernde Tiſchreden, dort erhöhen etliche Andere ihre Zecherſeligkeit, indem ſie ſich gewaltig zerhämmern und zerzauſen. In der Ecke des Gewölbes wirbelt aber eine beſonders bunte Schaar durcheinander. Sie hat — wen wohl? — den Doctor Luther in der Mache.

Will er beſſere Zucht predigen — oder möchte er eben auch einen Humpen?

Was immer — ſeiner erlaubten Abſicht wird keineswegs friedlicher Weiſe Paß gegeben.

Auf einem zweiten Blatt begegnet man derſelben, ſtämmigen Geſtalt. Das Blatt iſt „in Mansfeld“ betitelt. Da ſchreitet Doctor Luther die Burgtreppe hinauf, empfangen von einer Schaar Rittersleute, welche, nach allen Anzeichen zu ſchließen, gewaltige Zechbrüder ſind. Auch werden, um über das Bevor-

ſtehende gar keinen Zweifel zu laſſen, Weinfäſſer von anſehnlichſtem Umfange heraufgezogen und gerollt, während der Blick in den offenen Keller ſtets neue Möglichkeit der Zufuhr darthut.

Die Erſcheinung des Doctors Luther hat weder auf dem erſten, noch dieſem Blatt böſe Abſicht Meiſter Schwanthalers zum Grund.

Denn er ſtand wohl bei allen Gelegenheiten für die Glaubensſeite ein, auf welcher er ſich befand.

Dem Luther ließ er aber in manchen Beziehungen hohes Recht widerfahren, nebſtdem er an ihm, wie an allen thatkräftigen, ſelbſtbewußten Naturen ſeine Freude hatte. Zum Ueberfluß war es ihm eben nicht unbekannt, daß Jener gerne ein Reichgläslein Rothen oder Weißen leerte.

Gar ergötzlich iſt eine dritte Zeichnung, darauf ſich der Mönch Schwarz abconterfeit findet, eben wie er aus einer Kanone abgeſchoſſen wird — zur Strafe für ſeine ſüneſte Pulvererfindung, welche der ganzen Welt, hauptſächlich aber dem Ritterweſen ſo gründlichen Schaden zufügte. Und noch eine vierte anzudeuten. Da ſind zwei ritterliche Wegelagerer — nicht eben von der reicheren Gattung, auch nicht beritten — ſo recht hungernde, echte Straßenbadichte, welche Beide ſich mit einem großen Stück zuſammengerollter Leinwand höchſt vorſichtig und ſtillvergnügt in einen Wald hinein ſalviren.

Aus ſpäterer Zeit iſt beiſpielsweiſe eine Reihe Zeichnungen vorhanden, welche Meiſter Ludwig „Teufelsgeſchichtlein“ überſchrieb und 1831, bei wechſelndem Aufenthalt, bald hier, bald dort entſtanden.

Sie behandeln in körnig luſtiger Weiſe die abenteuerlichſten Motive, theils frei geſchöpft aus der Phantaſie, theils einer Sage entnommen, welche noch jetzt im Munde des Volkes lebt.

Da ſeht Ihr etwa zuvörderſt eine Schaar munterer Gnomen, welche, mit Humpen verſehen und mit Wehrſtücken angethan, durch einen Sumpf trollen, aus dem ſich hier und da Irrlichter und andere unheimliche Geſtalten erheben. Demnächſt erſcheint der berüchtigte, boshafte Waldjack, einen böſen Mönch durch Schilf und Moor dahinſchleppend. Auch auf einem andern Blatt erſcheint der Gefürchtete, aber in wahrer Teufelsgeſtalt. Da zeigt ſich, wie Figura beweiſt, ein mannhafter Ritter zu Roß,

hinter dem sich der Diabolus aufdeckte und ihm mit gewohnt grimmig schalkhafter Gewalt das Visir zudrückt.

Dann zeigt sich Junker Satan als Geiger, die Füße kreuzweis auf einem Wolf dahinsausend. Dort wieder liegt ein Ritter in Turnierrüstung — ein heimtückischer Schuß hat ihn erlegt und an einem schroffen Felsen liegt er: der Teufel aber giebt ihm zum Ueberfluß noch einen Ruck an der Halsberge, um ihm gänzlich den Garaus zu geben.

Und so fort bei verschiedenen Wanderschaften und Abentenern kömmt der Waldjack auch noch oft in seiner ursprünglichen Bedeutung zu Angesicht — nämlich, das Waidmesser schräg im Mund, die Beine gekreuzt, auf einer Sauen dahinfahrend.

Von wieder späterer Zeit zu berichten — etwa vom Jahr 1840.

Dazumal hielt sich Meister Ludwig zu Montegretto auf und gebrauchte Bäder.

Während jenes Aufenthaltes zeichnete er viel und da findet sich auf jedem Blatt — oft ist er mit den geringsten Mitteln erzielt — ein unsäglicher Reichthum an Poesie, launigster Tändelei, holdester Wehmuth und klarster, ruhigster Heiterkeit. Dann waltet auch wieder reiner Ernst. Theilweise, hart daneben, wird nahezu derbster Humor ersichtlich. Kurz von weichster Anmuth durch Scherz und lustigen Uebermuth bis zum haarsträubenden Entsetzen schlägt der Meister die ganze Tonreihe des Empfindens an.

Da erhebt sich aus dem Schooß der Erde eine dämonische Gestalt — ein heiliger Rittersmann hält ihr das Kreuz des Er-

löſers entgegen. Das Blatt iſt „die Erde“ überſchrieben. Meiſter Ludwig wollte damit den Triumph des ethiſch-Geiſtigen über alles zum Böſen und Materiellen Mahnende andeuten. Ein anderes, „das Waſſer“ betitelt, zeigt einen Fiſcher, welcher fiſchartige Gnomen fängt, während ihn ſelbſt ein trotzig neckiſcher Schilfgott am Fuße feſthält. Es iſt die frohe Phantaſie bezeichnet, welche ſich gerne in anmuthig humoriſtiſchen Geſtaltungen ergeht, aber, von der bämiſchen Proſa des Lebens angewandelt, die holdeſten Ideen urplötzlich verändert und verzerrt findet. Sodann „das Feuer.“ Da gießt eine Hexe giftige Tränke aus, eine Zauberſchlange wickelt ſich um ihre Rechte, ein Kobold mit dem Blaſebalg kauert unter dem verhängnißvollen Heerde. Die Andeutung des Haßes, der Hinterliſt, der Eiferſucht — wer könnte das Bild alles Deſſen mißverſtehen, was finſter und Glückvernichtend in der unruhigen Bruſt der Böſen waltet — und die ruhige Seele der Guten entheiligen möchte. Das iſt der Sinn dieſer Zeichnung. Endlich „die Luft“. Da erblickt man zwei anmuthige, ſchwebende, weibliche Geſtalten — die Eine, das Haupt in Schleier verhüllt, die Andere unbedeckten Antlitzes und mit wallendem Gelock, wie ſie einem Waidmann erſcheinen. Es iſt Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Freude und Leid, Hoffnung und Enttäuſchung, wie ſie der Menſch über ſich herankommen ſieht auf der Pürſche ſeiner Gedanken und Wünſche, ein Jeder das Auge auf ſein liebſtes Ziel gerichtet.

Nun folgt eine Zeichnung, da fährt „der wilde Jäger“ mit weitaus geſchwungener Peitſche über Wieſen und Kornfelder dahin; in der Ferne keuchen die gehetzten Hirſche. — „Addio mondo“ zeigt einen Mönch, der ſich an einſamem Geſtade in

ein Buch vertieft; der Mond steht am Himmel, zwei Engel schweben durch die Lüfte; aber in der nahen Schlucht drüben klettern abenteuerlichste Kobolde.

Wieder seht Ihr „den schönen Ritter," welchen eine Nixe mit sehnsüchtiger Gewalt durch das Schilf in die kühlen Fluthen lockt. Die „Trauerweide" stellt eine Nixe dar, welche wehmuthvoll auf einen nicht minder schönen, jungen Helden blickt, der als Leiche zu ihren Füßen liegt. Die beiden Blätter sind in einem gewissen Zusammenhang. Der Sinn ist unverkennbar.

Unter der Aufschrift „la buonna favola, che è non favola" oder „la ninfa di Montegrotto" erblickt Ihr eine schöne, weibliche, halb drappirte Gestalt mit dem Schöpfeimer — aber auch Trauben, Flaschen, Speisewaaren zur Rechten — dann wieder in der Linken hält sie schalkhaft einen Schwamm empor. „Donna in cuore, vino in testa" führt einen, bis zum Halse gepanzerten Ritter vor Augen; über das Haupt hat er einen Humpen gestürzt, welcher überfließt — ihm gegenüber schreitet eine gar schöne, anmuthige Jungfrau über eine gefährlich schmale Brücke. Auf einem nächsten Blatt kommen zwei überaus heiter anmuthende Gestalten zum Vorschein, ein Ritter und ein Mönch, welche Beide mit bemerkenswerthestem Mißvergnügen in ein, sichtlich so eben, geleertes Trinkgefäß schauen. „St. Hubertus" ist ein anderes Blatt. Der Heilige breitet den schützenden Mantel über Hirsche, Gemse und Häslein, während auf dem Seitenstück „St. Florian," auf einer Treppe stehend, Wasser aus einem Schöpfeimer gießt, um die unter ihm wirbelnden Flammen zu bändigen.

Mitten unter diesen und vielen anderen phantastischen Ge-

bilden zeigt ſich aber auch etwas Anderes, welches beweiſt, der Meiſter habe auch im fernen Süden die liebe Heimath nicht vergeſſen. Hiebei macht ſich aber Niemand Anderer vorſtellig, als das ehrſame „Münchner Kindlein“, welches ſo ungemein luſtig aus ſeinen frohfrummen Augen daherblickt, daß man es nicht anſchauen kann, ohne ihm ſelbſt froh zuzulächeln.

Nun habt Ihr von derlei Zeichnungen genug Bericht.

Aber von drei ernſten, wunderbar tief empfundenen, von des Meiſters ſchönſter Phantaſieblüthe umrankten, ſollt Ihr noch Kunde haben — ſie entſtanden zu München in früh' und ſpäterer Zeit.

Die erſte.

Ihr ſchaut in das Innere der Salvatorskirche.

Im Vorgrunde kniet Meiſter Ludwig, ſeine Ahnen freudig begrüßend, welche im Gefolge vieler anderen, vorzeitlichen Geſtalten ihren Gräbern entſtiegen. Sie freuen ſich der Liebe und Treue des Sohnes der Neuzeit, oder ſchauen empor in froher Ueberraſchung, das längſt geſchloſſene Auge wieder öffnen zu können und im Licht und Leben zu weilen. Aber, wie erwähnt, ſie ſind nicht die einzige Bevölkerung der geweihten Hallen. Aus allen hohen Glasfenſtern der Kirche treten und ſchweben Züge von Heiligen, Nonnen, Mönchen, Rittern und ihren Frauen. Was chriſtliche und ritterliche Mythe holdſelig mit ſich führt, bietet ſie hier dar. Alliebevoll macht ſie es ſichtbar, wie dem Meiſter zum Dank und zur Freude, weil er ja dem Mittelalter ſo herzinnig zugethan iſt. Nächſt beugen ſich auch von Kanzel und Chor Heilige, Engel, Biſchöfe, Aebte; alle Schnitzereien werden lebendig — durch's Kirchen-

über reitet, die Himmelsgloria um ſein Haupt, St. Georg mit Gefolge ein — vor einem der Spitzbogenfenſter aber rauſcht das wilde Heer vorüber. Da draußen in der Welt hat das Böſe, das Ungeheuerliche ſeine Gewalt. Hier in der Kirche iſt Friede und Freude. Friede, Freude, heiligſter Ernſt und ſeligſte Heiterkeit quillt überall empor und ſchaut darnieder. Das iſt der herrliche, feſtlich-feierliche Eindruck des Wogens und Wallens der unſäglich reichen und anders doch wieder ſich ſchlicht und einfach gebenden Züge und Einzelgeſtalten. Ueber ihnen aber, zur Vollendung der erhabenſten Wirkung, ſchwebt hoch in Lüften — der Heiland.

Der breitet ſegnend ſeine Arme.

Die zweite Zeichnung.

Sie ſchildert, wie Pocci Diepolt als ritterlichen Muſikus Orgel ſpielt. Ueber der Orgel weg ſchwebt die geſammte, heilige Ritterſchaft — St. Hubertus mit dem Hirſch und St. Georg voran — unter frohem Knappengetümmel nächſt über den Taſten dahin. Unweit lugt ein Dom hervor. Man hört wohl das Geläute einer mächtigen Salve- oder Dominicaglocke. Dort ziehen Ritter mit Bannern und Stechſtangen in eine Burg. Links zur Seite klettern myſtiſche Geſtalten — kobold-artig die Einen, geiſter-artig die Anderen — in ein Glockenhaus. Rechts ſind Tannen und Waldesluſt. Allüberall wunderſame Viſion. Diepolt im Rücken aber ſtehen, auf's Schwert geſtützt, Ludwig der Storchenauer und ein Genoſſe, ſinnend, lauſchend, träumend — über ihnen ſchwebt der ritterliche Heſtmagel — es iſt eine Welt von Empfindung, eine gelungene Zeichnung.

Dieſe beiden Zeichnungen bewähren ſo recht des edlen Meiſters holdreligiöſen Sinn, deſſen ganze Gültigkeit er in alten Zeiten und in ihrer Glaubensſeligkeit zu ſuchen geneigt war.

Wie weh es ihm aber um's Herz ſein mochte, daß er die Kunſt nicht allein dem Dienſt des geliebten Mittelalters weihen ſollte dürfen.

Das ſieht man aus der dritten Zeichnung.

Da liegt der Meiſter Ludwig auf den Knieen, flehend, es möchten die Geiſter des Rittertums nicht von ihm weichen. Aber ſie fliehen ihn dennoch. Trotzend und vorwurfsvoll ziehen ſie an ihm vorüber, in lange Gewänder gehüllt. Ungerecht iſt ihr Groll, denn der Meiſter bannt ſie ja nicht von ſich — ſie ſind verbannt, gedrängt, vorwärts getrieben von den ſiegenden Geiſtern des Griechentums. Zur Rechten dieſer Eroberer des unwilligen Ich's und der fliehenden, geliebteren Geſtalten, liegt eine Büſte, welche er einmal „machen mußte“ — es war noch in frühen Jahren — 1824.

Machen müſſen — und wohin ſehnte ſich ſein Gemüth ſchon damals, wohin ſtrebte ſein Genius — ?

Von Meiſter Ludwigs Poeſei.

un habt Ihr ſchon Allerlei vernommen — von Meiſter Ludwigs Voreltern bis zu ihm herab, von den Humpenauern, der Bärengeſellſchaft und der Humpenburg, von des Meiſters Gebaren im gewöhnlichen Leben, deßgleichen von ſeinem Aberglauben, zuletzt von ſeinen romantiſchen Zeichnungen — und da und dort zeigte ſich auch, wie er ſeinem Denken und Empfinden in ſchriftlich ungebundener Weiſe Raum gab.

Aus Allem iſt zu ſehen, welche bunte Miſchung von Ernſt und Heiterkeit, von geiſtiger Klarheit und Träumerei, von reichſtem Adel der Phantaſie und herzvollſter Schlichtheit in Wort und That in ihm vereint war.

Er hatte eben jene Natur, welche man eine innerlichſt poetiſche nennt — und hätte der Storchenauer auch nie eine Zeile Reim und Verslein geſchrieben, er wäre doch ein Dichter geweſen.

Aber er ſchrieb gar wohl ſeinen Vers und Reim.

Freilich nicht, um vor der Welt damit zu glänzen.

Er „dichtete ſo dann und wann nur für ſich ſelbſt, um das ungeſtüme Herz zu befriedigen und auszuſöhnen, oder einem ſchalkhaften Gefühl Form und Ausdruck zu geben.“

Gleich Tagebuchblättern ſeiner Seele erſcheinen ſie, jene Poeſeien — aber in dieſer Weiſe ſind ſie lieb und werth, denn wir belauſchen den Genius in Manchem, was ohne ſolche Zeilen ſpurlos verloren wäre. Die meiſten dieſer lyriſchen Ergüſſe, in ſich fertige oder unvollendete, ſind verkommen.

Die wenigen, welche von treuer Freundeshand gleicher Gefahr entriſſen wurden, können auch für ſich allein genügen, in ihrer Verſchiedenheit und bunten Farbe das poetiſche Prisma ſeines Herzens und dieſes Herzens ganze ſehnſüchtige Tiefe anzudeuten — all mit ſeinen Schmerzen und ſeiner Luſt, ſeinem Empfinden für das Schöne, mit ſeinem kindlichen Muthwillen und ſeiner Begier nach Abenteuerlichem — vor Allem aber mit ſeiner Freude an der Wunderbunt-farbigkeit und Herrlichkeit des Mittelalters, mit der Trauer über das Entſchwundenſein deſſelben — mit dem Verlangen, es wenigſtens im Wahne wieder erſtehen zu laſſen.

Ein Lied wurde ſchon bekannt gegeben — es iſt jenes vom Herrn Kunrad von Oberſtein.

Es war auch die Sprache von Reimen auf die „Speci“ der ritterlichen Genoſſenſchaft.

Die vom Storchenauer herrührenden beziehen ſich auf St. Georg, St. Martin, St. Florian, St. Hubertus und den ſicheren Qualdäus de Mappes.

St. Georg.

Wie könnt' ich mich zu dir erſchwingen,
St. Jörg, o möcht' es mir gelingen,
Genug zu ehr'n und preiſen dich,
Der du errangſt den Himmelsſieg.
In güldner Rüſtung auf weißem Roß
Seh' ich dich ohne Knecht und Troß
Anrennen auf den gift'gen Drachen,
Ich höre deiner Stange Krachen.
Hoch quillt das Blut, der Schwefeldampf
Steigt auf, nach langem, ſchweren Kampf
Liegt's Ungethüm in ſeinem Blut,
Gerettet iſt die Maid, ſo gut!
Hilf uns, du heil'ger Rittersmann,
Daß Jeder dieß vollbringen kann,
Von unſerer Geſellenſchaft;
Stähl' uns den Arm — den Lanzenſchaft
Soll heben er mit Muth und Stärke;
Stähl' unſer Schwert zu hohem Werke,
Stähl' unſer Herz, daß ſich's erheben
Zu Gott mög', wie im Tod, ſo Leben —
Schütz' unſern frummen Biederſinn,
Nimm unſ're Bitte gnädig hin!

St. Martin.

St. Martin, heil'ger Rittersmann,
Ich ſeh' ihn voll Verwund'rung an,

Wie milde Thaten er gethan.
Einſt ritt er ſeinen Werken nach
Und kam zum Stadtthor allgemach,
Da tritt zu ihm ein armer Mann,
Spricht ihn um eine Spende an.
St. Martin ſich vom Zelter bog
Und ſeinen guten Flammberg zog,
Er ſah, der Bettler nackend ſei,
Den Mantel ſein ſchnitt er entzwei
Und gab dem Armen einen Theil —
In guter That dich, Chriſt, beeil'!

St. Florian.

St. Florian, o heil'ger Mann,
Haſt eine güld'ne Rüſtung an,
Biſt wohl beim Löſchen unſer Hort,
Bei Brauern am unrechten Ort —
Schütteſt Waſſer in einem fort!

St. Hubertus.

St. Hubertus, knieſt im Walde itzt,
Das grüne Wamms ſchön ausgeſchlitzt,
Gingſt halt im Jagen gar zu weit —
Iſt freilich eine ſtille Freud'.
Da will Herr Chriſt dir helfen ſchnell,
Ein weißer Hirſch, ganz ſilberhell,
Den Heiland im Geweih' er hätt',

Gar wunderſtattlich vor dir ſteht.
Biſchof von Aquitania biſt du worden —
O führ' uns zu des Himmels Porten!

St. Qualdäus de Mappes.

Mihi est propositum, in taberna mori,
St. Qualdaeo gar nicht ſchlecht
In betaumelter Glori.
Doch ſoll lieber 'trunken ſein,
Als nur beſungen, unſer Wein!

Gewiß kein zu leiſe geflüſtertes, reimweiſes Bekenntniß der Bereitwilligkeit, manchmal in ein wenig ungereimte Zuſtände zu gerathen.

Doch hinweg von der Spur des Uebermuthes zum feinſten Gemüthshauch — ein ſüßfrommes Gedicht, welches Ludwig gar ſehr liebte.

Das Abendthal.

Wie ruhſt du ſtill im Abendlicht,
Was horchen hoch auf deine Tannen?
Hörſt du den Geiſt, der zu dir ſpricht
Und will in Liebe dich umſpannen?

Im Glockenſchall vom Gotteshaus,
Wo ſie ihm preiſend jetzt begegnen,
Da tritt er auch zu dir heraus
Und will dich füllen und dich ſegnen!

Schlaf' ein in deines Gottes Ruh',
Er kam zu dir auf luft'gen Wellen,
Er ſchickt dir lauter Grüße zu —
Und wird dir deine Nacht erhellen!

Ein Gedicht Ludwigs, betitelt „die Einöde" ward während des Aufenthaltes zu Montegrotto geſchrieben:

Das Zwielicht küßt die ſtille Nacht,
Es flimmert kaum der Sterne Pracht,
Die Wälder ihre Schatten ſtrecken,
Den Wiesgrund nächtlich zu bedecken,
Die Natter durch die Sümpfe ſtreicht,
Der Uhu im hohlen Baume keucht.

Die Gräſer ſind vom Thaue naß —
Erlkönigs Tochter am Bache ſaß
Und mit der Nixe in Sumpfesöde
Trieb ſie Geflüſter und Rede —
Und Erlkönig, mit ſeinen Kronen, rauſcht
Und hoch in die kühlen Lüfte lauſcht.

Da tönt des Einſiedels Chorgeſang.
Es ſchweigen die luſtigen Bilder lang
Und ſtatt Geſtalten und Geflüſter
Steht die Einöde leer und düſter —
Hat ſich der Alte hingelegt,
Das Geiſterleben ſich wieder regt — —

Dieſen hochpoetiſch abenteuerlichen Zeilen ſchließt ſich Folgendes an — ein

Nachtbild.

Wenn längſt erloſch des Tages Gluth,
Die Menſchheit tief im Schlafe ruht,
Um Mitternacht die Glocke verhallt —
Da tanzen die Elfen im ſtillen Wald.
Die Zwerge durch die Bäume ſchauen
Und ſäen Schwämme auf feuchten Auen —
Die Weidenſchweſtern auf Thonesgrunde
Die ſchlafen — es tanzt der Lichter Runde
Gar irrſam über den Weiher hin.
In Wolkenſchatten und Mondeslicht
Geſtalten ſchweben — ſeht Ihr ſie nicht — —?

Nunmehr kömmt eine eigentliche Schauerballade zum Vorſchein.

Meiſter Ludwig ſchrieb ſie gleichfalls zu Montegrotto.

Der Geiſt.

Die Nacht rückt vor, die Zeit währt lang,
Die Mitternacht iſt gar ſo bang —
So geh' ich unter Erlenſchatten
Hinüber durch die Wieſenmatten.

Der Mühlbach ſchäumt, die Räder geh'n,
Gottlob, da werd' ich Menſchen ſeh'n —

Und zwölf Uhr ſchlägt's, die Nacht wird kühl —
Da ſteht die weiße Wand der Mühl',

Von Wolkenſchatten überzuckt,
Durch die das bleiche Mondlicht guckt —
Auch wenn ſie hell im Mondlicht ſteht,
Ein Geiſterſchauer drüber geht.

Weiß nicht, was da im Graſe keucht
Und drüben um die Eibe ſchleicht.
Mir wird ſo kalt, das Haar ſich ſträubt —
Was doch die Nacht für Schauer treibt!

O Gott, wie Schatten hingeweht,
Ein grauer Ritter drüben ſteht,
Im Nachtbauch wankt er her und hin —
„Geh' hin mit Gott — mir ſchwankt mein Sinn!"

Ich taumle auf die Bank darnieder.
Mein Gott und Herr, da iſt er wieder.
Jetzt iſt er fort — — — —
Der Müller kommt: „Gebt, Herr, und ſchweigt!
Allhier im Jahr zwölfhundert acht
Hans Singenbach ward umgebracht."

Nächſt ſteht auf einem alten Zettel ein gar holdes Bild:

Blond.

Es ſchwankt der Buche Schattendach
So lieblich über'm klaren Bach,

Und durch den weiten, ſtillen Wald
Nur leis der Sang der Vögel ſchallt.

Da, in des Morgens Dämmerſchein,
Tritt bold ein blondes Jungfräulein.
Ein weißes Einhorn, ihr zur Seiten,
Bedächtlich ſchien ihr nachzuſchreiten,
Doch oft in bunten Jugendſprüngen
Die blond Gelockte zu umringen.

Iſt ſie wohl aus der Engel Schaar
Mit weißem Kleid und blondem Haar?
Sie ſchwebt hinauf zur Felſenwand,
Schürzt leicht das lange Schleppgewand —
Die holden, die unſchuld'gen Glieder
Senkt fromm ſie zum Gebete nieder — — !

Und wie ſeelenvoll iſt ein anderes Gedicht — kann man noch nicht ahnen, wem ſo viele Sehnſucht gilt — ?

Verborgenheit.

Im engen Kreis die Waldesfülle,
Zu meinem Fuß der Felſenbach —
Hier iſt es gut, hier iſt es ſtille,
Mir kann die laute Welt nicht nach!

Und tief und lockend aus den Zweigen
Ein ſchmaler Pfad in Schattennacht,
Als wollte ſich mir Holdes zeigen,
Das mich hat einmal froh gemacht!

Ich möchte nur den Arm ausstrecken
Und flehend rufen: Bist es Du — ?
Warum dich bergen und bedecken —
Komm' ich denn nimmermehr zur Ruh' — ? !

Nunmehr rückt aber eine ganz andere Poesei an, welche übermüthigen Zeiten der Humpenburg entstammt.

Teufelsbruderschaft.

War im Keller, will's nicht hehlen,
Und 's war eitel Nacht,
Nierensteiner mir zu stehlen,
Hatt' ich ausgedacht.

Auch da saß in einer Ecke
Herr Mephisto tannenhoch,
War ein ungeschlachter Recke,
Der noch nie in's Bocksbern kroch.

Feuerwangen, Flammenblitze,
Hitz' und Schwefelpfuierei!
Und alsbald von seinem Sitze
Trat er frech zu mir herbei.

Dacht' ich: Was da Bann und Pfaffen!
Steckte meinen Flamberg ein,
Will dich schon kastei'n, dich Affen —
„Siehst du da die Kell'rin sein?"

„Laß mich," rief er, schnell beschlossen,
„Mit dem Scherzen, Blick und Kuß!

„Ganz ein Andres wird genoſſen —
„Trink' mir zu, Herr Poculus!“

„Nur nicht läſtern, Höllenkerzen,“
Rief ich „magſt von denen ſein,
„Die erſt, wenn ſie tranken, ſcherzen —
„He da, trink', 's iſt Nierenſtein!“

Und es ziſchte in dem Kruge,
Wie empört Charybdis klafft,
Und ich trank in einem Zuge —
Mit dem Teufel Bruderſchaft!

Von etlichen ganz kurzen, ein wenig zerrphantaſtiſchen Bildern nur eines:

Heda, Ihr Teufelein, ſchmuck und munter,
Schlupft zu den grünen Nixen 'unter,
Wollen ein wenig im Schilf 'rumſpringen
Und ein ſcharfes Galgenliedlein ſingen
Von der am Eck, wo der Wind ſo geht,
Wie ſie dem Landsknecht den Kopf verdreht!

Hie und da läßt ſich der Meiſter auch in jener leiſen Selbſtverſpottung ſpukhafter Träumereien aus; wie es an anderem Orte heißt:

Viel Teufelein ſitzen auf hoher Wart,
Singen und beten auf eigene Art,
Meilenweit ſtiebts überm öden Sumpf —
Einer liebelt am Weidenſtumpf;

Der hat eine feine Aire umfah'n,
Ich wett', er bringt ſie um's Kränzlein dran.
Kibitz und Unken pfeifen drein —
Das mag eine feine Romantik ſein!

Nun aber kömmt das echte Mittelalter.

Alte Zeit.

Die alten Zeiten ehrenwerth
Vor meinem Herzen ſteh'n verklärt,
Möcht' ſie ja gar ſo gern beſingen,
Könnt' ich nach hohem Wort nur dringen.

Die Wehmuth ſchwirrt mir durch den Sinn,
[illegible]

[illegible]
Bei Euch erweitert ſich mein Herz!
Wie ſchmuck ſie an den Wänden ſtan,
Die Ritter in vollem Zeuge dran
Grad, bieder und offen ſchauen
In ihrem handfeſten Gottsvertrauen.
Im Orient für den höchſten Hort
Da ſtritten ſie heilig für Gottes Wort.
Wie faltenreich die Banner weh'n,
Die Stechhelme daneben ſteh'n,
Voll Löwen, Geweihen und Geierflügeln,
Die Roße ſtattlich mit Satteln und Bügeln!

Ihr Männer und Frauen, nie ſatt zu loben,
Seid nun ſchon lange im Blauen droben,
Mag gern an den grafigen Hügeln knieen,
Ausruhen von der Erde Müden!

Da ſchau' ich die hohen Altäre hinan,
Die bunten Fenſter nebenan,
Der Himmel iſt mir aufgethan!

Die Kunſt, ſie mit dem kühnen Streben,
Mit dem Gewächs- und Pflanzenleben,
Die ſteigt ſo ſtämmig vom Boden auf,
In die Lüfte geht ihr kühner Lauf.
Die Maler und Bildhauer lobeſan
War luſtig in ihren Lauben ſtan,
An ihren Werken ſie Freude han,
Die treiben als Blüten und als Knauf
Um's Allerheiligſte hinauf.

Und Städte, Dörfer und Wieſen gar,
Die ganze Natur Eure Werkſtatt war
In lieber Schlichtheit, Gottesklar —
Und hoch im luſtigen Glockenhaus
Sprechen dumpf die metallenen Rieſen 'raus.

Wie herrlich war die Poeſei,
Die Jura oft minder Philiſterei,
Was das Wort ſprach, ſchlug das Schwert gleich nach

Im Gottesgerichte, recht, kräftig, jach.
Reichsſtädte und Dörfer, o freie Gilden
Mit ſemperfreien Wappenſchilden,
Ihr prangtet, gleich den Rittern, ſchön,
Wenn ſie mit Stechſtang und Pannern geh'n!

Jetzt geh' ich 'nüber in's luſtige Leben,
Es muß bei Schwertern auch Kannen geben.
Gläſer, Willkomm, Krug und Fäſſer,
So geht's recht und immer beſſer!
Schwing dich auf, du göttliches Naß,
Johannisberger und Rüdesheimer,
Heran zu mir, zehntauſend Eimer!
Und 'nauf zum Himmel einen luſtigen Ritt,
St. Georgen und alle Lieben mit,
Die Ritter, die Bürger, die Knechte, die Narr'n,
Und die um den Kaiſer zu Frankfurt war'n,
Er ſelber und ich auf dem Eulenſpiegel —
Der iſt ſo ſchmuck mit dem Drachenflügel!
Gradaus du, in luſtigem Gang,
Sonſt kriegſt meinen Sporen ellenlang!
Ich muß mit den Alten noch Bruderſchaft trinken,
Ihr haltet mich ſchon, wann ich werde ſinken —
Die Freud', die Freud' wär' gar zu groß,
Schwäng' ich mich auf in des Himmels Schooß!

Und um ein Erkleckliches jokoſer:

Sonſt.

Burgen, Wälder, wenig Felder,
Kibitzei und Unkenſchrei,
Alles noch in rauhem Stand
Und Cultura nicht angewandt,
Alſo finden wir uns gar
Zurück um manches hundert Jahr.

Guter Wein und derbe Sitten
Waren da gar gern gelitten,
Was der Pfaff und Kaiſer ſprach,
Thaten gleich die Andern nach,
Alles ging ſo grad hinaus,
Wer nicht geh'n kunnt', blieb zu Haus.

Und bei Minne und bei Wein
Wollte Keiner der Letzte ſein,
Selbſt die Mönche lobeſan
Wie der Luther, hielten dran —
Und predigten, Sang, Wein und Weib
Das Beſt' ſei für des Mannes Leib.

Ueber die Kunſt ließ ſich Meiſter Ludwig gleichfalls in Reimen aus.

Die Kunſt.

Dazumal mit einem Paternoſter
Kam ſie nach Byzanz in's Kloſter
Und ward ſofort aus ſelben Orten

Entführt von den Welſchen mit Zauberworten,
Man wußt' ihr, trotz der ſteifen Locken,
Ein jugendlich Lächeln abzulocken,
So ward ſie nach der Mühl' gebracht,
Wo man die Alten jünger macht.
Mit Appetit und Diät
Ward ſie wieder jung und nett,
Doch etwas mager, aber fromm,
Ging wieder beten in den Dom,
Und erſt in des Urbiners Armen
Konnt' ſie ganz jugendlich erwarmen.
's ging ordentlich, bis die Franzoſen kamen
Und die Kunſt gar übel ad coram nahmen.
Man weiß es, wie die Herren ſind,
Malo Franco beißt's geſchwind.
Doch als ſie Dieſe abgeſetzt —
Han ſich die Deutſchen dran ergötzt.

Aber zu dieſer ſchalkhaften Weiſe noch ein Muſterſtückchen aus einer jener Comödien, welche, von Ludwig abgefaßt, in der Bärengenoſſenſchaft aufgeführt wurden — und zwar aus keiner ſchaurigen, ſondern einer ſolchen, welche der Meiſter ſelbſt „faſt echt und doch verruckt" nannte und den öfters gebrauchten, übermüthig kindiſchen Ton ſo recht bezeichnet. Die Comödie im Ganzen kam einige Zeit ſpäter zur Vorſtellung, als Pocci-Diepolt vom Roß geſtürzt war.

Hier eine Beſuchsſcene:

Ritter Storchenauer. Gott Grüß Euch, theurer Ritersmann,
Was habt Ihr Euch denn da gethan,
Bei meiner Ehr', ſagt an.

Ritter Diepolt. Ich bin geſtürzt, o mein, o mein,
In Landshut, und mich ſchmerzt mein Bein,
Das Wehtumb halt der Teufel aus,
Ich pfiff wie eine Kornemaus.

Burgpfaff. Herr Ritter, denkt an Eure Seel',
Die wird Euch ſonſt zerſtampft wie Mehl',
Beherrſcht doch Euer freches Wort,
Ihr Fluchen iſt arg, als wie ein Mord!

Ritter Diepolt. Du biſt mir ſtill, weil's mir ſo däucht,
Ich bin jetzt nicht in deiner Beicht!
Da magſt du mich belehren,
Das will ich dir nit wehren,
Doch jetzt mit deinen Sittenlehren
Thu' dich von dannen ſcheren,
Bei meinen Ritterehren!
Nicht wahr, Herr Ritter Storch?
Und nun beſtell' ein Faß! Geborch!

Burgpfaff. Da bin ich ſchon dabei,
Beim Krug da ſchrei' ich gleich frei!
Das Braune iſt ein großes Gut,
Das ſtärkt den Sinn und machet Muth,
Erwärmt das kalte Blut!

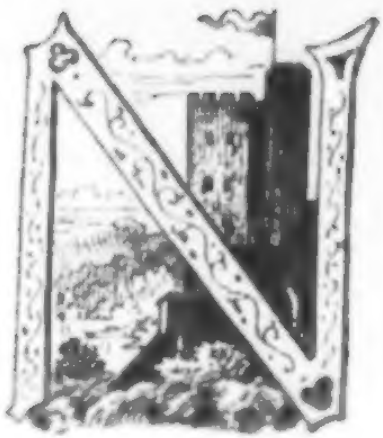
Ritter Diepolt. Stimmſt gleich ein Trinklied an,
Ich will dir's halt gerathen han!

Burgpfaff. Zu trinken, welches Gaudium,
Bis es im Kopf geht um und um!
Drum auf, Herr Ritter, ſtoßet an,
Der iſt kein wahrer Rittersmann,
Der nit ſein Hümplein trinken kann!
Am Zapfen will ich ſterben,
Und ſollt' ich auch verderben,
Je mehr man pokuliren thut
Je mehr löſcht man die höll'ſche Gluth —
Juei, juei, juei!

Ritter Diepolt. Gelt jetzt haſt dich doch bedacht —

Ritter Storchenauer. Und deine Sach' noch recht gemacht.
Waldesgrün und Himmelsblau,
Ein luſt'ger Trank auf grüner Au,
Friſche Geſellen, ſemperfrei,
Muſica und Poeſei —
Schießt nieder, wer nit ſtimmet bei!

Burg Schwaneck.



un iſt auch Kunde von Meiſter Ludwigs Poeſie zu Tag gekommen; die iſt mit Stift oder Feder niedergeſchrieben, oft in ganz flüchtigen Zügen, und jedes Blättchen wär' leicht zu verwehen.

Es iſt aber noch etwas Anderes da, was ſeiner romantiſchen Seele entquoll, aber viel beſſer Stand hält, denn es ragt gar bedeutſam auf und mit ſteinernen Buchſtaben iſt es aufgezeichnet.

Das iſt Schwaneck.

Es iſt ſchon bekannt, daß ſich Meiſter Ludwig lange und ſtets darnach ſehnte, eine gotiſche Kapelle zu bauen, eine recht echt' nad prächtige. Er kam nicht dazu, eine Kapelle genügte ihm auch nicht, allgemach dämmerte ein anderer Gedanke in ihm, deſſen Verwirklichung die Kapelle auch mit einſchloß — in Kurzem, eine Burg wollte er ſich aufführen.

Der Gedanke ward ſtets heller und reizender, und weil der edle König Ludwig dem Meiſter nicht allein behülflich geweſen

war, einen ruhmreichen Namen durch treffliche Werke zu erobern, ſondern hiemit auch unmittelbar, wie mittelbar zu ſtets wachſender Wohlhabenheit beitrug, wagte der Storchenauer ſtets feſter' und feſtere Abſicht.

Ein Aufriß um den anderen war gemacht — zuletzt kam er zum Entſchluß, bei einem zu bleiben und die beabſichtigte Idee zu verwirklichen — und als die Sache ſo ſtand, gab er einem berühmten Baumeiſter Nachricht.

Der war niemand Anderer, als der Gärtner.

Wie nun derſelbe Gärtner kam und die Aufriße in Augenſchein nahm, konnte er nicht läugnen, daß die Burg, welche ſich der Ludovicus bauen wolle, eine überaus wohl erdachte und herrliche werden würde, und ſagte: Wenn der Meiſter mit dem Geld nachhalten könne, biete er gerne die Hand, und es ſollte eine Burg werden, von welcher man in allen deutſchen Landen ſprechen würde.

Es möchte aber ſo ein 300,000 Gulden koſten.

Als der Storchenauer von denjenigen 300,000 Gulden hörte, wollte er's nicht glauben.

Der Gärtner lewies es ihm aber haarklein.

Hierüber erſchrack der Schwanthaler-Storchenauer ſo ſehr, daß er etliche Zeit kein Wort über die Lippen brachte.

Sagte der Vetter Xaver, welcher auch bei der Verhandlung war: „Alſo wenn's zuviel iſt, machſt halt den Bau geringer.

Dann geht's am Geld auch 'runter. Jetzt delirt man einmal die zwei Prachtthürme."

Sagte der Storchenauer: „Das thun wir. Auf, Gärtner, was koſt's jetzt?"

Sagte der Gärtner, ſich um ſeine feſt vollen Wangen ſtreifend: „Da koſt's freilich weniger, und ein ſechzig tauſend Gulden betragt es ſicher."

„Wären demnach noch ein 240,000 Gulden —" ſagte der Xaver. „Iſt noch viel zu viel."

„Ja, iſt noch viel zu viel," wiederholte der Ludwig.

„Alſo laſſen wir den ganzen Seitenbau weg —" meinte der Xaver. „Was koſt's jetzt?"

„Geh'n auch wieder ein 60,000 Gulden ab," verſetzte der Gärtner.

„Alſo wären's nur noch 180,000 Gulden," ſagte der Xaver. „Da hätten wir doch ſchon bedeutend heruntergehandelt. Was meinſt, Ludwig, wir müſſen halt doch noch allerhand wegthun."

Auf Dieß griff ſich der Ludovicus ein wenig krampfhaft in ſein glänzend ſchwarzes Lockenhaar und ſagte: „Müßten eben die Schloßkirch' oder die gothiſche Kapell weglaſſen und eine andere hinpoſtiren — hab' freilich eine recht ſchöne in Abſicht gehabt. Nun was koſtet's denn etwa dann —?"

„Dann könnten wir's wieder um ein 60,000 Gulden 'runterſetzen," ſagte der Gärtner.

„Sind halt noch immer 120,000 Gulden," ſagte der Xaver — „nur noch mehr weg, viel mehr!"

„O du grundgütiger Himmel," ſeufzte der Storchenauer.

Aber es half alles Seufzen nichts.

Fort und fort ging's mit dem Weniger und Weniger. Einen Aſt um den anderen raubte der grauſame Gärtner vom Hoffnungsbaume des Storchenauers, bis ſich dann eine Summa herausſtellte, auf welche ſich Derſelbe einlaſſen wollte.

Das waren ſo ein zwanzigtauſend Gulden — es kam aber ſpäterhin doch auf mehr.

Wie denn Das ſo iſt.

Die Baumeiſter wiſſen es oft ſelbſt nicht genau.

Kurz der Storchenauer machte den Aufriß nach jetzigen Möglichkeiten auf's Neue zurecht und ließ nebenbei wohl auch durchſcheinen, er habe ſich vorher nur in einen großen, fürſtlichen Bauherren hineindenken gewollt und ſchon gewußt, daß er ſo Großes nicht ausführen könne. Aber eine ſo gar ungeheuere Summa habe er doch nicht erwartet.

Ueber nicht lange Zeit ging's an's Bauen, und da erhob ſich nun freilich keine kaiſerliche Burg, vielmehr nur eine kleine, wie ſie der Ludwig ſelbſt nannte — ein Burgſtall. Aber als der Bau zu Ende geführt war, verfehlte er ſeinen kräftigen Eindruck nicht.

Im Innern ward er mit Allem verſehen, was lebendig an das Mittelalter erinnert.

Außen aber ward ein feſter Reim aufgeſchrieben.

Lautet:

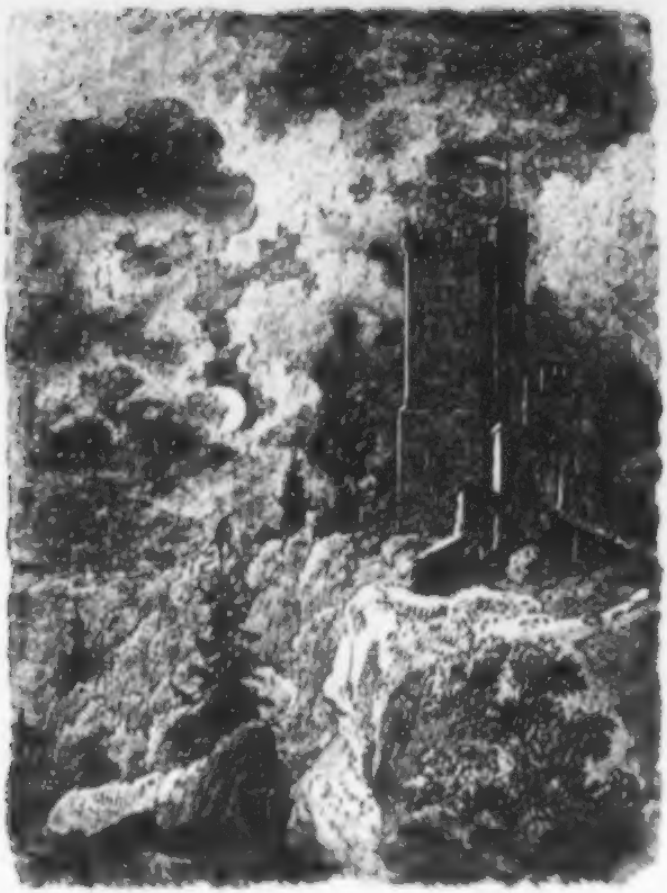
So ſteh' denn hier in Gottesband
Der Thurm am felſigen Uferrand,
Gebauet nicht um eitle Ehr,
Zu Trutz nicht oder Waffenwehr.
Nur früher Jugend ſchöner Traum
Soll ſteigen empor im trauten Raum.
Der Blick in die Berge, die Luft ſo klar,
Vom Fluße das Rauſchen wunderbar,
Der Freunde Wort und Sag' und Sang —
Erfriſche das Herz im Lebensdrang!

D'raus ſieht Jeder, was der Schwanthaler wollte und wie lieb ihm die Gegend war.

Ja wohl, es iſt ein gar lieblicher, ſeelenwirkſamer Aufenthalt im ſelbigen Schwaneck.

Wer einen ſchönen Lenz-, Sommer- oder Herbſtabend auf der Burg Schwaneck zubrachte und von ihrer Höhe hinaus und hinunter ſchaute in das tiefe Bette der Iſar und hinüber zu den Gluth- und Duftumfloſſenen Bergen — Der wird der Stunden, die er hier verlebte, nicht ſo leicht uneingedenk werden.

Und wenn dann die langen Schatten allmählig heranziehen, ſeitab die Leuchte des Tages immer tiefer und tiefer ſinkt — jetzt iſt ſie nur noch ein Strahlenknäuel — jetzt nur noch ein Schimmer — bis ſie endlich verſchwindet — zuletzt auch die Berggipfel verglimmen und verblaſſen —



da gedenkt man wohl des viel zu früh geſchiedenen Meiſters und fühlt ſich von freundlichem Verlangen durchzuckt, er möge noch leben und ſchaffen und eben auch Freude haben an ſeiner Burg, am traulich alterthümlichen Saal mit den geſchnitzten Tiſchen und Stühlen, den ſtattlichen Humpen und den ehrwürdigen Rüſtungen an den Wänden oben.

Aber Burg Schwaneck ſieht ihren Herren nimmer wieder.

Sie hat ihn ſelbſt dazumal ſelten geſehen, denn die Zeit ſeines leiblichen Leides hatte ſchon begonnen — und eine einzige Nacht brachte er dort zu — —

Meiſter Ludwigs Ausgang.

Hier geht die Kunde vom Meiſter Ludwig Schwanthaler mehr und mehr zu Ende.

Wenn nun Einer, wie allererſt geſagt ward, dieß oder jene treffliche Werk vor Augen hat, weiß er auch, wie es mit dem innerſten Leben Deſſen beſchaffen war, welcher es ſchuf.

Von ſtets größerem, leiblichen Leid, welches über ihn kam, nur ſo viel — daß es Wenige mit ſolcher Geduld ertragen hätten. Kaum daß ſich hie und da eine leiſe Klage von ſeinen Lippen verirrte.

Wenn immer möglich, las er in alten Chroniken oder Ritterbüchern.

Oder er zeichnete und ſchrieb, und zwar mit der Linken.

Er ließ ſich auch Waffen, Pocale — dieſe und jene anderen, ſchönen Kunſtwerke in die Nähe ſeines Lagers ſtellen, betrachtete ſie lange und ſprach ſich gerne über den Werth derſelben aus.

Auch über Künſtlerſorgen und die Gleichgültigkeit der Welt hiegegen — daß aber Muth und Ausdauer doch meiſt ſiegten.

Und ſo mehr.

Was er beſonders liebte, waren Bilder von M. Schwind.

Solche, oder kleine Kupferſtiche nach ihnen, hatte er oft um ſich. Einen derſelben hauptſächlich, nehmlich Ritter Kurt's Brautfahrt. Dieſe, wie andere humor- oder gemüthvolle Compoſitionen alten Gepräges waren ihm Seelenſpeiſe.

Da war er unerſättlich.

Wie enthaltſam er außerdem im wahren Sinne des Wortes in dieſer Zeit des gefahrvollen, körperlichen Leides ſein mußte — er trug Alles ohne Mißmuth.

Nur Eines fiel ihm ſchwer.

Nehmlich, daß er verurtheilt ſein ſollte, ſeinem liebſten, gläſernen Hausbumpen gar keine Ehre erweiſen zu dürfen.

Der Medicus hatte das unbedingteſte Veto eingelegt, und der Vetter Xaver trug, ſo weh es ihm that, gehörige Sorge, das Verbot aufrecht zu halten.

Weder ernſte Vorwürfe, noch humoriſtiſche von Seite Ludwigs fruchteten.

Des Vetters Argusauge wachte.

Indeſſen ward es doch getäuſcht, als Meiſter Ludwig einmal ſeinen ſchönen Stechhelm auf den Tiſch neben ſeinem Lager ſetzen ließ — angeblich, um ſich ſo recht in's Ritterthum hineinzudenken.

Vetter Xaver hatte den Helm gebracht und ſich dann in die Werkſtatt zurückbegeben.

Nach längerer Zeit kam er erſt wieder, nicht ahnend, daß ſich mittlerweile unter dem Stechhelm Etwas einloſamentirte — nehmlich beſagter Handpumpen mit Braunem gefüllt — und daß ſich des Meiſters treuer Diener M. bei der Sache hülfreich erwieſen habe.

Ebenſo wenig ahnte König Ludwig, welcher mehrmals eintraf, wozu der fragliche Helm diene, und wie ſchnell derſelbe über den Pocal geſetzt werden ſei.

Das ging ſo lange, bis es dem Vetter Xaver endlich doch bedenklich wurde, weßhalb ſich Meiſter Ludwig eben dieſes Stechhelmes zur Verſinnlichung des Ritterthums ſo treu bediene — wie er denn auch einmal bei gutem Licht nicht undeutlich zu bemerken glaubte, daß ſich Jemand von rothbräunlicher Geſichtsfarbe darunter verbergen habe. Nun ließ er es zwar für dießmal bei der Beobachtung, beobachtete aber noch weiters, kam hinter die Verſchwörung des Meiſters und ſeines Dieners, und als es ihm etliche Tage ſpäter wieder ſo rothbraun anlugte, that er dergleichen, als ſtehe ihm der Helm im Wege oder wie — kurz, das eherne Schilderhaus ſtürzte zu Boden und der gläſerne Schildknecht ſtand in freier Luft vor Augen.

An Verwürfen Vetter Xavers fehlte es nicht.

Der Ludwig Schwanthaler grollte ſeinerſeits gleichfalls, denn er hielt nun alle weitere Liſt für unausführbar. Aber zuletzt verkehrte er ſein Unglück doch in's Heitere, und

wenn er nicht gar zu ſehr litt, gaben andere Verſuche, einen gefüllten Glashumpen zu erobern, noch manche Gelegenheit zu wehmüthig luſtigen Streitigkeiten.

Mit der Zeit endeten auch dieſe.

Einmal muß dem Meiſter ſchon recht weh zu Muth geweſen ſein.

Da ſchrieb er auf einen Zettel:

Ach ich bin ſo müd,
Sagt Euch dieß Lied.
Begeiſterung und Lebensluſt
Löſcht aus.
O wär' ich an der Erde Bruſt,
Im ſtillen Haus!
Ich möchte endlich jenſeits Ruh',
Und flüſtre noch das Wort dazu:
Ich will ja gern' die Freude miſſen,
Nur nichts von ſo viel Klagen wiſſen,
Daß doch die Hudelei
Einmal beendet ſei!

Darin liegt viel Leid. Das erkennt Jeder.

Gleichwohl, da alle Hoffnung auf Geneſen ſchon längſt verſchwunden und der, vordem ſo rüſtige, Körper ſchon ganz erſchöpft war, flammte die Erinnerung an die glücklichen Zeiten der Geſundheit, Kraft und Freudigkeit mit theueren Genoſſen — wie früher bei erſt beginnendem Siechthum — hie und da in ganzer Lebendigkeit auf.

Eines Tages rückte sein Ende näher und näher.

Er ahnte es selbst noch nicht.

Aber der düstere Genius sah ihm schon über die Schulter und schritt leise, wie ein ziehender Wolkenschatten, zu Füßen des Pfühles. Da stand er — halbgewendet — den Blick auf den Meister gerichtet — oder langsam auf die Sanduhr in der Linken.

Da verlangte es den Ludwig unsäglich, die alten, schönen Zeiten noch einmal wiederkehren zu sehen — noch einmal sollte die Humpenburg nächst seinem Gemach von Gläserklang ertönen: von traulichem Gespräch.

Es wurde geladen, wer zur Hand war — der Vetter Xaver, der Tievelt, Ferdinand Miller, der Erzgießer, und noch ein paar. Die mußten sich in alter Rittertracht versammeln in der Humpenburg — zu einem Mahl von gebratenen Hühnern und Wein.

Wie den Freunden bei diesem Mahl zu Muth war, unter ihren alten Harnischen, kann sich Jeder denken.

Schwanthaler aber ließ sich von seinem Pfühl heben und die paar Schritte weit bis zur Thüre tragen. Da wollte er, daß man ihn niederlasse. Gestützt auf seines Dieners Schulter, stand er wenige Augenblicke und schaute wehmüthig heiter hinab in das so heilige, das romantische Helldunkel und Gefunkel seiner vielliebten Humpenburg — —

So war's.

Der Anblick hatte ihn im Herzen erfrischt — aber auch dem Gedanken vom Vergänglichen zum Ewigen näher gebracht.

Tags darauf besuchte ihn Der, welcher Dieß schreibt.

Der Ludwig deutete seine letzte Freude mit etlichen Worten an — aber auch sein nahes Ende.

Das ließ er sich nicht wegstreiten und sagte, daß mit Anderem wohl auch die Bavaria an seinem frühen Tod schuld sei, denn Wind und Wetter hätten ihn oft gar wild angeblasen, als er sie aufbaute.

Dann sprach er von Dem und Jenem.

Auch von dazumal, als er das Briefstein in der Humpenburg verbrannte, und daß er gemeint habe, nun sei Alles abgethan und überwunden. Dem sei aber nicht so gewesen — und er habe vergeblich gesucht, die Cornelia ganz zu vergessen.

Ueber eine Weile sagte er, wie vor sich hin:

„Schön war sie. Erhaben schön. Hättet Ihr sie nur selbst gesehen!"

Sagte der Andere: „Wie sah sie denn Meister Ludwig?"

„Ei geht doch einmal hin," antwortete er, „wenn ich nimmer bin und betrachtet es —"

„Was soll ich betrachten?" fragte der Andere mild.

„Was denn sonst —" flüsterte er — „als das Antlitz der Bavaria. 's ist wohl manches Frauenbild da — das denkt: ich schwebte ihm vor. Aber 's ist nicht so. — Nur sie hatte alle Huld und all' den hehren Liebreiz — Ihr mildes Ebenbild-Angesicht ist's —"

Er ſchwieg eine Weile.

Dann ſetzte er bei:

„Das allein war ein heiliges, reines Lieben. Wenn Cornelia Etwas für mich empfunden hat — wenn wahrhaft — hab' ich mich doch ſchön am Geſchick gerächt. Denn wenn ſie einmal wieder gen München kommt — und ſchaut hinauf — wird ihr wohl mein Preis gefallen —“

Dieß war am 26. November 1848.

Zwei Tage darauf entſchlief Meiſter Ludwig in chriſtlicher, auch treu kirchlicher Haltung und Ergebung.

Er hatte ſo viel leiden müſſen. Nun war er befreit von allem Weh.

Auf ſeinem ſchönen, bleichen Antlitz lag der Friede.

Berichtigungen.

S. 47. Z. 10.		l. in Verfall.
S. 53. Z. 10.		l. und Melodie dem Diepolt.
S. 57. Z. 3.		l. erwerbener ſt. geformter.
S. 89. Z. 2.	u. flg.	l. Hofſtadt ſt. Hofſtatt.
S. 97. Z. 10.		l. Dergleichen ſt. dergleichen.
S. 112. Z. 10.		l. Rittern ſt. Rattern.
S. 112. Z. 12.		l. Aufſchreibung ſt. Ausſchreibung.
S. 143. Z. 13.		l. jetzund ſt. jetzt.
S. 145. Z. 5.		l. ward ſt. war.
S. 151. Z. 5.		l. oder Kupferſtiche.

Silvia.

Drama „le Passant" in einem Aufzuge

von

François Coppée.

Ueberſetzt von Franz Graf Pocci.

BIBLIOTECA REALE MONACENSIS

Perſonen:

Silvia.
Janetto.

Die Handlung ſpielt vor einem Landhauſe in der Gegend von Florenz, im XV. Jahrhundert, Italieniſche Renaiſſanceperiode.

Mondhelle Landſchaft. Rechts ein zierliches Landhaus auf einer Höhe, die in den Vordergrund ſenkrecht Terraſſe gebaut. Am Fuße der Terraſſenmauer eine alte Bank. Im Hintergrunde in Florenz Kathedrale. Der Himmel ſtark bewölkt.

1. Scene.

Silvia allein.

(In weißem Nachtgewande lehnt ſie ſich auf den marmorne Treppengeländer, trübſelig in die Landſchaft hinausblickend.)

Der Liebe Fluch! Verſiegt in mir der Quell
Der Thränen. Nicht vermag ich mehr zu weinen.
(Singt langſam herab.)
Anbeten ließ ich mich — der Blüthenzeit
Alleinig Ziel. Und jetzt! was bin ich denn?
Die kalte Herrſcherin, ein herzlos Weib;
Sie küſſen mir die Hand und huldigen mir
Wie einer Königin; der Küſſe Gluth doch
Läßt kalt mich und dringt nicht zu meinem Herzen.
Wer glaubt' es wohl, daß Silvia ſich langweilt?
Doch ſtets des blauen Himmels Einerlei!
Zwei Monden ohne Regen! Immer noch
Der ſommerlichen Stille ſchöne Nächte!
Der Himmel wahrlich reiht ſich an die Dichter,
Die mir in Serenaden Huld'gung bringen.
Er bietet ihnen abgeſchmackte Bilder,

Mein Name selbst muß zum Sonettenreime
Mit meinen Lieblingsblumen sich verketten.
Und dennoch bin ich das Idol; die Schmeichler
Beneidet man, die Silvia's Blicke fesselt,
Wenn auch aus flücht'ger Miene Hohn nur spricht;
Toscana's beute-müder Abenteurer
Legt goldenes Geschmeide mir zu Füßen.
Im Wettkampf eifern Genuas Podesta,
Goldschmiede, wer von ihnen wohl vermöchte,
Zu blenden mich durch seiner Schätze Glanz.
Fürwahr! noch keiner hat mich überrascht.
Ich kann sie nur verachten oder hassen
Die Männer alle, die so bald befriedigt,
Weil Eitelkeit, nicht Neigung mich begehrte.
Weh mir! Ist Leben ohne Liebe Leben?
Nichts hab' ich! Nicht im Buch ein trocken Blümchen,
Kein theures Härchen, keine liebe Zeile,
An der mein Herz in stiller Nacht sich labt.
So leb' ich freudenlos und ohne Regung,
Und selbst der Thränen Glück kenn' ich nicht mehr,
O, traurig Sein!

(mit dem Blicke auf das ferne Florenz.)

Und dort wie schön Florenz,
Wo jetzt vielleicht gleich mir zum klaren Himmel
Einsam noch blickt, an's Fenster hingelehnt,
Ein armer Schüler, der mich einmal sah,
Mich nicht vergessen kann und schwärmerisch
Mir seine Liebe weiht — mir, der Unwürdigen.
Und wenn er jemals diesen Weg beträte,
Des Unheils Pfad, der ihn hieher geführt —
Die Hoffnung sei ihm fern, daß je mein Herz,
Mein armes Herz ihn wieder von sich ließe.
Nein! ich gelob's; das Glück von mir zu stoßen
Wär' nimmer ich bereit und nimmermehr
Würd' ich der Großmuth mich zum Opfer bieten.

Zanetto (in der Ferne singend.)

Liebchen, sieh, es naht April,
Sonne kehrt aus dem Exil;
Aus den Nestern tönen Lieder.
Reiner Himmel, leichte Luft,

Wunderbarer süßer Duft,
Taubenflaumen schneit es nieder.

Silvia:

Zum Lorne regt mich Alles auf; ja selbst
Dieß Lied, das durch die Nacht hin lieblich tönt.
Der frohe Muth der Andren jagt mir nach,
Er singt den Frühling, den ich, traurig, hasse.

Zanetto (etwas näher):

Folge nur den Schmetterlingen
Und dem Pfad, den Spröde gingen:
Hör' mein Lied, es will dir winken,
Komme, komm zum Walde dort,
An den Bach, den stillen Ort,
Wo du sichst Gazellen trinken.

Silvia:

Die Melodie ist süß, die Stimme rührend;
Solche Liebgetändel kenne ich nicht mehr.
Hinein! den Raum hier laß' ich Glücklichen.

(Sie steigt langsam die Terrasse hinauf, indem sie zerstreut auf die Seite blickt, woher die Stimme kam. Zanetto die Laute an der Seite und seinen Mantel über den Arm nachlässig geworfen, tritt fröhlich ein, ohne Silvia zu bemerken.)

II. Scene.

Silvia auf der Terrasse. Zanetto.

Zanetto:

Gepriesen sei o Sommernacht dem Wanderer!
Fand ich mein Abendbrod im schlichten Dorfe
In grüner Laube bei der Sonne Gluth,
So streif' ich wieder fort im Mondenschein,
Im Wandern sing ich, da gibt's kein Ermüden.
Willkommen, Sommernächte! wo der Himmel
So gleich an Wunderlicht, und das Gestirn
Durch Zweige wie ein freundlich Menschenantlitz
Den Weg erhellt. Willkommen Sommerhoffen!
Hier bin ich nun und morgen soll Florenz
Mir sagen, ob es noch die Laute liebt
Und Liebesfänge. Doch es graut noch nicht
Der Tag. Wo klopf' ich an, um auszuruhen?
Der Schenke Thüre öffnet sich nicht gerne,
Pocht meinesgleichen Einer an, der so was

Auf ſeiner Schulter trägt und gar dazu
Den Klimperkaſten.

(Deckt auf Mantel und Laute.)
(Er bemerkt die Bank.)

Ei, die alte Bank?
Fürwahr ſehr hart. Doch iſt die Nacht ſo lind!
Und kenn ich nicht derartige Ruhekiſſen
Von ſammtnem Moos? Man legt ſich d'rauf und ſchläft,
Und wen's im Schlummer friert, der kann am Morgen
Im Sonnenſtrahle tanzend ſich erwärmen.

(Im Begriff, ſich auf die Bank zu legen.)

Wohl läg ich beſſer zwiſchen weichen Linnen,
Doch ruht ſich's hier auch gut. Der Sternenhimmel,
Die Herberg Gottes, die ſteht Jedem offen.

(Streckt ſich auf die Bank hin, halb in den Mantel gehüllt und ſchließt die Augen.)

Silvia (von der Terraſſe auf ihn hinabſchauend):

Der arme Burſch! er thut wie er geſagt.
Und ich, die ich die Sternennacht verwünſcht,
Wie ſchlecht bin ich!

(Steigt ſchnell herab.)

Die Pflicht der Gaſtfreundſchaft
Heißt mich ihn rufen.
Nun, ſo geht es aber:
Wir klagen oft den Sommer an, daß er
Uns Schwermuth bringe, und wir ſehnen uns
Nach trüben Nächten und gedenken nicht
Der armen Wand'rer, die ſo heimatlos,
Vom Schickſal ſchier vergeſſen, Obdach ſuchen.

(Bemerkt, daß Janetto ſchläft.)

Er ſchläft ſchon. Armer Junge, biſt's gewohnt!
Doch wie? Die Stille und die Einſamkeit,
Die duft'ge Nacht und dieſes Kind, das ſchläft —
Bewegen mich. Mir iſt es, als ob ſtärker
Mein Herz ſich regte, daß ſich Etwas nahe,
Mich zu erſchüttern! Ei! ich bin nicht klug;

(Betrachtet Janetto näher.)

Ich Närrin!
Gott! Wie gleicht er meinem Traume!

(Sie ergreift leiſe ſeine Hand.)

Wach auf! Wach auf! Die Nachtluft iſt gefährlich.

Zanetto (erwacht und betrachtet Silvia mit Ueberraschung und Bewunderung):

Du holde Fee! — Du warst's, von der ich träumte,
Nur lichte Bilder sah im Schlummer ich.

Silvia:

Der Sterne Schein nur war es durch das Grün.

Zanetto:

Nein, nein! In Euch erkenn' ich meinen Traum,
Und Eure Stimme auch scheint mir nicht fremd:
Im Schlafe ist Bewußtsein fern, doch nicht
Vorausehn. Himmlische Musik vernahm ich.

Silvia:

Was Melodie Dir schien, war nur das Säuseln
Der Luft, die sich durch dunkle Zweige brach.

Zanetto:

Wer seid Ihr denn?

Silvia:

Die Unerwartete,
Die endlich kömmt, Dir Mahl und Rast zu bieten,
Hast Hunger und bedarfst des Schlafes Du.

Zanetto (fortwährend an ihre Blicke gebefftet):

Ich danke Euch. Mein Nachtmahl hatt' ich schon
Und alle Schlaflust ist mir nun vergangen.

Silvia (bei Seite):

Sei mild o Silvia, die du oft so grausam!
Bedenke: dießmal wäre Lieb' Verbrechen;
Ist er nicht Knabe doch?

(Laut)

Sollt' ich nicht wissen,
Wer sich vor meinen Fenstern hier gelagert?

Zanetto:

Mit Recht, und wer ich bin, will ich Euch sagen:
Ich bin ein Musiker und heiß' Zanetto.
Seit meiner Kindheit zieh umher ich wandernd,
Mein Leben möcht' ich eine Lustfahrt nennen.
Drei Mal kaum schlief ich unter einem Dach.
Ich nähre mich durch Künste vielerlei,
Die nichts bedeuten, doch um wahr zu sein,
Was Nichts frommt — wißt Ihr's nicht? ist oft auf Erden

Das Unentbehrlichſte. Den Kahn zu lenken
Bin Meiſter ich, verſteh's, die beſten Zweige
Zu wählen, Schnur und Angel dran zu heften;
Der Rüden Paar weiß ich gewandt zu führen,
Ein ſtörriſch Roß zu bänd'gen, goldnen Reim,
Vermag zu fügen ich in dem Sonett,
Und mehr noch, ja! ein ſeltenes Verdienſt,
Ich bin ein Falkner und gewandter Lautner.

Silvia (lächelnd):

Brodloſe Künſte, meinſt Du es nicht ſelbſt?

Janetto:

O nein! Viel wen'ger, als man glauben ſollte;
Doch ich geſteh's: ich bin zu ſehr Fantaſt.
Die Zeit des Mahles iſt oft räthſelhaft,
Bisweilen muß ich leider ja vergeſſen,
Daß mir nicht immer Gaſtrecht beut dies Land.
Wie oft, vornehmen Häuſern fern, wie dieſes,
Lieg' ich in Waldestiefe, Nüſſe ſpeiſend,
Darum auch bin ich dem Eichhörnchen gleich.
Nicht ſelten doch nahm man mich freundlich auf.
Ich brauche wenig Raum und ſonſt nicht Viel,
Und biete zu dem Mahle gern ein Lied.
Dann, während ich ſo ſinge, theilt der Hausherr
Wildpret und fett Geflügel mit dem Meſſer
Und meine Stimme wird dabei ſo ſüß,
Auf duftende Gerichte blick' ich ſchmachtend
Und man verſteht mich. Mein Gedeck iſt da.

Silvia:

Auch ich verſteh. Du willſt wohl nach Florenz?

Janetto:

Ihr meint? O nein, ich ziehe wohl den Weg,
Doch kreuzen Pfade ſich, die mir gefallen,
Ei nun, den ſchönſten wähl' ich und verfolg' ihn.
Die Laune iſt mein Führer und ich wand're
Gleich einem welken Blatt' und wie ein Wölkchen.
So Einer bin ich, in der That, der kommt,
Und Niemand weiß woher, zwecklos, Poet,
Auch Narr wohl, der nur Luft und Raum begehrt;
Der folgt dem Flug der Vögel und — verſchwindet.

Nur Einmal biet' ich traulichen Gesang.
In flüchtigem Augenblick' brech' ich Gewinde
Von Blüthen, zu der Laute buntem Schmuck.
Dann wandr' ich fort. Ich bin der Sonderling,
Der Allen schon begegnet, nur belästet
Von sechzehn Jahren, dort auf nächt'gen Pfaden,
Wo der Leuchtkäfer glänzend Heer ihm leuchtet;
Beim Regen flücht' ich unter's Blätterdach,
Und triefend tret' ich aus dem nassen Walde
Hinaus, wo mich der Regenbogen grüßt.
Da ich das Glück nie suche, ist's begreiflich,
Daß ich's auch nirgendwo bisher gefunden.
Der Pilger bin ich, der bei Mondschein wallt,
Am Plauderbache trinkt, den Fluß durchwatet,
Und trotz des steten Wanderns nie ermüdet.

Silvia:

Hast Du bedacht nicht, einmal Halt zu machen?
Solch' ruhelose Fahrt erbitzt den Geist
Zum Träumen nur vom unbestimmten Morgen;
Trafst Du auf Deinem Weg ein Häuschen nie,
Das lieblich ist umrankt von Reb' und Flieder,
Wo treu ein alter Hund am Thore liegt,
Am Fenster, halbgeöffnet, Dich ein Mädchen,
Ein wunderliebes Kind mit feinen Zügen,
Wenn Du vorüber ziehest, freundlich grüßt?

Janetto:

Bisweilen wohl. Doch meint' ich stets, der Schall
Von meinen Liedern sei dem Steinwurf gleich,
Der aus den Büschen weckt ein Nest von Schlangen,
Den Vater etwa oder strengen Vormund.
So denk' ich, mein zigeunerisches Wesen
Sei ihnen nicht genehm und kaum beliebt;
D'rum stör' ich nicht dergleichen Leute Ruhe.

Silvia:

Wie? Und Du schwärmtest nicht, wenn schöne Mädchen
Dir lächelnd Blumen warfen von dem Mieder?

Janetto:

Wozu auch? Einen Kuß werf ich entgegen
Und zieh' vorbei; ich liebe meine Freiheit.

Die Liebe nähme mir den leichten Schritt;
Nichts tragen will ich, als mein Saitenspiel
Und einen Federschmuck auf dem Baret;
Im Herzen Liebe ist zu schwere Bürde.

Silvia:

Ein Vöglein bist Du, das sich nicht läßt fangen.

Janetto:

Niemals.

Silvia:

Und einmal suchst Du doch ein Nest.
Ist's nicht so?

Janetto:

Nein. Mir bangt vor der Liebe.
Ihr wißt es nicht. Ach! es ist gar zu süß.
Nur flüchtig wie ein Schmetterling zu ruhen
Bei stetem Geh'n und immer Wiederkehren.

Silvia:

Dies ist das Glück nicht. Nach Florenz willst Du,
Doch leitet *keine* Hoffnung Dich dahin?
Du kömmst, nur von des Zufalls Hand geführt,
Weil Dir der Weg gefiel, dem Vorsatz treu,
Du etwa folgtest einer Schwalbe Flug;
Hieher hat Dich die Nachtluft wohl geweht?

Janetto:

So ungefähr.

Silvia:

Hab' ich's nicht ganz getroffen?
Du hättest eine Absicht?

Janetto:

Weiter Ferne!
Was mir das „Morgen" bringt — ich weiß es nicht.

Silvia:

Kann' ich Dir helfen?

Janetto:

Nicht bedarf ich Eurer.
Vielleicht, am Ende, ging' ich doch nicht weiter.
Vernehmt: Es ist wohl nur ein Hirngespinst,
Ein Wesen meiner Art ist elternlos.

Bin ich gemeiner Abkunft oder gar
Von edlem Stamm', fürwahr, hab's nie erfahren.
Wie dem auch sei, dies sagt mir mein Bewußtsein,
Daß es ein heller Morgen ist gewesen
Der jungen Zeit, an dem ich ward geboren;
Der Freudenstrahl, der mir das Haupt durchzuckt,
Er sagt es mir: Ich bin nicht heimatlos.
Bis jetzt war ich ein zügelloses Füllen,
Frei, ohne daß ich And'res mir gewünscht.
Nun aber, und dies muß ich Euch bekennen,
Seit Euer milder Mund zu mir gesprochen,
War's mir, als träumte ich von einer Schwester;
Seit Ihr mir maltet jenes stille Glück,
Das Häuschen dort, umrankt vom blauen Flieder,
Zum ersten Male fühlt' ich mich erhöht,
Und Eurem süßen Worte will ich folgen.
Bei solcher Schönheit kann nur Güte herrschen.
Wollt Ihr's versuchen, edle Frau, mit mir?
Wollt Ihr das Vöglein Euch im Käfig zähmen?
Ich ende nun mein wildes Wanderleben
Und bleibe, wenn Ihr's duldet, hier; zu Nichts,
Als Euch die Zeit zu kürzen; mit der Laute
Zu Euren Füßen auf dem Kissen sitzend
Will ich mit flücht'gem Lied in Traum Euch wiegen.

Silvia:

Du bist ein Kind.

(für sich)

Weh' mir! Warum bin ich
Erschüttert? Welche Angst bewältigt mich?
Er mir so nah, für immer! Ich ihn pflegend
Mit aller Zärtlichkeit! Und er dann wieder,
Er würde Herrin nennen mich. Zur Wahrheit
Gezaubert wäre bald mein liebster Wunsch!

Janetta:

Habt Ihr gehört? Nun — wollt Ihr?

Silvia:
(bei Seite)

Ob ich will?
Niemals! Und doch ist er es, der's begehrt.

Jonetto:

Wohl fühl' ich es, die Gunst wär' allzugroß.
Und dennoch — wollt Ihr?

Silvia:
(bei Seite)

Weh' mir! Morgen schon
Mußt' er ja wissen, wer ich bin.

Jonetto:

O sagt:
Darf ich noch einmal fragen, ob Ihr wollt?

Silvia:

Es kann nicht sein.

Jonetto:

Ihr könnt nicht? und warum?

Silvia:

Des Standes bin ich nicht, wie Du es wähnst,
Nicht jener Damen Eine, reich und vornehm,
Die sich mit Dichtern, Musikern umgeben.
Arm bin ich und mein Haushalt ist gering.

Jonetto:

Wie sagt Ihr? habt nicht Roß nicht Wagen?

Silvia:

Nein.

Jonetto:

Nicht einen Pagen?

Silvia:

Nein.

Jonetto:

Ein Stuhl genügt mir
Zum Schlummer und zur Mahlzeit eine Frucht.

Silvia:

Ich kann nicht.

Jonetto:

Aber . . .

Silvia:

Wittwe bin ich, einsam,
Und traurig leb ich.

Janetto:

Weh! zu Euren Füßen
Ein Plätzchen nur!

Silvia:

Und dennoch kann's nicht sein.

Janetto:

So fahre wohl, o Seeligkeit des Herzens!
Soll ich bei Silvia mein Heil denn suchen?

Silvia (bei Seite):

Was hör ich?

Janetto:

Da es mir verwehrt bei Euch
Die Friedensheimat, die Ihr preist, zu finden,
So gebt mir Rath.
Es lebet in Florenz,
Wie jüngst ich hört', ein Weib so wunderbar,
Dem jedes Herz erliegt und dessen Blick
Wie Zauber wirkt. Blaß soll die schöne Frau sein,
Und königlich, wie Euch ich vor mir schaue.
Ihr kennet wohl den Namen, wißt von Silvia?
Ein Leben führt sie, wie man mir erzählte,
Ein Leben prachtvoll, üppig: Alles strebt
Um sie zu sein in decameron'schem Kreise.
Sie liebt der Laute Klang und Liederspiel,
Und darum, daß ich's offen Euch gestehe,
War auf dem Wege ich zu Ihr.

Silvia (für sich):

Mein Gott!

Janetto:

Dort find' ich wohl ein Plätzchen im Palaste
Beim Negerknaben und beim Hundewärter.
Schon regt in mir der Ehrgeiz sich, ich fühle,
Wie mir das Herz in bangem Stolze schlägt.
Ein Wunder, sagt man, soll sie sein von Schönheit,
In ihrer Nähe athmet jeder Schwermuth,
Und Sie verbreitet schwärmerischen Hauch.
In solchem Augenblick trau' ich auf Euch.
Ihr stießt mich von Euch, doch in milder Weise,
Und es geschah, mich däucht's, nicht allzuleicht;

Es zieht bei Euch, mir unbewußt, ein Drängen
Zu dem Gedanken, daß sich Euer Herz
So mild und mütterlich hin zu mir neige,
Daß ich nicht fremd Euch sei und Euer Rath
Mir Segen bringe für mein ganzes Leben.
Sprecht, ich gehorche. Soll ich hin zu Silvia?

Silvia (bei Seite):

O, nun begreif ich. Morgen kämm' er wieder.
Dem Wand'rer, der die Liebe heißt und der,
Ein Ungekannter, schon beim ersten Blicke
Mit Allgewalt sich in mein Herz gedrängt —
Ihn hat das Schicksal wohl an mich gewiesen.
Das Glück zog ein, soll ich es selbst verjagen?
Nein, nimmermehr! zernichten dieß Geheimniß
Der süßesten Empfindung? nein! ich will — —

Janetta:

Ihr schweiget. Also wenig gelt ich Euch?

Silvia (bei Seite):

Ach! wär' es schändlich auch, könnt ich nicht sagen:
Du selbst, o Schicksal, hast es ja gewollt.

(zu Janetta):

Da Du's verlangst, nun —

Janetta:

Sprecht!

Silvia (nach langem Schweigen und innerem Kampfe):

Geh' nicht zu ihr!
Geh, nicht hin! Glaube, denn sie ist verächtlich.
Du weißt von solchen Dingen Nichts. Nicht ahnet
Die Unschuld Deiner Seele die Gefahr.
Doch ich, die nicht vermag, Dich zu beschützen,
Weh mir! ich, die die erste wohl gewesen,
Das Gastrecht zu versagen, das Du fandst
In jeder Hütte — ich, ich kann Dich retten.
Wie? Du, des Waldes Kind, der Du das Echo
Mit Deinem Sang erfreust, und mit dem Flug
Der Schwalbe freien Wanderlebens ringst,
Und mit der Wolke, mit der flüchtgen Welle?
Der Du ein Herz hast, schlicht und einfach noch,
Und mit den Vöglein auf zum Himmel singest,
Du wolltest, reinen Thau auf Deinen Wangen,
Die Schwelle überschreiten jenes Hauses,

Des unheilvollen und verachteten?
Du träfest ein beim frühen Morgenstrahle
In das Gemach, wo kaum das Fest zu Ende?
Und Deine keusche Lippe, armes Kind,
Wär' allzubald geröthet von dem Becher,
Den noch vor Kurzem schwang des Frevels Lust.
Schmachvolle Herberge würde Dir geboten;
Dein klares Auge und Dein golden Haar —
Sie würden allzubald entweiht vom Anblick
Der von durchschwelgter Nacht entstellten Wesen,
Erbleicht vom Laster.

Du zu Silvia? Nein,
Du kannst es nicht. Nichts Schöneres gibt es wohl,
Als Lager, Mahl mit Liederkunst bezahlen;
Doch wer Dir's gab, bleibt immer dann die Frage.
Verzeih! Ich spreche wohl mit herber Strenge
Zu Dir; Du bist so rein und unschuldsvoll,
Und ich bedarf so sehr der milden Nachsicht.
Ich bin bewegt, ach! nur weil ich Dich liebe ....
So, wie ein Kind, das man beschützen will.
Ja, mein Zanetto, bleibe Frühlingswand'rer,
Und mögst Du immer durch die Felder streifen,
Die Laute summend wie ein Bienenschwarm!
Und trübt der Himmel sich, so flüchte gern
Zum greisen Schloßwart oder schlichten Landmann;
Dann wand're weiter, in gewohnter Weise.
Und endlich, ziehn an einem Frühlingsmorgen
Durch's Dorf Du, wo ein einfach liebes Kind,
Wie eine Braut noch vor der Schwelle schafft,
Da sei des steten Wanderlebens Ziel,
Dort bleibe, leb' als Schnitter immerhin
Im Dörflein still; dort ist das wahre Glück!

Zanetto:

Ich folge Euch. Doch ist's Verläumdung nicht,
Die Silvia schmäht? Die mir dies Weib genannt,
Sie höhnten mit Verachtung nicht ihr Haus;
Denn wär' es, hätt' ich nicht zu ihr gewollt,
Hätt' ich gewußt ....

(bemerkt Silvia's ſchmerzliche Bewegung.)

Verzeiht, wenn ich verletzte.
Ich ahn' es. Als den Stufen ich mich nahte,
Sagtet Ihr nicht, daß Ihr in Trauer ſeid?
In Trauer! Ja, man trauert um Verlornes:
Ein Bräutigam, ein Bruder, der zum Opfer
Wohl jener Silvia fiel. Nicht wahr? Ich bitt' Euch,
Seid wieder gut, verzeiht, daß ich ſo ſpät
Bedachte, daß nicht meinethalben nur
Ihr ſo bewegt ſeid, — Eiferſucht vielleicht
Euch ſchmerzlich aufgeregt . . . .

Silvia:

Mein Freund, Du irrſt.
Um Bruder nicht, um Freund nicht muß ich klagen,
Mein Schmerz entſtrömt nach einer näheren Quelle.
Ich kenne Silvia, drum ergreift mich Wehmuth.
Wohl weiß ich, daß der Großmuth ſie auch fähig,
Daß ſie die Unſchuld ehrt, die zu ihr flüchtet.
Doch auf des Eiſes dünner Schichte wandeln —
Iſt's nicht gefährlich? Könnte Silvia wohl
Entſagen? Nein ſie haßt, was immer rein iſt.
Nun wand're fort und glaube, daß nur Mitleid
Mich hieß, zu warnen Dich vor Silvia.
Indem ich's that, erfüllt' ich eine Pflicht.
Entferne Dich. Geh!

(Mit zurückgehaltenem Schmerze.)

Ach, Du kannſt nicht wiſſen,
Mit welcher Schmerzenspein und Ueberwindung
Ich Deine Schritte wandte von dem Pfad.
Du kannſt es nicht begreifen, doch ich will's.
Und daß ich's will, bei Gott! verdienet Dank.

(Bei Seite.)

Nun iſt es überſtanden! aber weh' —
Hätt' er nur eine Ahnung!

Janetto:

Ich gehorche.
Ihr ſelbſt habt ſie verurtheilt. Nun, ich gehe,
Um minder glücklich heute wohl zu nennen
Als jemals meines Schickſals Gunſt; denn hier
Begriff ich jenen Reiz der ſüßen Ruhe,
Der mir wohl immerdar verſagt wird bleiben.

Doch nehm' ich mit mir einen Strahl des Glückes,
Denn selbst in dem Versagen fand ich Milde,
Wenn ich auch nichts behielt', als die Erinn'rung,
Daß wenn Ihr weg von Euch mich weisen mußtet,
Sich doch geheimes Weh im Innern regte
Und daß ein süßes Wort von Leid Ihr sprachtet.

Silvia (reicht ihm lebhaft einen ihrer Ringe):

Wahrhaftig, ja! und daß Du's nie vergessest,
Erinn're Dich der Ring daran.

Janetto (mit zurückweisender Geberde):

O Nein.

(Den Ring betrachtend.)

Er ist von edlem Gold, ein Alterthum
Von seltenem Werth, ein großer Demant ziert ihn.
Ich nehm' ihn nicht. Fürwahr, ich kann es nicht.
Und danke Euch. Seid Ihr denn Wittwe nicht
Und arm?

Silvia (bei Seite):

Sollt' er mich kennen, wär's nur Prüfung?
Ahn't er, woher der mir verhaßte Schmuck?
Er schweigt. Vor seinem Blick muß ich erröthen.

(Laut):

Und nun, was soll ich And'res denn Dir bieten?

Janetto:

Gern nehm' ich der Erinnerung liebe Gabe,
Almosen nicht. Schenkt eine Kleinigkeit,
Doch was recht nah Euch war. Seht! diese Blume,
Die traurig stirbt in Euren dunklen Haaren.

Silvia (ihm die Blume reichend):

Weh mir! — so nimm sie. Noch vor Tages Anbruch
Liegt diese Rose matt in Deiner Hand;
Ihr Tod erinn're Dich an mein Gebot;
Und, ist sie ganz verwelkt, vergesse mich.
Leb wohl!

Janetto (nähert sich Silvia, die sich mit zurückweisender Geberde entfernt):

O theure Frau, nur noch ein Wort!
Mir bangt, daß ich den alten Weg soll gehen.
Kein Pfad, so scheint mir, führt von hier hinweg
Zum Glücke mehr, drum bangt mir, wie ich wähle.

Entscheidet Ihr! Besinnt Euch wohl, daß Ihr's
Zu meinem Heil, mit meinem guten Sterne.
Ich ziehe fort, dahin, wohin Ihr zeigt.
Nun wählt.

Silvia. (die Terrassentreppe hinuntersteigend zeigt auf die entgegengesetzte Seite der Richtung von Florenz):

So geht, geht nach Sonnenaufgang!

Janetto (macht noch einige Schritte gegen Silvia, die ihn von sich weist; dann stürzt er in tiefer Erregung rasch hinaus).

III. Scene.

Silvia (allein):

(Sie bleibt einen Augenblick auf der Terrasse stehen und blickt Janetto nach, dann plötzlich bedeckt sie ihr Gesicht mit den Händen und weint bitterlich):

Silvia:

Die Liebe sei gebenedeit! Ich weine wieder!

Der Vorhang fällt.

Als Manuscript gedruckt.

Druck von W. Weifenbach in München.